

LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND
Archivberatungsstelle

MÜNDLICHE GESCHICHTE
IM
RHEINLAND

Archivhefte 22

MÜNDLICHE GESCHICHTE IM RHEINLAND

LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND
ARCHIVBERATUNGSSTELLE
ARCHIVHEFTE
22



1991
Rheinland-Verlag GmbH · Köln
in Kommission bei
Dr. Rudolf Habelt GmbH · Bonn

MÜNDLICHE GESCHICHTE
IM
RHEINLAND



1991
Rheinland-Verlag GmbH · Köln
in Kommission bei
Dr. Rudolf Habelt GmbH · Bonn

Redaktion: Dr. Dieter Kastner

Rheinland-Verlag GmbH · Köln
Rheinland-Verlag- und Betriebsgesellschaft
des Landschaftsverbandes Rheinland mbH.
Abtei Brauweiler, 5024 Pulheim 2

© by Archivberatungsstelle Rheinland
Redaktion: Dr. Dieter Kastner
Satz + Druck: ICS Kommunikations-Service GmbH,
Bergisch Gladbach
ISBN 3-7927-1181-8

Inhalt

Vorwort	9
Dieter Kastner	
Zur Einführung: Mündlichkeit in der Geschichte von Herodot bis in die Gegenwart	11
Arie Nabrings	
Die Oral-Phase der Geschichtswissenschaft	25
Alexander v. Plato	
Die Archive, die Schöne Literatur und die Oral History	33
Peter K. Weber	
Mündliche Geschichte. Eine Herausforderung für Archive und Archivare	47
Peter Hüttenberger	
Zur Technik der zeitgeschichtlichen Befragungen	63
Peter Hüttenberger	
Zeitgeschichtliche Befragung: ein Nachtrag, Juli 1990	75
Wolfgang Franz Werner	
Luftkrieg, erlebt und erinnert. Zu Tom Harrissons Buch über den Kriegsalltag in Großbritannien	83
Tom Harrisson	
Wie es damals war	87
Bernd-A. Rusinek	
Dokumente der Unterdrückung und ihre Interpretation. Überlegungen im Rahmen einer »kleinen« Hermeneutik	95
Bernd-A. Rusinek	
Zeitzeugenberichte über Erlebnisse unter der NS-Diktatur. Problematisierungen	115
Reinhard Mann	
Validitätsprobleme retrospektiver Interviews. Eine Befragungsreihe zum Thema Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich	127
Martin Rüter	
Mündliche oder schriftliche Überlieferung? Überlegungen zu Möglich- keiten und Grenzen der Zeitzeugenbefragung. Ein Erfahrungsbericht . . .	137

Peter Dohms	
Interviews zur Geschichte der 1970 gegründeten Stadt Meerbusch. Ein Erlebnisbericht mit einigen Überlegungen	147
Uwe Kleinert und Manfred Pricha	
Die Arbeitsverwaltung aus Sicht ihrer Mitarbeiter. Zur praktischen Anwendung der Oral History für eine Behördengeschichte	161
Norbert Lambert, Bettina Bouresh, Martina Wirtz	
Arbeit in der Erinnerung. Erfahrungen mit der Oral History bei der Rekonstruktion einer alten Fabrik – eine Methode und ihre Grenzen . . .	173
Michaele Messmann	
Erfahrungen mit Oral History	189
Heinz A. Pankalla	
Der Bestand »Lebensgeschichtliche Interviews 1984–1986« im Stadtarchiv Dormagen. Ein Beitrag zu Theorie und Methoden systematischer Bestandsbildung in der zeitgeschichtlichen Sammlung	197
Horst Matzerath	
»Kölner erinnern sich an die Jahre 1929–1945«	231
Manfred Faust und Erhard Stang	
Hürth erinnert sich: Ein frühes und langfristig angelegtes Oral-History-Projekt in einer rheinischen Industriegemeinde	239
Winfried Böcker	
Interviews zur Ortsgeschichte. Ein Projekt des Stadtarchivs Wesseling . .	247
Susanna Kauffels	
Eine Zeitzeugenbefragung zur NS-Zeit in Neuss	259
Michael Lehmann	
Zeitzeugenbefragung über die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges in der Ortschaft Marienbaum	265
Helmut Vogt	
Bonn im Bombenkrieg. Zeitgenössische Aufzeichnungen und Erinnerungsberichte von Augenzeugen. Erfahrungsbericht des Herausgebers	269
Hildegard Ginzler	
Es war einmal . . . ? Umgang mit der Erinnerung	273

Wilfried Busemann, Hans-Christian Dreßel, Dieter Remig Die Neugierde auf Lebensgeschichten unbekannter Menschen. Aus der Arbeit der Bonner Geschichtswerkstatt	285
Petra Clephas-Möcker und Kristina Krallmann Theoretische und praktische Probleme der Oral History im Kontext von Frauenforschung, dargestellt am Beispiel einer Befragung älterer Akade- mikerinnen	293
Marie-Theres Deußen »Da müßten Sie den B. fragen!« Möglichkeiten und Grenzen der Oral History bei der Aufarbeitung der Gocher Vertriebenengeschichte . .	309
Hendrik Graf Patientenbefragungen als ein Beitrag zur Erforschung der NS-Psychiatrie. Ein Erfahrungsbericht	315
Michael Zimmermann Lebensgeschichtliche Interviews mit Juden aus Essen. Ein Erfahrungs- bericht	319
Barbara Becker-Jákli Zeitzeugen und jüdische Geschichte. Erfahrungsbericht zum Projekt »Juden in Brühl«	325
Hans-Joachim Henke Forschungsprojekt »Unbesungene Helden« – »Helden« besingen?	337
Andreas Kussmann Chancen und Probleme von Zeitzeugengesprächen mit ehemaligen Fremdarbeitern	347
Peter Pechmann Zwangsarbeiter in Neukirchen-Vluyn während der NS-Zeit – ein Erfahrungsbericht	359
Adelheid Schrutka-Rechtenstamm Methodische Erfahrungen im Projekt »Soziokulturelle Auswirkungen von Dorfum siedlungen im rheinischen Braunkohlerevier«	363
Renate Xhonneux und Helmut Scheuer Zeitzeugenbefragung im Vorfeld der Umsiedlung – Ein Projekt des Geschichtsvereins der Gemeinde Inden	369
Peter K. Weber Checkliste zur Übernahme und Generierung mündlicher Überlieferungen	375

Albert Eßer und Dieter Kastner	
Anhang: Literatur- und Projekteverzeichnis	381
Anhang I: Literatur zur Methode und zu archivischen Aspekten der Oral History	381
Anhang II: Unter Benutzung von Zeitzeugenbefragungen entstandene Veröffentlichungen zur rheinischen Geschichte	384
Anhang III: Oral-History-Bestände und -Projekte im Rheinland	390
Verzeichnis der MitarbeiterInnen.	405

Vorwort

Die Archivberatungsstelle Rheinland wählte 1990 die Mündliche Geschichte zum Thema des Rheinischen Archivtags. Von den sechs dort gehaltenen Vorträgen können fünf in zum Teil erheblich erweiterter Form hier abgedruckt werden. Der Verlauf der lebhaft geführten Diskussionen auf dem Rheinischen Archivtag bewies, wie umstritten das Thema unter Archivaren ist und wie deren Einstellung von scharfer Ablehnung bis zu begeisterter Zustimmung reicht. Auf jeden Fall ist die Mündliche Geschichte ein Thema, das die Archive in Zukunft beschäftigen wird; die Diskussion um diese Frage hat erst begonnen.

Mündliche Geschichte wird heute bereits an vielen Stellen außerhalb der Archive betrieben. Geschichts- und Heimatvereine, Bürgerinitiativen, Universitäten, spezielle Forschungsinstitute, Geschichtswerkstätten, Frauenkulturarchive, Schulen und Volkshochschulen, Museen, Stadtteilarchive, Parteien, Berufsorganisationen und Gewerkschaften, Firmen sowie zahlreiche Einzelforscher führen Befragungen durch. Themen, Zielsetzung, Umfang und Niveau dieser Projekte sind ungemein unterschiedlich. Die vielen Beiträge, die eigens für den vorliegenden Band verfaßt worden sind, spiegeln die Bandbreite von Themen, Aspekten, Problemen und Methoden der Mündlichen Geschichte wider. Bewußt ist darauf verzichtet worden, einen zu engen konzeptionellen Rahmen zu entwickeln und die Aufsätze und Meinungen gemäß diesem Konzept auszuwählen und in ein solches Korsett einzu-zwängen. Der interessierte Leser mag aus der Breite und Fülle des Dargebotenen ersehen, in welchem Ausmaß schon jetzt Mündliche Geschichte in der Region betrieben wird und auch inwieweit Archive beteiligt sind. Vor allem der Anhang mit der Zusammenstellung der unter Verwendung von Zeitzeugenbefragungen entstandenen Literatur sowie der Zusammenstellung der Oral-History-Bestände und -Projekte im Rheinland mag gute Dienste leisten und einen ersten Überblick geben über die in einer bestimmten Region betriebene Oral History.

Brauweiler, November 1990

Zur Einführung: Mündlichkeit in der Geschichte von Herodot bis in die Gegenwart

von Dieter Kastner

»Quod non est in actis, non est in mundo.« Der alte Juristenspruch galt lange Zeit auch für Historiker als unumstößliche Wahrheit – und gilt es für viele noch immer. Was nicht schwarz auf weiß irgendwo und irgendwie geschrieben steht, habe nicht als Quelle zu gelten und sei nicht der Beachtung wert. Die Geschichtsforschung habe es nunmal mit Urkunden und Akten zu tun; nur schriftliche Aufzeichnungen seien Quellen; Geschichte beginne erst dann, wenn Geschriebenes vorliege.

So lernten es Generationen von Geschichtsstudenten seit dem 19. Jahrhundert von ihren akademischen Lehrern. Leopold Ranke, der Ahnherr der deutschen Geschichtswissenschaft, begründete die Methode, ausschließlich schriftliche Dokumente zu benutzen, und seine zahlreichen Schüler in Deutschland und anderen Ländern entwickelten die jedem Historiker vertraute, im Studium erlernte kritische Methode, aus Urkunden, Akten und anderen schriftlichen Quellen ein Bild der Vergangenheit zu gewinnen. »Der Historiker arbeitet mit Dokumenten . . . Es gibt keinen Ersatz für Dokumente: keine Dokumente, keine Geschichte.« So steht es in der klassischen »Introduction aux études historiques« von Langlois und Seignobos (1898) und ähnlich in zahlreichen anderen Handbüchern und Einführungen in das historische Studium.

Spätestens seit dem Entstehen der modernen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert ist es der Historiker gewohnt, aus schriftlichen Zeugnissen das Bild der Vergangenheit zu (re)konstruieren. Urkunden und Akten sind ihm am liebsten, denen er den höchsten Erkenntniswert zuschreibt. Vor allem Urkunden als schriftliche Überreste, die einen Rechtsakt bezeugen, gelten als objektive Quellen, die allen anderen, besonders den subjektiven Quellen vorzuziehen seien. Aber auch die Erinnerungen und Erzählungen der unmittelbar am Geschehen Beteiligten bekommt er gewöhnlich nur in schriftlicher Form zu Gesicht; und nur wenn sie schriftlich niedergelegt sind, finden sie überhaupt sein Interesse, gleich ob es Memoiren und Erlebnisberichte sind, die nach einiger Zeit niedergeschrieben wurden, oder ob es sich um Tagebücher oder Briefe handelt, die unmittelbar und gleichzeitig mit den Ereignissen entstanden sind. Allem mündlichen Erzählen, jeglicher mündlicher Weitergabe der Vergangenheit steht der traditionelle Historiker mit größtem Mißtrauen gegenüber.

Daß die mündliche Weitergabe, die »Oral Tradition« im heute üblichen Sprachge-

brauch der Angelsachsen, die ältere Form der Geschichte ist, wollte man nicht sehen, und daß die zahlreichen nichtschriftlichen Gesellschaften und Kulturen auch ihre Geschichte besitzen und diese gepflegt haben, nahm die kritische europäische, vor allem deutsche Geschichtswissenschaft nicht zur Kenntnis. Kultur bedeutete Schriftlichkeit, schriftlose Kulturen durfte es nicht geben. Die Ursprünge und Anfänge der eigenen Kultur, die ja auch schriftlos war, lagen vor der Geschichte und galten als Vor- und Frühgeschichte, erstere gar nicht und letztere nur schemenhaft zu erkennen in den versprengten Erwähnungen griechischer und römischer Autoren, bei denen es schon »richtige«, weil schriftliche Geschichte gab.

Aber wie sind die ersten Geschichtsschreiber der abendländisch-antiken Kultur an ihre Kenntnisse gelangt? Herodot war nicht nur der Vater der Geschichte und Geschichtsschreibung, sondern auch der Vater der Oral History. Er, der sein Geschichtswerk über die Perserkriege um 430–425 verfaßte, erkundigte sich bei noch lebenden Zeitgenossen und gewann seine Kenntnisse durch mündliche Befragungen. Er gelangte bis etwa 500 v. Chr. zurück, konnte also noch Zeitzeugen sprechen, die die Kriegereignisse miterlebt hatten. So berichtete er über das Gespräch, das er mit einem alten Marathonkämpfer geführt hat. Selbstverständlich hat er auch die vorhandenen und ihm zugänglichen schriftlichen Aufzeichnungen benutzt, aber auch schlicht das wiedergegeben, was man ihm auf Befragen z. B. in Kleinasien oder Ägypten über die fernere Vergangenheit erzählte. Wir finden also bei Herodot sowohl die Oral Tradition als auch die Oral History als auch die Benutzung schriftlicher Quellen. Das allermeiste des von ihm Berichteten ist mündlich Gehörtes und Erfragtes. Ganz ähnlich verhält es sich bei Thukydides, der im ersten Buch seines Werkes über den Peloponnesischen Krieg – in der berühmten Methodendiskussion – sein Verfahren begründet (I, 1 u. 22). Systematisch hat er möglichst viele ereignisnahe Informanten befragt, jedoch immer souverän und kritisch selbst entschieden, was ihm der historischen Wahrheit am nächsten zu kommen schien. Seine Quellen für den Peloponnesischen Krieg sind ganz überwiegend mündlich, durch Befragen von Zeitzeugen und eigene Beobachtungen gewonnen. Klar unterscheidet er zwischen Geschehnissen, die man nur vom Hörensagen kannte oder zu kennen glaubte (Oral Tradition), und solchen, die man von Augenzeugen bestätigt bekommen konnte (Oral History).

Die Oral Tradition (mündliche Überlieferung) kann in diesem Zusammenhang beiseite bleiben; ganze Generationen der besten Köpfe der Historikerzunft haben sich in subtilen und luziden Untersuchungen mit den Fragen beschäftigt, was jeweils wahr und was hinzugefügt oder verfälscht sei. Auch bei Livius und den römischen Geschichtsschreibern finden wir so Oral Tradition – die älteste Geschichte Roms seit der Stadtgründung – und die selbsterlebte oder von befragten Zeugen erlebte Zeitgeschichte. Und ähnlich ist es bei allen großen und kleinen Chronisten und Geschichtsschreibern des Mittelalters, die bis heute als grundle-

gende und klassische Quellen gelten. Beda Venerabilis geht im Vorwort seiner »Historia Anglorum« auf seine Quellen und Informationsträger genau ein. Während er sich für die Vorgeschichte auf mündlich Tradiertes stützen mußte, was er nicht mehr überprüfen kann, hat er für die meisten angelsächsischen Regionen Geistliche als Mittelsmänner benutzt, die für ihn Erkundigungen eingezogen haben, für Northumbria dagegen, wo er zu Hause war, fühlte er sich am sichersten, weil – so schreibt er – »ich nicht von irgendeinem Autor abhängig bin, sondern von unzähligen, glaubwürdigen Zeugen, die entweder die Tatsachen kennen oder sich daran erinnern, ganz abgesehen von dem, was ich selbst weiß.« Helmold von Bosau, der Verfasser der Slawenchronik, gliedert sein Werk in drei Teile: die ältere Zeit vor 1066, für die ihm als Quellen andere Chronisten dienten – der am wenigsten wertvolle Teil –, die Zeit zwischen 1066 und 1115, die er weitgehend aufgrund mündlicher Überlieferung darstellte, die Zeit ab 1115, für die er Zeugen befragte und die er selbst miterlebt hat. In der Vorrede äußert er sich, daß er die Taten getreulich beschreiben wolle, »soweit ich sie aus Erzählungen hochbetagter Männer weiß und aus eigenem Augenschein kenne«. Als um 1090 ein unbekannter Mönch über die Gründung der Abtei Brauweiler (1024) schrieb, erkundigte er sich bei älteren Mitgliedern des Konvents, die das Stifterehepaar Ezzo und Mathilde noch persönlich gekannt hatten und seinerzeit dabeigewesen waren. Die berühmte Chronik von Morea, die Hauptquelle für das Griechenland der Kreuzfahrerzeit, entstand aufgrund gezielter Ausfragungen des Burgkaplans von Kyparissia, der vor allem seinen greisen Burgherrn Vilain d'Aulnay zum Erzählen brachte. So oder ähnlich entstanden jahrhundertlang alle großen Geschichtsdarstellungen und chronikalischen Leistungen. Bischof Otto von Freising konnte so gut die Dinge der frühen Stauferzeit darlegen, weil er einmal ein kritischer Geist und Historiker war, aber auch weil er als Miterlebender und Mithandelnder genauestens Bescheid wußte über die Hintergründe oder ihm erstrangige Informanten zur Verfügung standen. Das von ihm Berichtete hat den Wert einer Primärquelle wegen der Nähe zu den Ereignissen und wird seit jeher höher bewertet als das in Sekundärquellen Ausgesagte.

Im 18. Jahrhundert, bedingt durch die anschwellende Urkunden- und Aktenflut und die ungeheure Vermehrung von gedrucktem Quellenmaterial, wurde dann der Typus des Gelehrten zahlreicher, der sich nur noch mit Geschriebenem und Gedrucktem beschäftigte und daraus seine Geschichte zusammenstellte sowie selbst für die Zeitgeschichte auf Feldforschung und Befragung von Zeitzeugen verzichtete. So war es schon etwas Besonderes, als der große französische Revolutionshistoriker Jules Michelet im vorigen Jahrhundert für seine vielbändige *Histoire de la Révolution Française* überall in Frankreich Leute befragte, die die Ereignisse noch miterlebt und miterfahren hatten. Er wollte durchaus und im Gegensatz zum seinerzeit üblichen und offiziösen Verfahren wissen, wie das Volk, die Betroffenen selbst die

große Revolution sahen und beurteilten. Die Menschen, die er befragte, waren für ihn »lebende Dokumente«, die ihn vieles lehrten, was nie und nimmer in Akten und Druckwerken zu finden war.

Etwas ganz Neues im Rahmen der mündlichen Geschichte entstand zu Beginn des 19. Jahrhunderts in England. Das waren die systematischen Sozialbefragungen, veranstaltet durch parlamentarische und königliche Kommissionen, deren Interviews und Ergebnisse in den Blue books der Kommissionen gedruckt wurden. Diese Komiteeberichte enthalten Material, das heute für die Geschichte der englischen Arbeiterklasse und Industrialisierung von unschätzbarem Wert ist. Schon Friedrich Engels und Karl Marx benutzten es. Der junge Engels erkundigte sich 1842 mit Hilfe seiner Freundin Mary Burns selbst bei den Arbeitern in den Elendsvierteln von Manchester; das Ergebnis war der Klassiker »Die Lage der arbeitenden Klasse in England«. Zu nennen ist weiter die von Henry Mayhew geleitete große Umfrage 1849 über die sozialen und hygienischen Verhältnisse in London. Mayhew arbeitete bereits mit einer modernen Interviewtechnik und der Intention, den einfachen Menschen selbst zum Sprechen zu bringen. Später entstanden auf dieser Grundlage in England viele bedeutende Untersuchungen zur Sozialgeschichte, bei denen umfangreiches Quellenmaterial publiziert und ausgewertet wurde. An diese Tradition der sozialen Erhebungen konnte in unserem Jahrhundert die moderne Oral History in England und den USA unmittelbar anknüpfen. Deutschland hingegen hat nichts Vergleichbares vorzuweisen.

Ganz Wesentliches zur Oral History aber trug Nordamerika bei. Hier entwickelte sich vor allem ein Interesse an Lebensgeschichten, die schon früh gesammelt wurden, Lebensgeschichten von Indianern, Schwarzen, Arbeitern, Pionieren und Kolonisatoren. Man wollte wissen, wie das Land besiedelt worden war, und dazu mußte man – auch mangels schriftlicher Dokumente – die Menschen befragen. Lyman C. Draper befragte seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Teilnehmer an den Revolutionskriegen und Indianerkämpfen und stellte insgesamt 486 Bände mit Transkripten historischer Interviews zusammen, ähnlich Hubert H. Bancroft über Pioniere des Wilden Westens. Beide gelten heute als die »Großväter« der amerikanischen Oral History. Es kam dann zur Ausbildung der lebensgeschichtlichen und autobiographischen Methode der Oral History. Bahnbrechend wirkte das mehrbändige, immer wieder neu aufgelegte Werk von Florian Znaniecki und William J. Thomas, »The Polish Peasant in Europa and America« (1918–20), die durch Befragung entstandene Autobiographie eines polnischen Bauern und Einwanderers in die USA, an dessen Lebenslauf man Typisches und Allgemeines abzulesen glaubte. Eine andere, ähnlich wichtige Wurzel der Oral History in den USA liegt darin, daß man besonders nach dem Zweiten Weltkrieg systematisch führende Politiker und Unternehmer interviewte und diese Prominenteninterviews archivierte. Veranlaßt wurden diese Unternehmungen auch dadurch, daß in Ame-

rika aus dem Amt scheidende Politiker in der Regel ihre Akten und Unterlagen ins Privatleben mitnahmen und man unter den Dienstakten vergleichsweise wenig Material vorfand. Der Journalist und Historiker Allan Nevins machte 1948 das erste derartige Interview mit einem New Yorker Kommunalpolitiker über den Bau der Untergrundbahn und baute danach das erste Oral-History-Archiv auf. Er soll auch den Begriff »Oral History« geprägt haben. In dieser Tradition, vor allem der Elitenbefragung entwickelten sich alsbald in Nordamerika rege und vielfältige Aktivitäten, die 1966 zur Gründung der Oral History Association (OHA) in den USA führten und 1974 zur Canadian Oral History Association sowie 1973 zur Gründung der jährlich erscheinenden »Oral History Review« als der führenden und auch ältesten Fachzeitschrift zur Oral History.

In England wurde 1973 die Oral History Society ins Leben gerufen. Das trug nicht unwesentlich zur Etablierung und Anerkennung der Oral History bei, zur Konzentration der Forschung, zur vertieften und methodischen Reflexion und Diskussion und nicht zuletzt zur beträchtlichen Ausweitung der Oral History in den angelsächsischen Ländern, vor allem auch unter Laienhistorikern und allerjüngst in den Schulen. In England beispielsweise regte das äußerst erfolgreiche Buch von Ronald Blythe, »Akenfield: Portrait of an English Village« (1969), in dem die Bewohner eines ostenglischen Dorfes zu Wort kommen, zur verstärkten Anwendung der Oral History an. Nicht zuletzt hat die englische Oral History ungemein viel dem unermüdlichen Wirken ihres Nestors und Begründers Paul Thompson zu verdanken. Dessen populäres Buch »The Voice of the Past. Oral History« (1978) gilt als die Bibel des oral historian. Besonders bekannte und exemplarische Projekte sind Thompsons eigenes, an der Universität von Essex durchgeführtes Projekt, mit Hilfe von Kindheitserinnerungen eine Epoche zu dokumentieren, das zum Buch »The Edwardians« (1975) führte, die sozialistische sogen. History-Workshop-Bewegung von Raphael Samuel von der Universität Oxford und das Projekt über die Sozialkultur südwalisischer Bergleute der Universität Swansea. In England kam es auch zur Annäherung von Soziologie und Geschichtswissenschaft. Besonders fruchtbar war die englische Oral History in den Bereichen Sozialgeschichte und Sozialanalyse, Geschichte der Arbeiterbewegung, der ländlichen Lokalgeschichte. Dabei kam es zu vielfachen Berührungen mit der Volkskunde, zur Beschäftigung mit dem seit den zwanziger Jahren durch systematische Befragungen entstandenen Folklorematerial, besonders in England, Wales und Irland.

In derartigen systematischen Folkloresammlungen liegt die Wurzel der mündlichen Geschichte in Schweden, einem weiteren Zentrum der Oral History, wo man bereits im 19. Jahrhundert mit dialekt- und volkskundlichen Umfragen begonnen hat und wo es auch ab 1935 erstmalig zum regelmäßigen Einsatz von Aufnahmegeräten kam. Vor allem in Schweden neben den USA betrieben dann unzählige »Barfußhistoriker« Oral History. In Schweden gewann diese Methode in den letzten 20 Jahren den

Charakter einer überaus populären »Bewegung«, die fast schon ideologische und zum Teil politische Züge annahm, mit einer linken Zielsetzung, verursacht vor allem durch das Buch des Journalisten Sven Lindqvist, »Grabe wo du stehst« (1978). Auf jeden Fall gibt es dort bis heute etwa 10 000 Studienzirkel mit über 50 000 aktiven Mitgliedern, die die Geschichte ihrer Arbeits- und Lebensverhältnisse selbst erforschen, und die Entwicklung hat dort dazu geführt, daß die Beschäftigung mit der Vergangenheit ungemein populär geworden ist.

Sicher hat diese Form der Oral History in Skandinavien und den angelsächsischen Ländern es nicht verdient, daß deutsche Historiker aus dem sicheren Turm der Universitätsseminare oder der Archivinstitutionen heraus sie als »Barfußhistorie« verhöhnen und einfach als unwissenschaftlich abqualifizieren. Gerade in Deutschland haben es die etablierten Historiker nicht vermocht, Geschichte besonders populär zu machen.

Dennoch gibt es auch in Deutschland mehrere hier entstandene Wurzeln und genuine Traditionen der mündlichen Geschichte. Da ist zunächst die Volkskunde. Bei ihr gehört seit jeher die Feldforschung mit der schriftlichen wie mündlichen Befragung zur anerkannten und allseits praktizierten Arbeitsmethode. Wenn auch die Volkskunde in der Regel eher die Gegenwart im Blick hat und querschnittartig eine Situation, einen Sachverhalt erforschen will, so kommt sie selten ohne die historische Dimension aus. Aber immer wird das von den Volkskundlern gesammelte Material oder schließlich erzielte Ergebnis, auch wenn zum Zeitpunkt des Entstehens kein früherer Zustand im Zentrum des Forschungsbemühens stand, irgendwann einmal historisches Material und damit auch historische Quelle sein. Die Berührungspunkte zwischen allgemeiner Geschichte und Volkskunde sind so vielfältig, daß darauf kaum hingewiesen werden muß. Trotzdem verwundert es, wie wenig beide wissenschaftliche Disziplinen zusammenarbeiten, wie vor allem seitens der Historiker die Volkskundler oft übersehen werden. Im Rheinland haben beispielsweise die Volkskundler der Bonner Universität seit Generationen zahlreiche Befragungen durchgeführt und umfangreiches mündliches Quellengut zusammengetragen.

Einen weiteren bedeutenden Beitrag zur Entstehung der Oral History, wie sie sich derzeit bei uns darstellt, haben Soziologie und historische Sozialwissenschaften geliefert. Seit Anfang der fünfziger Jahre führen Soziologen Befragungen durch, und in den Bereichen der empirischen und qualitativen Sozialforschung sind zahlreiche Arbeiten auf der Grundlage von Befragungen entstanden. Die Soziologie hat entscheidende Grundlagen auf methodischem Gebiet gelegt und fast noch mehr bei der Theoriebildung und theoretisch-wissenschaftlichen Diskussion. Hier ist für das Rheinland die Kölner soziologische Schule zu nennen. Das von deren Begründer René König herausgebrachte Buch »Das Interview. Form, Technik, Auswertung«

(1952) erschien in immer neuer Auflage und gehört zur Standardausrüstung des empirischen Sozialwissenschaftlers. Die biographische Methode innerhalb der Oral History – Rekonstruktion und Analyse von Lebensläufen – entwickelte sich bei uns in diesem Zusammenhang, und empirische Sozialforscher waren ihre ersten Propagatoren, wenn auch die Anfänge in den USA weit früher zu beobachten sind. Die Kombination und Zusammenarbeit von Soziologie und Zeitgeschichte erwies sich dann in den siebziger Jahren als äußerst fruchtbar. Hinzu kamen vielfältige Anregungen aus der Psychologie. Vor allem Erkenntnisse der Gedächtnisforschung wurden auf die Befragungen und für die Bewertung ihrer Resultate angewandt. Sehr oft aber blieben die Ergebnisse der von Soziologen und Journalisten durchgeführten Befragungen auf die Lösung von jeweils gegenwartsbezogenen Problemen und Fragestellungen beschränkt. Die Theorieüberfrachtung und spezifische Fachsprache der Soziologie hindern zudem bis heute nicht wenige Historiker, selbst Zeithistoriker daran, die Anregungen und Erfahrungen, die die Soziologie liefern kann, aufzunehmen. Auch das seit den fünfziger Jahren durch soziologische Befragungen entstandene Material, z. B. der Sozialforschungsstelle Dortmund, soweit noch vorhanden und zugänglich, könnte dem Historiker für spezifisch historische Fragestellungen als mündliches Quellenmaterial dienen und entsprechend neu und anders ausgewertet werden. Daß eine zunächst unter rein soziologischem Aspekt entstandene Arbeit viel später unter veränderter Fragestellung eine weit größere Wirkung erzielen kann, zeigt die frühe österreichische Pionierstudie über die »Arbeitslosen von Marienthal« (1933, Neuausgabe 1975). Es scheint, daß die Institute und Universitätsarchive auf die Sicherung dieses Materials bislang nur wenig Wert gelegt haben.

Angesichts dieser Wissenschaftstradition und der verspäteten, von außen angestoßenen Rezeption der Oral History bei uns mag auch die zögernde und skeptische Haltung der Archivare nicht verwundern. Von den deutschen Archivaren sind in der Regel kaum innovative Ideen zu erwarten; sie reagieren nun einmal mehr auf Entwicklungen, als daß sie diese agierend beeinflussen und gestalten. Die praktische und theoretische Auseinandersetzung mit der Oral History hat aber doch, wenn auch verspätet, unterdessen eingesetzt. Immerhin rechnen verschiedene Handbücher (z. B. Franz, Einführung in die Archivkunde; Borck/Höroldt, Kommunalarchive im Wandel) die Oral History heute zu den Aufgaben des Archivs, speziell des Kommunalarchivs.

Dabei ist vor allem an den Aspekt der Ergänzungsdokumentation gedacht. Schon recht früh nach dem letzten Krieg und gar nicht so selten sind Archivare auf die Idee gekommen, Lücken in der Aktenüberlieferung durch gezielte Befragungen zu ergänzen und zu schließen. Das waren vor allem Kriegseignisse (Bomben, Kämpfe, Besatzung) und Geschehnisse der NS-Zeit. Der oftmalige Verlust entscheidender Akten und der Wunsch nach handfesten Informationen veranlaßte

Archivare, Zeitgenossen zu befragen, die die Ereignisse miterlebt hatten und eigentlich Bescheid wissen mußten. Fast immer hatte der Archivar sehr enge, ganz konkrete Fragen, die meist auch nur auf präzise Fakten, Namen und Daten abzielten. Mehr und anderes wollte der Fragende nicht wissen und erhielt dann auch immer die entsprechenden Antworten, die sich im Nachhinein beim Überprüfen und Vergleichen als äußerst unzuverlässig und recht unergiebig herausstellten. Nach dem Urteil des heutigen versierten Interviewers hatte man dabei fast alles falsch gemacht, was falsch zu machen war, vor allem wollte man meistens nur das wissen, was von interviewten Zeitzeugen am wenigsten zu erwarten war und was sie gar nicht wissen konnten. Hinzu kam, daß die sich als oral historians versuchenden Archivare meist ohne jegliche vorherige Methodenreflexion, ohne kritische Vorbehalte und ohne psychologische und soziologische Kenntnisse ans Interviewen herangingen. Die Enttäuschung war programmiert, was wieder zur Bestätigung von Vorurteilen und neuformierter Kritik gegenüber der mündlichen Geschichte und ihren Quellen führte.

Als Beispiel sei hier ein frühes Befragungs-Projekt des Stadtarchivs Aachen geschildert, »Aachen im Herbst 1944«. Man bat zwischen 1946 und 1950 Offiziere um Erinnerungen und Berichte, die später um Tonbandaufnahmen ergänzt wurden. Schon bald erkannte man die Widersprüche und Fehler dieser Berichte, weshalb zunächst das Unternehmen abgebrochen, nach Jahren erst fortgesetzt und zu Ende geführt wurde. Das Ergebnis war alles andere als ermutigend: ein Gemisch von Dichtung und Wahrheit, Verdrängungen, Vermutungen und erst später erlangten Informationen. Dem heutigen Betrachter ist jedoch klar, daß man das, was man zu erfahren hoffte, nämlich exakte Fakten und Daten, auf diesem Wege auch gar nicht erreichen konnte. Unter dem Aspekt der Erfahrungsgeschichte (hier von Offizieren) mögen diese Berichte aber einen beachtlichen Quellenwert besitzen.

Daß Archive sich um den Nachlaß von bedeutenden Persönlichkeiten bemüht haben, dieses Material verwahren und sich dafür zuständig fühlen, gehört zu ihren traditionellen Aufgaben. Es lag nahe, daß man mit den betreffenden Personen noch zu Lebzeiten Interviews durchführte und diese Erinnerungsberichte als Quellen verwahrte und verwenden wollte. Der Wert dieser Prominenteninterviews ist lange Zeit überschätzt worden. Es sind im Grunde gesprochene Memoiren, die immer das Ziel haben, die eigene Person ins rechte Licht zu stellen, das eigene Handeln zu rechtfertigen, zu verschleiern oder hervorzuheben. Der Interviewte entwirft sein eigenes, höchst subjektives Bild als Akteur der Zeitgeschichte, das von der historischen Wirklichkeit erheblich entfernt sein kann. Oft genug schon sind junge und unerfahrene Interviewer oder unkritische Archivare irreführt worden und dem gewieften prominenten Zeitzeugen auf den Leim gegangen. Nicht wenige »Widerstandskämpfer« gegen das NS-Regime oder Politiker der »ersten Stunde« und des Wiederaufbaus besitzen ihre Version von ihren Leistungen und ihrer Rolle, die sie

routiniert auf Band sprechen, und haben ihre eigene Legende gestrickt, die nur schwer zu zerreißen und zu widerlegen ist. Dennoch gehört die Befragung von führenden Politikern, Beamten und Wirtschaftsleuten schon länger zu den Aufgaben, denen sich eigentlich kein Kommunalarchivar mehr entziehen darf.

Die Oral History im engeren Sinne, wie sie heute verstanden wird, zielt hingegen auf anderes. Es ist der alltagsgeschichtliche Ansatz, der mit Oral History verbunden ist. Methoden- und meinungsbildend hat dabei seit etwa 1980 die Arbeitsgruppe um Lutz Niethammer und Alexander von Plato gewirkt mit ihrem großangelegten Befragungs-Projekt über »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960«. Will man sich mit der Geschichte des Volkes, seiner Erfahrungen und seiner Kultur beschäftigen, dann ist die politische Geschichte nicht mehr so wichtig; entscheidend ist der Alltag, sind die Erfahrungen, wie sie aus den erzählten Lebensgeschichten normaler und einfacher Leute sprechen. Die herkömmlichen Quellen (Akten) geben hierfür nur wenig oder gar Irreführendes her. Erst die durch Interviews entstandenen mündlichen Quellen erlauben eine neue Herangehensweise und führen zu neuen Erkenntnissen. Man muß in der Tat die Perspektive wechseln und die Dinge von unten sehen, mit den Augen der kleinen Leute, der großen Mehrheit, der Arbeiter, der Alten, der Frauen, der Randgruppen. Die Perspektive von oben, die für traditionelle Historiker selbstverständlich ist, sieht die Dinge einseitig und kommt oft zu ganz anderen, nicht selten falschen Ergebnissen. Lebensgeschichtliche Erinnerungen sind mehr als ein krauses Sammelsurium von bloß Banalem und Privatem; sie zeigen, wie belanglos die große Politik ist, wie nebensächlich Ideologie und Obrigkeit und das, was sich in deren Akten niederschlägt; man kann ohne Politik leben, die als ein dubioses Geschäft einer Randgruppe von merkwürdigen Leuten erscheint. Es hat sich unterdessen herausgestellt, daß manche mit viel Scharfsinn entwickelte Lehrmeinungen bloße Konstruktionen von Historikern sind, die abstrakte Theorien und Strukturen entwerfen, während die Betroffenen, die klassifiziert und kategorisiert werden, nie gefragt worden sind. Das was die Menschen »da unten« denken, sei bloß Akzidentelles, Serielles, Marginales, sei allenfalls von gelegentlich exemplarischem Wert für den auf der Höhe der Abstraktion und des gelehrten Strukturalismus stehenden Historiker. Erinnerung sei an die geradezu böartigen Schmähartikel von H.-U. Wehler. Man machte sich über die Anhänger der Oral History lustig und sprach ihnen jegliche Wissenschaftlichkeit und Selbstkritik ab. Drei Dinge benötige man, um Oral History zu betreiben: Man müsse einen Kassettenrecorder bedienen können, man müsse (statt anständige Geschichte) Soziologie und Politik studiert haben, man müsse die richtige politisch-ideologische Einstellung haben.

Mag auch das naiv-selbstbewußte Auftreten manchen Jüngers der Oral History derartige Vorurteile bestätigt haben, so liegen auch Mißverständnisse vor, die die Oral History und Mündliche Geschichte überhaupt verdächtig gemacht haben.

Oral History wurde inhaltlich definiert als eine neue Geschichtsbewegung, die sich mit bisher vernachlässigten Gegenständen beschäftigt – was wiederum von ihren Gegnern bestritten wird –, die diese neuen Gegenstände erst entdeckt habe gegen die Interessen der etablierten Geschichtswissenschaft. Die neuen Inhalte waren die Arbeiterbewegung, die Volkskultur, die Geschichte aller unteren Klassen und Schichten, der Randgruppen, der Unterdrückten und Unterlegenen, mit denen sich die Historikerkunft gar nicht oder nicht adäquat befasste. Daß in Deutschland das Thema »Widerstand und Verfolgung« im Nationalsozialismus im Zentrum der historischen Bemühungen stand und überall lokal aufgearbeitet werden mußte, wirkte oft als Anstoß und Bestätigung. Ebenso brachte es das seit einigen Jahren entstandene große Interesse an der Lokalgeschichte, an der Vergangenheit kleinster Einheiten und Lebensräume mit sich, daß man es nicht mehr so viel mit führenden und aktiv agierenden Personen und Institutionen zu tun hatte, sondern mit der großen Mehrheit der normalen Mitmenschen, ihrem Alltag, ihren Erfahrungen und Lebensgeschichten, ihrem Sozialmilieu. Die so verstandene Oral History brachte daher durchaus neue Inhalte in die Geschichtsforschung, während Oral History eigentlich ja nur eine Forschungstechnik und Methode darstellt.

Läßt man die verschiedenen Aktivitäten der Kommunalarchivare Revue passieren, so fällt hier und da ein weiterer Aspekt der Mündlichen Geschichte ins Auge. Der Archivar, sofern er sich als Beobachter des aktuellen Geschehens in seinem Ort versteht, hält als solcher schon bestimmte Aktionen und Situationen der Gegenwart für die Zukunft fest und schafft auf diese Weise selbst historische Quellen. Politikerreden, Podiumsgespräche, Ratssitzungen, Statements, kulturelle Veranstaltungen und andere verbal sich darbietende Handlungsabläufe werden mittels Tonbandaufzeichnung dokumentarisch festgehalten. Wenn solches bei uns überhaupt gemacht worden ist, so geschah das meist zufällig, gelegentlich oder punktuell. Zu einer systematischen, planmäßigen und langfristigen Sicherung und Generierung von Quellen dieser Art scheint man seitens der Archive bisher noch nicht gekommen zu sein. Für diese Methode, eine akustische Gegenwartssituation authentisch für die Zukunft aufzuzeichnen, ist der Begriff Ablaufdokumentation vorgeschlagen worden. Auch das ist ein Aspekt der Mündlichen Geschichte, der in den nächsten Jahren wachsende Bedeutung gewinnen dürfte. Zumindest kann hier wertvolles Quellenmaterial vom Archivar selbst oder mit Hilfe des Archivars planmäßig geschaffen und angelegt werden.

Mündliche Geschichte in ihren vielfältigen Aspekten ist somit vor allem eine Methode und spezielle Technik, neue Geschichtsquellen zu schaffen und zu erschließen. Es ist hier der Begriff »Mündliche Geschichte« gewählt – abweichend von der Tendenz der letzten Jahre –, um damit die weiteren, unterschiedlichen Aspekte zu erfassen, unter denen uns Mündlichkeit in der Geschichte entgegentritt. Neben Oral Tradition (mündliche Überlieferung), den spezifischen in Volkskunde

und Soziologie entwickelten Formen, der Ergänzungsdokumentation, der Ablaufdokumentation ist die Oral History als Alltags- und Erfahrungsgeschichte nur eine Komponente, wenn auch letztere immer mehr ins Zentrum gerückt ist und die anderen Aspekte beiseite gedrängt hat. Im Deutschen dürfte »Oral History« – ein Verlegenheitsbegriff, über den man offenbar zunächst nicht besonders viel reflektiert hat – problematisch und nicht besonders glücklich gewählt sein. Er könnte unnötige sprachliche Barrieren aufbauen und damit dem Ziel der Mündlichen Geschichte geradezu entgegenwirken. »Mündliche Geschichte« als wörtliche Übersetzung von »Oral History« ist zudem noch nicht belegt, und es gibt eigentlich keinen Grund, der gegen die deutsche Bezeichnung spricht, außer daß eben doch die fremdsprachige sich schon mehr oder weniger durchgesetzt haben könnte. Die ersten Anwender hierzulande, die sich an den USA und England orientierten, haben mit der Sache auch den Begriff übernommen und eingeführt.

Daß die Mündliche Geschichte bzw. Oral History, speziell in der Form der Alltagsgeschichte, auch das Selbstverständnis und das dem Traditionellen verhaftete Bild des Archivars berührt, ja sogar in Frage stellt, mögen manche Angehörige der Zunft schon gespürt haben. Der deutsche Archivar, dessen Ahnherr der fürstliche Geheimarchivar ist, steht nun einmal im besonders engen und nahen Verhältnis zur Herrschaft und Obrigkeit. Als Verwaltungsarchivar ist er Teil der obrigkeitlichen Behörde und hat ihr in vorbildlicher Weise dienstbar zu sein; als Beamter – oft in subalternen und mäßig bezahlter Stellung innerhalb des Apparates – ist er zudem noch extrem abhängig von den Behördenchefs und der politischen Leitung. Sein Renommee in der Verwaltung ergibt sich wesentlich aus dem gekonnten Umgang mit Akten sowie betriebskonformem Angepaßtsein. Soweit er wissenschaftliche Vorbildung besitzt, ist es die von der deutschen Geschichtswissenschaft im vorigen Jahrhundert geprägte, die von der Schriftlichkeit ausgeht und völlig an dieser orientiert ist. Allein Akten und papierene Schriftstücke gelten als archivwürdig und haben Gegenstand archivarischer Bemühungen zu sein. Die heute vielfach anzutreffende Konzeption des Kommunalarchivars als Verwaltungsarchivar läßt dem Archivar kaum Spielraum, sich um mündliches Quellenmaterial zu kümmern. Eher ist es schon die Vorstellung des historischen Archivs, des Historiker-Archivars, was aber nur für wenige größere Stadtarchive in Frage kommt, die dem Archivar den Zugang zur Mündlichen Geschichte nahelegt. Doch auch hier versperrt der Begriff »historisch«, der auf die ältere Zeit bezogen wird, eher den Zugang zur Mündlichen Geschichte. Der wissenschaftliche Archivar, der sehr oft Mediävist ist, muß schon über seinen Schatten springen oder Zeithistoriker sein oder im Laufe der Berufstätigkeit geworden sein, um sich voll engagieren und erfolgreich dem Thema Mündliche Geschichte widmen zu können. Das ist bisher nur – und immerhin – bei einer Minderheit zu beobachten, hier jedoch mit schon beachtlichen Erfolgen. Ja, einzelne Stadtarchive haben sich zu regelrechten Zentren der Oral History entwickelt.

Oft genug ist es ein Anstoß von außen oder seitens der Politiker oder der Bürgerschaft, daß das Archiv es als dienstliche Aufgabe zugewiesen bekommt, Befragungen durchzuführen oder sich an entsprechenden Oral-History-Projekten zu beteiligen. Wenn – wie oft geschehen – eigens durch Zeitverträge oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen Kräfte engagiert und zur Verfügung gestellt werden, müßte jeder Archivleiter dankbar sein und bereitwillig diese Möglichkeit aufgreifen. Viel zu sehr haben sich bis heute die Archive mit der Sichtweise der Verwaltung, der Obrigkeit, der politischen Entscheidungsträger identifiziert. Haben die Archive eigentlich immer nur das zu verwahren, zu erschließen und zu sammeln, was die Politiker und Verwaltungen hinterlassen haben? Mit der Prädominanz der Politiker und der der Politik nachgeordneten Verwaltung sollte doch mal Schluß sein! Warum verstehen sich Archive nicht konsequent als historische Archive, die die Vergangenheit aller Bürger, sämtlicher Schichten und Gruppen, ihres Alltags und ihrer normalen Erfahrungen zu dokumentieren haben! Das neue Archivgesetz von Nordrhein-Westfalen widerspricht dem nicht, wenn es auch nicht ausdrücklich dazu auffordert. Eine Erweiterung des archivgesetzlichen Auftrags wäre notwendig.

Archive und Archivare, die bei Geschichtswerkstätten, Vereinen, Bürgerinitiativen, Stadtteilaktionen und ähnlichen von unten ausgehenden Bewegungen mitarbeiten oder zumindest dazu Kontakte pflegen, können ganz anders in die Öffentlichkeit wirken. Politiker, die von der öffentlichen Meinung, dem Vereinsleben, der Bürgerschaft abhängig sind – das sind ja die Wähler –, beeinflussen die Verwaltung und entscheiden auf diese Weise mit, wieviel Mittel das Archiv erhält und wie dessen Arbeit in der Kommunalverwaltung eingestuft wird. Es kann somit nur von Gewinn für das Archiv sein, selbst Mündliche Geschichte zu betreiben oder sich dieser zumindest nicht zu verschließen.

Zu beachten ist außerdem, daß sich Art und Wert der Akten, die der Stolz des Archivars sind, in den letzten Jahren drastisch verändert haben. Archive drohen heute zu bloßen Stellen, die ihr Eigenleben im Sinne Parkinsons führen, und zu Aufbewahrungsstätten von papierenen Belanglosigkeiten zu werden. Mit dem Anschwellen der Aktenflut hat die tatsächliche qualitative und inhaltliche Bedeutung der Akten nicht Schritt gehalten, ja, die ins Ungeheure gestiegene Quantität der produzierten Akten verhält sich umgekehrt proportional zu deren Qualität. Entscheidungen werden heute telephonisch oder sonstwie, auf jeden Fall nicht immer schriftlich getroffen und schlagen sich kaum oder nur indirekt in Akten nieder. Hintergründe von Entscheidungen und die wahren Motive der Akteure sind heutzutage selten aus Verwaltungsakten zu gewinnen. Die verlorene Schriftlichkeit von Entscheidungen ist eine Tatsache. Ein leitender oder politischer Beamter wird sich hüten, allzuviel schriftlich niederzulegen und seine Absichten aus den Akten nachvollziehbar zu machen. Jemand, der mitten im politischen oder Verwaltungsge-

schäft steht, muß einen Historiker für blauäugig halten, der meint, aus den hinterlassenen Papieren des Politikers dessen wahre Motive und wirkliche (Fehl) Leistungen erkennen zu können. Die Nachlässe und Handakten, die nach Ablauf der Amtsperiode ins Archiv gelangen, sind meist schon mehrfach gefiltert, gereinigt und manipuliert. In allen Verwaltungen gibt es Könner und Kenner, die die Akten, die sie hinterlassen, entsprechend sortieren und dabei die eigene Person ins rechte Licht stellen. Nur einfache und unproblematische Verwaltungsabläufe, Routinegeschäfte und serielle Vorgänge gelangen ungefiltert ins Archiv. Daß angesichts dieser Situation heute den Akten, überhaupt allem Papierenen, nicht mehr die Bedeutung zukommt wie einst, liegt auf der Hand. Die Aktengläubigkeit des Archivars ist anachronistisch. Geschichtsinteressierte Öffentlichkeit und Forschung erwarten heute vom Archiv mehr als nur Hunderte Meter Regale von im Quellenwert recht wertlosen Akten. Auf jeden Fall muß sich der Archivar – gemeint ist der Kommunalarchivar – in Zukunft mit anderen Geschichtsquellen befassen, diese für das Archiv zu gewinnen suchen und vor allem die historische Dimension in allem, was er tut, im Auge behalten, um so sämtliche Geschichtsquellen – nicht bloß Akten –, die über die Vergangenheit seines Ortes und der in ihm lebenden Menschen etwas aussagen, für kommende Generationen zu sammeln, zu sichern und zu erhalten. Dazu gehört auch die Mündliche Geschichte. Kein Archiv wird künftig ohne diese auskommen.

Die Oral-Phase der Geschichtswissenschaft*

von Arie Nabrings

Wie Bücher ihre Schicksale, so haben Wissenschaften ihre Moden. Dem konnte auch die Geschichtswissenschaft nicht entgehen, der in den letzten Jahren eine Vielzahl von Methoden angedient wurde, deren sie sich nur zu bedienen brauchte, um bisher Unbekanntes zu entdecken oder das Bekannte in einem neuen Licht erscheinen zu lassen. Gerade hat sie die Annales-Phase, den *dernier cri* aus Frankreich, mühsam durchlaufen, da stehen auch schon die Makler der Oral-Phase ins Haus.¹

Bleiben wir bei der der Entwicklungspsychologie des Kindes entlehnten Metaphorik, dann zeigt der Weg von der Annales- zur Oral-Phase deutlich regressive Züge, die Schlimmes für die weitere Zukunft ahnen lassen. Doch Vergleiche haben ihre Tücken, und denen wollen wir uns nicht ausliefern und uns der Oral History zuwenden. Selbst als menschenscheuer Stubengelehrter kommt man nicht umhin zu konstatieren, daß sich in der Geschichtswissenschaft Gewaltiges tut. Natürlich hatte wieder die gesamte Zunft geschlafen, und erst Außenseiter mußten, mit einem Spaten bewaffnet, die etablierten, selbstgefälligen Gelehrten darauf hinweisen, unter den eigenen Füßen zu graben, um wahre Reichtümer zu entdecken. Verwirrt ob dieser revolutionären neuen Sicht der Dinge – von einer kopernikanischen Wende der Historik zu sprechen, verbietet nur die Bescheidenheit – blickt man von seinen Folianten auf, und geblendet durch des Lebens pralle Fülle, verschlägt es einem die Sprache angesichts der funkelnden Einsichten, die einem da entgegenperlen. Nicht in den Büchern liege die Wahrheit, schon gar nicht in den Akten der Herrschenden, sondern in den Herzen der Unterdrückten werden wir den Gral finden, der die schmerzhaft empfundene Kluft zwischen Leben und blutleerer Forschung überbrücke, so schallt es dem irritierten Bücherwurm entgegen. Man müsse nur mit den

* Selbstverständlich ist die Redaktion sowie die Institution, die eine Schrift zur Oral History herausgibt, nicht der Meinung des Autors, will es aber nicht unterlassen, diese polemische Invektive den von der Oral History Überzeugten zur Kenntnis zu bringen (D.K.).

¹ Die hier vorgetragene Polemik gegen die Oral History bezieht sich im wesentlichen auf ihre ideologischen und methodologischen Ansprüche und Anmaßungen, wie sie sich in zwei Sammelbänden finden, die einen guten Einblick in das Milieu bieten: Gerhard Botz/Josef Weidenholzer (Hrsg.), *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte »geschichtsloser« Sozialgruppen* (Materialien zur historischen Sozialwissenschaft 2), Wien/Köln 1984; Jürgen v. Ungern-Sternberg/Hansjörg Reinau (Hrsg.), *Vergangenheit in mündlicher Überlieferung* (Colloquium Rauricum 1), Stuttgart 1988. Auf sie wird im Text nicht eigens verwiesen.

Menschen sprechen, sie als authentische Zeugen ernst nehmen, dann entginge einem nicht, welche Bedeutung ihnen als Objekten der Geschichte zukomme, die nun endlich die Chance haben, zu ihrem Subjekt zu werden. Der Historiker muß Parteimann der Unterdrückten oder – wie es in den feineren Varianten der neuen Mode heißt – der Sprachlosen werden. Gefragt ist nicht kritische Analyse, sondern Sympathie und Empathie.

Moment! Moment! wendet der Stubengelehrte jetzt erstmals zaghaft ein. Gab es so etwas nicht schon? Sollte das Leben nicht schon einmal von unten, aus dem Volk kommen, sollten Herz und Gemüt nicht zu Leitsternen des Zusammenlebens werden und den Forscher bei seiner Arbeit führen? In der Tat, so erklärte sich am Anfang des 19. Jahrhunderts der Philosoph Fries, woraufhin ihm Hegel entgegnete: »Dies ist der Hauptsinn der Seichtigkeit, die Wissenschaft, statt auf die Entwicklung des Gedankens und Begriffs, vielmehr auf die unmittelbare Wahrnehmung und die zufällige Einbildung zu stellen . . .« (Hegel, Vorrede zur Philosophie des Rechts, S. XI f.). Die maliziöse Anführung weiterer Beispiele für die Solidarität mit dem »Volk«, den »Unterdrückten«, den »Sprachlosen« oder wie die Leerstellenmetaphern lauten, die von den jeweiligen Forschungsmoden zur Neubesetzung erfunden werden, aus den Jahren 1933–1945 will ich mir hier versagen, weil ich die wohlgemeinte Devotionsformel gegenüber denen, die so etwas wie Wissenschaft durch ihrer Hände Arbeit erst ermöglichen, nicht gänzlich bloßstellen kann. Womit soll man dann sein schlechtes Gewissen darüber trösten, daß man, nicht selbst arbeitend, doch noch recht commod lebt?

Um auch keinen Zweifel über die hehren Absichten der neuen Geschichtsbetrachtung aufkommen zu lassen, wird sie selbst zum Indikator eines Demokratisierungsprozesses erklärt, ja als demokratisch gepriesen, weil sie »Mehrheiten« zu Worte kommen lasse. »Mit der Öffnung auf Alltagsgeschichte und life history hin ist der Anspruch einer Demokratisierung der Geschichtsschreibung verbunden« (Schaffner). Was darf, was muß aus dieser Behauptung gefolgert werden? Doch wohl dies, daß Gegner der Oral History gegen die Demokratie eingestellt sind. Das Bekenntnis zur Oral History wird zum politischen Schibboleth, der wissenschaftliche Disput gerät zur ideologischen Treibjagd. Die Perfidität eines solchen Inquisitionsgehabetes wird nur noch durch die Dummheit überboten, mit der man es vertritt. Schüchtern, denn man weiß nicht, wann der vorgedachte Radikalenerlaß in Kraft gesetzt wird, möchte ich deshalb meine Meinung hinter einem Verweis auf Homer, Ilias II 204 verstecken.

Unbestreitbar – dieses Wort im religiösen Sinn genommen, d. h. als Glaubenssatz, den sich eine Sekte zur Selbstidentifizierung gibt – ist den mündlichen Historikern, darf man ihren schriftlichen Äußerungen Glauben schenken, daß die Geschichte des »kleinen Mannes« bisher weitgehend ausgeblendet war. Gerade um sein Leben, sein Empfinden soll es aber bei der neuen Forschungsrichtung gehen.

Oh, Du armer, vielzitiertes, vielgeschmähter kleiner Mann, entfähr es einem da unwillkürlich. Mußt Du jetzt sogar als Legitimationsmythos einer um Arbeit und Brot ringenden Akademikerschicht herhalten. Kommt zu Deiner, gerade von diesen »Forschern« gern ins Licht gerückten Ausbeutung jetzt noch die von ebendiesen betriebene Irreführung über Dich selbst. Laß Dich nicht beirren! Du wurdest nicht vergessen. Leider kennen die mündlichen Historiker die Geschichte ihrer Zunft nur vom Hörensagen. Sie haben die Studierstuben zu früh verlassen, und so entging ihnen einiges, das ihre Deklamationen relativiert hätte.

Das Leben des »kleinen« Mannes, seinen Alltag, die ihn bestimmenden sozialen Verhältnisse und all das, heut so vollmundig als wesentlich zum Verständnis der Geschichte im Munde Geführte, schilderte neben vielen anderen z. B. Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit. Das Buch war ein Muß in jedem Bücherregal, dessen Besitzer etwas auf sich hielt. Zu allem Überfluß versuchte Freytag seine Schilderung nach Berichten der Menschen über ihr eigenes Schicksal zu geben, wie er im Vorwort erklärte, also ein früher »oral historian«. Von der Unzahl der Arbeiten, die dem Genre »Ortsgeschichte« zuzurechnen sind und sich in sehr vielen Fällen als »sozialgeschichtlich« orientiert klassifizieren ließen, dabei insbesondere an den Lebensverhältnissen und Erlebnissen der Menschen des behandelten Raumes interessiert, will ich hier schweigen und nur erwähnen, daß es in dieser Gattung zum guten Ton im Vorwort gehört, nicht die »große« Geschichte, sondern die Geschichte der »einfachen« Leute schreiben zu wollen. Wie sich die oral historians angesichts dieses Befundes befugt halten, von partieller Amnesie der Geschichtsschreibung für die kleinen Leute zu sprechen, mag verstehen, wer will. Ich kann es nicht.

Nicht nur die Geschichtsschreibung, sondern auch die Volkskunde bemühte und bemüht sich im wesentlichen um das Verständnis des Lebens der Menschen, die schrift- und damit auch sprachlos waren. Insbesondere letztere kümmerte sich um nicht-sprachliche Quellen, die Aussagen über den vielbeschworenen Alltag zulassen. Die Volkskunde erweitert damit nicht unerheblich den Horizont eines Geschichtsschreibers, der nur auf Schriftquellen fixiert ist. Zu seinem selbstverständlichen wissenschaftlichen Anspruch wird es gehören, diese Bereicherung für die Arbeit zu nutzen.

Ja, konzidieren die Vertreter der Mündlichen Geschichte, das stimmt schon, aber eine Aufarbeitung der Forschungstradition ist überflüssig, denn das Ganze stand unter dem Vorzeichen der Deutschtümelei, die selbstredend verwerflicher ist als eine »Klassentümelei«. Das nenne ich mit dem Hammer philosophieren, Verzeihung mit dem Spaten forschen. Eine glücklichere Form der mühsamen Aufarbeitung bisheriger Geschichtsschreibung war kaum denkbar, erspart sie einem doch das Studium vieler Bücher und verleiht demjenigen, der nun für Interviews Zeit

gewonnen hat, noch die Aura des Fortschrittlichen, weil über die »Vorurteile« der Vergangenheit Erhabenem.

Neben ideologisch motivierte Bannsprüche über die Forschungsgeschichte tritt eine Kritik, die auf die angeblichen methodologischen Insuffizienzen der traditionellen Historiographie verweist. Wieder und wieder wärmt man die Mär von der großen Persönlichkeit als dem entscheidenden Forschungsparadigma in der Vergangenheit auf, ohne sich im geringsten zu genieren, an deren Stelle den Veteranen der Arbeiterbewegung, einen Widerstandskämpfer oder eine – natürlich – alte Frau, also wiederum, nun in der neuen Rangordnung, eine »große« Persönlichkeit, treten zu lassen. »Es ist ungeheuer faszinierend, die freie Erzählung eines Veteranen der Arbeiterbewegung, eines Widerstandskämpfers, einer alten Frau mit allen sprachlichen Eigenheiten gedruckt (sic!) zu lesen« (Botz). Ihren Erzählungen lauscht man gebannt und saugt begierig die inhaltsreichen Schilderungen z. B. vom anstrengenden Einkauf zu Zeiten der Lebensmittelrationierung in sich auf. Wahrlich, das ist subtilste Erkenntnisarbeit, horizontweiternd, weltenschließend und in keiner Weise mit dem sterilen Aktenstudium zu vergleichen.

Leider ist es nicht möglich gewesen, Droysen mit dem Tonband bewaffnet zu befragen. Wir müssen deshalb auf den a priori obsoleten Weg ausweichen, ihn zu lesen, wofür wir vor dem Hintergrund des gewaltigen technologischen Innovationschubes durch die elektromagnetische Sprachaufzeichnung um Nachsicht bitten. Dem Vorwurf des ewig Gestrigen und Antimodernisten setzt man sich gerne aus, wenn man dafür durch eine Besprechung der Probleme entschädigt wird, die mit der mündlichen Überlieferung verbunden sind. In § 24 der Hübnerschen Ausgabe der Historik schreibt Droysen: »Es liegt in der Natur der Sache, daß von den nahen und nächsten Geschwehnen die mündliche Überlieferung ungleich reicher ist als die schriftliche.« Und etwas später: »So wichtig der Unterschied der mündlichen und schriftlichen Überlieferung ist, an sich prinzipieller Natur ist er nicht . . .«

Von einer der Geschichtsschreibung immer wieder unterstellten Unterbewertung der mündlichen Überlieferung oder gar Feindschaft ihr gegenüber vermag man als unbefangener Leser dieser Zeilen nichts zu erblicken. Zudem zeigen sie, daß es durchaus Lehrbücher der traditionellen Historiographie gibt – und Droysens Historik ist darunter eines der wichtigsten –, die sich den heute neu erfundenen Fragen der Mündlichen Geschichte stellen.

Noch verwunderter ob soviel Selbstsicherheit und Entdeckerstolzes bei den Mündlichen Historikern ist man als Philologe, hatte man doch schon im Proseminar von der Bedeutung der mündlichen Überlieferung bei der Entstehung der homerischen Dichtung gehört, und auch dem Theologen ist die Überlieferungskritik, die nach den vorliterarischen Stufen eines Textes fragt, selbstverständliches exegetisches Rüstzeug. Sowohl in der Methodologie als auch in der Forschungspraxis der

Philologie, Theologie und Geschichtswissenschaft wurde das Mündliche nicht vergessen, geschweige denn übersehen.

Aber das kann überzeugte Mündliche Historiker nicht in Verwirrung stürzen. Eine ihrer Denominationen gesteht das freimütig zu und argumentiert, daß sie im Prinzip genau das mache, was seit Anbeginn der Geschichtsschreibung schon immer gemacht und nur durch eine professorale Intrige seit dem 19. Jahrhundert abgeblockt worden sei (Thompson). Wenn die Mündliche Geschichte wieder ins Spiel gebracht werde, dann geschehe nichts anderes als die Rückführung der Geschichtswissenschaft auf ihre Ursprünge.

Die andere Denomination hingegen behauptet, Oral History sei eine neue Qualität in der Geschichtsforschung und als solche gänzlich unvergleichlich allem Früheren gegenüber. Sie führt die Faszination des Reizes vor, das Rad zum zweiten Mal zu erfinden, oder benutzen wir ein Bild aus der schmutzigen Sphäre des Geschäftslebens: sie verkaufen ein Produkt, nur mit anderer Verpackung versehen, mehrmals.

Der interessierte Kunde darf nun wählen, welcher Form er zuneigt. Auf jeden Fall wird der biedere Makler traditioneller Geschichtsforschung in diesem Wettbewerb den kürzeren ziehen. Bei solcher Erscheinungsform der Oral History ergeht es ihm wie dem Hasen, der im Wettstreit mit dem Igel unterlag. Verweist er nämlich auf seine erprobten Paradigmen und Verfahren, dann kann der Mündliche Historiker ihn mühelos mit dem Hinweis auf eine viel ältere Geschichte überbieten. Wendet er nun dagegen ein, daß die Wissenschaft sich weiterentwickelt habe, schon ist der oral historian wieder da und erklärt, daß sie sich nirgendwo so weit entwickelt habe wie bei ihm.

Hier hilft es nur, einen kühlen Kopf zu bewahren und die feilgebotene Ware nüchtern zu prüfen; denn dann werden wir feststellen, daß der oral historian nicht so weit von dem entfernt ist, was bislang in der ach so rückständigen, etablierten Universitätsforschung betrieben wurde.

Die Mündliche Geschichte steht bei der Natur ihrer Quellen vor dem Dilemma, dem vergänglichen Wort eine feste Gestalt verleihen zu müssen. Das Tonband kann auf diesem Weg nur ein Zwischenschritt sein. Das Mündliche muß aber schließlich zum Text sich wandeln, der dann wie alle herkömmlichen Texte interpretiert wird. Die spezifische Eigenart der mündlichen Quelle verdunstet zum klassischen Quellentext. Die vielgepriesenen neuen Quellen haben formal betrachtet keine Vorzüge gegenüber den bislang historischer Arbeit zugrunde gelegten. Es sind nur andere Quellen, die im übrigen nach den gängigen Regeln der Hermeneutik exegisiert werden (Sieder), und welcher Historiker wird etwas dagegen einwenden wollen, wenn die Kenntnis der Vergangenheit dadurch erweitert wird.

Warum also die Aufregungen, die Invektiven und Unterstellungen, die aus vielen Arbeiten der Mündlichen Historiker herauszuhören sind? Es ist nur Marktgeschrei.

Freilich besitzen die »neuen« Quellen ein Qualifikationsmerkmal, das gerechterweise nicht unterschlagen werden sollte. Sie wurden nach dem Do-It-Yourself-Prinzip in historischen Heimwerkstätten gezimmert. Der fortgeschrittenste Stand der Interviewtechnik und Zeugenauswahl floß in den Schöpfungsprozeß selbstverständlich mit ein. Jedes Interview ist daher einem Kleinkunstwerk ähnlich, in dem die Welt fokussiert, und von vornherein trockenen Verwaltungsberichten überlegen. In ihm erschließen sich dem hingebungsvollen Interpreten sowohl authentische, weil erlebte Tatsachen als auch die Art und Weise ihrer Reflexion im Bewußtsein. Luisa Passerini betont in unvergleichlicher sprachlicher Prägnanz noch die geschichtsproduzierenden Vorgänge im Gehirn des Historikers, die hinzutreten, um jenes Elixier zu brauen, das dem nach historischer Erkenntnis Dürstenden auf seinem Weg als Labsal kredenzt wird. Es ist – sagen wir es frei heraus – ein Zaubertrunk, jenem ähnlich, was dem Odysseus und seinen Gefährten auf der Insel der Lotophagen gereicht, sie das Vergangene vergessen ließ und mit dem Gegenwärtigen glücklich stimmte. Wie anders sollen wir uns erklären, daß die Binsenwahrheit von der Geschichte als dem durch die Arbeit des Historikers erst Konstituierten so gründlich vergessen wurde, und man darauf stoßend vermeinte, sie neu entdeckt zu haben? Und woher kommt es, daß man auf einer spärlichen Quellenbasis fußend, sich befugt fühlt, weittragende, grundsätzliche Aussagen zu treffen? Mögen die Interviews z. B. im LUSIR-Projekt noch so gründlich und solide sein, es bleiben doch nur ca. 200. Ich wage mir das Hohngelächter nicht auszumalen, das durch den Rezensionswald schallen würde, begebe man sich daran, eine Vereinsgeschichte des Ruhrgebiets anhand von 200 Vereinsfestschriften schreiben zu wollen. Das Erleben der »kleinen Leute« meint man aber durch Befragen von 200 Personen eruieren zu können.

Ohne auf diese methodologischen Schwierigkeiten, die die Mündlichen Historiker ebenfalls sehen, weiter eingehen zu wollen – das kann ein Anhänger der Gruppe QUANTUM viel besser –, soll kurz bei der Frage verweilt werden, warum Oral History entstehen und Resonanz finden konnte. Eine reine Ideologiekritik ihrer Prämissen verwischt den Blick auf das mit ihr erneut thematisierte Problem des Stellenwerts der Erzählung in der Geschichtsschreibung. Oral History scheint mir ein notwendig auftretendes Kompensationsphänomen angesichts einer weithin theorieorientierten Geschichtsschreibung zu sein. Wir spüren hier die Erschütterungen jenes Bebens, das in den 70er Jahren das Gerüst der historischen Wissenschaft angriff und die Tragfähigkeit der tropischen Pfeiler Theorie und Erzählung auf eine harte Probe stellte. Mit der Oral History artikuliert sich das Bedürfnis nach Anschaulichkeit in der Geschichtswissenschaft, das zuvor durch die erzählende Darstellung abgedeckt wurde. Damit ist nichts über den Wert oder Unwert einer

theoriegeleiteten Geschichtsschreibung ausgesagt. Sie besitzt ihre unzweifelhaften Vorzüge in der analytischen Durchdringung des Stoffes, bezahlt diesen Vorzug jedoch mit einem Mangel an Anschaulichkeit und Prägnanz. Sie deckt andere Bedürfnisse ab als die Mündliche Geschichte. Erkannt wird nicht nur durch den Begriff, sondern auch durch die Metapher, das Bild, die anschauliche Erzählung. Hierauf kann Oral History abheben. Ihre Überheblichkeiten, z. B. Prüfer der »eigentlichen historischen Forschung« zu sein (Passerini), dürfen wir getrost zu den aggressiven Zügen rechnen, die mit der Oral-Phase nun mal verbunden sind.

Oral History macht Geschichte nachvollziehbar, nacherlebbar, indem sie bewußt darauf zielt, die Verarbeitung »objektiver Sachverhalte« im Bewußtsein der einzelnen herauszuschälen. Die Erlebnisse der Menschen sind ihr Arbeitsfeld. Der Vorwurf, damit einem Subjektivismus zu huldigen, anstelle der Geschichte die Geschichten treten zu lassen oder, wie es Wirtz formulierte, im neoantiquarischen Sumpf zu versinken, muß hier erhoben werden. Erfahrungen sind unkritisch, d. h. über sie ist nicht mehr zu diskutieren. Sie sind das a priori in der Historik der Oral History. Damit wird der Erkenntnisweg in der Geschichte auf den Kopf gestellt, das Besondere an die Stelle des Allgemeinen gesetzt. Es ist doch selbstverständlich, daß die Erfahrungen der Menschen nicht mit dem kongruent sind, was der Historiker post festum konstatiert. Daraus jedoch zu folgern, das in der Retrospektive sich dem wissenschaftlichen Blick Zeigende müsse relativiert, wenn nicht gänzlich in Frage gestellt werden, ist abwegig. Oral History legt damit die Axt an die Wurzel wissenschaftlicher Geschichtsforschung.

Erinnern wir uns an dieser Stelle des vielgeschmähten Ranke. Für ihn waren die historischen Romane Sir Walter Scotts Vorbild bei der Geschichtsschreibung. Er wollte die Anschaulichkeit des Dichters mit der kritischen Forschung des Historikers verbinden. Oral History tendiert dazu, die historische Kritik zugunsten der Anschaulichkeit zu suspendieren. Die Beschreibung der subjektiven Erlebniswelten ist keine historische Forschung mehr, sondern Literatur mit einem speziellen Sujet. Literatur und Dichtung geht es um Erlebnisse und Sichtweisen der Wirklichkeit, gebrochen in der Wahrnehmung des einzelnen. Die Wirklichkeit wird der Dichtung zum Anlaß unendlicher Variationen. Die Dichtung führt Eindeutigkeit in Vieldeutigkeit über. Aus diesem bewußten Subjektivismus gewinnt sie ihren Reiz. Im Gegensatz zur Dichtung muß es der Geschichtsschreibung jedoch um die präzise Deskription ihres Gegenstandes gehen. Dem wird durch die Prinzipien der Oral History jedoch die Grundlage entzogen.

Lassen wir uns durch das gleißende Wortgepränge der oral historians nicht blenden. Betrachten wir das von ihnen entfachte Feuerwerk durch die Brille des Vergleichs und der Rückbesinnung, dann erkennen wir, daß das, was da so leuchtet, keine unbekannte Sonne aus dem Reich der Ideen ist, sondern eine von Sophisten

veranstaltete Illumination, durch die der nach ernster historischer Erkenntnis Strebende sich nicht aufhalten lassen sollte. Wir können es auch weniger anspruchsvoll formulieren, indem wir uns eines Satzes aus dem im Volksmund überlieferten Märchen erinnern, ein Satz, den ein Kind ausrief, als es seinen Kaiser nackt durch die Straßen ziehen sah, vermeinend ihm wären die schönsten Kleider geschneidert worden: »Mutter, der Kaiser ist ja nackt!«

Die Archive, die Schöne Literatur und die Oral History

von Alexander v. Plato

I. »Subjektivität« und Wissenschaft

Die meisten Kritiker der Oral History machen es sich leicht: Sie dokumentiere nur eine subjektive Sicht der Geschichte, sei eine modisch-kurzlebige Strömung, schaffe sich eigene, beliebig interpretierbare Quellen aus der Gegenwart über eine persönliche Vergangenheit, sei eher – wenn überhaupt – schöne Literatur als Wissenschaft. Da man mich auch hier und heute¹ provokant mehr als Literat denn als Historiker einführte, will ich mit einem literarischen Beispiel antworten.

Anfang der 50er Jahre hat das Düsseldorfer Kabarett »Ko(m)mödchen« die Geschichte eines Lampenputzers inszeniert, der über 50 Jahre immer wieder neu seinen Bewerbungs-Lebenslauf schrieb oder – angesichts deutscher Verhältnisse – schreiben mußte: Vor dem Ersten Weltkrieg war er kaisertreu; der Großvater war bei Sedan schwer verwundet worden und ging seitdem mit dem bereits früh patriotisch und kaiserlich denkenden Enkel zum jährlichen Sedantreffen; das Bild des grimmigen Kaisers hing an der Wand der guten Stube. Dieses Tableau wandelte sich nun entsprechend der deutschen Zeitläufte: 1919 war der Großvater von den deutschen Geldbaronen in den Krieg gegen die französischen Klassen-Brüder zum Abschlichten geschickt worden, der Enkel hatte sein Herz für die freien Gewerkschaften entdeckt, und der nicht weniger grimmige Friedrich Ebert schmückte das Wohnzimmer. 1933 hatte der Großpapa wiederum im Kampf gegen den Erbfeind immerhin einen Arm fürs Vaterland verloren, der Enkel war im nationalen Handlungsgehilfenverband und der martialische Hitler schaute auf die gegenüberliegende Wand des selten benutzten Wohnzimmers. Und nach 1945? Vom Großvater war nun überhaupt keine Rede mehr, der Enkel war immer unpolitisch durch die Zeitläufte geschlichen und der Bilderrahmen im Wohnzimmer blieb leer – kein

¹ Bei diesem Text handelt es sich um einen Vortrag auf der Tagung der rheinischen Archivare 1990 in Bad Münstereifel, dessen Tonbandaufzeichnung mir freundlicherweise von der Veranstaltungsleitung zur Verfügung gestellt wurde. Da ich dort unmittelbar auf eine Reihe von vorherigen Beiträgen einging, habe ich hier den ursprünglichen Vortragscharakter trotz einiger Überarbeitungen im wesentlichen beibehalten.

grimmiger Held schmückte die Wand der durch Bomben ramponierten guten Stube. Unser Lampenputzer war vorsichtig, die Vergangenheit suspekt geworden . . .²

Was sagt eine solche Geschichte den Kritikern einer »subjektivistischen Wissenschaft«? Vermutlich: Das ist Kabarett, also Kleinkunst, und da gehört so etwas auch hin. Aber eigentlich könnte sich ihnen folgende Frage stellen: Ist ein solcher Wechsel in der Darstellung der eigenen Person etwas, das mit Wissenschaft zu tun haben müßte? Können und müssen solche Veränderungen in der Selbstkonstruktion zum Gegenstand von historisch-wissenschaftlicher Arbeit werden, weil sie sehr viel über die inneren Prozesse einer Gesellschaft, ihre Konsens- und Dissensentwicklungen, über Erfahrungen und deren Bedeutung für eine spätere Phase der Geschichte aussagen?

Für einen Teil der hiesigen Diskutanten scheint Subjektivität etwas so Verdächtiges zu sein, daß man sie abseits vom Weg der historischen Wissenschaft und der archivalischen Aufgaben liegen lassen möchte. Für mich ist es umgekehrt: Ein Anreiz, »Erfahrungsgeschichte« zu betreiben, lag darin, die subjektive Verarbeitung historischer Entwicklungen aus der Grauzone von Journalistik und Literatur in quellenkritisch überprüfbare Wissenschaft zurückzuholen. Gerade die deutsche Geschichte zeigt solche Notwendigkeiten: Die Erfahrungen aus dem Nationalsozialismus beispielsweise waren konstitutiv für die Nachkriegszeit – ohne daß ich dabei die entscheidende Bedeutung der Rahmenbedingungen der »großen Politik«, insbesondere der Siegermächte, vergessen will. Die Kontinuitätsdebatte im Nachkriegsdeutschland ist undenkbar ohne die Berücksichtigung der Erfahrungen der Bevölkerung als Hauptkontinuitätselement.

Lassen Sie mich zusätzlich ein Beispiel aus der Osteuropa-Forschung nehmen: Nach der Wende von 1989 fragte auf einem Treffen von Osteuropa-Wissenschaftlern, an dem ich seit Jahren teilnahm, ein DDR-Spezialist ziemlich niedergeschlagen: Müssen wir uns nicht eingestehen, daß die prognostische Fähigkeit unserer Forschungen minimal war? Und er nahm dabei explizit Oral-History-Forschungen aus, weil er bereits unsere DDR-Untersuchungen von 1987 kannte, in denen die Instabilität der DDR, die wachsenden Dissenselemente und das Bröckeln früheren

² Vielleicht kam den Kabarettisten daher die Assoziation zum Lampenputzer – also nach dem Gedicht von Erich Mühsam: »War einmal ein Lampenputzer . . .«, der sich von der Sozialdemokratie abwandte, als seine Mitstreiter die erste Lampe zerstörten. Ich habe diese Geschichte nur sinngemäß zitiert und so belassen, wie ich sie vortrug.

Konsenses konstatiert wurden.³ Und jetzt, nach der Wende zeigt sich erneut, wahrscheinlich mehr als andernorts, wie bedeutungsvoll frühere Erfahrungen für einen neuen historischen Abschnitt werden. Und welche Quellen hätten wir als Historiker oder Historikerinnen für dieses Phänomen? Stasi-Akten wie in der Entnazifizierungs- oder Widerstandsforschung Gestapo-Akten? Aber bereits in der NS-Forschung zeigte sich, wie problematisch es ist, sich allein auf die Akten der Staatsgewalt zu stützen, da wir alle wissen, daß diese Quellenauswahl zu einer ganz bestimmten Perspektive führte: Sie überbetonte die Sicht »von oben«, die »amtliche Sicht«, brachte auf der anderen Seite all jene in den Blick, die in Konflikt mit dem nationalsozialistischen Staat geraten waren. Dadurch wurde die Sicht »von unten«, die Sicht einer breiten »schweigenden Mehrheit« und deren Attraktion für den Nationalsozialismus, die Wirkungsmechanismen des Systems, seine Konsenselemente und deren Mechanismen vernachlässigt.

Solche Mechanismen sind unter anderem »Objekte« der Biographieforschung und der Oral History, und in ihnen – eben auch in biographischen Brüchen – zeigen sich Probleme der deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte von einer anderen Warte aus, als wir sie aus den »klassischen Quellen« gemeinhin gewohnt sind. Ich möchte sogar behaupten: Dieses Mißtrauen gegenüber einer solchen Wissenschaft, die u. a. die subjektiven Erfahrungen zum Gegenstand nimmt, hat selbst etwas mit der deutschen Geschichte zu tun. Die Brüche in dieser jüngeren deutschen Geschichte, die von nur einer oder zwei Generationen verarbeitet werden mußten, die sich rasch anzupassen und scharfe Wechsel in den eigenen Biographien in Kauf zu nehmen hatten, könnten dazu geführt haben, das Subjekt aus der Geschichtswissenschaft über Jahrzehnte weitgehend herauszuhalten.

Lassen Sie mich deshalb ganz kurz einen Blick über die Grenzen werfen. Gegenüber der deutschen Zurückhaltung gibt es in anderen Ländern innerhalb und außerhalb Europas eine sehr lange, also keineswegs »modische« Tradition von mündlichen Überlieferungen und deren Archivierungen, die zu einem Ausmaß geführt haben, das wir uns hier kaum vorstellen können. In den verschiedenen *skandinavischen Ländern* zum Beispiel hat sich eine Reihe von Archiven mit dieser Fragestellung

³ Ohne – das ist selbstverständlich – den Zeitpunkt der Wende oder ihre Inhalte prognostizieren zu können. Diese Forschungen standen unter Federführung von Lutz Niethammer, damals Fernuniversität Hagen. Dorothee Wierling und ich waren so interessiert, daß wir schließlich zu dritt diese damals noch fast abenteuerliche Arbeit zusammen unternahmen. Inzwischen sind Ergebnisse im Druck: Lutz Niethammer, Alexander v. Plato u. Dorothee Wierling, *Die volkseigene Erfahrung. 30 biographische Einstiege*, Berlin (Rowohlt) 1991. Alexander v. Plato u. Wolfgang Meinicke, *Die Last des Schweigens. Flüchtlinge und Umgesiedelte in der DDR*, Berlin (Union) 1991. Diese Arbeiten fußen auf ca. 160 lebensgeschichtlichen Interviews, die wir in drei ausgewählten Industriestädten der DDR – in Eisenhüttenstadt, Bitterfeld und Chemnitz (damals noch Karl-Marx-Stadt) – 1987 durchführten.

befaßt, und zwar seit der Mitte des letzten Jahrhunderts. Dort wurden bis heute Millionen Zeitzeugenberichte gesammelt, die der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehen. *Polen* ist ein anderes Beispiel; dort besteht heute eine Sammlung von mehr als 500 000 solcher Lebensberichte quer durch die Zeiten. Polen ist übrigens eines der Pionierländer in dieser Forschung seit den 20er Jahren. Ebenso die *USA*, wo die mündliche Überlieferung und deren Archivierung ebenfalls eine sehr lange Tradition haben. Vermutlich entstand dort sogar in der Mitte des letzten Jahrhunderts eines der ersten Oral-History-Projekte, nämlich über Indianer. Oder wenn Sie sich *Israel* anschauen, wo aus naheliegenden Gründen der besonderen jüdischen Geschichte ein Interesse auch an mündlichen Überlieferungen von Menschen bestand, die aus den verschiedenen Teilen der Welt kamen und israelische Staatsbürger wurden. Insbesondere die deutschen Emigranten oder die Überlebenden des Holocaust haben in Interviews ihre Erfahrungen nachfolgenden Generationen hinterlassen; denn zu diesem Komplex gab es entweder keine oder nur wenige bzw. stark vom Nationalsozialismus geprägte schriftliche Quellen.

Vielleicht hängt also – um es zu wiederholen – die hiesige mangelnde Bereitschaft oder sogar die Abwehr gegenüber »subjektiven« Quellen, insbesondere der mündlichen, mit den Peinlichkeiten der deutschen Geschichte zusammen? Das, was wir jetzt tun, nämlich eine Diskussion um die »subjektiven«, aber durchaus verbreiteten Bearbeitungsweisen früherer Phasen der Geschichte zu führen, ist jedenfalls eine im internationalen Vergleich verspätete Debatte. Verspätet kommt sie unter anderem vermutlich deshalb, weil die Repräsentanten der frühen Nachkriegszeit, nicht nur die Historiker und Archivare, wenig Interesse an solchen Themen haben konnten, weil das Dritte Reich als Vorerfahrung und damit als Vorgeschichte der beiden deutschen Nachkriegsstaaten hätte behandelt werden müssen – vielleicht auch sie selbst.

Nach diesem bösen Verdacht kehre ich wieder zurück zur ungefährlichen Kunst. Unser zitierter Lampenputzer demonstriert, daß die gesellschaftlich-politischen Brüche natürlich zu einer jeweiligen Neuorientierung oder mindestens Umorientierung in einer neuen Phase der Geschichte und auch der eigenen Biographie führen mußten. Das hat verschiedene Gründe. Einer ist: Wir sind alle gewohnt, Bewerbungslebensläufe zu schreiben und auch unser Leben weitgehend in dieser Form zu erzählen. Bewerbungslebensläufe sind nun einmal dazu da, sich möglichst positiv in einer bestimmten Situation mit bestimmten Anforderungen zu verkaufen; und das hat etwas mit den Zuständen zu tun, innerhalb derer man sich zu verkaufen hat. Wenn diese sich ändern, dann muß man natürlich innerhalb einer solchen Bewerbung darauf Rücksicht nehmen.

Hinter dieser Art zu erzählen, scheint deshalb mehr auf als »nur« persönliche und damit »unbedeutende Subjektivität«: Nach vielen Oral-History-Studien scheint

mir, daß diese Art von Umgang mit der Geschichte oder mit der Politik, die man für die eigene biographische Entfaltung nutzen oder die man zu umgehen hat, eine sehr verbreitete Vorstellung ist. Das ist eine andere Haltung zur Politik, als wir Professionellen sie im allgemeinen einnehmen, nämlich weniger »politisch« oder weniger von den »großen Fragen der Geschichte« bestimmt. Wenn aber Geschichte oder jeweilige herrschende Zustände von großen Teilen der Bevölkerung mehr unter dem Blickwinkel des subjektiven Interesses betrachtet werden, dann wäre es ein Unding, wenn sich gerade Historiker der Bedeutung einer solchen Perspektive entziehen wollten. Ein solches Phänomen wäre auch eine wichtige *politische* Erscheinung und müßte als solche Gegenstand einer politischen Geschichtsschreibung werden.

II. Aufgaben

Wenn die Vermutung stimmt, die jahrelange erstaunliche Mißachtung der Subjekte in der deutschen Geschichtswissenschaft im Westen wie im Osten hätte etwas mit dem Umbruch von 1945 zu tun, dann könnte vielleicht auch unsere jetzige Debatte mit dem Ende der Nachkriegszeit in Deutschland in Beziehung stehen, das wir gerade erleben. Denn diese neue Entwicklung dürfte auch die Diskussion um »Erfahrungen« aktuell beeinflussen: Es gibt wohl kein Land, mit Ausnahme von Vietnam und Korea, in dem über die Auswirkungen von zwei oder drei unterschiedlichen Systemen auf die Menschen geforscht werden kann. Denn wo sonst kann nach einer gemeinsamen, bis heute belastenden Vorgeschichte, und nach einer staatlichen Trennung wieder über eine gemeinsame staatlich-politische Zukunft nachgedacht und geforscht werden? Das heißt, die Deutschen in West und Ost werden mit unterschiedlichen Vorerfahrungen in eine vereinte Geschichte gehen; dabei wird sich herausstellen, welche Bedeutung die jeweiligen Vorerfahrungen für diese neue Phase der Geschichte haben werden. Das scheint mir eine wirkliche Herausforderung für eine Erfahrungsgeschichte in diesem Land zu sein, innerhalb derer die Oral History aus naheliegenden Gründen eine gewisse Bedeutung haben wird; denn gerade in der DDR werden wir zunächst angesichts der dortigen Archivierungspraxis auf mündliche Zeugnisse zurückgreifen müssen, um die Erfahrung von Menschen innerhalb der letzten 40 Jahre untersuchen und vergleichen zu können mit den Erfahrungen im Nationalsozialismus und den Erfahrungen innerhalb der Bundesrepublik Deutschland. Hier läge also ein aktueller Grund für die Bedeutung einer Erfahrungsgeschichte, also der Oral History oder der Biographieforschung.

Ich meine jedoch, daß nicht nur unter diesen aktuellen Entwicklungen, sondern auch unter »normalen« Bedingungen die mündliche Quelle oder die Erfahrungsgeschichte insgesamt eine größere Bedeutung hat, als es hier heute anklang: Hier auf dieser Tagung wurde der Erfahrungsgeschichte von einem Teil der Diskutierenden

allenfalls der Charakter als »Ergänzungswissenschaft« für die Geschichtswissenschaft zugestanden, die immer dann zum Zuge kommen dürfe, wenn es an anderen Quellen mangle. Sicherlich ist die Oral History gerade dort von Bedeutung gewesen, wo man Gruppen untersuchte, die gemeinhin keine oder kaum Zeugnisse hinterließen (wie in der Minderheitenforschung oder in der Jugend-, Arbeiter- und Frauenforschung) oder wo aus anderen Gründen eine magere Quellenlage besteht, wie in der Untersuchung autoritärer Regime, wo die Archive weitgehend geprägt waren von den Interessen der jeweiligen Diktatoren.

Ich glaube jedoch, daß *Erfahrungsgeschichte eine eigenständige Bedeutung* hat, die nach der Konfrontation mit anderen methodischen Ansätzen verlangt: Wenn es – wie erwähnt – um *Konsens- oder Dissenselemente* einer Gesellschaft geht, um die *Bedeutung von Vorerfahrungen für weitere historische Abschnitte*, wenn die »*Innenansichten*« bestimmter sozialer Gruppen bearbeitet werden, wenn die *Dynamik zwischen den Generationen* oder wenn auch nur die *Dynamik innerhalb von Biographien* oder deren *Selbstkonstruktionen* untersucht werden sollen. Und für manche Wissenschaften spielt die mündliche Quelle per se eine Rolle, nämlich in der *Erzähl-, Legenden-, Märchen- oder Liedforschung* der Volkskunde oder in der *Untersuchung oraler Gesellschaften in der Ethnologie*, der *Bearbeitung von Krankheitsberichten in der Psychiatrie oder der Psychoanalyse* usw. In all diesen Fällen sind subjektive Quellen, also alle subjektiven Erinnerungszeugnisse wie Tagebücher, Briefe, Fotos, lebensgeschichtliche Interviews, Protokolle, Krankheitsberichte oder Zeugenaussagen konstitutiver Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit; und die Angst vor Subjektivität wäre hier absurd, weil es gerade um sie geht, wie umgekehrt für andere Fragestellungen subjektive Zeugnisse nur geringe oder keine Bedeutung haben. Deshalb gilt hier wie in jedem anderen wissenschaftlichen Feld auch: Das methodische Instrumentarium muß sich nach Erkenntnisobjekt und Fragestellung richten.

Lassen Sie mich wenigstens zu den wichtigsten Forschungsfeldern der Erfahrungsgeschichte jeweils ein Beispiel bringen. Zu *Konsens- und Dissenselementen einer Gesellschaft* möchte ich die Widerstandsforschung nennen, die zugleich deutlich macht, wie weitgehend Erkenntnis davon abhängt, welche Erkenntnis-»Lupe« man benutzt. Die Kritiker der Oral History werfen ihr Subjektivismus vor, ohne sich mit der gleichen Schärfe – die ich durchaus teile – nach der Subjektivität anderer Quellen zu fragen. Nimmt man beispielsweise die Gestapo-Akten, um den Widerstand im Nationalsozialismus zu erforschen, so geraten alle jene ins Blickfeld, die mit dem nationalsozialistischen Staat in Konflikt gekommen sind, was zu einer Überbetonung des Widerstands, eventuell sogar des Widerstands innerhalb der Arbeiterschaft, führte. Außerdem sind auch diese Akten von Beamten mit bestimmten Interessen und Haltungen geschrieben worden, die Aussagen protokollierten, die ebenfalls in ganz spezieller Situation mit speziellen Ängsten und Interessen

gemacht wurden, die ich quellenkritisch zu hinterfragen habe. Umgekehrt haben wir in den letztjährigen Oral-History-Untersuchungen jene befragt, die im Nationalsozialismus sozusagen »ganz normal« gelebt haben, die sogenannte schweigende Mehrheit. Und diejenigen, die Oral History vor allem deshalb kritisieren, weil man im Nachhinein nur eine geläuterte oder verfälschte Sicht der Geschichte bekäme, müßten eigentlich erstaunt sein, wie viel noch über die Attraktion des Nationalsozialismus, über seine Wirkungsmechanismen und über die Mischungen von Zustimmung und Ablehnung häufig sogar in einer Person zu erfahren war. All dies hat man kaum aus den Akten entnehmen können oder mußte sie nach unseren Interview-Auswertungen gehörig »gegen den Strich« lesen.⁴

Ein Beispiel für die *Tradierung zwischen Angehörigen verschiedener Generationen*. Ich würde dazu gerne das Thema Flüchtlingsforschung nehmen; dort zeigten sich nach nunmehr 45 Jahren deutliche Mängel, die meiner Ansicht sehr viel damit zu tun hatten, daß man sich überwiegend auf die schriftlichen oder amtlichen Dokumente gestützt hatte: Der sogen. Integrationsprozeß wurde bisher vor allem als westdeutsche Leistung begriffen, aber nicht als »gesamtdeutsches Problem«, in dem man die gemeinsamen oder besonderen Bedingungen in Ost-West behandelte. (Immerhin war die Sowjetische Besatzungszone das absolut und relativ gesehen stärkste Aufnahmeland für Vertriebene bzw. Umgesiedelte.) Das zweite Manko: Man tat so, als ob der »Integrations-Prozeß« ein einseitiger sei, als ob die Flüchtlinge in eine funktionierende Wirtschaftsgesellschaft kamen, ohne daß sich in dieser Durchmischung die gesamte Gesellschaft veränderte. Das dritte Defizit: Es fehlten intergenerationelle Untersuchungen. Erst als Flüchtlingsforschungen diese Defizite mit Hilfe der Untersuchung mündlicher Tradierungen⁵ erforschten, zeigte sich, wie weitgehend sich »Flüchtlinge und Einheimische in eine Neue Zeit« mit für beide Seiten neuen Anforderungen, Umorientierungen und Anpassungsleistungen einpassen mußten; denn Einheimische wie Vertriebene trauerten um den Tod von Verwandten und Freunden, verloren eine vertraute Welt und mußten sich mit den Veränderungen, die in der Durchmischung der Nachkriegsgesellschaft entstanden,

⁴ Lutz Niethammer (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.« Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Bd. 1), Berlin/Bonn 1983; ders. (Hrsg.), »Hinterher weiß man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist.« Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Bd. 2), Berlin/Bonn 1983; ders. u. Alexander v. Plato (Hrsg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Bd. 3), Berlin/Bonn 1985; Alexander v. Plato, »Der Verlierer geht nicht leer aus.« Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn 1984.

⁵ Vgl. z. B. Albrecht Lehmann, Erzählen zwischen den Generationen, erscheint 1991 bei Beck; oder ders., Flüchtlingserinnerungen im Erzählen zwischen den Generationen, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History Heft 2, 1989, S. 183–206.

abfinden. Die Flüchtlinge hatten in besonderer und häufig traumatischer Weise den Heimatverlust zu beklagen; aber auch für die Hiesigen, vor allem in den Städten des Ruhrgebiets, war die alte Heimat nicht dieselbe geblieben, mußten nach Kinderlandverschickung (KLV), Evakuierungen und Betriebsverlagerungen »Entwurzelungserfahrungen« gemacht werden. Bald – insbesondere in der DDR – überlagerten völlig neue Anforderungen der Nachkriegsgesellschaft die besondere Situation als Flüchtling, was zu einer Integration beider Seiten in eine Neue Zeit beigetragen haben dürfte.⁶ An solchen Beispielen zeigt sich auch, wie die mündliche Tradierung zur Verarbeitung bestimmter Erfahrungen beiträgt, wie sich Subjekte zu ihrer Umwelt in bestimmten historischen Situationen verhalten, wie sie entsprechend ihre Biographien »konstruieren«.

Solche Thesen konnten nur deshalb entstehen, weil beide Seiten befragt und ihre Erzählungen verglichen werden konnten, und zwar sowohl im Westen wie im Osten. Beide Seiten schilderten sehr ausführlich und erstaunlich ähnlich die Schwierigkeiten, die sie hatten, um sich in einer neuen Nachkriegsordnung mit ganz neuen politischen Umwertungen, mit neuen gesellschaftlichen Anforderungen, neuen Nachbarschaften, Freundschaften und so weiter einzufinden.

Ein weiteres Beispiel: Die *Erforschung von Gruppen oder Eliten*. Die Biographieforschung bzw. die Oral History hat versucht, durch Einzel- und Gruppeninterviews zu Erkenntnissen über Entscheidungsprozesse innerhalb bestimmter Eliten zu kommen. Dabei kam zum Vorschein, wie manche Eliten, z. B. Unternehmer, trotz ihrer quantitativ zu messenden Kontinuität⁷ in Funktionsbesetzungen vor und nach 1945, Veränderungen erfuhren, und zwar in den Köpfen; sie waren nicht mehr die gleichen wie zuvor geblieben.⁸ Auf der »anderen Seite« Betriebsräte und Gewerkschafter: Bei ihnen, die 1933 bis 1945 anders als die unternehmerische Elite tiefe Brüche erlebt hatte, zeigte sich, wie sehr die Erfahrung unter dem Nationalsozialismus sie verändert hatte. Und nicht nur das: Es wurde in der Untersuchung ihrer Biographien auch deutlich, aus wieviel unterschiedlichen Quellen diese »Basiselite« sich nach 1945 speiste – Nachkriegs-Betriebsräte oder Gewerkschaftsfunktionäre kamen keineswegs nur aus der sozialdemokratischen »Ecke«, sondern auch aus der kommunistischen, aus der christlichen, aus der national oder gar nationalsozialistisch orientierten (das betraf vor allem HJ-Führer)

⁶ Alexander v. Plato, *Fremde Heimat. Die Integration von Vertriebenen in eine Neue Zeit*, in: Niethammer/v. Plato 1984 (wie Anm. 4); siehe auch v. Plato/Meinicke 1991 (wie Anm. 3).

⁷ So konnte man z. B. anhand des Vergleichs der Positionsbesetzung von 1944 und 1949 Aussagen über die personelle Kontinuität am Ende des Nationalsozialismus bzw. zu Beginn der Bundesrepublik Deutschland machen.

⁸ Vgl. dazu den Antrag für das Forschungsprojekt »Nachkriegseliten in Deutschland« von Nori Möding und mir zu Unternehmern, Publizisten und Politikerinnen (Manuskript von 1984). Vgl. auch K. D. Henkes Vortrag auf dem Historikertag von 1990 in Bochum.

usw. Und es zeigte sich, daß alle diese Menschen mit so unterschiedlichen Erfahrungsvoraussetzungen über die Einheitsgewerkschaft zur SPD kamen, so daß die These plausibel wurde, die Einheitsgewerkschaft habe als »Durchgangsschleuse zur Sozialdemokratie« fungiert.⁹ Welches Gewicht solche Aussagen zu Vorerfahrungen von Aufbaugenerationen der Bundesrepublik (und der DDR) besitzen, muß man nicht besonders betonen.

Und zum Schluß dieses Teils will ich wenigstens erwähnen, daß in der Soziologie die *Lebenslauf-* und auch die *Biographieforschung* inzwischen anerkannte Teile der Sozialwissenschaften zu werden scheinen; dabei geht es u. a. um biographische Konstruktionen, um die Frage also: Wie konstruieren Menschen ihre Lebensgeschichte anderen gegenüber und warum. Und dieses Warum enthält eine starke historische Dimension, die zu erkennen hilft, was in bestimmten Zeiten für Menschen wichtig erschien, um sich nach außen zu tragen.

Angemerkt werden muß auch, daß die *Erzählforschung* zutage gefördert hat, daß Märchen keineswegs nur in der fernen Vergangenheit entstanden sind, sondern daß es auch moderne Legenden¹⁰ gibt, die einiges über diese »Moderne«, ihre Mythen und Verarbeitungen deutlich machen, daß es Überlieferungen gibt, die z. B. die Mythisierung der Erfahrungen der Großeltern im Krieg und seinen Wirrnissen demonstrieren usw.¹¹ Mundartliche Überlieferungen sind gerade hier in der Bundesrepublik mit dem hohen Anteil von Flüchtlingen immer wieder gemacht worden, die sich hauptsächlich auf mündliche Tradition gestützt haben.¹² Und schließlich gibt es eine wichtige Seite der Oral History: Das ist ihre *didaktische »Verwertbarkeit«*. Sie ist geeignet, wie besonders die Schülerwettbewerbe des Bundespräsidenten zeigen, Schülerinnen und Schülern Geschichte im Eigenverfahren, hautnah und keineswegs unkritisch nahezubringen.

⁹ v. Plato 1984 (Betriebsräte). Vgl. dazu auch die sehr umfassende Untersuchung von Martin Rütter, Betriebsräte in Köln, Köln 1983, die sich mit Gewerkschaftern und Betriebsräten in Köln und besonders in einem Kölner Großbetrieb befaßt.

¹⁰ Urban Legends.

¹¹ Siehe dazu Lehmann, a. a. O. oder verschiedene Vorträge auf den Volkskundekongressen 1988/1989, wie z. B. Utz Jeggle, Deutung und Bedeutung des Fremden, in: Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongress, hrsg. v. Ina-Maria Greverus, Konrad Köstlin u. Heinz Schilling, Bd. 1, S. 89–98.

¹² Vgl. die Forschungen des Instituts für ostdeutsche Volkskunde; einen kurzen Überblick gibt Ulrich Tolksdorf, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History Heft 1, 1988; oder Ulrich Tolksdorf, Volkskundliche Flüchtlingsforschung. Stand und Probleme, in: Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongress, hrsg. v. Ina-Maria Greverus, Konrad Köstlin u. Heinz Schilling, Bd. 1, S. 123–128.

III. Probleme und Kontrollen

Das Grundproblem der Oral History ist – das liegt nahe – die Bewertung von Erinnerungen, die Einschätzung dessen, was Gedächtnis sei, was und wie es »abgespeichert«, was es nicht »ablegt« und warum nicht, was »abgerufen« werden kann, wie und wodurch. Das ist besonders ein Problem, wenn man vergangene Einzelabläufe zu rekonstruieren versucht. Aber auch dann, wenn man Erfahrungen oder Verarbeitungsweisen untersuchen möchte und weniger die Ereignisabläufe, bleibt dieses ein Grundproblem. Deshalb sprechen die meisten, die mit diesen Quellen arbeiten, davon, daß die Oral History vor allem »heuristischen Wert« besitzt, um neue Fragestellungen und neue Erkenntnisfelder zu erschließen.¹³ Es sind vor allem hermeneutische Verfahren, »Verstehensversuche«, um die es bei den Interpretationen von biographischen Zeugnissen geht: Erinnerungen und ihre Ablagerungen, später Überlagerungen, Legitimationen oder (Sinn-)Konstruktionen des eigenen Lebens müssen herausgefunden und interpretiert werden. Dabei ist das angebliche Manko, Oral History gebe vor allem eine verfälschende Sicht von heute auf frühere Phasen der Geschichte, durchaus ein Plus; denn dann steht ja im Zentrum der Fragestellung die Wirkung des »Früher auf das Heute« bzw. des »Heute« auf die Konstruktion früherer Erfahrungen.

In all diesen Fällen ist die subjektive Quelle ebenso kritisch zu behandeln, wie wir es auch für andere Quellen gelernt haben: So muß die Konfrontation mit Ergebnissen aus Studien, die mit anderen methodischen Ansätzen aus anderen Quellen gewonnen wurden, gesucht werden, sofern dies möglich ist. Es müssen auch andere subjektive Quellen aus anderen Zeiten oder Lebensphasen herangezogen werden, so daß Widersprüche zwischen Tagebüchern oder Fotoalben zu lebensgeschichtlichen Interviews entdeckt und interpretiert werden können. Darüber hinaus gibt es interviewtechnische Kontrollmöglichkeiten durch spezifische Quer- und Kontrollinformationen, durch vergleichbare Interviews mit Angehörigen (z. B. Paarinterviews) aus der Verwandtschaft oder aus gleichen Berufsgruppen (Gruppeninterviews). Außerdem gewinnen die meisten lebensgeschichtlichen Interviews nach der Erfahrung aller Beteiligten eine Eigendynamik,¹⁴ in der erfahrene Interviewer oder Interviewerinnen durch Erzählstimuli dabei helfen können, Erinnerungen in Gestalt von Episoden und Anekdoten, Personenbeschreibungen oder Raumdarstellungen zu aktivieren. Überhaupt ist es sinnvoll, möglichst umfassende, gesamte Lebensgeschichten zu erfragen, die bis heute gehen und viele Bereiche berühren, damit die späteren Konstruktionen zu den frühen Erinnerungen in Beziehung gesetzt werden können. Zu den interviewtechnischen Kontrollverfahren gehört auch, das Interview

¹³ Vgl. hierzu vor allem Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen, in: ders. u. Alexander v. Plato, »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«, a. a. O. (wie Anm. 4).

¹⁴ Vgl. z. B. Fritz Schützes Interpretationsverfahren.

in verschiedenen Phasen zu führen: Zunächst sollte man eine freie Phase ermöglichen, in der die Interviewperson so kurz oder so lang, wie sie möchte, die eigene Lebensgeschichte erzählt ohne jede Unterbrechung oder Nachfrage durch die Fragenden; erst dann sollten in einer zweiten Phase zu dem bisher Gesagten Nachfragen gestellt werden, um dann in einer dritten Runde die vorher entwickelten Fragelisten durchzugehen.

Durch diese Kontrollversuche können auch andere Probleme der Oral History zumindest relativiert werden: So die Tatsache, daß z. B. ein Interview ein dialogischer Prozeß ist, an dem auch die Interviewer mit ihrem Auftreten und ihrer Wirkung oder ihrer Frageweise die Antworten bereits mitstrukturieren. Daher ist es manchmal sehr sinnvoll, Gespräche durch mehrere Interviewer oder Interviewerinnen führen zu lassen, um den dialogischen Prozeß zu erweitern und Fehlerquellen zu reduzieren.

Trotz aller quellenkritischen Verfahren bleibt jedoch immer ein »Rest«: Insbesondere das Problem der Verallgemeinerung oder der Sprung von qualitativen zu quantifizierbaren Daten bleibt bestehen; denn es ist kaum möglich und meistens auch nicht sinnvoll, über qualitative Verfahren z. B. eine »Repräsentativität« herzustellen – zu viele aus der untersuchten Zeit sind bereits gestorben, zu viele Interviews mit einem großen Aufwand wären zu machen usw. Überdies sind qualitative Aussagen oder Erfahrungen zumeist sinnfälliger aus der Dynamik einer Biographie, aus der Entwicklung eines Lebens zu verstehen als aus der Häufigkeit des Auftretens bestimmter Aussagen zu bestimmten Haltungen oder Auffassungen zu früheren gesellschaftlichen Ereignissen oder Prozessen.

Aus all diesen Problemen jedoch den Schluß zu ziehen, man dürfe in der Wissenschaft überhaupt keine subjektiven Erfahrungen zum Gegenstand der Forschung erheben, hieße die Bedeutung solcher Untersuchungsfelder – wie deutlich geworden sein müßte – gering zu schätzen. Auch der Vorwurf, solche Subjektivität führe zu »Subjektivismus« und zu Unterbewertungen der »großen Fragen«, z. B. zur Unterschätzung der Bedeutung der »großen Politik« oder der wirkungsmächtigen Institutionen, scheint mir nicht zwingend; denn gerade die *Erfahrung* der großen Politik, die Entwicklung und Dynamik der Haltung von Bevölkerungsgruppen zu politischen Prozessen ist Teil einer umfassenden Geschichtsbetrachtung. Ich meine sogar, daß man andere Felder entdecken wird, Felder der Bedeutung von subjektiver Aktivität oder Passivität in der Politik, der Bedeutung der »Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte«, der Beziehung von Ideologie und Propaganda zu den persönlichen Interessen und Erfahrungen und ihrer gegenseitigen Wirkungen. Man wird diese Felder auf diese Weise deutlicher in ihren Gewichten entdecken, als wenn man sie nur von der Seite einer deduktiven Theorie zu analysieren versuchte. Es sind auch gerade qualitative Fallstudien gewesen, die nach anfänglicher vehementer

Ablehnung durchaus theorie-generierende Bedeutung erhielten, wie z. B. die kommunale Untersuchung einer Stadt des amerikanischen Mittleren Westens, die biographischen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise oder die Faschismuserfahrungen. In diesem Zusammenhang sei auch an die Auseinandersetzung mit dem subjektiv »blinden« Strukturalismus durch Edward P. Thompsons »Making of the English Working Class« erinnert.

Wem all dies zu wenig oder Erfahrungsgeschichte zu mühsam ist oder wer wie ich den historischen Wert mündlicher Quellen als ausschließliche Grundlage für die Rekonstruktion von Ereignissen bezweifelt, der könnte sich gerade als Archivar mit dem Gedanken anfreunden, daß durch Oral-History-Interviews neue Quellen geschaffen werden, die für zukünftige Forschergenerationen von Bedeutung sein könnten.

IV. Archivierungsnotwendigkeiten

Für alle hier genannten Untersuchungsfelder sind die Archive nur manchmal hilfreich – mündliche Quellen, manchmal sogar subjektive Erinnerungszeugnisse überhaupt, sind in unserem Land noch schlecht archiviert und stehen weit zurück hinter den »eigentlichen Aufgaben der Archive«, nämlich der Sammlung und Aufbereitung der offiziellen Akten. Forschende, die sich mündlichen Tradierungen zuwenden wollen, müssen zumeist ihre eigenen Quellen schaffen und haben große Mühe, vergleichbare Quellen zu finden oder Studien, die von anderen bereits gemacht worden sind, in ihrem Werdegang zu verfolgen. Das wäre aber für jede Wissenschaft unabdingbar. Und zumeist jüngere Archivare oder Archivarinnen, die mündliche Quellen archivieren oder selbst an Oral-History-Untersuchungen helfend teilnehmen wollen, stoßen auf das Diktum, ihre eigentlichen Aufgaben gefälligst wahrzunehmen. Und in der Tat sind die Aufgaben der Archive bereits jetzt so umfassend, daß es schwerfallen muß, weitere Arbeit zu verlangen.

Andererseits müssen sich Verantwortliche für das Archivwesen oder Archivare und Archivarinnen selbst fragen – und einige tun dies bereits –, ob nicht die Dokumentation von Entscheidungsprozessen angesichts der Entwicklung neuer Medien vor neuen Dimensionen steht. Dabei geht es nicht mehr nur um die Frage allein, ob subjektive Erinnerungszeugnisse allgemein für die Beurteilung gesellschaftlicher Prozesse und besonders für die Dokumentation von Entscheidungsprozessen in Eliten notwendigerweise herangezogen werden müssen, sondern darüber hinaus geht es um die Frage: Werden Entscheidungsprozesse noch archivierbar im klassischen Sinn oder werden nicht bereits Entscheidungen getroffen, die nicht in Akten dokumentierbar sind: in Gesprächen, in Telefonaten, in telekommunikativen Konferenzen, in EDV-gestützten Verfahren usw. Wenn dies stimmt, würde dann nicht die Archivierung der schriftlichen Zeugnisse allein zu Vereinseitigungen oder gar zu

Verfälschungen führen? Hinzu kommt noch das Problem, daß moderne Techniken ein schnelles Löschen von Daten ermöglichen, oder daß Gesetze es Verantwortlichen mehr als früher zu erlauben scheinen, selbst darüber zu entscheiden, was in die Archive kommt und was nicht. Das könnte dazu führen, daß diejenigen, die zumindest historisch kontrollierbar sein sollten, selbst zu Kontrolleuren ihrer Beurteilung würden. Auch aus diesem Grund scheint mir die Archivierung mündlicher Tradierungen ein Instrument notwendiger Korrekturen für jenes Bild zu sein, das sich allein aus der schriftlichen Quelle ergäbe.

Zwei Wege scheinen mir geeignet, die Beschränkungen und Defizite bisheriger und vor allem kommender Archivierungen aufzuheben: Entweder werden – das wage ich kaum angesichts der vorgetragenen Klagen über die fast nicht zu bewältigenden Aufgaben der Archive vorzuschlagen – die Dokumentationsbereiche der offiziellen Archive erweitert oder aber jene verstreuten Dokumentationsstellen und Archive werden finanziell und personell unterstützt, die jetzt aufgrund privater Initiative entstanden sind und biographisches Material und subjektive Erinnerungszeugnisse sammeln und für Benutzer zugänglich machen.¹⁵ Dann könnte es wenigstens zu einem praktischen Austausch mit den offiziellen Archiven kommen, der von den Beteiligten, insbesondere von der wissenschaftlichen Seite, gewünscht wird. Der jetzige Zustand jedenfalls ist unbefriedigend.

¹⁵ Da ich selber eine »Dokumentations- und Forschungsstelle für Biographieforschung und Oral History« an der Fernuniversität Hagen (Postfach 940, 5800 Hagen, Tel. 0 23 31-8 04 24 80) aufbaue, weiß ich, wie schwer eine solche Aufgabe ohne offizielle Hilfe ist. Ich habe im Gegensatz zu anderen – meist lokalen Initiativen – immerhin die Unterstützung einer interessierten Universitätsleitung und einiger Kollegen aus verschiedenen Disziplinen.

Mündliche Geschichte. Eine Herausforderung für Archive und Archivare^{*}

von Peter K. Weber

I.

»Man muß viel öfter zu den Menschen gehen, um zu hören, was sie zu sagen haben, und nicht damit sie hören, was wir sagen!«¹ Diese Sentenz der Volkskundlers Otto Bauer ist inzwischen zum Credo einer Forschungsrichtung geworden, die unter den unscharfen und keineswegs einheitlich verwandten Begriffen Oral History oder Mündliche Geschichte firmiert. Karl-Georg Faber sieht in der Mündlichen Geschichte eine moderne geschichtswissenschaftliche Disziplin (wie etwa die Geschichtliche Landeskunde oder die Historische Demographie), die sich der Erinnerung der Menschen bedient, um vergangene Verhältnisse zu erschließen, an die man auf andere Weise nicht mehr herankommt.² Sie beschäftigt sich zum einen mit solchen mündlichen Überlieferungen wie Traditionen, Erzählungen, Märchen, Mythen usw., auf die sich seit längerem bereits Ethnologen stützen, um die (häufig vorkoloniale) Geschichte schriftloser Völker und Kulturen aufzuhellen (Oral Tradition),³ zum anderen mit jenen auf der Grundlage retrospektiver Befragungen erinnerten Zeitzeugenberichten und Lebensgeschichten, mit denen in den letzten Jahren in den ausgesprochen schriftgeprägten angloamerikanischen und europäi-

^{*} Für den Druck leicht überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung des auf dem 24. Rheinischen Archivtag am 10. Mai 1990 in Bad Münstereifel aus kommunalarchivischer Perspektive gehaltenen Vortrags. Zuerst gedruckt in: *Der Archivar* 43, 1990, Sp. 517–528. Für die kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich meinen Kollegen Dr. Albert Eßer (ABST) und Dr. Klaus Wisotzky (StadtA Ratingen).

¹ Zit. nach Helmut Paul Fielhauer, *Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung*, in: Hubert Ch. Ehalt (Hrsg.), *Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags* (Kulturstudien 1), Wien/Köln/Graz 1984, S. 59–79, hier S. 76.

² Karl-Georg Faber, *Geschichtswissenschaft heute*, in: Werner Conze u. a. (Hrsg.), *Funk-Kolleg Geschichte* 2, Frankfurt a. M. 1981, S. 371–397, hier S. 391 f.

³ Vgl. dazu Jan Vansina, *Oral Tradition as History*, London 1985 (neu bearbeitete Fassung von: *Oral Tradition. A Study in Historical Methodology*, London 1965 bzw. *De la tradition orale. Essai de Méthode Historique*, Tervuren 1961); Meinhard Schuster, *Zur Rekonstruktion von Geschichte in Kulturen ohne Schrift*, in: Jürgen v. Ungern-Sternberg/Hansjörg Reinau (Hrsg.), *Vergangenheit in mündlicher Überlieferung* (Colloquium Rauricum 1), Stuttgart 1988, S. 57–71.

schen Gesellschaften ergänzende und neue Aspekte der Geschichte und Sozialwissenschaften unter dem Namen Oral History erforscht wurden.⁴

Eine dritte, besonders für Archive aktuelle und interessante Komponente Mündlicher Geschichte betrifft die Einbeziehung solcher mündlicher Überlieferungen, die nicht durch gezielte Befragungen mit Zeitzeugen über Vergangenes entstanden sind, sondern durch die Aufzeichnung überwiegend verbal strukturierter Handlungsabläufe der Gegenwart (Reden, Diskussionsrunden, Interviews, usw.) zu einer historischen Quelle geworden sind, und deren Generierung unter dem Begriff Ablaufdokumentation in die Diskussion gebracht wurde.⁵ Mündliche Geschichte, die noch unverbrauchte deutsche Übersetzung des englischen Oral History, steht also im Gegensatz zum englischen Terminus in dem hier vorliegenden Verständnis als Oberbegriff für ihre bislang drei mehr oder weniger verschiedenartigen Komponenten Oral Tradition, Oral History und Ablaufdokumentation.

Mündliche Geschichte versteht sich als eine Methode, die geschichtliche Vergangenheit mittels mündlicher Überlieferungen zu rekonstruieren sucht, und nicht etwa als eine Forschungsdisziplin, welche ein bestimmtes Sachgebiet (wie etwa die Wirtschafts- oder Kirchengeschichte) zum Gegenstand ihrer Betrachtung macht.⁶

Grundsätzlich unterscheidet sich Mündliche Geschichte nicht von der Allgemeinen Geschichte. Beiden geht es um die Erforschung und Darstellung der Geschichte der

⁴ Lutz Niethammer/Werner Trapp (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«*, Frankfurt a. M. 1980; Gerhard Botz/Josef Weidenholzer (Hrsg.), *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung (Materialien zur Historischen Sozialwissenschaft 2)*, Wien/Köln 1984; Werner Fuchs, *Biographische Forschung*, Opladen 1984; Lutz Niethammer, *Fragen—Antwort—Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History*, in: ders./Alexander v. Plato (Hrsg.), *»Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern» (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960 Bd. 3)*, Berlin/Bonn 1985, S. 392–445; Franz-Josef Brüggemeier, *Aneignung vergangener Wirklichkeit. Der Beitrag der Oral History*, in: Wolfgang Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen 1987, S. 145–170; Lothar Steinbach, *Sozialgeschichte, Arbeitergeschichte, erinnerte Geschichte. Anmerkungen zu Erträgen neuerer Oral-History-Forschungen in der deutschsprachigen Historiographie*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 28, 1988, S. 541–600; Herwart Vorländer (Hrsg.), *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990.

⁵ Rainer Hubert, *Methodenprobleme und Techniken der auditiven Dokumentation der Geschichte der Arbeiterbewegung*, in: Botz/Weidenholzer, *Mündliche Geschichte* (wie Anm. 4), S. 407–421, hier S. 408.

⁶ Instruktiv zu diesem Aspekt neben der in Anm. 4 genannten Literatur auch der Sammelband von Ungern-Sternberg/Reinau (Hrsg.), *Vergangenheit* (wie Anm. 3), wo auch die Voraussetzungen der Mündlichkeit in vergangenen Kulturen analysiert und diskutiert werden.

Menschen und ihrer Zeit.⁷ Nur stützt erstere sich unter Verwendung ihres methodischen Instrumentariums überwiegend, jedoch keineswegs ausschließlich auf mündliche Überlieferungen, während sich die Geschichtswissenschaft herkömmlicherweise überwiegend auf schriftliche Quellen stützt. Freilich kann der Historiker mündliche Überlieferungen erst dann sinnvoll nutzen, wenn sie in einer materialen, der Mündlichkeit widerständigen Form vorliegen.⁸

Anders formuliert, Überlieferungsformen wie Mythen, Sagen, Lieder, Geschichten und Erzählungen, Weistümer u. ä.⁹ unterliegen solange der Transformation und Vergänglichkeit, bis sie in Schrift, Ton oder Bild aufgezeichnet worden sind. Aufgrund ihrer Entstehungsbedingungen enthalten sie dann auch Unwägbarkeiten, die durch besondere methodische Verfahren reduziert, aber nie völlig ausgeschlossen werden können. Denn oft fußen sie auf Berichten und Geschichten, die erzählt aus der Retrospektive in teilweise großem zeitlichen Abstand zu den erinnerten Ereignissen stehen und auf Grund vielfältiger Einflüsse bewußt oder unbewußt verformt und manipuliert sein können.¹⁰ Solche Unsicherheitsfaktoren gelten mehr oder weniger für alle Quellen der Tradition,¹¹ und dennoch kann die Historie nicht auf sie verzichten. Auf mündliche Überlieferungen deshalb nicht, weil sie »jene Dimensionen der (Zeit)Geschichte erschließen, die mit schriftlichen Quellen nicht

⁷ Definition in Anlehnung an Marc Bloch, *Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers*, Stuttgart 1974 (franz. Originaltitel: *Apologie pour l'histoire ou métier d'historien*, Paris 1949), S. 39 ff.

⁸ Das *Dictionary of Archival Terminology* (ICA Handbooks Series Bd. 7), München/New York/London/Paris 1988, S. 110 f. definiert Mündliche Überlieferungen als Zeugnisse, die spontan oder gezielt als Tonaufzeichnungen oder als Transkripte zu wissenschaftlichen Dokumentationszwecken entstanden sind.

⁹ Die Bedeutung der unterschiedlichen Überlieferungsformen von der Antike bis zur Neuzeit sind behandelt in: v. Ungern-Sternberg/Reinaw, *Vergangenheit* (wie Anm. 3).

¹⁰ Vgl. in diesem Zusammenhang: Viktor Hobi, *Kurze Einführung in die Grundlagen der Gedächtnispsychologie*, in: v. Ungern-Sternberg/Reinaw, *Vergangenheit* (wie Anm. 3), S. 9–33; Lutz Niethammer, *Fragen–Antworten–Fragen* (wie Anm. 4); Reinhard Sieder, *Geschichte erzählen und Wissenschaft treiben. Interviewtexte zum Arbeiteralltag. Erkenntnistheoretische Grundlagen, Quellenkritik, Interpretationsverfahren und Darstellungsprobleme*, in: Botz/Weidenholzer, *Mündliche Geschichte* (wie Anm. 4), S. 203–231; Reinhard Mann, *Validitätsprobleme retrospektiver Interviews. Eine Befragungsreihe zum Thema Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich*, in: ebd., S. 355–370, z. T. abgedruckt in diesem Band; Karen Fields, *What one cannot remember mistakenly*, in: *Oral History* 17, 1989, S. 44–53.

¹¹ A. v. Brandt, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*, Stuttgart 1971, S. 71 ff.; ferner Ernst Oppenoorth, *Einführung in das Studium der neueren Geschichte*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1974, S. 88 ff., der im Kontext der Traditionsquellen unter dem Begriff Zeugenaussage den Wert zeitgeschichtlicher Befragungen anhand deutscher Beispiele darstellt.

erfaßt werden können.«¹² Unter den genannten Komponenten der Mündlichen Geschichte stellt sich in diesem Zusammenhang vor allem die Oral History mit ihrem Schwerpunkt in der Zeitgeschichte als eine für Historiker und Archivare besonders interessante Methode dar. Sie steht hier im Mittelpunkt der Ausführungen, während die für Archivare nicht minder wichtige Ablaufdokumentation nur am Rande gestreift werden kann. Die Oral Tradition schließlich, der in den schriftgeprägten Gesellschaften eine periphere Bedeutung zukommt, wird nicht weiter thematisiert.

II.

Angesichts der seit etwa 15 Jahren fortschreitenden Profilierung der Mündlichen Geschichte innerhalb der nationalen wie internationalen Geschichtswissenschaft¹³ und angesichts einer Vielzahl von Oral-History-Projekten im lokalgeschichtlichen und damit auch im kommunalarchivischen Umfeld¹⁴ stellt sich die Frage nach der Rolle des Archivs im Feld der Mündlichen Geschichte.

Diese längst überfällige Standortbestimmung hat bislang noch nicht stattgefunden.¹⁵

Grob verallgemeinernd läßt sich eine zögerliche und skeptische Haltung bei vielen Archivaren gegenüber dieser als suspekt empfundenen Methode konstatieren. Sie hat weder in dem für archivische Forschung und Lehre beauftragten Institut für Archivwissenschaft Berücksichtigung gefunden noch wurde die Thematik in jüngerer Zeit in deutschen archivarischen Fachzeitschriften diskutiert. Der verdienstvolle Beitrag aus der Feder des Düsseldorfer Landeshistorikers Peter Hüttenberger, *Zur Technik der zeitgeschichtlichen Befragungen*, 1969 im Archivar erschienen, basiert auf Erfahrungen mit rund 130 Politikern und Beamten aus der Generation zwischen

¹² Martin Schaffner, Plädoyer für Oral History, in: v. Ungern-Sternberg/Reinau, *Vergangenheit* (wie Anm. 3), S. 345–348, hier S. 345.

¹³ Statt Einzelbelegen: s. Bernd Parisius/Franz-Josef Brüggemeier/Lutz Niethammer/Ingrid Klare, *Ergebnisse einer Erhebung über Bestände und laufende Projekte zur Oral History in der Bundesrepublik Deutschland*, Hagen 1983; Heinz Peter Ohly/Aldo Legnaro (Bearb.), *Analyse von Lebensverläufen. Biographieforschung, Kohortenanalyse, Life-Event-Daten. Forschungs- und Literaturdokumentation 1984–1986*, v. a. S. 23–53; Charlotte Heinritz, *Biolit. Literaturüberblick aus der Biographieforschung und der Oral History 1978–1988*, in: BIOS 1, 1988, S. 121–167 und BIOS 2, 1988, S. 103–138; sowie für das Rheinland die Zusammenstellung in diesem Band; Steinbach, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 4).

¹⁴ In Nordrheinland stützen sich etwa hundert Arbeiten und Projekte auf mündliche Befragungen, an rund 25 waren bzw. sind Kommunalarchive direkt beteiligt.

¹⁵ 1990 befaßte sich der Rheinische Archivtag eingehend mit der Mündlichen Geschichte. Auf dem letzten deutschen Archivtag in Lübeck wurde sie im Zusammenhang audiovisuellen Überlieferungsguts gestreift. Vgl. Johannes V. Wagner, *Die Sicherung lokaler und regionaler Überlieferung im audiovisuellen Bereich als zentrale Aufgabe großer Stadtarchive. Beispiel Bochum*, in: *Der Archivar* 43, 1990, Sp. 83–88, hier Sp. 84.

1880 und 1910, die zur Frühgeschichte des Landes Nordrhein-Westfalen befragt wurden.¹⁶ Diesem in Deutschland damals keineswegs so neuartigen Ansatz zeitgeschichtlicher Dokumentation¹⁷ wurde seitens der Archivistik keine weitere Bedeutung für die archivische Arbeit beigemessen. Wenn, wie neuerdings erst, der Oral History der Status eines potentiellen archivischen Aufgabenbereiches zuerkannt wurde, so erfolgte dies mehr in programmatischer Hinsicht¹⁸ als aus der Einsicht einer begründeten archivischen Notwendigkeit heraus.¹⁹ Die Ursachen für diese Haltung vieler Archivare sind vielschichtig und in Anbetracht einer in Deutschland erst allmählich einsetzenden Debatte²⁰ noch nicht vollständig zu überblicken.

Ein naheliegendes psychologisches, der Rezeption der Mündlichen Geschichte nicht gerade förderliches Moment liegt in der Jahrhunderte lang gepflegten Literalität, die nahezu zwangsläufig die vox oder fama publica zugunsten der Schriftlichkeit in fast allen Bereichen des öffentlichen Lebens zur Bedeutungslosigkeit verurteilte.²¹

In traditionell hochentwickelten, schriftgeprägten Gesellschaften ist es nur allzu natürlich, den Wert mündlicher Zeugnisse als gering einzuschätzen oder gar gänzlich in Frage zu stellen.

¹⁶ Der Archivar 22, 1969, Sp. 167–176; vgl. dazu auch Peter Hüttenberger, *Zeitgeschichtliche Befragung: ein Nachtrag*, Juli 1990, in diesem Band; vgl. ebd. die Bemerkungen zur Benutzung dieser vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf durchgeführten Dokumentation zur Frühgeschichte des Landes Nordrhein-Westfalen (»Sammlung Hüttenberger«).

¹⁷ Werner Conze, *Die Dokumentation der Vertreibung. Ein Beispiel zeitgeschichtlicher Methodik*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 5, 1954, S. 236–238; Martin Broszat, *Massendokumentation als Methode zeitgeschichtlicher Forschung*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 2, 1954, S. 202–213; Hans Booms, *Grenzen und Gliederungen zeitgeschichtlicher Dokumentationen in staatlichen Archiven*, in: *Der Archivar* 19, 1966, Sp. 31–46. Umfängliche Materialien aus Befragungen (Ost-Dokumentation) befinden sich im Bundesarchiv, vgl. dazu Gerhard Granier/Josef Henke/Klaus Oldenhage (Bearb.), *Das Bundesarchiv und seine Bestände*, Boppard 31977, S. 713–718. Auf vergleichbare Überlieferungen in Medien- und Wirtschaftsarchiven, die relativ früh Zeitzeugenbefragungen durchführten, kann hier nicht näher eingegangen werden. Einige Hinweise finden sich in den entsprechenden Publikationsorganen; ein genauer Überblick erfordert freilich systematische Befragungen der Archive.

¹⁸ Heinz Willms-Borck/Dietrich Höroldt, *Kommunalarchive im Wandel. Alte und neue Aufgaben*, Recklinghausen 1986, S. 29f. zählt Oral History gar zu den traditionellen Aufgaben des Archivs.

¹⁹ Eckhart G. Franz, *Einführung in die Archivkunde*, Darmstadt 31989, S. 99 mit Betonung des Aspekts der Ergänzungsdokumentation.

²⁰ Vgl. die Zusammenfassung der Ergebnisse des 24. Rheinischen Archivtags, in: *Der Archivar* 43, 1990, Sp. 601–607.

²¹ Guy Marchal, *Memoria, Fama, Mos Maiorum. Vergangenheit in mündlicher Überlieferung im Mittelalter*, unter besonderer Berücksichtigung der Zeugenaussagen in Arezzo von 1170/80, in: v. Ungern-Sternberg/Reinaw, *Vergangenheit (wie Anm. 3)*, S. 290–320; Rainer Wirtz, *Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Einige Aspekte der Neueren Geschichte*, in: ebd., S. 331–344.

Wie soll ausgerechnet in einer Zeit, in der zum Verdruß von Zeithistorikern und Archivaren die Schriftgutproduktion jedes erträgliche Maß zu übersteigen scheint, Oral History von erkenntniserweiterndem Interesse für den Historiker sein.

Barbara Tuchmann zeichnet bereits Anfang der 70er Jahre vor dem Hintergrund der amerikanischen Entwicklung geradezu ein Horroszenario zur Oral History: »The chief difficulty in contemporary history is over-documentation, or what has been called, less charitably, the multiplication of rubbish . . . With the appearance of the tape recorder, a monster with the appetite of a tapeworm, we now have, through its creature Oral History, an artificial survival of trivial of appalling proportions . . . with all sorts of people being invited merely to open their mouths, and ramble effort lessly and endlessly into a tape recorder, prodded daily by an acolyte of Oral History, a few veins of gold and a vast mass of trash are being preserved which would otherwise have gone to dust. We are downing ourselves in unneeded information«. ²²

In der Bundesrepublik scheinen, soweit explizite Äußerungen von Archivaren dazu bekannt geworden sind, die Befürchtungen in eine ähnliche Richtung zu gehen. Angesichts einer bislang für die Zeitgeschichte als ausreichend empfundenen schriftgeprägten und im historischen Prozeß entstandenen Dokumentation, fürchtet man eine Prioritätenverschiebung zu Lasten des traditionell aufbewahrten Überlieferungsgutes. ²³ Oral History, die A. J. P. Taylor, ein führender englischer Zeitgeschichtler, als das Gefasel alter Männer über ihre Jugendzeit qualifizierte, ²⁴ steht zudem unter dem Odium, daß sie aufgrund ihrer methodischen Probleme keine sicheren Ergebnisse gewährleistet und zudem noch äußerst zeitaufwendig und personalintensiv ist. ²⁵

Die kritischen Einwendungen, die vor etwa zehn Jahren nicht unwidersprochen gegen die Alltagsgeschichte und ihre Methoden vorgebracht wurden, ²⁶ bestehen

²² Zit. nach James E. Fogerty, Filling the Gap: Oral History in the Archives, in: American Archivist 46, 1983, S. 148–157, hier S. 149.

²³ Vgl. Anm. 20.

²⁴ Zit. nach Brian Harrison, Oral history and recent political history, in: Oral History 1 (Heft 3), 1972, S. 30–48, hier S. 46.

²⁵ Ein eindrucksvolles Beispiel über die Unzuverlässigkeit erinnelter Zeugenberichte bietet Tom Harrison, Living through the Blitz, (London 1976) Harmondsworth 1978, siehe in diesem Band; dazu W. F. Werner in diesem Band. Zur angespannten Personalausstattung in Archiven vgl. im allgemeinen Kontext: Oscar Gauye, Le Défi aux archives: Responsabilités accrues et ressources limités, in: Archivum 32, 1984, S. 41–57. Vgl. auch Anm. 54.

²⁶ Jürgen Kocka, Klassen oder Kultur? Durchbrüche und Sackgassen in der Arbeitergeschichte, in: Merkur 10, 1982, S. 955 ff.; Hans-Ulrich Wehler, Geschichte von unten gesehen, in: Die Zeit, Nr. 19 vom 3. 5. 1985, S. 64; Martin Broszat, Plädoyer für Alltagsgeschichte. Eine Replik auf Jürgen Kocka, in: Merkur 10, 1982, S. 1244 ff.; Niethammer, Fragen—Antworten—Fragen (wie Anm. 4), S. 392 ff.

auch heute noch. Den Zweig der Mündlichen Geschichte, der besonders im außeruniversitären Bereich mit großem Engagement zur Erforschung der kleinen Leute und ihres Alltags gepflegt wurde,²⁷ verdächtigt man der Parteilichkeit, des Subjektivismus oder der »Klassentümelei« und drückt ihm den Stempel einer noch nicht einmal originellen Modeerscheinung auf.²⁸

III.

Ungeachtet dieser unterschiedlichen Vorbehalte scheint sich die Mündliche Geschichte wie bereits in der professionellen Historikerzunft nun auch in der Archivistik als Aufgabenbereich mehr und mehr durchzusetzen.

Auf dem 10. Internationalen Archivkongreß ist die Sicherung mündlicher Überlieferungen als ein Beispiel für die Ausweitung archivischer Aufgaben von einer Kollegin aus Singapur thematisiert worden.²⁹ Auf dem Nachfolgekongreß, der 1988 in Paris unter dem Generalthema Neuartiges Archivgut stattfand, wurde der Bereich Mündliche Überlieferungen als eine Form des Archivgutes neben anderen Überlieferungen wie AV-Gut, Hörfunk- und Fernsehproduktionen, maschinenlesbare Informationsträger und Mikroformen eigens problematisiert,³⁰ nachdem sich kurz zuvor die französischen Archive auf ihrem 28. Nationalkongreß im Kontext der Archives sonores mit den mündlichen Überlieferungen befaßt hatten.³¹ Seit 1986 liegt eine von der Unesco in Auftrag gegebene Studie vor, die praktische Empfehlungen in den Nationalarchiven Kanadas, der USA, Indonesiens, Israels, Malaisias, Sudans und Zimbabwes enthält.³²

Inzwischen befürworten viele innerhalb der internationalen Archivszene, daß Archive ihren Beitrag zur Mündlichen Geschichte leisten sollten.³³

²⁷ Vgl. zahlreiche Beiträge in: Hannes Heer/Volker Ullrich (Hrsg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*, Hamburg 1985; Gerhard Paul/Bernhard Schoßig (Hrsg.), *Die andere Geschichte. Geschichte von unten. Spurensicherung. Ökologische Geschichte. Geschichtswerkstätten*, Köln 1986.

²⁸ Vgl. die, wenn auch nicht repräsentative, so doch symptomatische Polemik von A. Nabrings, *Die Oral-Phase der Geschichtswissenschaft*, in diesem Band.

²⁹ Lily Tan, *An Expansion of Archival Functions: The Handling of Oral Sources*, in: *Archivum* 32, 1984, S. 88–96.

³⁰ Paule René-Bazin, *La création et la collecte des nouvelles archives*, in: *Archivum* 35, 1988, S. 39–64; Saliou MBaye, *Les archives orales*, in: *Archivum* 35, 1988, S. 95–106.

³¹ *Les nouvelles archives. Formation et Collectes. Actes du 28^e Congrès national des archivistes français*, Paris 1988, S. 113 ff.

³² William W. Moss/Peter C. Mazikana, *Archives, Oral History and Oral Tradition*, Unesco Paris 1986. Neuerdings auch: William W. Moss, *Oral History*, in: *Managing Archives and Archival Institutions*, London 1989.

³³ Vgl. Anm. 30.

Wenn derzeit auch renommierte Archive Zeitzeugenbefragungen durchführen,³⁴ so wird nach wie vor die Diskussion, vor allem im angloamerikanischen Raum, von der entscheidenden Frage beherrscht, wie weit sich Archive und Archivare auf die Mündliche Geschichte einlassen sollen. Wenn es, wie die eine Seite fordert, in der Verantwortung der Archivare liegt, eine so vollständige Überlieferung wie möglich aus öffentlichem Interesse zu gewährleisten, müssen sich Archive und Archivare auch aktiv an der Generierung mündlicher Überlieferungen beteiligen. Sie müssen selbst eine überlieferungsorientierte Oral History betreiben, die das Wissen von Personen, das im Hinblick auf zukünftige Erkenntnisinteressen für wichtig erachtet wird, systematisch sichert und so aufarbeitet, daß es auch künftig benutzbar bleibt. Die Gegenseite verweist auf den traditionellen Aufgabenbereich der Archivare als »custodiens not creators of the historical record« und möchte den Beitrag des Archivs zur Mündlichen Geschichte allenfalls auf die Übernahme mündlicher Überlieferungen im Rahmen der üblichen Ergänzungsdokumentation beschränkt wissen. Sie hält Universitäten für geeignetere Institutionen zur Durchführung derartiger Projekte und warnt eindringlich vor einer Verschiebung der traditionellen Funktionen des Archivs zugunsten einer aktiven Quellenproduktion zweifelhaften Werts.³⁵ Eine vermittelnde Variante dieser beiden Extrempositionen favorisiert eine Zusammenarbeit zwischen Tonarchiven und Dritten (Forschungsinstitutionen, Einzelforschern), die ihr jeweils spezifisches Know-how einbringen und dadurch nicht nur Kosten reduzieren, sondern auch die Qualität der Resultate steigern könnten.³⁶

Ob und wie die Mündliche Geschichte in deutschen Archiven in Zukunft angenommen wird, hängt vom bildungs- und kulturpolitischen Kontext, dem Wert mündlicher Überlieferungen und schließlich von den zur Realisierung Mündlicher Geschichte gebotenen Möglichkeiten im Archiv ab.

IV.

In der Zeitgeschichte hat in den letzten Jahren die Lokal- und Regionalgeschichte zweifelsohne an Bedeutung gewonnen. Die Lokalgeschichte gilt als ein offenes und experimentierfreudiges Feld, von der ähnliche innovatorische und produktive

³⁴ Vgl. Cécile Pozzo di Borgo u. a., *Le témoignage oral choix des témoins, conduite de l'entretien*, in: *Les nouvelles archives* (wie Anm. 31), S. 194 f.

³⁵ Zur Debatte vgl. Richard Lohead, *Oral History: The Role of the Archivist*, in: *phonographic bulletin* 37 (Nov. 1983), S. 3–7, hier S. 3.

³⁶ Rolf Schuurmsma, *Oral History: The Role of the Archivist*, in: *ebd.*, S. 7–12.

Impulse für die Geschichtswissenschaft ausgehen können, wie seinerzeit von der Landesgeschichte.³⁷

Lokalhistorische Forschungen, die verständlicherweise gerade auch alltagsgeschichtliche Fragestellungen berücksichtigen, stützen sich ebenso auf mündliche Überlieferungen wie seit längerem bereits die biographische Forschung und die Volkskunde.³⁸

Gleichermaßen findet die Oral History immer häufiger Anklang bei Schulen und Volkshochschulen sowie einer wachsenden Zahl geschichtsbegeisterter Laienforscher, die im Zuge ihrer mikrohistorischen und alltagsgeschichtlichen Interessen überwiegend auf mündliche Überlieferungen zurückgreifen.³⁹ Nicht zuletzt werden aus kulturpolitischer Notwendigkeit neuerdings Projekte gefördert, die zeitgeschichtliche Themen behandeln und ohne Berücksichtigung mündlicher Überlieferungen kaum realisiert werden können.⁴⁰

³⁷ Gert Zang, *Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte*, Konstanz 1985; Bernd Hey, *Blick über den Zaun: Neue lokalgeschichtliche Ansätze in den USA, in England und Frankreich*, in: *Geschichtsvereine. Entwicklungslinien und Perspektiven lokaler und regionaler Geschichtsarbeit* (Bensberger Protokolle 62), Bergisch Gladbach 1990, S. 111–122; Hans-Ulrich Thamer, *Lokalgeschichte und Zeitgeschichte*, in: *Debatten um die lokale Zeitgeschichte* (Bensberger Protokolle 67), Bergisch Gladbach 1990; Kurt Düwell, *Der Nationalsozialismus im Spiegel regional- und lokalgeschichtlicher Entwicklung. Neuere landesgeschichtliche Ansätze*, in: ebd. *Im Kontext der Alltagsgeschichte* vgl. Alf Lütke (Hrsg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrung und Lebensweisen*, Frankfurt a. M./New York 1989.

³⁸ Martin Kohli/Günther Robert (Hrsg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart 1984; Fuchs, *Biographische Forschung* (wie Anm. 4); Albrecht Lehmann, »Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 2, 1978, S. 198 ff.; ders., *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen*, Frankfurt a. M./New York 1983.

³⁹ Dieter Baacke/Theodor Schulze (Hrsg.), *Aus Geschichten lernen*, München 1979; Bernd Hey, *Geschichte von unten. Lokale Geschichtsforschung und die Erkundung des historisch-politischen Alltags*, in: *Mentalitätsgeschichtlicher Ansatz und regionalgeschichtliche Forschung* (Arbeitshilfen des Archivs der Evangelischen Kirche im Rheinland 1), Düsseldorf 1989; Ulrich Herbert, *Oral History im Unterricht*, in: *Geschichtsdidaktik* 9, 1984, S. 211–220; Alois Ecker, »Forschendes Lernen«. Zur Didaktik der »Oral history« in Schule und Erwachsenenbildung, in: *Ehalt, Geschichte von unten* (wie Anm. 1), S. 305–338; Herwart Vorländer, *Das Tondokument im zeitgeschichtlichen Unterricht*, in: Uwe Uffelman (Hrsg.), *Didaktik der Geschichte*, Villingen/Schwenningen 1986, S. 287 ff.; Waltraud Holl, *Geschichtsbewußtsein und Oral History. Geschichtsdidaktische Überlegungen*, in: Vorländer, *Oral History* (wie Anm. 4), S. 63–82; Barry A. Lanman/Donald A. Ritchie, *Trends der Oral History in den Vereinigten Staaten*, in: ebd. S. 120–130, hier S. 125 ff. Vgl. v. a. Paul/Schoßig, *Die andere Geschichte* (wie Anm. 27), die Projekte des »außerwissenschaftlichen Stranges« vorstellen.

⁴⁰ Vgl. die rheinischen oral-history-gestützten Projekte, die auf Anregung kommunaler Kulturpolitik entstanden sind, in diesem Band Anhang III.

Nicht nur werden diese aus den genannten Gründen künftig eine noch größere Rolle spielen und zu weitergehenden Forderungen nach Bereitstellung neuer Quellen führen, sondern die Struktur der Quellen selbst kommt in hohem Maße dem verständlichen und verbreiteten Wunsch nach Authentizität entgegen und dürfte auch für die sich ausbreitenden neuen lokalen Medien von besonderem Interesse sein.⁴¹

V.

Trotz dieser für die Mündliche Geschichte eigentlich günstigen allgemeinen Prädispositionen stellt sich für den Archivar immer wieder die Frage, ob der Informationswert mündlicher Überlieferungen den Aufwand ihrer Übernahme bzw. Generierung, Sicherung, Erschließung und Nutzbarmachung rechtfertigt.

Niemand wird heute ernsthaft bestreiten wollen, daß das traditionelle Archivgut spezifische Lücken aufweist. Sie betreffen keineswegs nur solche Fälle, in denen aussagekräftiges Schriftgut aus den unterschiedlichsten Gründen unwiederbringlich verloren gegangen ist,⁴² sondern die Lücken entstehen zwangsläufig durch die Beschaffenheit und Struktur des im historischen Prozeß produzierten Verwaltungsschriftguts.

Nicht nur, daß dieses keineswegs frei von subjektiven und intentionalen Einflußfaktoren entstanden ist,⁴³ sondern auch die weit verbreitete Sorge von Entscheidungsträgern, durch schriftliche Fixierungen angreifbar zu werden, führt dazu, daß für das historische Verständnis wesentliche Informationen überhaupt nicht mehr in die Akten gelangen,⁴⁴ und relativiert den Wert dieser Überlieferungen. Mündliche Überlieferungen, die keineswegs bereits Geschichte sind, sondern auf sehr spezifische Weise vergangene Realität widerspiegeln, können zumindest teilweise diese Defizite auffangen. Nach den bislang publizierten Erfahrungen zur Oral History haben sich Zeitzeugenbefragungen in vielerlei Hinsicht bewährt.

⁴¹ Thomas Lange, Detektivarbeit bei der Quellensuche, in: *Journal Geschichte* 3, 1990, S. 4–8; Gerhard Botz, *Oral History – Wert, Probleme, Möglichkeiten der Mündlichen Geschichte*, in: Botz/Weidenholzer, *Mündliche Geschichte* (wie Anm. 4), S. 23–37, hier S. 32; Fogerty, *Filling the Gap* (wie Anm. 23), S. 149; ferner ein Beispiel für die Verwendung von Zeitzeugenbefragungen im TV-Bereich: B. Becker-Jäckli in diesem Band. Welche Möglichkeiten retrospektive Interviews für den TV-Bereich bieten, zeigen die Arbeiten von Fechner. Dazu jetzt Egon Netenjakob, Eberhard Fechner. *Lebensläufe dieses Jahrhunderts im Film*, Weinheim 1990.

⁴² H. Matzerath, in diesem Band.

⁴³ B.-A. Rusinek, in diesem Band; Sieder, *Geschichte erzählen* (wie Anm. 10), S. 208.

⁴⁴ P. Dohms, in diesem Band. Wie Gespräche mit Vertretern der Entscheidungsebene in Verwaltungen immer wieder verdeutlichen, kann auf diese bedenkliche Entwicklung nicht eindringlich genug hingewiesen werden.

Sie können zur Klärung informeller Entscheidungsstrukturen und Motive in den Leitungsebenen von Behörden und Institutionen beitragen,⁴⁵ sie helfen, nicht dokumentierte Handlungen und Ereignisse, Verhaltensformen, Deutungsmuster und Handlungsmöglichkeiten des Alltags zu erfassen, und erlauben, Werthaltungen und Normen einschließlich deren Wandel festzustellen und unter Umständen die Konstituierung von Normen etwa durch persönliche Erfahrungen oder gesellschaftliche Prägungen näher zu bestimmen.⁴⁶ Weiterhin können Befragungen zu neuen Quellen oder zu einer anderen Lesart bereits bekannter Quellen führen,⁴⁷ und schließlich ermöglichen sie die Überprüfung von Hypothesen und Theorien.⁴⁸ Über diese erkenntniserweiternden Dimensionen hinaus verfügen viele Zeitzeugenberichte über eine Ausdrucksstärke, welche die Verwendung dieser Quellengattung für historiographische, didaktische und mediale Zwecke empfiehlt. Dieser Aspekt ist deshalb erwähnenswert, weil der Wert von Zeitzeugenbefragungen allzusehr nur an den Erkenntnisinteressen der »hohen« Wissenschaft gemessen wird. Was aus deren Perspektive, mitunter nur zu Recht, als längst bekannt oder als trivial und banal angesichts eines begrifflich ausgefeilten verallgemeinerungsfähigen Erklärungsmodells erscheinen mag, ist für die Lokalgeschichte und ihre nicht spezialisierten Rezipienten von entscheidender Bedeutung. Die propagierte »Historisierung des Bewußtseins«⁴⁹ erfordert auf dieser Ebene illustrative und authentische Elemente.

Der Wert mündlicher Überlieferungen hängt nun keineswegs nur von inhaltlichen Kriterien ab. Formale treten hinzu, die ebenso wie bei traditionellen historischen Quellen nicht vernachlässigt werden dürfen. Die Betonung dieses an sich selbstverständlichen Prinzips ist notwendig, da sich die nicht selten schamhaft verschwiegene Ansicht vorfindet, lediglich der Interviewer persönlich könne die Ergebnisse seiner Befragungen auch angemessen auswerten und interpretieren, ferner auch bei manchen die Neigung besteht, nicht nur Tonaufzeichnungen unzulänglich aufzubewahren, sondern sie nach ihrer Auswertung oder nach einer mehr oder weniger genügenden Erschließung aus Kostengründen zu vernichten.⁵⁰ Mündliche Geschichte verliert unter solchen Bedingungen Aussagekraft, da der Konstruktions-

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Vgl. allgemein dazu die Einführung Niethammers zu: Ders., *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis* (wie Anm. 4).

⁴⁷ Franz-Josef Brüggemeier, *Leben vor Ort*, München 1983; M. Rüther, in diesem Band.

⁴⁸ Lutz Niethammer (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.« *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet* (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Bd. 1), Berlin/Bonn 1983.

⁴⁹ Jürgen Reulecke, *Perspektiven für die künftige Arbeit der Geschichtsvereine*, in: *Geschichtsvereine. Entwicklungslinien und Perspektiven lokaler und regionaler Geschichtsarbeit* (Bensberger Protokolle 62), Bergisch Gladbach 1990, S. 99–108.

⁵⁰ Ronald Grele, *Oral History and Archives*, in: *phonographic bulletin* 37 (Nov. 1983), S. 12–15; Danièle Voldmann, *Paroles enregistrées, sources du XX^e siècle*, in: *Les nouvelles Archives* (wie Anm. 31), S. 184–188, hier S. 185f.

prozeß zwischen Quelle und historischer Auswertung nicht mehr nachvollzogen, überprüft und kritisiert werden kann, ganz abgesehen von einer Fülle von rechtlichen Problemen, die eine derart sorglose Handhabung nach sich ziehen wird.⁵¹

In diesem Zusammenhang versteht sich von selbst, daß aufgrund der Entstehungsbedingungen generierter mündlicher Überlieferungen alle Informationen, die sich auf den erinnerten Inhalt der Überlieferung beziehen, für die Auswertung des Primärprodukts (Tonaufzeichnung, Transkript) zu erfassen und als Textkorpus zu archivieren sind.

VI.

Mündliche Geschichtsprojekte sind zweifellos ungemein aufwendig und kostenintensiv. Man täusche sich nicht: Zeitgeschichtliche Befragungen sind nicht ohne intensive Aneignung des dazu notwendigen Know-how zu realisieren. Wer Befragungen durchführt, muß sich nicht nur intensiv vorher anhand der Literatur und der überlieferten schriftlichen Quellen in Bibliotheken und Archiven mit dem Gegenstand vertraut gemacht haben, sondern er muß sich auch gründlich mit der Zeitzeugen-Problematik auf allgemeiner Ebene auseinandersetzen und die Methodenvielfalt innerhalb der Oral History kennen und beurteilen lernen, um eine dem Gegenstand angemessene Methode anwenden zu können. Hier genügt sicherlich nicht die Lektüre der einschlägigen Literatur, sondern nur gezielte Fortbildungsveranstaltungen mit erfahrenen oral historians schaffen die notwendigen Voraussetzungen.⁵² Die materielle Ausstattung, vornehmlich technische Geräte und Sicherungsmaßnahmen für eine dauerhafte Aufbewahrung, übersteigen häufig die Möglichkeiten eines auf sich allein gestellten Forschers. Selbst Forschungsinstitute verfügen häufig nicht über die geeignete Infrastruktur zur archivfachlich gebotenen Aufbewahrung von AV-Gut.

Problematisch ist der enorme Zeitaufwand, der zur Planung, Durchführung und Erschließung von Oral-History-Projekten benötigt wird. Die bislang vorliegenden Berechnungen differieren freilich beträchtlich. Swain hat für eine Interviewstunde bis zu 40 Stunden Vor- und Nachbereitung einschließlich Transkript und Auswer-

⁵¹ Sieder, *Geschichten erzählen* (wie Anm. 10), S. 210ff.; Marie-France Calas, *Problèmes juridiques posés par la consultation et la reproduction des documents sonores, critères de sélection des documents dans une phonothèque*, in: *Les nouvelles archives* (wie Anm. 31), S. 218ff.; MBaye, *Archives orales* (wie Anm. 30), S. 104; Lanman/Ritchie, *Trends* (wie Anm. 39), S. 122 f. Vgl. ferner die Arbeitsrichtlinien der Oral History Association für *Mündliche Geschichte*, in: Botz/Weidenholzer, *Mündliche Geschichte* (wie Anm. 4), S. 423–431.

⁵² Gould P. Colman, *Oral History – An Appeal for more Systematic Procedures*, in: *American Archivist* 28, 1965, S. 79–83.

tung veranschlagt;⁵³ andere Berechnungen gehen teilweise von höheren Belastungen aus,⁵⁴ so daß hier Oral-History-Anwender rasch an Kapazitätsgrenzen stoßen. Freilich lassen sich diese enormen Belastungen für den einzelnen deutlich verringern, wenn sie von mehreren getragen werden und für die Erschließung mündlicher Überlieferungen qualifizierte Institutionen dafür gewonnen werden könnten. Archive gehören sicherlich zu den ersten Adressen, die nicht nur durch ihre Aufgabenstellung, sondern auch auf Grund ihrer Fähigkeiten mündliche Geschichtsprojekte in diesem Sinne fördern und entlasten können.

VII.

Wenn Archive ihrem Anspruch genügen wollen, die Gedächtnisse unserer Gesellschaft zu sein, so haben wir als Archivare selbstverständlich die Pflicht, eigene und fremde Bestrebungen zu unterstützen, die zur Verwirklichung dieses Anspruchs beitragen. Weder der gesetzliche Auftrag noch das berufliche Selbstverständnis stehen dem entgegen.⁵⁵

Unter der Maxime: Keine Mündlichen Geschichtsprojekte ohne genaue Kenntnisse der schriftlichen Überlieferungsverhältnisse, sollte das Archiv sich zuallererst einen Überblick zu seinen Beständen, deren Lücken und Defiziten verschaffen, die dem Archiv auf Grund seiner Erschließungstätigkeit und nicht selten unerfüllt gebliebener Benutzerwünsche ohnehin bekannt sein müßten.⁵⁶

Erst auf dieser Grundlage empfiehlt es sich dann, abgeschlossene, laufende und geplante Oral-History-Projekte Dritter zu erfassen, zu bewerten und die Bemühun-

⁵³ Donald C. Swain, Problems for Practitioners of Oral History, in: American Archivist 28, 1965, S. 63–69, hier S. 65.

⁵⁴ Willa K. Baum, Transcribing and Editing Oral History, Nashville 1977, S. 18 f., berechnet 63 Stunden für die Aufbereitung eines 1–1½ stündigen Interviews ohne Auswertung; H. Pankalla, in diesem Band errechnet ca. 80 Stunden, die für die Vorbereitung, Durchführung und Bearbeitung eines mehrstündigen Interviews aufzubringen sind. Louis M. Starr, Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven, in: Niethammer, Lebenserfahrung (wie Anm. 4), S. 27–54, hier S. 37, beziffert in den frühen 70er Jahren die Kosten für eine Interviewstunde mit 200 \$. Ende der 70er Jahre kostete eine Interviewstunde etwa 500,– DM, vgl. Vorländer, Mündliches Erfragen von Geschichte, in: ders., Oral History (wie Anm. 4), S. 7–28, hier S. 23.

⁵⁵ Für NRW vgl. Hans Schmitz, Das Archivgesetz Nordrhein-Westfalen unter besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für das kommunale Archivwesen, in: Archivgesetzgebung und PC im Archiv (Archivhefte 21), Köln 1989, S. 9–15, wo auch der vollständige Gesetzestext S. 33 ff. wiedergegeben ist. Zum Selbstverständnis archivarischer Tätigkeit vgl. Willms-Borck/Höroldt, Kommunalarchive (wie Anm. 18), S. 11 ff.

⁵⁶ Hierzu wäre sicherlich eine z. B. in Frankreich verbreitete Form findbuchmäßiger Bestandserschließung hilfreich, die sorgfältig die Bedeutung der Überlieferung für die unterschiedlichen historischen Forschungsbereiche analysiert und darstellt.

gen ihrer Akteure zu unterstützen. Die Unterstützung beschränkt sich keineswegs nur auf die Erteilung von methodischen und archivischen Ratschlägen, wie wichtig diese auch sind, sondern das Archiv sollte sich nicht scheuen, konkrete Hilfe zu leisten, wenn das zu erwartende Resultat sie rechtfertigt. Man sollte nicht vergessen, daß gerade in dem für Kommunalarchive interessanten lokalhistorischen Spektrum anspruchsvolle Oral-History-Projekte durchgeführt werden und wurden,⁵⁷ deren organisatorische und materielle Voraussetzungen nicht anders als dürftig zu bezeichnen sind. Könnte beispielsweise hier nicht die Bereitstellung eines archiveigenen Aufnahmegeräts samt Ausstattung eine deutliche Entlastung bringen?

Würde die Aussicht einer dauerhaften Sicherung des Bandes in einem dafür geeigneten Archiv, verbunden mit der Gewißheit einer fachgerechten Erschließung,⁵⁸ den Wert dieser dann vielfältiger zu benutzenden Quelle nicht beträchtlich steigern? Sollte ferner nicht der Interessenausgleich zwischen den eher forschungs- als primär überlieferungsorientierten Quellenproduzenten⁵⁹ und dem Archiv nicht darin liegen, den Forscher in der Realisierung seiner Ziele im Rahmen der archivischen Möglichkeiten zu unterstützen und in einem Gegenzug das im Forschungsprozeß angefallene Primärprodukt, die Quelle, für ihre weitere Verwendung zu erhalten. Eine in diesem Sinn im Blickfeld des Archivs agierende Oral History⁶⁰ kann dann auch zu einer deutlichen Verbesserung des archivischen Dokumentationsniveaus führen, von dem wiederum zukünftige Benutzergenerationen profitieren werden.

Die Funktion, welche der Schweizer Historiker Martin Schaffner der Oral History innerhalb der allgemeinen Geschichte beimißt: nämlich traditionelle Überlieferungsformen zu ergänzen, zu korrigieren und neue Fragestellungen zu konstituieren,⁶¹ läßt sich auch auf den archivischen Aufgabenbereich übertragen. Denn neue, von außen herangetragene Ansprüche⁶² können auch das Archiv veranlassen,

⁵⁷ Vgl. die in Anm. 27 zitierte Literatur, ferner die Zusammenstellung in diesem Band.

⁵⁸ Feodor M. Vaganov, *La conservation des nouvelles archives*, in: *Archivum* 35, 1988, S. 135–152; MBaye, *Archives orales* (wie Anm. 30), S. 98 ff.; Franc Dufour/Gilbert Täieb, *Techniques de l'enregistrement et problèmes de conservation des bandes magnétiques*, in: *Les nouvelles archives* (wie Anm. 31), S. 203–207; Thomas Trumpp, *Zur Ordnung, Verzeichnung, Erhaltung und Restaurierung von Tonaufzeichnungen in Archiven*, in: *Der Archivar* 40, 1987, Sp. 225–244.

⁵⁹ Diese sicherlich problematische Unterscheidung verkennt hier keineswegs, daß auch überlieferungsorientierte Oral History selbstverständlich der Forschung dient. Kritisiert wurde diese Unterscheidung von David Lance, *Oral History Archives: Perceptions and Practices*, in: *Oral History* 8, 1980, S. 59–63. Vgl. auch Peter K. Weber, *Checkliste zur Übernahme und Generierung mündlicher Überlieferungen*, in diesem Band.

⁶⁰ Anregend dazu Schuursma, *Oral History* (wie Anm. 36) und Grele, *Oral History* (wie Anm. 50).

⁶¹ Schaffner, *Plädoyer* (wie Anm. 12), S. 348.

⁶² Allgemein dazu: Fredric M. Miller, *Social History and Archival Practice*, in: *American Archivist* 44, 1981, S. 113–124.

nach Informationen zu suchen, die im historischen Prozeß von keiner registraturbildenden Stelle dokumentiert wurden und sich daher auch in keinem öffentlichen Archiv finden.

Dies führt zu der derzeit unter Archivaren noch sehr umstrittenen Frage, ob Archive selbst mündliche Geschichtsprojekte im Rahmen der Ergänzungsdokumentation organisieren und durchführen sollen. Es sprechen im Prinzip die gleichen Gründe dafür, die oben im Zusammenhang mit fremdgestützten Projekten bereits angeführt wurden. Angesichts begrenzter Mittel werden sich freilich in der Regel nur größere Archive kontinuierlich darauf einlassen können, kleinere und mittlere dagegen mehr oder weniger sporadisch und nur, wenn zusätzliches Personal zur Verfügung steht.

Dieser auf Dauer unbefriedigende Zustand ist vor allem auf die äußerst personalintensive Aufbereitungsphase von Interviews zurückzuführen, die nach allen vorliegenden Kalkulationen besonders durch die schwierigen Bandtranskriptionen verursacht wird. Viele Archive müssen und können, wenn sie nicht gänzlich auf eine überlieferungsorientierte Mündliche Geschichte verzichten wollen, zu rationelleren Verfahren finden, die stärker auf die Sicherung und Erhaltung als auf die in der Forschung übliche und verständliche optimale Auswertung mündlicher Überlieferungen abzielen.

Es reicht daher aus, wenn sich Archive im Rahmen der Aufbereitungsphase von Interviews zunächst einmal auf eine adäquate findbuchmäßige Erschließung, keine oder nur in Ausnahmen eine Transkription der Tondokumente, ihre Sicherung und Benutzbarkeit beschränken, ihre Auswertung jedoch wie bei traditionellem Archivgut Dritten überlassen.

Dieses bewährte, im Einzelfall je nach Eigenart der mündlichen Überlieferungen zu modifizierende Instrument gilt nicht nur für retrospektive Interviews, sondern auch für Ablaufdokumentationen aktueller Ereignisse und Handlungen.⁶³ Zusammen bilden sie die Grundlage einer Überlieferungsart, die künftigen Generationen einen Zugang zu vergangenem Geschehen im lokalen und regionalen Bereich ermöglicht, der bislang in recht willkürlicher Auswahl den großen Gestalten und Ereignissen vorbehalten blieb. Kommunalarchive sollten sich daher im Rahmen ihrer Aufgabenstellung mit Blick auf die gewünschte Historisierung des Bewußtseins in ihrem Bereich um die Mündliche Geschichte bemühen – trotz mancher bedenkenswerter Einwände, die gegen sie vorgebracht werden.

⁶³ Wagner, Überlieferung (wie Anm. 15); Heinz Pankalla, Stadtgeschichtliche Auseinandersetzungen mit Nationalsozialismus und Neonazismus. Der Einsatz von Videodokumentation, in: Debatten um die lokale Zeitgeschichte (Bensberger Protokolle 67), Bergisch Gladbach 1990.

VIII.

Die Herausforderung für Archive und Archivare umfaßt, wie vorliegender Beitrag zeigen sollte, folgende Aspekte:

1. Angesichts einer Vielzahl von historischen Arbeiten, die gerade im lokalen und regionalen Bereich auf mündlichen Überlieferungen fußen, müssen wir anerkennen, daß bestimmte Lebensbereiche nicht oder nicht ausreichend durch die herkömmliche schriftliche Überlieferung dokumentiert sind und damit bestimmte Erkenntnisinteressen ohne Mündliche Geschichte nicht befriedigt werden können.
2. Der Archivar, der sich im Rahmen von Ausbildungs- und Fortbildungsmaßnahmen intensiv mit der Mündlichen Geschichte beschäftigt hat, ist von seiner Aufgabenstellung und seinen Fähigkeiten berufen, jetzigen und künftigen Generationen die Resultate Mündlicher Geschichte nutzbar zu machen, es sei durch Förderung von Drittprojekten oder durch eigene überlieferungsorientierte Verfahren, die retrospektive Befragungen und Ablaufdokumentationen umfassen können.
3. Mündliche Überlieferungen sind als spezifische Quellen der Mündlichen Geschichte anzusehen, die für ihre Benutzer jetzt und zukünftig nachvollziehbar, kritisierbar und interpretierbar bleiben müssen.
4. Die daraus resultierende teilweise äußerst komplexe und zeitaufwendige Praxis der Mündlichen Geschichte wird von kleineren und mittleren Archiven nur zu realisieren sein, wenn rationellere Erschließungsverfahren, aber auch zusätzliche finanzielle und personelle Mittel zur Verfügung stehen.

Zur Technik der zeitgeschichtlichen Befragungen^{*}

von Peter Hüttenberger

Die zeitgeschichtliche Befragung ist in großem Umfange mit den demoskopischen extensiven Meinungsumfragen aufgekommen, dennoch unterscheidet sie sich von ihnen in einigen grundsätzlichen Merkmalen. Sie gehört in den Bereich der intensiven Befragungsmethoden, bedient sich einer vertieften und auf historische Zusammenhänge konzipierten Befragungstechnik und wendet sich an kleine, auserlesene Gruppen von Informanten, die einst mitten im geschichtlichen Prozeß standen, während die Demoskopie mit repräsentativen Querschnitten sozialer Gruppen arbeitet.

Fehlerquellen entstehen bei der zeitgeschichtlichen Befragung vorwiegend auf der individual-psychologischen Ebene, bei der Meinungsumfrage dagegen auf der gruppenpsychologischen: Der Fragende und Befragte gehören nämlich dem gleichen Volk und der gleichen Gesellschaft an, oder der Fragende ist in die Probleme der sozialen Gruppe der Befragten in irgendeiner Weise verstrickt. Beider Ansichten, Hoffnungen und Wünsche sind nicht selten identisch, so daß der Fragende meist unbewußt in den Fehler verfällt, das wissen zu wollen, was er selbst oder seine Auftraggeber hören wollen. Bei der Formulierung der Fragestellungen muß er daher weitgehend von seiner eigenen gesellschaftlichen Bedingtheit abstrahieren, um eine objektive Enquete aufzustellen.

Für die zeitgeschichtliche Befragung ist dieses Problem von sekundärer Bedeutung, obwohl sein Sonderfall, die Determinierung durch die persönlichen Interessen und die besondere akademische Ausbildung, nicht unbeachtet bleiben darf; denn die Einseitigkeit des Fragenden führt stets zur erhöhten Gefahr der Verzerrung realer geschichtlicher Vorgänge. Das ist zwar ein allgemeines Problem der historischen Forschung, nur muß berücksichtigt werden, daß es hier nicht um die korrigierbare Fehlinterpretation einer schriftlichen Quelle, sondern um deren unwiderrufliche Entstehung geht.

Der Hauptzweck der zeitgeschichtlichen Befragung ist die Gewinnung von Material über Vorgänge, Ursachen, persönliche Urteile und historische Zusammenhänge, die nicht schriftlich fixiert, die lückenhaft belegt oder deren Unterlagen verlorengegangen sind. Es ist nicht einzusehen, warum die Archive die Chance ungenutzt lassen

^{*} Zuerst gedruckt in: Der Archivar 22, 1969, Sp. 167–176.

sollen, an den Handelnden heranzutreten, solange er noch am Leben ist, und warum sie sich nur auf Material beschränken sollen, das zufällig erhalten bleibt oder veröffentlicht wurde.

Die Befragung bietet einige unübersehbare Vorteile.

1. Der Historiker bzw. Archivar wartet nicht, bis er Material nach oft langen Verzögerungen und nicht selten unvollständig zu Gesicht bekommt, sondern wird selbst aktiv und besorgt es sich bei den an den Geschehnissen beteiligten Personen. Es ist dabei nicht unwesentlich, daß er durch den persönlichen Kontakt auch schriftliche Unterlagen vor der Vernichtung retten und dann, wo Lücken entstehen, mündlich ergänzen kann.
2. Er kann auf die Erinnerung eines Abgeordneten oder Beamten gezielten, methodisch geschulten Einfluß nehmen, was bei der Abfassung von Memoiren selten möglich ist. Die Kritik der Quelle liegt also vor der herkömmlichen Textkritik des Historikers. Damit erhöht sich der Wert von Erinnerungen, zumal die Möglichkeit besteht, einseitige Rechtfertigungsneigungen und Polemiken im Gespräch zu reduzieren; die Darstellung der Vergangenheit ist damit einer gewissen sachlichen Kontrolle unterworfen, deren Nutzen noch gesteigert werden kann, wenn die Auskünfte zur Archivierung und nicht zur raschen Veröffentlichung bestimmt sind. Die vorläufige vertrauliche Behandlung des Materials verstärkt beim Befragten die Neigung, offen zu reden und Apologien zu unterlassen.
3. Daneben gibt der Besuch Aufschlüsse über das Milieu und die Lebensgewohnheiten des Befragten, die selten dem reinen Aktenstudium zu entnehmen sind und die in einem Protokoll festgehalten werden können.

Die Frage nach einer umfassenden Sicherung der Überlieferung stellt sich heute um so dringender, da sich die wichtigsten Vorgänge politischer und wirtschaftlicher Entscheidungen nicht mehr allein im engen Kreis eines Kabinetts, eines Hofes oder einer überschaubaren Bürokratie vollziehen, sondern in einer Vielzahl gesellschaftlicher Organisationen und Gruppen. Ihre Akten gelangen selten in der nötigen Breite in die staatlichen Archive. Hinzu kommt, daß die ausführlichen Korrespondenzen früherer Zeiten abnehmen, da Telefon und Fernschreiber als Kommunikationsmittel bequemer sind und in einer wechselhaften Zeit bei vielen Politikern die Tendenz besteht, möglichst wenig schriftliches Material entstehen zu lassen, um den persönlichen Kurs flexibel zu halten. Trotz der gewaltigen Aktenmengen nimmt daher die Ergiebigkeit des Materials ab.

Die Vorzüge der Befragung dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß das zeitgeschichtliche Befragungsergebnis nicht zu den historischen Primärquellen gehört, die unmittelbar aus dem Gang der Geschäfte erwachsen, sondern reflektierte Darstellung bleibt, die aus der Rückschau entsteht und der alle Mängel sekundärer Überlieferung anhaften.

Angesichts dieser Tatsache stellt sich die Frage, wie ein möglichst objektives Material zu gewinnen ist.

Eine zeitgeschichtliche Befragung stößt gewöhnlich auf mehrere psychologische Hindernisse seitens der Befragten. Die Psychoanalyse hat immer wieder die allgemeine Tatsache hervorgehoben, daß Menschen sich nicht objektiv erinnern. Sie färben Geschichte immer zu ihren Gunsten. Sie leben in einer stilisierten Welt. Es ist nur die Frage, ob die subjektive Wirklichkeit zu fahrlässig, zu gewaltsam mit den Fakten umgeht. Die Stilisierung der Erinnerung ist eine unabänderbare, psychologische Tatsache und muß daher hingenommen werden; die Fahrlässigkeit im Umgang mit den Fakten jedoch kann eingedämmt werden, wenn sich der Fragende der spezifischen weiteren Komplikationen, die besonders bei Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens auftauchen, bewußt ist.

Politiker, Diplomaten, Beamte sind geübt, die inneren Absichten zu verbergen, vorsichtig zu sprechen, um Indiskretionen zu vermeiden, und gewöhnt, gegenüber Fremden von Dingen zu reden, von denen sie wissen, daß diese bekannt sind. Wenn der Fragende sich nicht gut in seine Materie eingearbeitet hat, kann er leicht hinters Licht geführt werden, indem er Nachrichten für wertvoll hält, die einst in den Zeitungen zu lesen waren. Manche Befragte glauben – subjektiv ehrlich – sich an nichts mehr erinnern zu können. Wenn das Gedächtnis nicht tatsächlich schwach geworden ist, dann haben spätere Erfahrungen und Tätigkeiten hier nur die Erinnerung an das Vorangegangene überlagert. Die Arbeit des Historikers besteht in diesem Fall darin, das Gedächtnis zu stimulieren und die überdeckte Erinnerung freizulegen. Dieses Ziel wird häufig durch einen Mangel an kritischem Bewußtsein seitens der Befragten verstellt. Sie meinen, daß das, was sie taten, getan werden mußte, und daß es so getan werden mußte, wie sie es taten. Außer den »ruhmvollen« Ergebnissen ihres Handelns halten sie den Weg, der dahin führte, für unwesentlich, obgleich er gerade den Forscher am meisten interessiert. Sie verdrängen vergangene unangenehme Kämpfe und bagatellisieren alte Rivalitäten, sofern diese beigelegt oder abgeschlossen sind. Zurück bleibt das anekdotisch Amüsante, das allerdings ebenfalls nicht ohne Wert für die Forschung sein kann. Gerade Beamte, die im Routinegeschäft gesetzlich vorgeschriebener Abläufe standen, besitzen häufig keine plastische Vorstellung mehr von den Besonderheiten der vergangenen Ereignisse, sie neigen eher dazu, das ungewisse politische Wechselspiel aus ihrem Bewußtsein auszuschalten, weil sie es als störend empfanden.

Besonders groß sind die Schwierigkeiten, wenn eine vergangene Epoche in der folgenden verfehmt oder glorifiziert wird. Die Begünstigten der verurteilten Zeit werden den Grad ihrer Verantwortlichkeit herunterspielen oder kompensierend ihr Handeln umwerten; die Verfolgten werden ihre Taten gegen die einstigen Machthaber im hellen Licht erstrahlen lassen und oft ihre Leiden ins Unermeßliche steigern.

Die Verhaltensformen der Entschuldigung und der Legitimierung für gegenwärtiges Handeln spielen hierbei ihre spezifische Rolle. Es ist daher überhaupt fraglich, ob rückwärts über eine scharfe historische Zäsur hinaus, wie sie etwa das Jahr 1945 in der deutschen Geschichte bildet, Befragungen sinnvoll sind, ob hierbei nicht die Verfälschungen so stark werden, daß der Ertrag den Aufwand nicht lohnt.

Zuletzt kann folgende schwerwiegende Komplikation für den Fragenden nicht übersehen werden: Die Befragten fühlen sich ihrer Partei, Organisation, Freunden und Behörden gegenüber zur Verschwiegenheit verpflichtet, auch wenn sie keine ausdrücklichen Geheimhaltungspflichten eingegangen sind. Diese Zurückhaltung ist meist nur dann zu durchdringen, wenn der Fragende gute Empfehlungen vorweisen kann und die Vertraulichkeit der Information glaubwürdig zusichert. Es ist daher weitsichtig geplant, sich frühzeitig entsprechende Referenzen zu beschaffen.

Wie sollte eine Befragung angelegt sein?

1. Der Fragende sollte alle erreichbaren Personen, die in der Lage sind, zu seinem Problem Aussagen zu machen, ins Auge fassen. Archive, denen es um eine breite Dokumentation geht, müssen ganz besonders darauf bedacht sein, den Kreis auszuweiten. Auch untergeordnete Funktionsträger können wichtige Fakten mitteilen, auf Zusammenhänge hinweisen und Motive klären. Fehlen schriftliche Quellen, dann ist eine »Kreuz- und Querbefragung« überhaupt der einzige Weg zur Herstellung einer Überlieferung und der Verifikation der gesammelten Fakten. Das Problem, welche Personen zuerst zu befragen sind, die maßgeblich Handelnden oder ihre Helfer, hängt in der Regel von ihrer Bereitschaft zu Gesprächen und den Terminkalendern ab. Am zweckmäßigsten ist es jedoch, sich die Leitenden in einem frühen Stadium der Befragungsaktion vorzunehmen, da sie naturgemäß die wertvollsten Fakten liefern, den möglichen Rahmen abstecken helfen und den Fragenden auf dessen Scheinprobleme aufmerksam machen. Der Kreis der Helfer muß dann zur Überprüfung und Ergänzung herangezogen werden. Dieses Problem ist mit der Frage, wann mit einer Aktion erfolversprechend begonnen werden soll, eng verknüpft. Die Erfahrung zeigt, daß zum Zeitpunkt der Befragung noch aktiv handelnde Persönlichkeiten meist nur oberflächliche Auskünfte erteilen. Sie müssen vielseitige Rücksichten nehmen und sind an der Vergangenheit wenig interessiert, denn ihre Aufmerksamkeit orientiert sich vorwiegend an den gegenwärtigen Geschehnissen, in denen sie leben und handeln. Ein Archiv sollte am besten warten, bis der Informant in den Ruhestand getreten ist und sich aus dem politischen Kampf zurückgezogen hat.
2. Der Fragende muß sich, um ertragreich zu arbeiten, zu Beginn dieser Aktion gründlich vorbereiten, d. h. er muß sämtliche Nachrichten über das Befragungsobjekt, die vorläufig greifbar sind, sammeln. Akten, Zeitungen, Zeitschriften,

Memoiren und die ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen geben dafür eine meist zureichende Grundlage ab. Ihre Lektüre verhindert zudem, daß nach Bekanntem gefragt wird. In diesem Zusammenhang ist es unabdingbar, daß der Fragende die einschlägigsten Personallisten und Organisationsschemata auswendig lernt, um sie als Gedächtnisstütze bei einer Befragung anwenden zu können. Zwar sind Auskünfte über Personalfragen in Interviews meist schwer zu gewinnen; diese Zurückhaltung läßt indessen nicht notwendigerweise auf Unwissen schließen, da in den Behörden, Parteien usw. die Personalpolitik als wichtigstes Problem der praktischen Politik ständig erörtert wird. Gerade die Auskünfte über persönliche Angelegenheiten und Beziehungen stellen aber ein Hauptthema der zeitgeschichtlichen Befragung dar, zumal sie selten aktenkundig werden. Nach dieser Lektüre besteht der nächste Schritt der Vorbereitung in der Formulierung der allgemeinen Probleme des Befragungsobjektes. Diese generellen Fragestellungen lassen sich leicht in Perspektivlinien umformen, die der Fragende braucht, um nicht den »roten Faden« zu verlieren. Eine nützliche Hilfestellung leisten dazu die Ergebnisse z. B. der Nationalökonomie oder der Sozialwissenschaft, aus denen deduktiv neue Problemkreise abgeleitet werden können. So dürften z. B. die soziologischen Theorien über die Bürokratie den Blick für den konkreten Fall eines Ministeriums erweitern und vertiefen.

Aus dem Komplex der allgemeinen Fragen entwickeln sich Arbeitshypothesen, die den großen Rahmen der Befragung abgrenzen. Hier taucht das schwerwiegendste persönliche Problem für den Fragenden auf. Jeder neigt unbewußt dazu, eine einsichtige Auswahl der Fragen und Hypothesen je nach der eigenen Ausbildung, den Interessen und der besonderen Philosophie der Geschichte zu treffen. Er gerät daher zwangsläufig in die Gefahr, sich auf wenige Schwerpunkte in der Befragung zu beschränken und damit nur einen schmalen Informationsbereich anzuschneiden. Da es einem Archivar aber darum geht, die geschichtlichen Vorgänge in ihrem ganzen Ausmaß zu erfassen, ist eine ständige kritische Überprüfung der Arbeitshypothesen und Themenkreise unumgänglich. Das diskursive Denken erlaubt zwar nur, die Totalität einer Epoche in ihrer Problematik nacheinander zu untersuchen, aber gerade deshalb müssen alle Aspekte eines modernen demokratischen Staates immer wieder gesondert ins Auge gefaßt werden. Hier ist deshalb die korrigierende Zusammenarbeit mehrerer Historiker am Platze, auch wenn nur einer tatsächlich die Befragung durchführt.

3. Danach beginnt die Zusammenstellung des konkreten Fragenkataloges, der über das Befragungsobjekt ausgearbeitet wird. Die Zahl der Fragen z. B. zu einer Institution ist natürlich umfangreicher als die, die der Fragende einem ihrer Beamten oder Funktionäre stellen kann. Gewöhnlich kennt ein Beamter seine Abteilung gut, die Nachbarabteilung aber nur vom Hörensagen. So wird der Fragenkatalog über die gleiche Organisation von Person zu Person variieren. Deshalb ist es nötig, von vornherein Material über den künftigen Informanten zu

sammeln, seinen Werdegang festzustellen und seinen Tätigkeitsbereich abzugrenzen, sowie seine politischen Anschauungen in großen Zügen zu wissen. Ist dieses Ausgangsmaterial nur mangelhaft beschaffbar, dann helfen auch hier sozialwissenschaftliche und historische Darstellungen, die Fragenkataloge auf theoretischem Wege deduktiv zu erarbeiten.

Die Fragen, die so gewonnen wurden, bewegen sich im Umkreis der sogenannten intensiven Befragungstechnik. An folgendem Beispiel soll diese Methode exemplifiziert werden. Der Fragende weiß von einem Mann, der kraft seiner ungewöhnlichen Autorität in der Privatwohnung eine Runde bekannter, einflußreicher Politiker um sich versammeln konnte und dadurch einen verborgenen, aber wirksamen Einfluß auf die Politik auszuüben vermochte. Was ist Näheres über diesen Mann zu erfragen? Es geht darum, seinen Werdegang, seine Ideen, die Gesprächsthemen in seinem Hause, die Atmosphäre und den Grad seines Einflusses aufzuklären. Dafür können verschiedene Formen der Fragetechniken angewandt werden.

Man kann »offene« und »geschlossene« Fragen stellen. Die »geschlossene« Frage läßt sich lediglich mit ja oder nein beantworten; die »offene« dagegen regt längere Ausführungen an, also: a) War er Sozialist? b) Welche politischen Ideen vertrat er? Auf die erste Frage kann der Befragte nur mit »ja« oder »nein« antworten, auf die zweite muß er eine kurze Abhandlung geben. Mit der »geschlossenen« Frage erreicht der Fragende präzise sichere Antworten, mit der »offenen« meist nur vage Angaben von großer Subjektivität, die dann durch »geschlossene Fragen« wiederum überprüft werden können. Diese Technik läßt sich erweitern, indem man eine Oberfrage aufbaut, sie dann spezifiziert und den Befragten unter den Unterfragen auswählen läßt. Zum Beispiel: Wie sind die politischen Anschauungen der Persönlichkeit zu charakterisieren? a) Durch kommunistischen Sozialismus, b) demokratischen Sozialismus, c) christlichen Sozialismus, d) Liberalismus? Der Befragte wird einen der Punkte hervorheben und dann zu allgemeineren Ausführungen übergehen. Diese Methode verbindet die Vorzüge der »offenen« und »geschlossenen« Fragestellung, obwohl sie, wie einschränkend bemerkt werden muß, der freien Assoziation wenig Spielraum läßt. Eine Variante davon bilden die Fragen nach der Intensität. Zum Beispiel: Welchen Einfluß konnte der Mann ausüben? a) Konnte er Ministerernennungen durchsetzen, b) konnte er bei ihrer Ernennung beratend mitwirken, c) konnte er Beamtenernennungen beeinflussen, d) konnte er nur untergeordnete Interessen durchsetzen? Schließlich sind Testfragen möglich. Wenn z. B. der Fragende die direkte Frage aus taktischen Gründen, etwa zur Überprüfung der Ergebnisse aus den verschiedenen Fragetechniken oder um delikate Punkte zu umgehen, vermeiden will, dann kann er auf indirektem Wege vorgehen. Ist ihm bekannt, daß das Verhältnis der oben genannten Persönlichkeit zu ihrem Vorgesetzten gespannt, der Vorgesetzte selbst aber ein angesehenen Mann war, dann können etwa folgende Fragen formuliert werden: Warum wurde die betreffende Persönlich-

keit nicht befördert? Hatten sie einen engen Kontakt mit ihrem Vorgesetzten oder nicht? Stimmten beider Ansichten überein oder nicht? usw.

Diese Techniken können gezielt auf verschiedene Problemkreise angewandt werden:

1. Den nächstliegenden bildet der nach den »Fakten« und »Handlungen«. »Fakten« sind z. B. Alter, Beruf, Lebenslauf, Finanzen, Lebensstil, Wohnung und Freundeskreis, zu den »Handlungen« gehören z. B. der Aufbau von Organisationen, die Entwicklung einer politischen Taktik oder die Durchsetzung eines bestimmten Projekts.
2. Ferner kann man die Absichten und Meinungen erforschen, die die betreffende Persönlichkeit hegte, z. B. welche politische Ordnung sie realisiert sehen wollte, welche Ansichten sie über verschiedene Parteien und Interessengruppen vertrat, welche Auffassung sie vom Staat oder bestimmten wichtigen Politikern hatte.¹

Erfahrungsgemäß versucht der Befragte meist, in Ausführungen assoziativer Natur, durchsetzt mit Anekdoten und subjektiven Urteilen, auszuweichen. Die Kunst des Fragenden besteht dann darin, den Strom der Informationen, der dauernd über die Ufer zu gehen droht, in ein festes Bett zu lenken. Hier tauchen die unwägbaren Probleme des persönlichen Kontaktes, der Gesprächsatmosphäre und der sozialen Rangordnung auf, für die es außer den Regeln des taktvollen Benehmens und der Bildung keine Verhaltensmuster gibt. Von großer Wichtigkeit sind dabei jedoch die Herstellung eines persönlichen Vertrauensverhältnisses, der intellektuellen Anerkennung des Fragenden durch den Befragten und der bewußte Hinweis auf die Unparteilichkeit des Fragenden.

Die Erfahrung im Umgang mit diesen Problemen zeigt, daß vor das eigentliche Interview ein Vorgespräch gestellt werden sollte. In ihm baut der Fragende einerseits das Mißtrauen ab, beginnt andererseits das Gedächtnis des Informanten anzuregen und fördert die Neigung zu einer umfassenden Aussagebereitschaft. Dabei kann der Fragende mit dem Hinweis auf Material, das er von einem ehemaligen Kontrahenten des Befragten besitzt, operieren; denn die Furcht vor einer künftigen Geschichtsschreibung, die sich allein auf die Überlieferung aus dem politischen Umkreis der politischen Gegner stützen könnte, treibt gewöhnlich zu »Klarstellungen« und damit auch zur Aussage an. Das Argument, die Geschichtsschreibung könnte mangels objektiven Materials nur noch ein einseitiges Bild der Vergangenheit zeichnen, ist dabei ebenso nützlich wie eine Bemerkung über das Fortleben im Gedächtnis der Nachwelt und über den pädagogischen Wert der Historie für die Jugend.

Eine der mühsamsten Arbeiten hierbei ist die Extrapolierung der ideologischen

¹ Maurice Duverger, *Méthodes de la science Politique*, Paris 1959, S. 170 ff.

Anschauungen und der persönlichen Interessen des Befragten, welche alle Auskünfte durchziehen und mit besonderen Akzenten versehen. Es empfiehlt sich dabei, eigens einen Fragenkomplex etwa unter dem Titel »Meinungen und Ansichten« zusammenzustellen, sofern diese dem Fragenden nicht durch die Literatur bekannt sind. Diese Klarstellung erlaubt hinterher die Wertung der Fakten- und Meinungsankünfte. Eine andere Komplikation kann in dem Vorgespräch überwunden werden, nämlich die Neigung alter Menschen zur Geschwätzigkeit oder umgekehrt ihre Furcht vor der eigenen Geschwätzigkeit. Denn gerade bei der Unterbrechung ausschweifender Erörterungen während des Hauptgesprächs entstehen Gesprächskrisen, die im gelockerten Vorgespräch abgefangen werden können.

Die Informationen aus dem Vorgespräch müssen danach von dem Fragenden, vielleicht mit Hilfe kurzer Notizen, schriftlich niedergelegt werden. Diese Fixierung liefert einmal eine Übersicht über den Ertrag des Interviews und erleichtert andererseits auch nach längerer Frist eine Korrektur des ursprünglichen Fragenkatalogs. Da im Vorgespräch keine technische oder stenografische Aufnahme der Auskünfte gemacht wird, ist die Offenheit hierin gewöhnlich größer als bei einer endgültigen schriftlichen Niederlegung der Informationen. Der Vergleich zwischen der Aufzeichnung des Vorgesprächs und der des Hauptgesprächs ergibt außerdem nicht selten eine Nuancierung im Ton, in der Wahl der Formulierung und der Ansichten zu einem bestimmten historischen Problem. Diese Unterschied in den Auskünften beider Gespräche zu gleichlautenden Fragen gibt Hinweise auf den Grad der Offenheit des Informanten. Er bietet eine Möglichkeit der Verifikation des gewonnenen Materials. Gleichförmige Antworten in beiden Gesprächen auf Fragen nach dem gleichen Objekt, die in verschiedenen, etwas abgewandelten Formulierungen gestellt wurden, lassen vermuten, daß der Befragte wahrheitsgetreu antwortet. Sie können daneben auch u. U. auf konstante Denkfiguren aufmerksam machen, die für die Erhellung der Meinungen und Denkstrukturen wesentlich sind.

Welche Mittel der Aufzeichnung sind für das Hauptgespräch vorhanden? Das Stenogramm ist anwendbar, wird aber kaum benutzt, da der Fragende selten die Kurzschrift in ausreichendem Maße beherrscht. Es ist außerdem das schlechteste Mittel, da es dem Fragenden keine Zwischenfragen erlaubt. Im übrigen bringt es die Gefahr mit sich, daß der Befragte im Interviewer eine untergeordnete Person sieht und somit in die Haltung des Vorgesetzten verfällt. Wenn die Fiktion des gleichen intellektuellen Ranges verschwindet, ist die gesamte Prozedur in Frage gestellt. Besser ist daher eine Niederschrift durch den Befragten selbst. Sie ist aber nur dann anzuwenden, wenn der Betreffende ein gewandter Stilist ist und ihm die Arbeit des Schreibens keine Mühe bereitet; anderenfalls bricht er in der Regel ab. Schließlich lassen sich Diktiergeräte einsetzen. Sie halten das Interview nicht auf, wenn sie diskret und unsichtbar aufgebaut werden und der Fragende die Steuerung des

Mikrophons in der Hand behält. Sie ersparen darüber hinaus dem Informanten umfangreiche Anstrengungen und stören die gelockerte Gesprächsatmosphäre kaum. Das Frage- und Antwortspiel unterliegt keiner Unterbrechung, der Fluß der Auskünfte wird nicht gehemmt, und die inneren Hemmungen des Befragten werden gemindert, zumal die Aufnahme sich rasch vollzieht. Diese Technik erweist sich also als die praktischste, obwohl jede Niederschrift einer Tonbandaufnahme noch einer sprachlichen Glättung bedarf.

Wie ist das Material, das aus den Interviews erwachsen ist, zu verifizieren, ehe es archiviert oder verwertet werden kann? Das Problem der Bestätigung der Auskünfte und der Verifikation der Aussagen gehört zu den prekärsten Fragen des zeitgeschichtlichen Interviews. Eine endgültige Lösung kann es dabei nicht geben. Um aber die Richtigkeit der Informationen in einem höchst möglichen Maße zu sichern, können jedcch mehrere Prüfungsverfahren angestellt werden.

1. Zunächst sollen durch Vergleich mit dem vorliegenden schriftlichen Material, etwa Zeitungsberichten, Akten, Erlassen und Gesetzen, die meist unpräzisen Zeitdaten der Auskünfte chronologisch geordnet und korrigiert werden. Gesetzestexte, die stets greifbar sind, bilden dabei ein inhaltliches Gerüst und zeigen an, ob z. B. bestimmte Erwägungen tatsächlich bis in das Stadium der Durchführung gelangt sind.
2. Zur Korrektur von Auskünften über Probleme, die insgeheim erwogen wurden oder sich in Vorbereitung befanden, genügt eine einzige Befragung in der Regel nicht. Annähernd gesicherte Ergebnisse sind nur zu gewinnen, wenn eine Vielzahl von Interviews vorliegt, die zu dem gleichen Objekt Stellung nehmen. Vor allem muß darauf geachtet werden, daß verschiedene politische Parteien, Behörden und Interessenverbände befragt werden, so daß sich ein dichtes Netz von Belegen aus den unterschiedlichsten sozialen Gruppen und Auffassungen ergibt. Dabei gilt immer noch die alte Regel, daß gleichlautende Äußerungen mehrerer voneinander unabhängiger Personen für die Richtigkeit der Überlieferung eines Tatbestandes sprechen. Einen besonders vorsichtig zu behandelnden Spezialfall bilden die Urteile von Befragten über den Charakter und die Wirksamkeit ihrer ehemaligen Gegner oder Freunde. Hier spielen persönliche Solidarität, gemeinsame oder verschiedene Weltanschauungen, soziale oder individuelle Aversionen und Verpflichtungen eine so große Rolle, daß die objektive Annäherung an die Realität der Vergangenheit durch ein Interview kaum möglich erscheint.
3. Bevor das Material ausgewertet oder archiviert wird, muß überprüft werden, ob der Inhalt in den Zusammenhang der betreffenden Epoche paßt. Das Bild, das der Fragende sich von dieser – mit Hilfe dauernd revidierter und erweiterter Arbeitshypothesen – gemacht hat, bietet dafür eine gute Möglichkeit. Hier zeigt es sich, daß ohne eine gute Vorkenntnis der allgemeinen Zeitgeschichte und

insbesondere des Abschnittes, der dokumentiert werden soll, keine Erinnerungsinterviews angestellt werden sollen. Mit dem Abschluß der Verifizierungsarbeiten liegt die archivreife Niederschrift der Befragung vor. Ihr Quellenwert hängt ganz von den präzisen und intensiven Fragestellungen sowie der sorgsamsten Überprüfung der Aussagen ab. Am besten ist es, zuletzt die verifizierte Niederschrift von dem Befragten nach Vorlage autorisieren zu lassen.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß eine zeitgeschichtliche Befragung auf mehreren Gebieten nützliche Ergebnisse zu Tage fördern kann. Einen besonders wichtigen Bereich bilden hierbei die Resultate zur Geschichte und Bedeutung vorliegender schriftlicher Quellen, wie etwa Angaben über die Gründe von Vernichtungsaktionen bei Schriftgut, Aktenverschleppungen und Lücken in der Überlieferung und weiterhin die Angaben über die Glaubwürdigkeit und Relevanz von Unterlagen. Daneben ist es für die Wertung eines historischen Vorganges nicht unwichtig zu wissen, ob z. B. bestimmte Denkschriften führenden Persönlichkeiten überhaupt vorgelegen haben oder ob statistische Angaben sich auf exakte Erhebungen, grobe Schätzungen oder gar Phantasie gründen. Man kann hier eindrucksvolle Beispiele für den Erfolg der Methode anführen. So hatte der amerikanische Nachrichtendienst vor 1939 umfangreiche Informationen über die deutsche Widerstandsbewegung gegen Hitler erhalten. Die Untätigkeit der amerikanischen Regierung in diesem Falle kann sowohl mit der Unwissenheit des Präsidenten oder mit seiner bewußten Entscheidung, der deutschen Opposition nicht zu helfen, erklärt werden. Es taucht heute für die Forschung das Problem auf, ob Roosevelt die Geheiminformationen gelesen und gedanklich verarbeitet hatte. Die Befragung der Sekretärin ergab, daß dem Präsidenten die Geheimdienstmeldungen tatsächlich vorgelegen haben und er darüber mit seiner Umgebung beraten hatte. Durch dieses Ergebnis rückt ein Detailproblem der amerikanischen Außenpolitik gegenüber Deutschland in ein neues Licht. Ein anderes Beispiel über den Wert statistischen Materials liefert die Geschichte Nordrhein-Westfalens. Die Briten hatten 1945 den Gemeinden befohlen, zahlenmäßige Angaben über den Zu- und Abgang ihrer Einwohner zusammenzustellen. Die statistischen Büros, Einwohnermelde- und Wohnungsämter waren auf Grund ihres Personalmangels nicht in der Lage, die Bevölkerungswanderungen zu erfassen. In ihrer Not reichten sie bei den britischen Kontrolloffizieren grob geschätzte Zahlen ein, die in keinem Fall stimmten und auch nicht überprüfbar waren. Mit dieser durch eine Befragung ermittelten Nachricht hat der Historiker einen Hinweis erhalten, wie problematisch selbst amtliche Statistiken aus den ersten Nachkriegsjahren sind. Er wird seine Beweisführung nicht auf diesen Unterlagen aufbauen können.

Mit Hilfe von Befragungen kann ferner ein Bild der inneren politischen Denkwelt eines Politikers, Beamten und Industrieführers in einer Weise erarbeitet werden, wie sie aus Veröffentlichungen oft nicht zu rekonstruieren ist, da diese meist einen

propagandistischen Effekt auf die Umwelt ausüben sollen. Dagegen kann man vor der Anwendung dieser Methode zur Erforschung von Motiven und Verhaltensweisen, die geschichtlichen Handlungen zugrunde liegen, nur warnen. Auf die Frage, warum Befragte diesen oder jenen Schritt getan haben und wie sie in bestimmte hohe Positionen gelangt seien, antwortete die Mehrzahl von rund 120 Politikern und Beamten aus der Generation zwischen 1880 und 1910 in auffallend stereotypen Formeln. Diese Tatsache läßt auf bestimmte überlieferte Denkfiguren schließen, die zur Beschreibung der historischen Wirklichkeit nur wenig taugen. Deshalb müssen Aussagen dieser Art, die zur Klärung der Geschichte nichts beitragen, von den Fragenden erkannt und gekennzeichnet werden. Trotz ihrer Unzuverlässigkeit bilden sie einen interessanten Bestandteil der nachträglichen Bewertung historischer Vorgänge durch den Handelnden selbst. Als solche durchschaut, könnten sie zur Spiegelung der Wirklichkeit von beschränktem Nutzen sein. Außerdem stellen sie oft eine erste Stufe der Legendenbildung dar, die in der Gegenwart wirksam sein kann. Dennoch ist es für den Historiker nicht uninteressant zu wissen, wie führende Persönlichkeiten des politischen Lebens in der Rückschau die Zeit, in der sie maßgeblich am Gang der Ereignisse beteiligt waren, beurteilen. Denn aus solchen Aussagen kann durchaus die Wandlung ihrer Anschauungen abgelesen werden.

Trotzdem sollte der Fragende sein Augenmerk in erster Linie auf die Erinnerung von Handlungen, Ereignissen und Zuständen richten und die Erforschung der Ursachen und Absichten an die zweite Stelle rücken. Aber auch in diesem Bereich kann er mit seinen Ergebnissen Akten, Korrespondenzen, Verhandlungsprotokolle, Tagebücher und Memoranden nicht ersetzen, sondern nur ergänzen; zweifellos stellen sie aber eine bisher wenig genützte Möglichkeit der Materialsammlung dar.²

² Der Aufsatz beruht auf Erfahrungen, die im Rahmen einer Dokumentation zur Frühgeschichte des Landes Nordrhein-Westfalen im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf gemacht wurden. Das dabei entstandene Dokumentationsmaterial ist als »Sammlung Hüttenberger« (Bestand RWN 139) im NRW Hauptstaatsarchiv archiviert. Es umfaßt Erinnerungsniederschriften und Aufzeichnungen von Gesprächen aus den Jahren 1967–1970 mit führenden Politikern und Beamten (insgesamt 115) vor allem über den Neuaufbau von Politik und Verwaltung nach 1945 in Nordrhein-Westfalen. Der Bestand ist besonders häufig – zumeist in Verbindung mit Ministerialakten, Parteienüberlieferung und Nachlässen – bis in die Mitte der 80er Jahre für Forschungen zu den Anfängen des Landes Nordrhein-Westfalen auf den Gebieten Verwaltung, Wirtschaft, Kultur (besonders Schulen und Hochschulen) sowie für Monographien über einzelne Politiker (z. B. Karl Arnold, Christine Teusch) herangezogen worden. – Seit 1989 ist der Bestand ohne Sondergenehmigung einsehbar. (Frdl. Mitteilung von Dr. Dieter Weber, Düsseldorf). – Überblick über den Inhalt des Bestandes vgl. in: Die Bestände des Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchivs. Kurzübersicht (Veröff. d. staatl. Archive d. Landes Nordrhein-Westfalen Reihe B Heft 4), 2. Aufl. Düsseldorf 1984, S. 439 f. – (Anm. D.K.).

Zeitgeschichtliche Befragung: ein Nachtrag, Juli 1990

von Peter Hüttenberger

Die methodologischen Überlegungen zur zeitgeschichtlichen Befragung (Oral History) konzentrierten sich bislang im wesentlichen auf die Vorgehensweisen der Befrager selbst. Sie sind bestrebt, Fehler, die durch falsche Fragestellungen entstehen können, möglichst von vornherein zu vermeiden, Widerstände der Befragten zu überwinden und Wege zu finden, die Resultate in einen vernünftigen historischen Kontext einzubinden. In Anlehnung an sozialempirische Interviewtechniken entwickelten sie differenzierte Frage- und Verfahrenskataloge, die das Verhalten der Befrager gegenüber den Befragten steuern sollten, zumal die Befrager sich oft aus ideologischen oder persönlichen Gründen in den Bann eines Befragten ziehen lassen; zumal Historiker, die mit Hilfe jener Oral History »Geschichte von unten« erforschen wollen, nicht selten dazu neigen, die Aussagen der »kleinen Leute«, mit denen sie es zu tun haben, zu überschätzen, meist aus der theoretischen Überzeugung heraus, Beherrschte sagten anders als die Herrschenden die Wahrheit. Trotz der inzwischen erprobten und präzisen Fragetechniken ist dennoch Skepsis angebracht, Skepsis nicht so sehr gegenüber einem Dilettantismus des Befragers, sondern vielmehr gegenüber den Möglichkeiten der Befragten, vergangenem Geschehen gemäß adäquate Aussagen zu machen. Wohl gemerkt, es geht hierbei nicht um bewusste Lügen, Halb- oder Viertelslügen oder um Weglassungen, die eingesetzt werden können, um Forscher in die Irre zu führen, ihnen etwas vorzugaukeln; es geht auch nicht um Verwechslungen, Vergesslichkeiten oder durch eine lange Rückschau bedingte Verkürzungen, durch die sich Zeitangaben ineinander verschieben, überlagern oder unzutreffend miteinander verschränken. Derartige Unzulänglichkeiten sind in der Regel durch weitere ergänzende Befragungen anderer Zeitzeugen oder durch Hinzuziehung von schriftlichen Quellen einigermaßen zu beheben oder doch wenigstens teilweise zu korrigieren.

Weitaus problematischer dagegen sind bestimmte typische Antworten, die keine Lügen oder Irrtümer enthalten, sondern die aus der Befangenheit des Befragten selbst resultieren.

Wirkliche, tief treffende Niederlagen, Brüche im Leben, Demütigungen, Verletzungen, die bis ins Innere der Seele vorgedrungen sind, will, ja kann ein Zeitzeuge dem Historiker nicht ohne weiteres mitteilen; Historiker sind eben keine Psychiater oder Psychoanalytiker, auch wenn sie gelegentlich versucht sind, in einen solche Rolle zu schlüpfen. Was ein Psychiater nur nach endlosen Sitzungen hervorlocken kann,

wird – und sollte! – einem befragenden Historiker gewöhnlich verborgen bleiben. Fast jeder Deutsche jedenfalls erfuhr die Geschichte etwa zwischen 1914 und 1950 als eine Zeitspanne, in der sich für ihn körperliche, seelische und politisch-soziale Traumata häuften. Die einen waren Opfer der Wirtschaftskrisen, die anderen des Nationalsozialismus oder des Krieges, und andere schließlich der Niederlage von 1945 und der Maßnahmen der Siegermächte, etwa der Teilung Deutschlands, oder sie kamen in den Jahren des Wirtschaftswunders zu kurz, wurden beiseite geschoben und übersehen. Die Zahl derjenigen, die frei, ungezwungen und offen über ihre eigene Vergangenheit und über die Wahrnehmungen der sie einst umgebenden, auf sie einwirkenden Geschichte zu reden vermögen, wird daher stets verhältnismäßig klein sein. Gerade die »verletzten« Befragten werden in der Regel den Fragen der Historiker ausweichen. Die einfachste Form des Ausweichens besteht im Blockieren eines Gesprächs durch Schweigen, Verschweigen oder durch Abschweifen in die belanglose Episode. Eine verwickeltere Form stellt die »Umkehrung« der einstigen Niederlage eines Befragten in einen »Sieg«, des Schwachen in einen Starken, des Versagens in eine heroische Tat dar. Gelegentlich steigen solche »Umkehrungen« sogar zu Allmachtsphantasien auf, die allerdings durchaus nicht zu belächeln sind, da sie vielmehr dazu beigetragen haben, das innere Gleichgewicht eines Traumatisierten nachträglich zu stabilisieren.

Die Antworten von Zeitzeugen leiden weiterhin unter zwei besonderen Mängeln. Zum einen ist zu beobachten, daß zu bestimmten Themen immer wieder dieselben Personen befragt werden, Personen, die sich selbst oft in erzieherischer und aufklärerischer Absicht der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung stellen, oder die als verhältnismäßig leicht zugängliche Zeitzeugen allgemein bekannt sind. Hierbei handelt es sich aber um einen grundsätzlich quantitativ begrenzten Personenkreis, begrenzt nicht, weil er zu den einzigen noch Überlebenden gehört, sondern weil es gewöhnlich darüber hinaus eine weitaus umfangreichere Gruppe von möglichen Zeitzeugen gibt, die sich jedoch aus unterschiedlichen Gründen jeder Befragung entzieht. Zeitzeugen, die demgegenüber reden, ja die in bester Absicht ihre Erzählungen und Berichte zu einer Art »Beruf« machen, repräsentieren jedoch nur eine Minderheit aus dem gesamten Panorama der Zeitzeugen. Ihre Mitteilungen sind folglich stets ausschnitthaft, und vor allem beginnen sie, sofern sie häufig wiederholt werden, allmählich inhaltlich zu versteinern, starre Formen anzunehmen, bestimmte Pointen zu setzen; sie gewinnen literarisch amüsante Züge oder schauerliche Reize, sie steigen zu ritualisierten Erzählungen auf, die dann oft mehr über die Gegenwart der Erzählzeit als über die Vergangenheit aussagen.

Zum anderen enthalten Darlegungen von Zeitzeugen nicht nur Elemente der Erstarrung und der Ausschnitthaftigkeit, sie bergen immer auch mehrere Schichten von Selbst-Uminterpretationen der jeweils eigenen Lebensgeschichte und der wahrgenommenen allgemeinen Geschichte zugleich. Menschen neigen dazu, in den

verschiedenen Abschnitten ihres Lebens, Geschichte, die sie mitgestalteten oder die sie erlitten, je neu zu deuten. Im besonderen Licht des Nachher sehen und beurteilen sie das Vorher.

Der Begriff der Selbst-Uminterpretation ist in all seinen verwickelten Bezügen hier nicht auszulegen. Es mögen einige Hinweise genügen:

1. Kann es vorkommen, daß Zeitzeugen unter dem Eindruck späterer Ereignisse bestimmte Erinnerungen wieder hervorholen, die sie bislang in ihrem Bewußtsein weggeschoben hatten, und diese neuauftauchenden Erinnerungen mischen sich mit späteren und präsenten zu einem neuartigen Bild von der Vergangenheit.

2. Neigen Zeitzeugen dazu, je nach Stand ihres Selbstverständnisses, je unterschiedliche Ursachen und Motive für ihr eigenes Handeln oder das ihrer einstigen Partner und Kontrahenten anzugeben. Sie gehen dabei von der Annahme aus, daß sie erst mit einem gewissen Zeitabstand von dem Geschehen die tatsächlichen Ursachen und Motive übersehen könnten.

3. Ändern sich gewöhnlich Einschätzungen und Bewertungen von Personen: ein ursprünglicher Feind kann zum Freund werden, und man betrachtet dann das Verhältnis in der Zeit der Freundschaft aus einem anderen Blickwinkel als in der Zeit der Feindschaft.

4. Wird ein Zeitzeuge einen historischen Vorgang, an dem er teilgenommen hatte, in der Regel nach dessen Abschluß anders beurteilen als während dessen Verlauf oder nach der Überlagerung durch weitere, darauf folgende Vorgänge. Ein Soldat äußerte sich zum Beispiel über den Polenfeldzug unmittelbar nach dessen Beendigung anders als während des Rußlandfeldzuges oder nach der Kapitulation des Deutschen Reiches am 8. Mai.

5. Schließlich unterliegen Gefühle, die sowieso kaum historisch zu rekonstruieren sind, im Lauf der Jahre großen Schwankungen und abrupten Umbrüchen. Man kann z. B. nachweisen, daß Personen, die anfangs leidenschaftliche Gegner des Nationalsozialismus gewesen waren, später unter dem Eindruck der Erbfolge des Dritten Reiches positive Gefühle entwickelten und schließlich dann doch wieder von dem Regime abrückten; diese Personen werden nach 1945 ihre vorübergehenden Sympathien nicht mehr zugeben, sondern sich als unerschütterliche Kontrahenten des Nationalsozialismus selbst darstellen.

Man kann Vorgänge solcher Uminterpretationen zur Zeit relativ gut beobachten. Angesichts des Prozesses der Vereinigung der beiden deutschen Staaten tauchen in den Medien, gerade von Zeitzeugen, die politisch an der Teilung Deutschlands in der ein oder anderen Form mitgewirkt hatten, vorgetragen, neue Interpretationen der Geschichte der Teilung und der Westintegration der Bundesrepublik Deutsch-

land in den fünfziger Jahren auf. Die »Magnettheorie« – eine sozial, ökonomisch und kulturell überlegene Bundesrepublik ziehe, wie man nach 1949 meinte, gleichsam unwiderstehlich die DDR an, diese Magnettheorie, die Ernst Reuter aus Berlin anlässlich der Ministerpräsidentenkonferenz von Rüdeshcim vom Juli 1948 vor den versammelten Ministerpräsidenten entwickelt hatte und die dann aber in den sechziger und siebziger Jahren, ja noch in den achtziger Jahren, als unrealistisch und ahistorische Fehlkalkulation abgetan worden war, feiert nun wieder fröhliche Urstände; ein pensionierter, hoher Mitarbeiter der Bundesregierung in den fünfziger Jahren behauptet unbekümmert, daß Bundeskanzler Konrad Adenauer die Geschehnisse, wie sie sich gegenwärtig abspielen, von vornherein so im Auge gehabt habe. Aber wer hatte gegen Ende der fünfziger Jahre noch daran geglaubt, daß sich die UdSSR jemals aus ihrer Herrschaftssphäre zurückziehen würde? Vielmehr fürchtete man sich vor weiteren Expansionen, und der Afghanistaneinfall schien derartige Sorgen sogar neuerdings noch zu bestätigen.

Man kann außerdem feststellen, daß Menschen wie selbstverständlich ihre eigene Lebensgeschichte, etwa vor der Möglichkeit, Wiedergutmachung an ihnen angetanem nationalsozialistischen Unrecht zu erlangen, anders sahen als danach, oder daß sich ehemalige Nationalsozialisten nach der Entnazifizierung anders äußerten als während der Verfahren. Dies ist auch ganz natürlich. Jemand, der aktuelle Interessen verteidigt oder der tatsächlich an sich eine tiefgreifende geistige Wandlung vollzogen hat, wird nachher seinen ursprünglichen Lebensabschnitt anders deuten als vorher. Es handelt sich dabei nicht nur um ein Problem der Menschen der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit. Hans-Joachim Schoeps macht z. B. in seiner Einleitung zur auszugsweisen Edition der Tagebücher Ludwig von Gerlachs darauf aufmerksam, daß von Gerlach, »als er daranging, die eigenen Jugendtagebücher für die Zwecke der Autobiographie zu Nutz und Frommen seiner Familienangehörigen auszuziehen und zu bearbeiten – letzteres erneut in den siebziger Jahren – « das meiste unbeachtet gelassen hat, weil es ihn nicht mehr interessierte oder weil er es gar nicht mehr verstand. »Manches hat er nämlich geradezu falsch interpretiert und durch Verkürzungen mitunter ins Gegenteil verzerrt, weil er alles Frühere den Erfahrungen und Einsichten seines späteren Lebens anzugleichen und umzudenken sich bemüht fühlte«.¹ Schoeps spricht hiermit das Grundproblem aller autobiographischer Geschichtsdarstellung an, gleichgültig ob es sich um elaborierte Memoiren oder ob es sich eben um Antworten auf gezielte Befragungen handelt. Dieses Problem verschärft sich überdies aufgrund der durchaus legitimen, gewöhnlich aber nicht zu umgehenden Absicht eines sich mitteilenden Zeitzeugen, die Nachwelt im Sinne des eigenen Standes der jeweilig letzten Selbstinterpretation zu beeinflussen, ihr eine bestimmte, als gültig angenommene Deutung der Geschichte vermitteln zu

¹ Aus den Jahren preußischer Not und Erneuerung. Tagebücher und Briefe der Gebrüder Gerlach und ihres Kreises 1805–1820. Hrsg. v. Hans-Joachim Schoeps, Berlin 1966, S. 11.

wollen. Eine solche Zielsetzung führt zu einer weiteren Schwierigkeit hin: der Entstehung von legendenhaften Erzählungen. Sie stellt eine normale, vorrationale Methode der Zeitgenossen dar, der Verstrickten und der Opfer, mit ihren individuellen und kollektiven Lebensgeschichten zurechtzukommen, das Überleben ihrer Seelen zu sichern. Legendenhafte Erzählungen über das »Dritte Reich« entstanden schon in den Endvierziger Jahren; denn Wahrnehmung und Erinnerung der Wirklichkeit waren unerträglich, und sie entfalten sich nachher im Verein von Verschweigen und Erzählen.

Manche davon sind inzwischen ins Zeremoniell der Staatskulturn aufgestiegen, haben den Rang des archetypischen Kultberichts erreicht, und wehe, wer dagegen verstößt. Andere sind Bestandteile von semantischen und symbolischen Kämpfen um die Macht. Als Historiker, bemüht um nüchterne Aufklärung, ist man dagegen ein Zerstörer von Legenden und Mythen und damit auch der Feind derer, die daran glauben. Stellt man progressive Legenden in Frage, dann hat man seinen Sitz in der Vorhölle des Nationalkonservatismus, zerlegt man konservative, dann gehört man schon fast zur teuflischen Schar der »nützlichen Idioten Lenins«.

Ein Chaos, ein Zusammenbruch aller Ordnung, wie es gegen Ende des Krieges und anlässlich der Kapitulation am 8. Mai 1945 entstand, bringt geradezu geschichtsnotwendig Legenden hervor. Legenden sind halb imaginäre, halb wirklichkeitsnahe Erzählungen, durch die wenigstens nachträglich eine erträgliche Ordnung wieder hergestellt werden soll. Aber auch das Chaos hat seine inneren Ordnungen, die jedoch verwickelt, kurzlebig, hintergründig, zwiespältig und widersprüchlich sind, kurz, für die Leidenden und improvisierend handelnden Zeitgenossen undurchsichtig und unkalkulierbar. Die Zeitgenossen winden oder schlagen sich durch das Chaos in der Hoffnung hindurch, um möglichst bald wieder einfache, gerade Verhältnisse und festen Boden unter den Füßen gewinnen zu können. Am Chaos verzweifelnd beginnen sie, in der Phantasie an Wunder zu glauben, zum Beispiel an die »Wunderwaffe«, an den »wunderbaren Tod« eines feindlichen »Führers«, zum Beispiel so 1945 an den des amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt, ein Ereignis, das damals mit dem Tod der Zarin Elisabeth und der daraus folgenden Revision der russischen Politik gegenüber dem zusammenbrechenden Preußen Friedrichs II. verglichen wurde. Der Zeitzeuge träumt von Paradiesen der Vergangenheit oder der Zukunft und bemüht sich, der scheinbaren Sinnlosigkeit der Existenz im Chaos einen Sinn zu verleihen. Solchen Versuchen, den mörderischen Zufällen im Chaos einen Sinn abzugewinnen, die Überlebenden weiterleben lassen zu können, dienen Legenden. Sie entstehen aus einem Gemisch von Verschweigen und Vergessen, dem Bemühen, die gerade erlebten Demütigungen wenigstens hinterher von der Phantasie in ihr Gegenteil zu verkehren, und schließlich aus Erinnerungen, die man für wert hält, aufbewahrt zu werden. Die Struktur jener Gemische ist allerdings nicht zufällig, sie hängt in hohem Maße von den machtpolitischen Verhältnissen und Normen ab, die sich nach dem Chaos durchsetzen.

Der Kern von Legenden stellt stets eine Art Wunder dar, durch das Gut und Böse wieder ins Lot gebracht werden soll – ein Wunder, durch das der Gute/Hilflose den Bösen/Mächtigen überwindet, das die Sinnlosigkeit und Endlichkeit des Bösen noch in der Zeit seiner Herrschaft aufblitzen lassen soll.

Die Legende hat ihren Ursprung und ihren Sitz stets im Martyrium der Guten und an einem ausgezeichneten Ort des historischen Geschehens. Beides nun liefert den anschaulichen Stoff für einen langanhaltenden Erzählprozeß innerhalb eines bestimmten Milieus, einen Erzählprozeß, der sich gelegentlich ausdehnt und schließlich in andere Medien übergreift. Die Legende hat für die Erzählenden mehrere soziale Funktionen: Sie stiftet Zusammengehörigkeitsgefühle, sie hilft die Orientierung wiederzufinden und sie begründet, in sich durchaus schlüssig, gleichsam mit letzter metaphysischer Legitimität ausgestattete Forderungen an die Gesellschaft. Sie schafft schließlich Selbstvergewisserung und Geborgenheit.

Die Befragung als aufklärende historische Analyse der Begebenheiten schneidet zunächst den Faden der Erzählung ab, zerreißt den Schleier und verwandelt die vermeintlichen Zeugen in Erzähler, macht das Kerygma zur problematischen und problematisierbaren Aussage.

Der Befragte muß sich in der Regel gegen die Zerschlagung seiner legendenhaften Erzählungen durch die Befragung wehren, denn analytische Aufklärung zerstört die nachträgliche Organisation imaginärer Ordnung des realen historischen Chaos. Er wird alle ihm zur Verfügung stehenden Hebel in Bewegung setzen, um den Befrager zu behindern oder nachträglich die Ergebnisse historischer Forschung in Mißkredit zu bringen; entweder durch das Argument des zeitlich-existentiellen Defizits, der Historiker sei ja gar nicht dabei gewesen, oder durch das Argument der defekten Quellengrundlage, Geschichte, die aus den Akten geschrieben werde, sei grundsätzlich einseitig, verzerrt und ohne Lebenswahrheit. Beides stellen zwar sinnlose Argumente dar, denn nähme man sie ernst, dann könne Geschichte überhaupt nicht erforscht und geschrieben werden, aber sie können, im Augenblick wissenschaftlich negative Wirkungen ausüben. Jede Zeitzeugenaussage bedarf daher zumindest der gleichen, üblichen, ja in der Regel sogar einer härteren Kritik als die schriftlichen Überlieferungen, die im Rahmen von historischen Handlungszusammenhängen entstanden sind.

Zeitzeugenaussagen können somit lediglich nach einer vorgängigen Auswertung der einschlägigen schriftlichen Überlieferung in eine historische Rekonstruktion eingefügt werden. Von historischen Rekonstruktionsversuchen, die ausschließlich auf Zeitzeugenaussagen beruhen, ist in jedem Fall abzuraten, oder sie sind ebenfalls als bloße Selbstdarstellung, ähnlich wie Autobiographien zu kennzeichnen.

Dennoch kann die zeitgeschichtliche Befragung unter Umständen dienlich, der Einsatz von wohldefinierten Interviews sinnvoll sein.

1. Mikrosoziale Strukturen, informelle Beziehungen aller Art zwischen Individuen, zum Beispiel persönliche Freundschaften, sogenannte politische Freundschaften, geschäftliche Partnerschaften bzw. Feindschaften, Rivalitäten und Konkurrenzverhältnisse, ferner familiäre Verflechtungen, Klientelschaften sowie personelle Konstellationen, die in der Regel über Personalunionen in Vereinen, Parteien, Gewerkschaften und kirchlichen Institutionen entstehen und die für Entscheidungsprozesse, zum Beispiel im lokalen Bereich, oft bedeutsamer sind als formalrechtlich verankerte Abläufe, ferner damit verbundene emotionale Bindungen, subjektive Wahrnehmungen, Einschätzungen und Urteile von den Schwächen und Stärken der Handelnden, und schließlich die halböffentlichen Örtlichkeiten von Geschehnissen, u. a. Kneipen, Gastwirtschaften, Restaurants, Clubräume, Vereinslokale, Sportplätze und kirchliche Häuser, solche informellen, persönlichen Beziehungen und ihre Umfelder lassen sich zuweilen, vom Fundament der schriftlichen Quellen ausgehend, durch Befragungen annähernd rekonstruieren.

Immerhin schlagen sich derartige persönliche Beziehungen, die im wesentlichen auf mündlichem Umgang beruhen, in den schriftlichen Überlieferungen, in der Regel nur bruchstückhaft, sporadisch und schwer entdeckbar nieder; denn eines ihrer Hauptkennzeichen ist die Normalität, eine Selbstverständlichkeit, die man nicht für wert hält, schriftlich festgehalten zu werden, oder bewußte Diskretion, die dazu dienen soll, mit den offiziellen Ordnungen nicht übereinstimmende Einflußverhältnisse und Verbindungen zu verschleiern. Diese persönlichen Beziehungen erlangen allerdings dann die Ebene der Schriftlichkeit, wenn a) Konflikte aufkommen, die ein Eingreifen statutarischer oder öffentlich-rechtlicher Mechanismen unumgänglich machen – so lassen sich zum Beispiel aus Prozessen Rückschlüsse ziehen – oder b) , wenn sie, was selten ist, jemand in Tagebücher oder Privatkorrespondenzen beschreibt. In ihren Konturen sind sie c) auch durch sorgfältige Vergleiche von Personenlisten in Adreß- und Telefonbüchern, deren Informationswert nicht zu unterschätzen ist, weiterhin von Mitgliedslisten aller Art aus Partei-, Vereins-, Firmen-, Gemeinderats-, Presbyterienschriftgut zu ermitteln. Einige Ergänzungen ergeben sich schließlich d) aus einer Interpretation von Akten gleichsam »gegen den Strich« der absichtlich angelegten Aussagerichtungen.

Bei dem Verfahren der Ermittlung personaler Beziehungen handelt es sich allerdings weder um eine Betrachtung der »Geschichte von unten« noch der Alltagsgeschichte, sondern lediglich um Phänomene historischen Handelns, die auf jeder Ebene der Gesellschaft und in jedem Milieu vorkommen können.

2. Das Erinnerungsvermögen der Zeitzeugen weist erfahrungsgemäß eine Besonderheit auf. Einerseits werden große Teile des Erlebten vergessen, verdrängt,

andererseits sind bestimmte Vorgänge außergewöhnlich plastisch, ja oft überscharf im Vergleich zu anderen, in vielen Einzelheiten präsent: Es handelt sich dabei in der Regel um Geschichten aus Kindheit und Jugend, um Geschehnisse während des Krieges und der Nachkriegszeit, wie zum Beispiel das Erleben der Bombardierung, Flucht, Gefangenschaft, Vertreibung und Neuanfang. Die Preisgabe derartiger, oft episodischer Erinnerungsstücke, deren Inhalt häufig historisch von nicht großem Belang ist, ermöglicht dennoch Rückschlüsse auf Situationen in der Vergangenheit, die für Menschen besonders beeindruckend und prägend waren; anderenfalls hätten sie sie nicht so tief in ihr Gedächtnis eingegraben. Sie liefern zudem einige Einblicke in das, was Menschen an einer Epoche für bedeutsam hielten und noch halten.

Erfragte Serien solcher mikrohistorischer Erinnerungsbilder lassen dann ein wenig von den »klimatischen« Verhältnissen einer Zeit erahnen und können Rekonstruktionen aus den schriftlichen Überlieferungen einige Tiefenschärfen verleihen.

Luftkrieg, erlebt und erinnert. Zu Tom Harrissons Buch über den Kriegsalltag in Großbritannien*

von Wolfgang Franz Werner

Die Arbeit von Historikern mit mündlicher Tradition hat eine lange Geschichte. Bereits Herodot, der Vater der Geschichtsschreibung, hat sich ihrer bedient. Mit der Verfügbarkeit schriftlicher Quellen und in dem Maß, in dem man diese richtig zu interpretieren lernte, trat die mündliche Überlieferung in den Hintergrund, ohne jedoch ganz aus dem Gesichtskreis der Historiker zu verschwinden. Der Vorrang (bestimmter) schriftlicher Quellen hat gute Gründe. Eduard Meyer hat den Primat der schriftlichen Überlieferung, hier für Urkunden als im zu untersuchenden historischen Prozeß entstandene Abbildung der Vergangenheit, kanonisch formuliert: »Vor einer richtig interpretierten Urkunde stürzen alle widersprechenden Angaben einer Tradition, mochte sie sonst noch so zuverlässig scheinen, rettungslos zusammen. Denn in ihr redet die Vergangenheit unmittelbar, nicht durch Vermittlung Fremder zu uns.«¹

In dem Maße, in dem sich im zwanzigsten Jahrhundert das Interesse für die Zeitgeschichte vergrößerte, schien der Begriff der »Unmittelbarkeit« eine neue Bedeutung zu gewinnen, boten sich hier doch Möglichkeiten, die an einem historischen Prozeß Beteiligten zu befragen. Die Tendenz wurde verstärkt durch die technische Entwicklung. Durch telefonische Absprachen wurde so manches nicht schriftlich erfaßt und gelangte nicht mehr in die Akten.² Um so verlockender erschienen Interviews, zumal die Aufzeichnungsgeräte immer handlicher und perfekter wurden und das Stenogramm ablösten. Die Begeisterung für Prominenteninterviews ist allerdings zwischenzeitlich bei Historikern stark abgekühlt, ließen sich doch bei weitem die darin gesetzten Erwartungen nicht erfüllen.³

Um so mehr erfreuen sich gesellschaftliche Bereiche bzw. Zeitabschnitte, die strukturell- oder ereignisbedingt in konventionellen Quellen gar nicht oder sehr

* Tom Harrisson, *Living through the Blitz*, (London 1976) Harmondsworth 1978.

¹ Zitiert nach: Ahasver v. Brandt, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*. Stuttgart 5. Aufl. 1969, S. 97.

² Es stand niemals alles in den Akten oder in irgend einer anderen Quelle. Es bilden sich in ihnen Prozesse ab, die immer der richtigen Einordnung und Interpretation bedürfen, sonst bräuchte man nur Leser und keine Historiker.

³ Vgl. Wolfgang Benz, *Quellen zur Zeitgeschichte* (= *Deutsche Geschichte seit dem Ersten Weltkrieg*, hrsg. v. Institut f. Zeitgeschichte Bd. III), Stuttgart 1973, S. 20 f.

verzerrt abgebildet werden, der Untersuchung durch Historiker, die mit den Mitteln der »Mündlichen Geschichte« (Oral History) die Dunkelzonen erhellen wollen.⁴ Angesichts der oft in bezug auf Technik und Personal hochaufwendigen Projekte kann man verstehen, daß die Vertreter der Mündlichen Geschichte aus dem Ruch der »Ersatz«-Überlieferung hinausdrängen und die Anerkennung der Eigenständigkeit ihrer Quellenbeschaffungsmethode fordern. Ob in solchen Projekten Aufwand und Ergebnis in einem vertretbaren Verhältnis stehen, darf in vielen Fällen getrost bezweifelt werden, müssen doch vorhandene Literatur und Quellen sowieso durchgearbeitet werden, um Überblick und Kontrollbasis zu haben. Ob danach noch viel Neues zu ermitteln sein wird, ist fragwürdig. Wesentlicher als die Frage nach der Forschungsökonomie ist dabei aber, ob die Befragungsergebnisse überhaupt tragfähig sind. Es ist bekannt, daß mehr als ein Prozeß gegen vermeintliche oder tatsächliche NS-Verbrecher gescheitert ist, weil die Erinnerungen der (Zeit-)Zeugen zweifelhaft blieben. Die Antwort wird man nicht pauschal geben können. Der zeitliche wie der sachliche Abstand zum Fragegegenstand spielen dabei eine Rolle.

Wer ernsthaft Mündliche Geschichte betreiben will, muß sich dem Problem Erinnerung stellen. Vergessen, Verdrängen, Umdeuten u. a. sind neben der bewußten Falschaussage Prozesse, die den Informationsgehalt des Erinnernten verändern und damit den Quellenwert von Erinnerung beeinträchtigen. Man kann den führenden Vertretern der Mündlichen Geschichte nicht vorwerfen, dieses Problem übersehen und nicht reflektiert zu haben. Dabei darf man auch Verständnis dafür haben, daß sie ihren Ansatz nicht so kritisieren, daß er für Forschungsprojekte uninteressant wird. Anwender, die der Methodenreflexion weniger zugetan sind, werden allzu leicht in die Gefahr geraten, die Quellenprobleme der Mündlichen Geschichte zu unterschätzen (»Mein Interviewpartner war doch dabei, er muß doch wissen, wie es wirklich war«) und mit dem stereotypen Argument abzutun, konventionelle Quellen hätten ja auch ihre Schwächen.

Man hat nicht oft Gelegenheit, Vergleiche anzustellen zwischen Aufzeichnungen, die in der Zeit der Ereignisse entstanden sind, und der späteren Erinnerung an diese Ereignisse. Das liegt wesentlich daran, daß sich Mündliche Geschichte in besonderer Weise mit Bereichen befaßt, die in den konventionellen Quellen nicht oder nur sehr unzureichend oder verzerrt abgebildet sind. Die Quellengruppen ergänzen sich mehr als sie sich überschneiden. Im vorliegenden Fall ist dies anders, beide

⁴ Derartige Versuche sind auch für Archive nicht neu. Vgl. z. B. die »Ostdokumentation« des Bundesarchivs (Das Bundesarchiv und seine Bestände, bearb. v. Gerhard Granier, Josef Henke, Klaus Oldenhage, Boppard 3. Aufl. 1977, S. 713–721) oder die Dokumentation der Frühgeschichte des Landes Nordrhein-Westfalen durch das Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Peter Hüttenberger, Zur Technik der zeitgeschichtlichen Befragungen, in: Der Archivar 22, 1969, Sp. 167–176; wieder abgedruckt in diesem Band).

Überlieferungen überlappen sich weitgehend. Dieser Glücksfall ist der Tatsache zu danken, daß in den dreißiger Jahren in England eine ungewöhnliche Einrichtung entstand, ein Institut zur »Massenbeobachtung« (mass-observation). Es betrieb Meinungsforschung, wenn auch nicht mit dem heute üblichen quantifizierenden Ansatz, sondern eher »qualifizierend«. Wesentlicher Anstoß für die Institutionalisierung war angesichts der Ausbreitung faschistischer Bewegungen auf dem europäischen Kontinent die Erkenntnis gewesen, wie wenig man eigentlich über die wirkliche Meinung und das Alltagsleben englischer Bürger wußte.

Das Wissen um die Stimmung der Bevölkerung ist im Krieg noch wichtiger als im Frieden, und folgerichtig wurde die Arbeit des Institutes nach Kriegsbeginn den Kriegsbedürfnissen dienstbar gemacht und seine Mitarbeiter beauftragt, das Neueste von der »Heimatfront« zu ermitteln. Bis dahin hatte die Arbeit überwiegend auf Privatinitiative beruht. Zwei Ansätze waren verfolgt worden. Von den freiwilligen Mitarbeitern beobachtete eine Gruppe ihre Mitmenschen und notierte, was ihnen an Äußerungen und Geschehnissen wesentlich erschien. Eine andere Gruppe betrieb »Selbstdokumentation«, d. h. die Mitglieder führten Tagebuch über ihr eigenes Leben. Dazu trat während des Krieges eine kleine Gruppe hauptberuflicher Beobachter, die von den Brennpunkten des Geschehens berichteten. Auf diese Weise entstanden zahlreiche zeitgenössische Berichte, die im »Mass-Observation-Archiv« in der Universität von Sussex aufbewahrt wurden und werden.

Die Berichte blieben weitgehend unbeachtet und wurden nur in einigen wenigen Fällen und dann auch nur am Rande herangezogen, um die Geschichte des Zweiten Weltkrieges in England zu schreiben. Dieser Mangel zusammen mit der Qualität des Materials veranlaßten Tom Harrisson zu versuchen, eine Alltagsgeschichte des Zweiten Weltkrieges in England zu verfassen. Harrisson war Mitbegründer des Institutes gewesen und hatte es während des Krieges lange Zeit geleitet, ehe er noch vor Kriegsende Aufgaben in Südostasien übernahm. Nach mehr als zwei Jahrzehnten ununterbrochener Abwesenheit kehrte er nach England zurück. Verblüfft stellte er fest, daß sich seine Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg drastisch von den in England vorherrschenden unterschieden. Er hatte die in England langsam sich in den Medien verbreitende Glorifizierung der Kriegereignisse wegen Abwesenheit nicht mitvollzogen. Aber auch seine eigene Erinnerung erwies sich in vieler Hinsicht als falsch, als er sie mit den im Krieg verfaßten Berichten verglich. Dazu kamen in den siebziger Jahren Auseinandersetzungen in den Medien über das Verhalten der englischen Zivilbevölkerung im Kriege. Die Erinnerungen, die dabei von den Beteiligten bzw. Betroffenen vorgetragen wurden, standen in oft haarsträubendem Gegensatz zu den zeitgenössischen Berichten, und zwar auch dann, wenn Erinnerung und Bericht von derselben Person stammten. Dies ließ es zusätzlich reizvoll erscheinen, über das Problem des Gedächtnisses nachzudenken.

Beide Aspekte, das Schreiben der Alltagsgeschichte wie die Reflexion über den Quellenwert von Erinnerung, spiegeln sich im Aufbau von Harrissons Buch wider. Im ersten Kapitel stellt er dar, welche entsetzlichen Auswirkungen Politiker und Militärs von flächendeckenden Luftangriffen auf Wirtschaft und Zivilbevölkerung erwarteten. Das zweite Kapitel widmet er den vorbeugenden Luftschutzmaßnahmen und der Reaktion der betroffenen Menschen darauf. In den beiden folgenden Kapiteln schildert er die Reaktion der Zivilbevölkerung auf die ersten Sirenen und die ersten Luftangriffe. Im Hauptteil des Buches folgen regional gegliederte, detaillierte Berichte über die Bombennächte in London (Kapitel 5), Coventry (Kap. 6), in den südenschlischen Hafenstädten (Kap. 7) und den Industriegebieten Nordenglands und Schottlands (Kap. 8). Im neunten Kapitel greift Harrisson die Theorien der Luftkriegsstrategen wieder auf und erläutert, wie der Versuch, die Widerstandskraft der Zivilbevölkerung durch Luftangriffe zu brechen, durch die Erfahrungen nicht nur in England ad absurdum geführt worden sind. Im zehnten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit der geringen Lernfähigkeit von Lokalverwaltungen, die auch dann noch an den Vorkriegsvorstellungen des Katastrophenschutzes festhielten, wenn die konkreten Erfahrungen der Nachbarverwaltungen das Scheitern dieses Konzeptes belegten. Das elfte Kapitel zeigt die (oft nur vorübergehenden) sozialen Veränderungen auf, die die Luftkriege bewirkten. Sein Schlußkapitel, das zwölfte, dem noch einige hier nicht interessierende Anhänge und Exkurse folgen, widmet Harrisson der Art und Weise, wie sich seine Landsleute nach ca. 30 Jahren an den Luftkrieg erinnerten. Sein Vergleich von zeitgenössischen Berichten und Erinnerung, die sich oft auch dann heftig widersprachen, wenn sie von derselben Person stammten, mahnt potentielle und tatsächliche Anwender Mündlicher Geschichte zur Vorsicht. Wegen der grundlegenden Bedeutung von Harrissons Ausführungen wird Kapitel 12 hier in deutscher Übersetzung vorgelegt.

Harrissons Urteil ist eindeutig. Für diese Art von Sozialgeschichte, so führt er aus, ist die einzig gültige Information die, die in der Zeit unmittelbar nach den Ereignissen aufgezeichnet wurde, womit er die aus einem völlig anderen Kontext stammende Einschätzung von Eduard Meyer bestätigt. Angesichts dieses Befundes, aber auch aus arbeitsökonomischen Gründen, sollte der Einstieg in ein Projekt Mündliche Geschichte vorher sorgfältig überlegt werden. Nur wenn der zu erwartende Ertrag den Informationsfundus konventioneller Quellen deutlich übersteigt, scheint mir ein solches Projekt sinnvoll. Öffentlichkeitswirksamkeit allein rechtfertigt es nicht.

Wie es damals war

von Tom Harrisson

aus dem Englischen übersetzt von Charlotte Pabst-Kastner^{*}

»Sich Erinnern heißt nicht, zahllose festgefahrene, leblose, fragmentarische Spuren wieder mit Leben zu füllen. Vielmehr ist es eine Rekonstruktion – oder Konstruktion – in der Phantasie, hergestellt aus dem Verhältnis unserer Einstellung zu bestimmten, noch aktiven organischen Reaktionen oder Erfahrungen aus der Vergangenheit sowie zu ein paar herausragenden Details, gemeinhin in bildhafter oder in sprachlicher Form. Die Erinnerung ist kaum je wirklich genau, nicht einmal in den allereinfachsten Fällen bei auswendig gelernter Wiederholung.« (Sir Frederick Bartlett, *Remembering the Past*)¹

»Wer sich nicht erinnern kann, ist dazu verurteilt, die Vergangenheit zu wiederholen.« (George Santayana)²

Bartlett, der große Pionier der Gedächtnisforschung, hat als Psychologieprofessor in Cambridge auf viele verschiedene Arten bewiesen, daß Erinnerung Selbstbetrug ist. Aber ein Großteil dessen, was im Bewußtsein der Öffentlichkeit von den Luftangriffen geblieben ist, basiert auf nicht nachgeprüften Erinnerungen. In normalen Zeiten kann eine Erinnerung gewöhnlich an irgendeinem Tatsachenbericht überprüft werden; im Krieg war nahezu alles veröffentlichte Material gefärbt von der Notwendigkeit, vor den Augen des Feindes Optimismus und »hohe Moral« zu präsentieren. Die volle Wahrheit über die Luftangriffe konnte seinerzeit nur selten berichtet werden, aber was damals gedruckt worden ist, hat seitdem das Bild, das sich die Öffentlichkeit von der Vergangenheit macht, weitgehend bestimmt.

Für die meisten Überlebenden läuft die Hauptauswirkung (wie so oft) in zwei verschiedene Richtungen, beide bedeuten »Auslöschen der Wirklichkeit«: Entweder kann man sich an kaum etwas erinnern (und will es auch nicht), oder – das ist üblicher – man glorifiziert jene Nächte. Zwischen diesen beiden Richtungen gibt es nicht viel. Doch dazwischen liegt der Großteil des unveröffentlichten Materials – d. h. des Materials, das sofort niedergeschrieben und archiviert wurde, ohne Absicht zur Veröffentlichung.

^{*} Aus: Tom Harrisson, *Living through the Blitz*, (London 1976) Harmondsworth 1978, S. 321–327 (Down Memory Lane).

¹ Sir Frederick Charles Bartlett (1886–1969), englischer Psychologe, Prof. für experimentelle Psychologie in Cambridge (1931–52), Hauptwerk »*Remembering: An Experimental and Social Study*« (1932).

² George Santayana (1863–1952), amerikanischer Philosoph und Romanschriftsteller.

Der Prozeß der öffentlichen Beschönigung im Krieg – von Churchill abwärts praktiziert – ist grundlegend für die Einschätzung der in den vorausgegangenen Kapiteln übernommenen Werte und angebotenen Schlüsse.³ Das macht es für jedermann, den Leser eingeschlossen, so schwierig, auseinanderzuhalten, was glaubwürdig ist und was nicht. Der Autor dieses Buches hat in der Tat die größten Schwierigkeiten, in den siebziger Jahren das wiederzuerkennen, was er selbst in den vierziger Jahren gesehen und berichtet hatte.

Um diese grundsätzliche Schwierigkeit festzustellen und nach Möglichkeit zu beseitigen, hat man wieder Verbindung zu Beobachtern jener Tage aufgenommen: Leute, die ein Kriegstagebuch geführt hatten, wurden gebeten, ihre damaligen Erfahrungen aus dem Gedächtnis noch einmal aufzuschreiben, um sie dann mit den Originalaufzeichnungen vom Morgen danach zu vergleichen, und in mehreren Fällen war es möglich, der Veröffentlichung alter M-O- und anderer Luftangriffsberichte⁴ durch die Press Association nachzugehen und die heutigen Reaktionen der Öffentlichkeit darauf zu untersuchen – in Coventry, Southampton, Manchester und Birmingham. Die Ergebnisse waren ganz im Sinne von Bartlett.

Wir wollen zunächst das Gedächtnis mit einem patriotischen Zwischenfall auffrischen, was dabei helfen kann, die negative Seite der Erinnerung vergessen zu machen. Es ist Samstag, der 15. Juni 1940, 17 Uhr in der Putney High Street in Südwest-London. Ein Beobachter⁵ bemerkt einige Leute, die sich auf dem Gehsteig um einen Zeitungsverkäufer geschart haben, der in jenen Zeiten der Sparsamkeit seine Werbeplakate selbst mit schwarzem Stift schrieb. Die zu verkaufende Zeitung war der »Star«, gemäßigt liberal, inzwischen eingegangen. In auffälligen Großbuchstaben steht als Schlagzeile auf dem Plakat des Zeitungsverkäufers: »Tragödie in Frankreich, wenn niemand hilft«. Nun überqueren zwei Polizisten, die gerade vorbeikommen, die Straße und fordern den Zeitungsverkäufer auf, das Plakat sofort abzureißen. »In Ordnung«, sagt er. »Ich will mir nur mein Geld verdienen.« Dazu sagt ein junger Mann, der dabei steht: »Das grenzt verdammt an Aufhetzung!« Frankreich ist trotzdem gefallen.⁶

Nördlich von Putney lebte die Londoner Beobachterin, die weiter vorn (im

³ In den vorausgegangenen Hauptkapiteln seines Buches berichtet der Autor im einzelnen über die Ereignisse des Bombenkrieges von 1940/41 in den Städten London, Coventry, Southampton, Portsmouth, Bristol, Plymouth, Liverpool, Manchester, Birmingham, Glasgow und Hull und legt die daraus zu ziehenden Lehren und Schlußfolgerungen dar.

⁴ M-O-Reports: Mass-Observation-Reports: Berichte des Instituts für Massenbeobachtung. Vgl. Aufsatz von W. F. Werner in diesem Band.

⁵ Gemeint: ein Beobachter des Mass-Observation-Instituts.

⁶ Die Fußnoten mit den genauen Belegen der englischen Originalausgabe sind hier weggelassen und nicht mitübersetzt.

Kapitel 5)⁷ ihre erste Bombenerfahrung in Hampstead am 19. September 1940 als »reines, ungetrübtes Glück« beschrieb. 35 Jahre später blickt sie immer noch darauf als auf ein »Spitzenerlebnis« zurück, und sie ruft sich – außer sehr wenig von dem, was wirklich geschah – ein Gefühl von Triumph und Glück zurück, »als ob das Ganze irgendwie eine gigantische persönliche Leistung wäre«. Jetzt ist sie Großmutter und vergleicht es mit »der Erfahrung, ein Kind zu bekommen«.

Weiter im Osten, drüben in Stepney, verändert das Mädchen, das Klavier spielte und dabei Chamberlains Worte und die erste Sirene am 3. September 1939 (Kapitel 3)⁸ überhörte, diese Begebenheit in ihrer Erinnerung völlig. Damals platzte ihre Mutter ins Zimmer und schrie sie an, sie solle aufhören zu spielen; dann nahm ihr Vater die Sache in die Hand, kommandierte wie ein Diktator und erteilte überflüssige Ratschläge. Heute schreibt sie, sich daran erinnernd: »Wir waren in unserem kleinen Wohnzimmer versammelt, und es war sehr voll, wir sechs (Eltern und vier Kinder) waren ausnahmsweise alle beisammen. Aber war nicht auch Besuch da? Ich meine mich zu erinnern, daß dies eine besondere Zusammenkunft war, alles ein bißchen förmlich: Tanten, Onkel oder vielleicht Nachbarn, alle hörten dem Radio zu, das in jenen Tagen fast ununterbrochen lief, in Erwartung noch mehr schlechter Nachrichten.« Eine lebhaft Diskussions (so erinnert sie sich). Dann plötzlich die Sirene. Sie ist »bis ins Mark erschüttert« – de facto hat sie gar nichts gehört! Ohne ein Wort über die Schlüsselrolle des Vaters schreibt sie heute: »Alle waren in Panik. Niemand wußte, was zu tun war. Das heißt, niemand außer meiner Mutter, die irgendwo gelesen hatte, daß Urindunst die Wirkung von Giftgas neutralisiere. Ehrlich gesagt bin ich nicht sicher, ob sie an dem bestimmten Tag oder während der folgenden Woche ihren Anti-Gas-Plan ins Werk setzte. Aber es macht sich besser am Ende meiner Erinnerungen (und es könnte auch gut so gewesen sein), wenn ich berichte, daß wir alle ganz feierlich in unsere Nachttöpfe pinkeln mußten, die dann neben allen Türen im Haus aufgestellt wurden, und daß unsere Familie jetzt, gestärkt durch diese Sicherheitsmaßnahme, dem Krieg ins Gesicht sehen konnte.« Jahrelang hat sie diese Geschichte als Standardereignis der Kriegstage erzählt, obwohl sie nirgendwo in ihren Originaldokumenten, die äußerst freimütig waren, zu finden ist. Diejenigen, die keine Aufzeichnungen gemacht haben, verdrehen gewöhnlich die Tatsachen noch mehr.

Nach London jetzt zu Coventry, wo wir eine andere Methode ausprobierten: Vollzeitbeobachter wurden mit einer M-O-Luftangriffs-Spezialeinheit dorthin geschickt. Drei von denjenigen, deren Sofort-Dokumentation uns vorliegt, wurden gebeten, sich alles, was sie von den dramatischen Ereignissen 1940 behalten hatten, so gut sie konnten, ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich persönlich habe jahrelang

⁷ Vgl. T. H., *Living through the Blitz* S. 82.

⁸ Vgl. ebd. S. 47.

von der heldenhaften Stellung einer einsamen Gulaschkanone der Heilsarmee neben der ausgebrannten Kathedrale erzählt. Ich habe schon oft behauptet, daß ich deshalb bis heute die Heilsarmee bewundere und unterstütze, was auch einigermaßen stimmt. Aber wenn man sich die Originaldokumente noch einmal ansieht, wird klar, daß die Gulaschkanone erst am folgenden Morgen, nach einer Nacht in »Sicherheit«, dort ankam.

George Hutchinson, der nach dem Krieg Journalist wurde, eine Biographie von Heath schrieb, die Leitung der Konservative-Partei-Forschung übernahm und momentan Kolumnist der Times ist, konnte sich zunächst an gar nichts in Coventry erinnern, außer – ganz vage – an eine Zeit der Massenvernichtung. Er war erstaunt, als ihm sein eigener Bericht über den Treck nach Kenilworth gezeigt wurde, und konnte es kaum fassen, daß er mehr als eine Woche lang in dieser Gegend gewesen war.

Richard Fitter, heute ein herausragender Umweltschützer, Ornithologe und Botaniker, konnte sich überhaupt nicht daran erinnern, in Coventry gewesen zu sein. Er traute seinen Augen kaum, als ihm seine handgeschriebenen Berichte über einen längeren Aufenthalt dort vorgelegt wurden, inklusive wichtiger Gespräche mit leitenden Hohen Tieren, mit denen er die Maßnahmen nach der Katastrophe diskutiert hatte.

Auch von städtischer Seite wurden in den siebziger Jahren die Erinnerungen an Coventry einer anderen Art von Überprüfung unterzogen. Dr. Paul Addison, Dozent für Politische Wissenschaften an der Universität von Edinburgh, zog M-O-Berichte und andere Quellen der Abwehr heran, als er einen Artikel für das Sunday Times Magazine vom 21. Mai 1972 recherchierte. Dabei spitzte er die Information über Coventry folgendermaßen zu: »Der erste Luftangriff auf Coventry löste eine Massenpanik aus: Tausende flohen aus der Stadt« und so weiter, und er beendete diesen kurzen Abschnitt mit der Beteuerung, daß es mit der Industrieproduktion trotzdem aufwärts gegangen sei. An dieser Passage entzündete sich heftiger Protest, teils an die Sunday Times gerichtet, teils vor Ort ausgetragen. Der Evening Telegraph in Coventry richtete Spalten mit Interviews und Leserbriefen ein, die dem Artikel widersprachen. Ein führender Ratsherr aus der Kriegszeit blickte auf einen »Triumph der Improvisation« zurück. Ein anderer Ratsherr war voller Eigenlob. Der damalige stellvertretende Polizeichef erinnerte sich an keinerlei Panik, statt dessen »blieben die Leute sehr ruhig«. Ein Durchschnittsbürger erinnert sich, daß »es wunderbar war, wie die Leute einander halfen«. Die übereinstimmende Meinung war, daß man in Coventry eine großartige, unerschütterliche Leistung erbracht hatte. Das Wort Panik wirkte in dem ursprünglichen Presseartikel etwas übertrieben und sorgte dadurch für nicht wenig Verwirrung in der Debatte. Ein paar Monate später klärte eine andere Version, diesmal von der Press Associa-

tion, diese Frage, indem sie den M-O-Bericht über die Nacht von Coventry ausführlicher zitierte, unter Betonung der Gefühle von Hilflosigkeit und anfänglicher Furcht statt Panik.⁹ Der örtliche »Telegraph« wiederholte wörtlich alle Gegen- darstellungen der Einwohner aus dem vergangenen Jahr, dazu eine des amtierenden Oberbürgermeisters, der sagte, er sei bei allen Bombenangriffen dabeigewesen. »Die Moral war außergewöhnlich gut«, erklärte er.

Nach Coventry nun Southampton mit seiner langen Serie von doppelten Wochen- endangriffen ab Ende November. Viele Jahre nach den Ereignissen wurde das Tor zum Süden durch einen weiteren Doppelangriff mit Gewalt wieder geöffnet. Am 14. Februar 1973 veröffentlichte das »Echo«, das Organ von Southamptons Bom- benangriffs-Veteranen, einen Artikel der Press Association mit der Balkenüber- schrift: »Glaubte sich das bomben-geschlagene Soton (Southampton) am Ende?« Zwei Spalten Kleingedrucktes berichteten, wie »Forscher im Dienste der Mass- Observation-Group« befanden, daß die Angst vor Angriffen am Ort »gefährlich in der Nähe einer Neurose liege«. Das »Echo« zitierte einen Bericht vom 19. Dezember 1940 (»Nachspiel der Luftangriffe auf die Stadt«) und fuhr fort: »Mass Observation schloß mit der Bemerkung: »Die menschlichen Probleme und die der Moral von Southampton überläßt man den dortigen Hilfsquellen und den Lokalgrößen, die in diesem Falle nicht ausreichen.« Das Zeitungsbüro wurde mit lautem Protestgeschrei bestürmt. Die Schlagzeilen der Einsprüche lauteten: »Städter verachten den Tod«, »Mutige Menschen« und »Sie blieben da« (Echo, 19.–23. Februar). Kaum waren diese wütenden Stimmen verstummt, da erfolgte ein zweiter Angriff auf die Stadt.

Am 27. März 1973 brachte das »Echo« auf seiner Titelseite eine riesige Schlagzeile: »Angeklagt: Sotons Führer in den Luftangriffen – Bürgermeister verschwand mit dem 15-Uhr-Zug; Stadtdirektor »ungeeignet.« Es ging um die Veröffentlichung des Hodsoll-Reports.¹⁰ Das »Echo« war sehr freimütig und ging sogar so weit, zu drucken, daß »die Verwaltungsmaschinerie offenbar völlig zum Stillstand kam«, der Stadtdirektor sei »völlig ungeeignet« für seine Schlüsselposition als ARP-Kontrol- leur¹¹ gewesen, der übrige Stadtrat unfähig, diese Funktion zu übernehmen; »der ganze Ort von einem Netz von Intrigen überzogen«.

Die Reaktionen vor Ort waren diesmal noch heftiger, denn das Dokument des Geschwaderkommandeurs war weit persönlicher als das der M-Os. Als man ihn um eine Stellungnahme bat, sagte der alte Stadtdirektor, inzwischen 85 und immer noch im New Forest zu Hause, ganz einfach: »Ich habe mir nie viel aus dem Job gemacht.

⁹ Ebd. S. 335–337.

¹⁰ Der Air-Force-General E. J. Hodsoll hatte als Chef und Generalinspekteur für die Luft- schutzmaßnahmen die Lage in Southampton inspiziert und darüber einen äußerst kritischen Bericht verfaßt (vgl. ebd. S. 153 f. und 177 f.).

¹¹ ARP: Air Raid Precautions: Luftschutzmaßnahmen.

Ich wäre lieber auf einer Artilleriestellung gewesen.« Niemand konnte unmittelbar antworten auf Hodsoills Angriff, daß »die Dienststellen der städtischen Behörden untereinander den Kontakt verloren hatten und gewisse Regierungsabteilungen in Whitehall überhaupt keine Verbindung mit der Regionalbehörde hatten.« Am nächsten Abend brandmarkte der Ratsherr Sir James Matthews den ganzen Bericht heftig als »eine panische Behauptung«. Der Stadtkämmerer aus der Kriegszeit, inzwischen 82, verkündete, daß »die Behauptung, die Verwaltung sei völlig zum Stillstand gekommen, nur von jemand aufgestellt werden konnte, der nie in der Stadt gewesen ist, und das ist eine Beleidigung.« Eine Flut von Briefen attestierte den Leuten von Southampton: »Tapferkeit, großen Mut, Bomben und Heldentum« und beklagte die »Schlamm Schlacht«, alles mit gewichtig-heroischen Schlagzeilen.

Mehr als einen Monat später grollte dieser städtische Gewittersturm immer noch. Ein Major aus Kriegszeiten, Rex Stranger, CBE¹² (83), kam tapfer von seinem Ruhesitz auf Jersey eingeflogen, um »in den Kampf gegen diejenigen, die den stolzen Namen Southamptons besudeln, einzugreifen«. Er beendete eine gewaltige, siebenspaltige Gegenattacke (»Laßt uns um den guten Ruf unserer Stadt kämpfen«) mit dem Vorschlag, ein Komitee zu gründen, das die Stadt im einzelnen rechtfertigen sollte: »Es ist unsere Pflicht gegenüber Southampton, unserer Stadt. Wenn wir uns nicht wehren, steht es fest, daß das Stigma unserer Stadt für immer anhaften wird, und niemand wird je wieder stolz darauf sein, Ehrenbürger von Southampton zu werden.« (Echo, 10. Mai). Gleichzeitig fand eine Veteranin der Kriegs-Mass-Observier, die in Southampton lebte (ihr Ehemann war von dort gebürtig), daß die geschönte Betrachtungsweise vorherrschend war in einer umfangreichen Sammlung von Gesprächen, die sie mit angehört hatte, und in Interviews, allerdings mit bemerkenswerten Ausnahmen. Sie fügte eine wichtige persönliche Aussage hinzu, in der sie zu bedenken gab, daß die Glorifizierung desto mehr an Reiz gewann, je mehr die Jahre vergingen, und wohl gleich nach dem Sieg nicht so stark gewesen sein dürfte: »Niemand hat es bisher erwähnt, aber ich erinnere mich: Als ich 1951 zum ersten Mal nach Southampton kam, erzählte mir jemand: »Nach dem großen Angriff, als Southamptons High Street in Trümmern lag, ebenso wie der größte Teil des Stadtzentrums, kamen der König und die Königin zu einer Stippvisite. Als sie die Hauptstraße hinuntergingen, wurden sie von den Leuten ausgebuht. Aber wir haben nicht den König und die Königin ausgebuht, sondern all diese Bonzen, die dabei waren. Alle wußten, daß sie jede Nacht aus Southampton verschwanden und nur wiederkamen, um den König und die Königin zu begrüßen.«

Stichprobenartig wurden Auszüge aus anderen M-O-Berichten über Bristol, Liverpool und Manchester veröffentlicht, mit ähnlichen Ergebnissen, nichts Neues,

¹² CBE: Commander of the Order of the British Empire: hohe zivile Auszeichnung.

außer: Der durchschnittliche Mancunian¹³ schien sich kaum für diesen Teil seiner Vergangenheit zu interessieren, »weil die Quintessenz der Geschichte war, daß die ›Moral‹ in Manchester niedrig war, weil lokale Leitungsorgane unfähig waren.« (Dennis Forman, Granada TV)

In Birmingham, voller Stolz auf die Stadt wie immer, gab die Press Association die Studie über die Lage nach den Bombenangriffen in Birmingham heraus, vorgelegt vom Home Security Research Department, einschließlich eines Hinweises auf die mögliche »Auflösung der Existenz der Stadt« für den Fall, daß die Angriffe sich fortsetzten, und der Betonung von schwerwiegender öffentlicher Unfähigkeit, aus den aufeinanderfolgenden Angriffen zu lernen. Daraufhin hallte die »Birmingham Post« vom 3. August 1974 wider von Schlachtrufen; einer davon – Ex-Oberbürgermeister Tiptaft über »Nether Backwash« – wurde bereits zitiert.¹⁴ Ex-Oberbürgermeister Mole (der kürzlich in den »geistlichen Stand getreten ist«) fiel zu den Leuten der Stadt nur ein: »hervorragend«, beim ARP-Personal:¹⁵ »großartig«.

Es ist schwierig, die doppelte Betrachtungsweise des Lebens während der Luftangriffe 1940–41 und des intellektuellen Durchlebens derselben Szenen 1972–75 zu erfahren, ohne wieder zu dem Schluß des Schreibers dieser Zeilen zu kommen, den George Hutchinson in einem Interview der »Times« am 8. Juli 1973 zitierte, als ich es wagte zu versichern, »die einzig gültigen Informationen dieser Art von Sozialgeschichte des Krieges sind die, die zu jener Zeit selbst und vor Ort niedergeschrieben wurden«. Auch nach zwei weiteren Forschungsjahren bleibt das meine Meinung.

So klar präsentierte sich das Bild, als ich nach einem Vierteljahrhundert nach Großbritannien und zu der Dokumentation, deren Chef ich gewesen war, zurückkehrte. Und wenn – wie Santayana anmerkt – die, die sich nicht an die Vergangenheit erinnern, dazu verurteilt sind, sie zu wiederholen – nun, ich habe mein bescheidenes Teil dazu beigetragen, die Erinnerung so weit wie möglich in den Blickpunkt zu stellen. Einige werden mich für diese schmerzliche Anstrengung weniger hassen. Wie Anthony Trollopes Alice Vavasour¹⁶ so trübsinnig bemerkt: »Vergangenes ist nicht vergangen. Die Leute können das gut behaupten, aber es

¹³ Bewohner von Manchester.

¹⁴ Norman Tiptaft, Stadtrat und später Oberbürgermeister von Birmingham, während der Bombenangriffe Chairman (Vorsitzender) des Birmingham Civil Defence Committee, bekannt als der »Diktator« von Birmingham. Vgl. T. H., *Living through the Blitz* S. 338 ff. Appendix B: Tiptaft of Birmingham. Er verfaßte für die »Birmingham Weekly Post« in »neo-biblischem Stil« (so T. H.) »The Book of A.R.P.« und wird von T. H. als Musterexemplar einer Lokalgröße bezeichnet, die schlimmer als im Mittelalter für lokale Legendenbildung vor allem um die eigene Person gesorgt hat.

¹⁵ Wie Anm. 11.

¹⁶ Anthony Trollope (1815–1882), englischer Romanschriftsteller; Alice Vavasour (!), eine der Hauptfiguren aus dem politischen Roman »Can You Forgive Her?« (1864).

stimmt niemals.« Ein Jahrhundert später drückte Simenon das anders aus in seinem Kommentar zu der freimütigen Aussage, die Madame Marde bei der Polizei machte, als ihr Mann verschwand: »Alles, was sie dem Polizeidirektor (Superintendent) erzählt hatte, war wahr, aber manchmal ist nichts weniger wahr als die Wahrheit.« Das ist das äußerste Dilemma dieser Art von Sozialgeschichtsschreibung: der immerwährende Konflikt zwischen der Erinnerung und der Aufzeichnung – und beider Unzulänglichkeit.

Dokumente der Unterdrückung und ihre Interpretation. Überlegungen im Rahmen einer »kleinen« Hermeneutik

von Bernd-A. Rusinek

Über Hermeneutik zu schreiben, scheint riskant; ist doch die »Kunstlehre des Verstehens« durch die Angriffe der Historischen Sozialwissenschaft in den Verruf des überkommenen Historismus geraten. Das allein intuitiv abgesicherte lebensphilosophische Prinzip des »einfühlenden Verstehens« kapitulierte vor modernen wissenschaftstheoretischen Ansprüchen.¹ Doch mit *dieser* »großen« Hermeneutik ist ein idealistisches und mit allerlei Denkfiguren des 19. Jahrhunderts verknüpftes Programm gemeint, nicht etwa die unverzichtbare Interpretationsanstrengung des im Archiv über den Quellen gebeugten Historikers. Daher betont Jürgen Kocka mit dem Blick auf die Auseinandersetzung zwischen der Historischen Sozialwissenschaft und der »historistischen« Tradition, trotz aller geschichtswissenschaftlichen Kontroversen in den letzten Jahrzehnten seien neben weiteren Grundsätzen auch und gerade »hermeneutische Verfahren« in Geltung geblieben.²

Von solch einer »kleinen« Hermeneutik – von hermeneutischen Verfahren im engeren Sinn – soll die Rede sein, wenn im folgenden Überlegungen zur Interpretation von Vernehmungsprotokollen der Geheimen Staatspolizei angestellt werden, also zu notorischen Zeugnissen der Repression, auf denen zugleich ein großer Teil unseres Wissens über den Widerstand gegen das NS-Regime beruht.

Ausgangspunkt

Die Überlegungen gehen auf einen Forschungsauftrag des nordrhein-westfälischen Landesinnenministeriums zurück, mit dem die Kölner Kontroverse über die Edelweißpiraten beendet werden sollte.³ Eine kurze Orientierung über diese Kontroverse ist daher unverzichtbar.

¹ Siehe Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte und Psychoanalyse*, in: ders., *Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Studien zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft*, Göttingen 1980, S. 79–94, hier S. 81.

² Jürgen Kocka, *Veränderungen in der Geschichtswissenschaft*, in: Wolfgang Prinz, Peter Weingart (Hrsg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*, Frankfurt 1990, S. 134–137, hier S. 134.

³ Bernd-A. Rusinek, *Gesellschaft in der Katastrophe. Terror, Illegalität, Widerstand*. Köln 1944/45, Essen 1989.

Im Mittelpunkt steht ein Gestapo-Verbrechen: Auf dem Wege der »Sonderbehandlung« und ohne Gerichtsurteil wurden am 10. 11. 1944 in Köln-Ehrenfeld dreizehn Personen öffentlich erhängt. Zwei Wochen zuvor waren an derselben Stelle bereits elf Ausländer umgebracht worden. Mit diesen öffentlichen »Sonderbehandlungen« wollte die örtliche Gestapoleitung ihren Erfolg bei der Bekämpfung von sogenannten »Terrorbanden« dokumentieren, die für verschiedene Mordanschläge und Diebstähle größeren Umfangs verantwortlich gemacht wurden.

Unter den Opfern des 10. 11. 1944 befand sich mit dem 23 Jahre alten ehemaligen Konzentrationslagerhäftling Hans Steinbrück (»Bombenhans«), dem 24-jährigen Deserteur Roland Lorent und sechs Jugendlichen im Alter von 16 bis 18 Jahren der Kern der »Steinbrück-Gruppe«. Ihr wurden Morde, Mordversuche und Großdiebstähle vorgeworfen. Die seit den siebziger Jahren geführte Kölner Kontroverse befaßte sich in der Hauptsache mit den von der Gestapo ermordeten sechs Jugendlichen, mit ihren Aktivitäten und insbesondere mit ihren Kontakten zu den Edelweißpiraten. Auf verblüffende Weise wurde die Auseinandersetzung immer mehr zu einem Streit über die Edelweißpiraten.

Während die Entschädigungsbehörden unter Hinweis auf rein kriminelle Taten die Anerkennung als Widerstandskämpfer verweigerten, wurde in der kritischen Öffentlichkeit der Widerstandscharakter der Handlungen mit dem Argument unterstrichen, die begangenen Großdiebstähle hätten in ursächlichem Zusammenhang mit Widerstandsaktionen gestanden. Als Pole der Kontroverse standen sich blanke Kriminalität und hehres Widerstandsmotiv unvermittelbar gegenüber.

Die tatsächlichen historischen Sachverhalte, soweit sie aus den Quellen rekonstruierbar sind, sollen nicht Gegenstand dieser Abhandlung sein. Es interessiert hier jener Teil der Kontroverse, der hermeneutische Fragen streifte. Das geschah im Blick auf die Gestapo-Vernehmungsprotokolle in zweifacher Hinsicht:

1. Es wurde auf der Seite der Widerstandspartei in der Kontroverse argumentiert, daß diese Vernehmungsprotokolle völlig unzuverlässig wären, zumal dann, wenn sie unter dem Druck von Mißhandlungen entstanden seien.
2. Es wurde weiter argumentiert, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn man bei der Rekonstruktion der Gruppenaktivitäten anhand von Gestapo-Akten auf »kriminelle« Taten stoße, weil die Gestapo ein Interesse daran gehabt hätte, gegen das NS-Regime gerichtete politische Delikte bis in die Vernehmungsprotokolle hinein als eigennützig und kriminell umzufälschen.⁴

Nicht die »Fälle« stehen im folgenden im Mittelpunkt, sondern Probleme beim Umgang mit Dokumenten der Repression. Welche Interpretation lassen diese Quellen zu? In welche Richtung ging das Umfälschungsinteresse der Gestapo?

⁴ Dieses Argument steht in einem gewissen Widerspruch zu dem unter 1. genannten Einwand.

Die terroristische Behörde

»Vor ich endgültig geh, möcht ich noch ein Wort einlegen für einen Herrn, wo draußen unter die Verhafteten wartet, daß er nicht mit die andern sitzen muß, es is ihm unangenehm, wenn auf ihn ein Verdacht fallen würd, weil er mit uns Politischen auf einer Bank sitzt. Er is hier nur wegn versuchten Raubmord an einem Bauer aus Holitz.« (B. Brecht, Schwejk im Zweiten Weltkrieg.)

Unmittelbar nach dem 30. 1. 1933 und verstärkt nach dem Reichstagsbrand setzte eine beispiellose Unterdrückungs- und Rachekampagne gegen die politischen Gegner des NS-Regimes ein. In der Folgezeit entwickelte sich der Gestapo-SS-Komplex zum Hauptinstrument dieser Unterdrückung. Die Tätigkeit der Gestapo war durch Repressionswillkür und zugleich durch Einhaltung formaler Verfahrensweisen gekennzeichnet.

Die Rechtspolitik des NS-Regimes führte »zur Vernichtung der staatsfreien Gesellschaftssphäre«⁵ und zur Totalisierung des »Politischen«. Eine große Zahl denkbarer Abweichungsgrade konnte daher als politische Gegnerschaft ausgelegt und entsprechend behandelt werden. Schließlich war die NS-Ideologie im Kern eine Verschwörungstheorie: »Die ganze Welt war . . . damals voller Feinde, voller Untermenschen, Wühlmäuse und Blutsauger, die unser armes, stolzes Land untergraben wollen.«⁶ Diese Gegner- und Hintermännerfixierung äußerte sich in der Arbeit der Gestapo oft in pauschalen Widerstandsverdächtigungen auch gegenüber völlig ahnungslosen Denunziationsopfern⁷ oder von der Gestapo selbst ermittelten Personen. Daher war nicht jeder politisch Beschuldigte tatsächlich ein politischer Gegner des NS-Regimes. Paradebeispiel einer systematischen Verkennung sind die notorischen sozialdemokratischen Skat- und Freizeitgruppen. Solch lockere Zusammenschlüsse ehemaliger Sozialdemokraten führten stets zur Gestapo-Vermutung einer illegalen sozialdemokratischen Widerstandsgruppe. Oft aber waren diese Gruppen harmlos,⁸ und wenn sich der politische Anfangsverdacht nicht als völlig aus der Luft gegriffen erwies, ergab sich als Realitätskern die Pflege alter Kontakte und Freundschaften, wobei beiläufig auch einmal politisiert werden mochte. Natürlich hätte sich eine wirkliche politische Widerstandsgruppe als harmloser Zusam-

⁵ Herwig Schäfer, Die Rechtsstellung des Einzelnen. Von den Grundrechten zur volksgenössischen Gliedstellung, in: E. W. Böckenförde (Hrsg.), Staatsrecht und Staatsrechtslehre im Dritten Reich, Heidelberg 1985, S. 106–121, S. 110.

⁶ Horst Krüger, Das zerbrochene Haus. Eine Jugend in Deutschland, München 1986, S. 110.

⁷ Zur Bedeutung des Denunziationswesens für die Arbeit der Gestapo siehe: Robert Gellately, The Gestapo and German Society: Political Denunciation in the Gestapo Case Files, in: The Journal of Modern History, 4/1988, S. 654–694.

⁸ Beispiele siehe: Bernd-A. Rusinek, Verfolgung und Widerstand in der Diktatur, in: Frank Morgner, Andreas Kussmann (Hrsg.), Die Kraft einer großen Idee. 125 Jahre Sozialdemokratie in Düsseldorf, Düsseldorf 1988, S. 133–147, hier S. 145.

menschluß zu tarnen versucht, aber das Typische für die Gestapo⁹ war der Umkehrschluß, hinter harmlosen Gruppenbildungen verberge sich stets ein »gefährlicher Zusammenschluß«.

Die Frage, wie lange die Gestapo an einer einmal gefaßten politischen Vermutung festhielt, läßt sich nicht generell beantworten. Es hing vom charakterlichen Zuschnitt des einzelnen Beamten, von der jeweiligen politischen Gesamtlage des Regimes und auch von der örtlichen Gestapo-Stelle ab. Relativ schnellen Einstellungen bei allzu offensichtlich nur politischen eingefärbten Nachbarschaftsdenunziationen standen halsstarrige Fixierungen nach dem Modus des reziproken Verdachtsmoments gegenüber – je mehr er abtritt, desto raffinierter der Beschuldigte. So war die Tatsache, daß ein angeblich in staatsfeindlicher Absicht gebildeter »Zusammenschluß« Jugendlicher überhaupt keine formellen Strukturen aufwies, für die Gestapo-Ermittler nicht Anlaß zur Aufgabe der politischen Vermutungen, sondern Indiz der besonderen Gefahr dieser Gruppe: »Eine feste organisatorische Bindung wurde *aus Gründen der eigenen Sicherheit* vermieden.«¹⁰ In einem ähnlichen Fall – die Gestapo wollte mit aller Macht in einer Freundschaftsgruppe die Fortsetzung der illegalen »Bündischen Jugend« erkennen – stellte ein Sondergericht über die Substanz der staatspolizeilichen Verdächtigungen fest: »Ein fröhlicher Zecher will seine Gesellen um sich sehen. Dies alles sind Naturgegebenheiten, die man nicht durch Verbote ändern kann.«¹¹

Derartige Fälle weisen darauf hin, daß Gestapo-Beamte geneigt waren, politische Sachverhalte aufzublähen oder – im Extremfall – in Vorgänge hineinzuprojizieren. Entsprechende Passagen in den Vernehmungsprotokollen sagen also mehr über die Gestapo als über die Beschuldigten aus.

Innerhalb gewisser Grenzen war die Behandlung von Beschuldigten vom Charakter einzelner Gestapo-Männer abhängig. Ein ehemaliger Duisburger Edelweißpirat erinnert sich, daß er zu einem dortigen Gestapo-Kriminalsekretär noch im Jahre 1944, als nach einer Zeugenaussage die Schußwaffe bei der Kölner Gestapo schon recht locker saß, ein geradezu gutes Verhältnis gehabt hatte.¹² Dagegen hatte ein ehemaliger Kölner Edelweißpirat 1944 ganz andere und weitaus typischere Erfahrungen machen müssen: »Und dann das erste Verhör in Brauweiler . . . Warum man verhaftet war, wurde gar nicht erwähnt, das kam immer zum Schluß, der eigentliche Grund. Das waren nur Routinefragen, die die stellten: Wo ich mich mit

⁹ Und in abgestuften Graden auch für andere politische Verfolgungsbehörden. Siehe z. B. die einschlägigen Berichte in: »Ich liebe euch doch alle . . .« Befehle und Lageberichte des MfS. Januar–November 1989, Berlin 1990.

¹⁰ NWHStAD (Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf), RW 58–7339.

¹¹ NWHStAD, RW 58–23 622.

¹² Gespräch des Verf. mit einem ehemaligen Duisburger Edelweißpiraten (Jahrgang 1927), geführt am 11. 4. 1985.

meiner Gitarre 'rumtreiben würde, man hätte mich dort und dort gesehen und da und da. Man wußte meistens nichts. Man stellte sich ja erstmal dumm . . . Und dann ging's schon los . . . Patsch, Patsch! Von einer Minute auf die andere hatten die gewechselt, von freundlich auf brutal . . .«¹³

Diese Szene wirft ein Licht auf den Gestapo-Alltag. Grundsätzlich ist festzuhalten, daß die Gestapo eine terroristische und verbrecherische Behörde war – aber eben eine Behörde. Typische Charakteristika der Bürokratie gelten damit auch für die Gestapo. Ebenso wenig wie jede andere Behörde hätte die Gestapo etwa einräumen mögen, ihre Arbeit wäre vollkommen getan und sei damit überflüssig geworden. Ungern trat sie eigene Zuständigkeitsbereiche anderen Zweigen der Bürokratie ab. Mit vielen Behörden, deren Aufgaben in Kontrolle, Abwehr und Bekämpfung bestanden, teilte auch die Gestapo das Paradoxon, insgeheim auf die Fortexistenz gerade der Sache zu hoffen, die zu bekämpfen sie angetreten war; denn ohne Gegner wäre auch die eigene Existenzgrundlage dahin. Nichts Schlimmeres für einen Kontrolleur, als wenn es nichts mehr zu kontrollieren gäbe. Wie jede Bürokratie versuchte daher auch die Gestapo, immer neue und weitergehende Aufgaben an sich zu ziehen. Es kam zu einer Inflation des Reglementierens, die ab der zweiten Kriegshälfte noch durch die schlichte Tatsache verstärkt wurde, daß es im Behördenzimmer immer noch gemütlicher war als an der Ostfront. Der Eifer der Gestapo-Beamten führte in individueller Hinsicht oftmals zum Ausleben von Geltungs- und Machtbedürfnissen gegenüber wehrlosen Beschuldigten; bürokratie-spezifisch war der Drang, sich bei den Vorgesetzten in Erwartung beruflichen Weiterkommens zu profilieren. Die internen Aufstiegsmöglichkeiten waren mit der Konkurrenz gegenüber den Kollegen verzahnt: Sie beobachteten sich gegenseitig, wollten einander oft an Strammheit im Sinne des Regimes und in der Befolgung der Vorschriften übertreffen, und ihr Ehrgeiz ging dahin, möglichst viele Beschuldigte zu überführen. Ein erfolgreicher Gestapo-Mann im Sinne der internen Aufstiegs-kriterien war, wer möglichst viele vom NS-Regime definierte politische Straftaten aufdeckte.

Es dürfte schwer von der Hand zu weisen sein, daß sich diese bürokratischen Merkmale der Gestapo auf Form und Inhalt ihrer Tätigkeit bei der Verfolgung politischer Gegner auswirkten. Einschüchterung der Beschuldigten, Ehrgeiz der Beamten und ein inflationärer Diskurs der Gestapo über die den Festnahmen zugrundeliegenden politischen Sachverhalte gehören zu den Rahmenbedingungen der Entstehung von Vernehmungsprotokollen, und sie sind reich an Konsequenzen für die Auslegungsmöglichkeiten dieser Texte.

¹³ Gespräch mit zwei ehemaligen Kölner Edelweißpiraten, geführt am 11. 10. 1985.

Die Herstellung eines Vernehmungsprotokolls

Am Anfang stand der plötzliche Zugriff, die häufig unerwartet und bei Nacht durchgeführte Festnahme. Das zermürbende Warten der Beschuldigten auf die erste Vernehmung schloß sich an. »Was werfen sie mir vor?«, »Wieviel wissen sie?«, »Was hat X. ausgesagt?«, »Wie komme ich hier wieder raus?« – das Denken der Gefangenen kreiste in jeder Minute um diese Fragen. Sie waren Ausgangspunkte ihrer Versuche, eine Strategie für die Vernehmung zu entwickeln. Die Gestapo war bestrebt, diese Strategie zu zerstören.

Neben Mißhandlungen, Drohungen und Beleidigungen zählte auch die Dauer der Vernehmung zu den Zermürbungsfaktoren. In einem Vermerk heißt es über festgenommene Jugendliche, sie hätten erst »nach stundenlangem Verhör« Geständnisse bzw. Teilgeständnisse abgelegt.¹⁴ Brachte eine Vernehmung nicht den gewünschten Erfolg, so wurde sie unterbrochen und der Beschuldigte in seine Zelle zurückgeführt. Dort kam es häufig zu Mißhandlungen. Der Beschuldigte mußte unkalkulierbar lange warten, bis er plötzlich zu einer erneuten Vernehmung geholt wurde. Diese Prozedur konnte sich mehrfach wiederholen wie im Falle des 25jährigen Paul I.: Er wurde am 14. 8. 1937, am 17. 8., am 19. 8. und am 20. 8. verhört; die Teilvernehmung vom 19. 8. wurde erst gegen 22.00 Uhr unterbrochen!¹⁵

Im Vernehmungsraum saß der Beschuldigte einem oder mehreren Gestapo-Beamten gegenüber. Einer stellte die Fragen. Die Antworten wurden zu Protokoll gebracht, indem der Vernehmungsführer sie in die Maschine diktierte, sie selbst aufschrieb oder ein weiterer Beamter mitschrieb. Die Befragungen konnten abrupt in Mißhandlungen und Schläge übergehen. Nach der Vernehmung wurde das Protokoll vom Vernehmungsführer und vom Beschuldigten unterschrieben. Formal bestätigte der Beschuldigte mit seiner Unterschrift die Richtigkeit des Protokolls, und es wurde dadurch gerichtsverwertbar. Nur wenige wagten es, ihre Unterschrift zu verweigern.

Ein Zeitzeuge berichtet, er sei in den Vernehmungen fast immer nach Namen gefragt worden. Die Vernehmungsführer hofften, dadurch auf ein Bekanntschafts- und Verbindungsnetz zu stoßen. Es war Teil der Gestapo-Strategie, nichts vom augenblicklichen Ermittlungsstand durchblicken zu lassen. Die Beschuldigten wurden so daran gehindert, das tatsächliche Belastungsgewicht einzelner Fragen zu erkennen und eine Verteidigungsstrategie aufzubauen.

Wer im »Dritten Reich« wußte, was die Gestapo war, der wußte auch von Mißhandlungen. Ohne diese zumindest diffuse Ahnung hätte die Gestapo ihre über den Kreis der eigentlichen politischen Gegner des NS-Regimes hinausreichende

¹⁴ NWHStAD, RW 58–3734.

¹⁵ Ebd.

Drohfunktion nicht erfüllen können. Beschuldigte wurden oft mißhandelt, doch keineswegs immer. Die Einschüchterung und massive Bedrohung der Vernommenen, ihre Angst, im nächsten Augenblick mißhandelt werden zu *können*, hatte vermutlich ähnliche psychische Wirkungen wie tatsächlich erfolgte Torturen. Daß die Durchführung der »verschärften Vernehmung« in internen Erlassen geregelt war, verweist wiederum auf den Charakter der Gestapo, eine terroristische Behörde gewesen zu sein.

1936 wurden einige Kölner Jugendliche vernommen, weil sie auf der Straße die »Internationale« gesungen haben sollten. Ein Gestapo-Beamter schrie einen der Beschuldigten mit den Worten »Wenn du jetzt nicht ›Ja‹ sagst, dann . . .« an und schleuderte ihn gegen eine Wand; einem anderen wurde angedroht, »wenn er nicht mehr sagen würde als die anderen, dann käme nachts der heilige Geist«. Auf einen dritten Beschuldigten wurde »mindestens 5 Minuten . . . eingeschlagen«. ¹⁶ Die Mißhandlungsbeispiele weisen auf unterschiedliche Interessen der Gestapo hin: Hinter der unter Mißhandlungen ergangenen Aufforderung, jemand sollte »Ja« sagen statt »Nein«, also das Gegenteil des bis dahin Behaupteten, steht vermutlich eher das Interesse, einen Fall im Sinne der vorgefaßten Meinung und ohne weitere Recherche schnell zum Abschluß zu bringen, während sich hinter der mit einer Mißhandlungsdrohung verbundenen Aufforderung, jemand solle »mehr« sagen als die anderen Beschuldigten, ein Ermittlungsinteresse vermuten läßt.

Am Beispiel der Vernehmungen des Kölner Sozialdemokraten K. wird deutlich, in welche Richtung die Gestapo politische Delikte zu verzerren suchte. K. hatte sich an der Verbreitung eines Flugblattes beteiligt und war deswegen verhaftet worden. Nachdem er das in einer ersten Vernehmung unter massiven Einschüchterungen und Schlägen zugegeben hatte, wurde ein Protokoll angefertigt. ¹⁷ Vier Tage später wurde K. erneut vernommen. Die Gestapo-Männer wollten ihn nun zum Geständnis zwingen, weitere Flugblätter selbst hergestellt und darüber hinaus aus dem Ausland Materialien zur Verteilung erhalten zu haben. K. erhielt bei diesen Vorhalten viele Schläge, und ein Gestapo-Mann brüllte: »Du sollst nicht immer ›Nein‹ sagen, wenn ich ›Ja‹ sage.« Über das in dieser Vernehmung entstandene Protokoll sagte K. in einer Beschwerde aus, der Gestapo-Mann B. habe »dann aus sich heraus die Niederschrift . . . angefertigt. Die in diesem Protokoll enthaltenen Tatsachen stammen nicht von mir. . . . Dies Protokoll ist unrichtig, da ich die dort aufgeführten weiteren verbotenen Schriftstücke etc. nicht von dritter Seite erhalten und auch nicht dem A. gegeben habe . . . Die Vernehmung habe ich in Kenntnis ihrer Unrichtigkeit unterschrieben, weil ich mir nicht mehr anders zu helfen wußte.« Wie

¹⁶ NWHStAD, Rep. 17–259.

¹⁷ Aussage des Untersuchungsgefangenen K. vor der Kölner Staatsanwaltschaft über Mißhandlungen in der Untersuchungshaft, 31. 3. 1936, in: NWHStAD, Rep. 112–2451. Dort auch die weiteren Zitate.

er noch in seiner Beschwerde zugab, hatte sich K. an der Verbreitung *eines* Flugblattes beteiligt. In der erneuten Vernehmung wurde K. zur Unterschrift unter ein von einem Gestapo-Beamten formuliertes Protokoll wesentlich gravierenderen Inhaltes gezwungen: Nicht ein Flugblatt, *mehrere* Flugblätter hätte er verteilt; das Delikt bekam durch die ins Protokoll hineingefälschten Auslandskontakte zudem die Dimension des international Konspirativen. Die Unwahrheit des unter dem Druck der Gestapo zustande gekommenen Protokolls liegt also in der Vergrößerung und Überzeichnung der politischen Deliktsqualität.

Dieselbe Tendenz läßt sich auch am Fall des jungen Braunschweiger Arbeiters M. zeigen.¹⁸ 1935 war er nach Frankreich gegangen, um in die Fremdenlegion einzutreten. Der dortigen Polizei soll er »über gewisse Verhältnisse in Deutschland Auskunft gegeben« haben. Es wurde jedoch ausdrücklich festgestellt, daß es sich nicht um Staatsgeheimnisse handelte. M. trat der Legion schließlich doch nicht bei, sondern kehrte nach Deutschland zurück, wo er sogleich festgenommen wurde. Laut Protokoll seiner staatspolizeilichen Vernehmung erklärte M. nun, »er sei nur deshalb nach Deutschland zurückgekehrt, um zunächst noch mehr auszuspähen und sich durch Verrat eine besondere Stellung in der Legion zu verschaffen.«

Wie es scheint, ein gravierender Fall von Spionage! M. hätte mit dem Tode bestraft werden können. Aber in einem Schreiben des Braunschweiger OLG-Präsidenten an das Reichsjustizministerium heißt es über die Entstehung der belastenden Protokollspassagen: »Schon vor dem Gefängnisarzt und später – nach längerem Zögern – dem Gericht gegenüber hat M. diese . . . Angaben damit erklärt, daß er von dem Kriminalsekretär S. . . . bedroht und verprügelt worden sei, damit er sich stärker belaste.« » . . . damit er sich stärker belaste« – ein Schlüsselsatz zur Beantwortung der Frage, welche Umfälschungsinteressen die Gestapo besaß!

Ein 18jähriger Schlosserlehrling zog sich 1941 die staatspolizeiliche Beschuldigung zu, einer verbotenen katholischen Gruppe anzugehören. Der Lehrling hatte mit Freunden gelegentlich an Glaubensstunden teilgenommen. Es kam zur »verantwortlichen Vernehmung«. Unter das Vernehmungsprotokoll schrieb der Gestapo-Beamte: »Nachdem die Vernehmung dem Beschuldigten vorgelesen wurde, verweigerte er die Unterschrift. Der Beschuldigte legte ein äußerst arrogantes, ungebührliches Benehmen an den Tag. Er mußte mehrmals zur Anständigkeit ermahnt werden.«¹⁹

Das Druckmittel der Gestapo bestand in diesem Fall darin, daß der Jugendliche »weisungsgemäß vorläufig festgenommen und in die Jugendarrestzelle eingeliefert« wurde. Es ist möglich, daß sich hinter der Gestapo-Formulierung, er habe »mehr-

¹⁸ Der folgende Fall in: BA (Bundesarchiv Koblenz), R 22–1462.

¹⁹ NWHStAD, RW 58–14 546.

mals zur Anständigkeit ermahnt« werden müssen, Mißhandlungen verbergen. In einer wörtlich zitierten Passage seiner Vernehmung betonte der Jugendliche, daß er seine Gruppe nicht als illegal aufgefaßt habe. Vermutlich verweigerte er die Unterschrift unter das Protokoll, weil es den Satz enthält: »Diese sogenannte Glaubensstunde ist von Kaplan F. organisiert und durchgeführt worden.«

Der Jugendliche wollte seinen Freundeskreis als möglichst informell und wenig strukturiert darstellen. Durch den zitierten Satz wurde daraus ein formeller, von einem organisatorischen Leiter geführter Verein, der sich womöglich auch zu anderen Zwecken traf, als Glaubensstunden abzuhalten. Mit der Unterschrift hätte der Jugendliche nicht nur sich selbst, sondern auch den Kaplan F. belastet.

Die Frage der Textauthenzität

Die angeführten Beispiele aus Gestapo-Vernehmungsprotokollen verbieten es, diese Texte aus dem Archiv der Repression als authentische Äußerungen der Beschuldigten anzusehen. Wütende Ausrufe von Gestapo-Männern wie »Du sollst nicht immer »Nein« sagen, wenn ich »Ja« sage« oder »Wenn du jetzt nicht »Ja« sagst, dann . . .« weisen darauf hin, daß die Formulierungsarbeit von der Gestapo geleistet wurde: Der Beschuldigte sagte »Ja« oder »Nein«, und der Gestapo-Mann schrieb einen vollständigen Satz nieder.

In dem folgenden Zeitzeugenbericht wird deutlich, wie ein Protokoll zustandekommen konnte: »Einer schrieb ja immer mit. Was für die wichtig war, wurde notiert. Die haben nicht alles notiert. Nur, wenn die die Protokolle anfertigten, das war gefährlich! Da hat man schnell was unterschrieben, was man gar nicht gesagt hat. Die legten einem das in den Mund! Was im Protokoll steht, ist nicht mein Text . . .«²⁰

Es braucht nicht eingehend bewiesen zu werden, daß der folgende beamtenmäßige Satz über einen Fahrradausflug nicht von dem Jugendlichen stammt, in dessen Ich-Form er im Protokoll zu lesen ist: »S. und ich haben an diesem Sonntag eine Fahrt mittels Fahrrad . . . unternommen.«²¹

Umgekehrt können nicht-bürokratische, möglicherweise in Dialektform gehaltene Formulierungen in den Protokollen Selbstinterpretationen der Handlungen von Beschuldigten enthalten. Daß die Vernehmungsprotokolle in der Ich-Form der

²⁰ Gespräch mit zwei ehemaligen Kölner Edelweißpiraten, 10. 10. 1985.

²¹ NWHStAD, RW 58–13 128.

Beschuldigten gehalten, aber in der Regel von Gestapo-Beamten verfaßt²² worden sind, ist auch an Lieblingswörtern oder Formulierungen einzelner Beamter zu erkennen, die in verschiedenen Protokollen immer wieder auftauchen. Der Düsseldorfer Gestapo-Beamte H. liebte das Wort »sozusagen«. »Dieses Gedankengut ist uns sozusagen vollständig unbekannt.«²³ »In der letzten Zeit . . . hatte sich G. diesen ganzen Personenkreis nach und nach sozusagen ganz vom Halse gewälzt.«²⁴

Zuweilen sind in den Vernehmungsprotokollen schwerlich von den Beschuldigten selbst stammende Kränkungen und Beleidigungen enthalten: »Die Höhe des Betrages auszurechnen, bin ich zu dämlich.«²⁵

Die authentische Wiedergabe von Äußerungen der Beschuldigten wurde in manchen Vernehmungsprotokollen ausdrücklich hervorgehoben: »Dem Beschuldigten wurde nunmehr die Aussage des G. vorgezeigt. Er erklärte sofort: »Das ist eine gemeine Fälschung!«²⁶

»*Kriminalkommissar Sch.*: Das ist gelogen! Was hat das überhaupt für einen Zweck, daß ich Sie hier vernehme, denn Sie werden auf meine sämtlichen Fragen, die ich an Sie stelle, ein »Nein« oder »ich weiß nichts davon« antworten . . . *Beschuldigter X.*: Bitte sagen Sie mir eins, warum machen Sie das alles? Es ist doch so sinnlos. Geht die Sache von einem Höheren aus? . . . *K. K. Sch.*: Ich sage Ihnen, Sie werden nicht eher entlassen werden, bis Sie alles zugegeben haben . . .«²⁷

Derartige authentische Wiedergaben sind Ausnahmen; die Regel ist die Textproduktion durch die Gestapo. Welche unterschiedlichen Einschätzungen sich dadurch zu demselben Tatbestand ergeben können, läßt sich an zwei Vernehmungen eines Jugendlichen zeigen, die in kurzem Abstand von zwei Vernehmungsbeamten geführt wurden. In der Vernehmung am 25. 10. 1943 durch den Gestapo-Beamten und Kommandierten der Waffen-SS M. heißt es: »Ich gebe zu, das Edelweißabzeichen zu tragen, weil ich mich den Edelweißpiraten zugehörig fühle.« Die Vernehmung durch den Gestapo-Beamten K. vom 2. 11. 1943 enthält das Gegenteil: »Ich bin kein Edelweißpirat. . . . Wenn mir vorgehalten wird, warum ich in meiner Vernehmung vom 25. 10. 43 anders ausgesagt habe, so muß ich dazu sagen, daß der

²² Eine Ausnahme sind juristisch versierte Beschuldigte, die den Gestapo-Beamten mitunter die Sätze diktieren. Siehe: Peter Hüttenberger, Heimtückefälle vor dem Sondergericht München 1933–1939, in: Bayern in der NS-Zeit IV, Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil C, hrsg. v. Martin Broszat, Elke Fröhlich, Anton Grossmann, München/Wien 1981, S. 435–526, hier S. 462 f.

²³ NWHStAD, RW 58–67 888.

²⁴ NWHStAD, RW 58–19 714.

²⁵ Vernehmung einer jungen Frau, November 1944. In: Gestapo-Akten als Anlage von Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft Köln, Verfahren 120 (24) Js 115/65.

²⁶ NWHStAD, RW 58–38 245.

²⁷ NWHStAD, RW 58–29 179 (Bd. II).

Polizeibeamte, der uns vernahm, behauptete, wir wären durch das Tragen des Abzeichens Edelweißpiraten. Wir wollten dem Beamten nicht widersprechen und haben darum die Vernehmung ohne weiteres unterschrieben.«²⁸

Zuweilen wird behauptet, Gestapo-Beamte hätten raffinierte Durchschlagsfälschungen begangen: Der Durchschlag unter dem Original des Vernehmungsprotokolls hätte einen völlig anderen Text enthalten als das Original; ahnungslos unterschrieben die Beschuldigten über das Blaupapier die ungeheuerlichsten Behauptungen und Anschuldigungen.

Wäre die Gestapo in einer relevanten Zahl von Fällen in dieser Weise verfahren, die Vernehmungsprotokolle wären für die historische Analyse des Widerstandsgeschehens in der NS-Zeit vollkommen wertlos und allein für die Rekonstruktion der Gestapo-Mentalität aussagekräftig.

Die durchgesehenen Akten enthalten alle möglichen Hinweise auf von den Beamten verdrehte und entstellte Sätze, auf Mißhandlungen und auf Überzeichnungen der politischen Delikte; Beschuldigte verweigerten ihre Unterschrift, bestanden auf Korrekturen der Vernehmungsprotokolle und beschwerten sich über die Vernehmungssituation. Aber soweit der Verfasser sehen kann, beschwerte sich niemand über einen solchen Durchschlagsbetrug. Warum sollte die Gestapo auch in dieser Umständlichkeit vorgegangen sein, wenn sie Beschuldigte – wie im Fall des Sozialdemokraten K. und des Arbeiters M. – derart einschüchtern konnte, daß sie ohnehin alles unterschrieben?²⁹

Doch mit letzter Sicherheit können auch derartige Fälschungen nicht ausgeschlossen werden. In ihre Richtung scheint eine Beschwerde des Kölner Generalstaatsanwaltes darüber zu gehen, »daß der Staatsanwaltschaft vielfach nur Protokolldurchschläge zugeleitet werden, während die Polizeibehörden die Urschriften zurückbehalten«.³⁰

Interpretation von Interpretationen

Gestapo-Vernehmungsprotokolle sind Dokumente der Unterdrückung durch eine terroristische Bürokratie. Aber wie eine terroristische Bürokratie eine Form der Bürokratie ist, so sind Gestapo-Vernehmungsprotokolle eine Quellengruppe. Sie hat mit anderen gemein, ein sektoriertes und gefiltertes Abbild der Realität zu geben. Mittels interpretatorischer Verfahren kann versucht werden, die dem Abbild

²⁸ NWHStAD, RW 58–57361.

²⁹ Die Unterschriften waren auch auf den Durchschlägen stets im ungefähr gleichen Abstand von ca. 4 cm unter dem Textende angebracht. Bei einem Durchschlagsbetrug hätte der gefälschte Text die Länge des oben liegenden Originals haben müssen.

³⁰ Auszug aus dem Lagebericht des GStA Köln, 30. 9. 1936, in: BA, R 22–1462.

zugrundeliegende Realität zu rekonstruieren. Das kann selbstverständlich nur annäherungsweise gelingen. Die Rekonstruktion der Entstehungssituation von Gestapo-Vernehmungsprotokollen führt schon bald zu den Grenzen ihrer Interpretierbarkeit.

In den vorangegangenen Überlegungen zu Vernehmungsprotokollen wurden die Gesichtspunkte der Textauthenzität, der Textproduktion durch die Gestapo und der Richtung des Gestapo-Interesses bei dieser Textproduktion in den Mittelpunkt gestellt. Bis auf wenige Ausnahmen wörtlicher Dialogwiedergaben und selbstverfaßter Geständnisse handelt es sich bei den Vernehmungsprotokollen nicht um Texte der Beschuldigten. In der Regel dürfte der Satz eines Vernehmungsprotokolls wie folgt zustande gekommen sein:

1. Frage des Gestapo-Beamten: »Haben Sie/hast Du die Flugblätter von X. in der Gastwirtschaft bekommen oder nicht!?!«

2. Antwort des Beschuldigten: »Ja.«

3. Vom Gestapo-Beamten protokollierter Text: »Ich gebe zu, daß ich den Genossen X. vereinbarungsgemäß in der Gastwirtschaft Y. traf, wo er mir die Flugblätter hochverräterischen Inhalts zur Weiterverteilung übergab.«

Der Beamte übersetzte den nicht überlieferten Ursprungsdialog mit dem Beschuldigten in die bürokratische und gerichtspraktikable Sprache der Delikte. Hierbei standen verschiedene Übersetzungs- und damit Überzeichnungsmöglichkeiten zur Verfügung. Statt »Gastwirtschaft« konnte er etwa »Verkehrslokal«³¹ schreiben und damit den organisierten Charakter des politischen Deliktes noch stärker herausarbeiten. Aus der Einladung eines Kaplans, zu einer Glaubensstunde zu kommen, wurde die Gestapo-Formulierung: »Man war von kathl. Seite . . . mit demselben Ansinnen an mich herangetreten.«³²

Gestapo-Übersetzungen gingen immer in dieselbe Richtung der politischen Überzeichnung von Delikten: Gruppen- und Freundschaftsbeziehungen wurden ins Organisierte, Formelle und Konspirative überhöht; Kontakte junger Katholiken wurden zu finsternen Machenschaften; gestand ein Beschuldigter unter dem Druck von Mißhandlungen, an der Verbreitung *eines* Flugblattes beteiligt gewesen zu sein, so wurde in einer zweiten, torturhaften Vernehmungssituation versucht, das Delikt noch einmal zu verschärfen; ein junger Arbeiter wurde mißhandelt, »damit er sich stärker belaste«. Diese Beobachtungen gelten mit Ausnahme der Frage nach der Text-Authenzität nicht allein für Vernehmungsprotokolle, sondern auch für andere Texte der Gestapo wie Vermerke und Berichte.

³¹ So etwa in: NWHStAD, RW 58–575.

³² NWHStAD, Rep. 112–14 546.

Der Sozialdemokrat K., der Arbeiter M. und der achtzehnjährige Jugendliche hatten den Mut, gegen prügelnde und fälschende Vernehmungsbeamte Beschwerde einzulegen. Das wagten nur wenige Beschuldigte. Die Zahl jener Protokolle dürfte daher beträchtlich sein, worin in der Ich-Form eines Beschuldigten von weitausgespannten politischen Kontakten, konspirativen Organisationsformen und geplanten Widerstandsaktionen die Rede ist, die aber von den Beschuldigten nur unterschrieben wurden, um weiteren Mißhandlungen und Einschüchterungen zu entgehen. Niemand weiß die Zahl jener NS-Verfolgten, die zu drakonischen Strafen – bis hin zu höchsten – verurteilt wurden, weil Gestapo-Schergen die Delikte überzeichnet hatten und die Gerichte die Entstehungsbedingungen der politischen Beschuldigungen in den Vernehmungsprotokollen nicht berücksichtigten oder – mehr noch – nicht berücksichtigen wollten.

Historiker können vor einer unkritischen Übernahme politischer Beschuldigungspassagen als Spiegelungen des tatsächlichen Widerstandsgeschehens nur gewarnt werden. Wer für eine historische Untersuchung Gestapo-Vernehmungsprotokolle ohne qualitativ-hermeneutische Detailanalyse verwendet und sie unkritisch zitiert, begeht einen Methodenfehler. Es ist zu überlegen, ob nicht grundsätzlich Verben wie »sagte«, »erklärte« etc. durch etwas umständlichere, aber die Textgenese berücksichtigende Formulierungen wie »im Vernehmungsprotokoll heißt es«, »laut Vernehmungsprotokoll erklärte X.« etc. ersetzt werden sollten.

Das mag im übrigen nicht allein für Gestapo-Vernehmungsprotokolle gelten, sondern auch für andere Quellen aus dem Archiv der Repression. Es ist zumindest sehr verwirrend, wenn es in einem Buch, worin auf besonders elaborierte hermeneutische Verfahren Anspruch erhoben wird, über die Vernehmung eines der Brandstiftung beschuldigten bayerischen Knechtes heißt: »Er sagte selbst vor dem Untersuchungsrichter aus«, und dann ein Passus im hölzernsten Beamtendeutsch folgt.³³

Gestapo-Vernehmungsprotokolle sind – um diesen wichtigen Gesichtspunkt nochmals hervorzuheben – nicht die Texte der Beschuldigten, sondern von den Gestapo-Beamten festgehaltene Ergebnisse einer entschieden asymmetrischen Interaktion zwischen Gestapo-Mann und Vernommenem. Bei der qualitativen Analyse eines Vernehmungsprotokolls sollte diese asymmetrische Interaktionsbeziehung im Mittelpunkt stehen. Der Gestapo-Mann hatte das Interesse, auf politische Delikte zu erkennen. Er war der potentielle Gewalttäter, der jederzeit explodieren konnte. Als seine Triebfedern können persönliche Machtgier, Karrierebedürfnis, ideologischer Fanatismus und administrativer Exhibitionismus angesehen werden; seine

³³ Siehe Regina Schulte, Ein Dorf im Verhör. Brandstifter, Kindsmörderinnen und Wilderer vor den Schranken des bürgerlichen Gerichts. Oberbayern 1848–1910, Reinbek 1989, S. 45.

Mittel reichten vom einschüchternden Anbrüllen bis zum Krankenhausreif-Prügeln und zum Mord. Diesem potentiellen Gewalttäter saß der Beschuldigte gegenüber, nicht wissend, was der Gestapo bekannt war und was sie vielleicht bereits aus Mitbeschuldigten herausgeprügelt hatte. Der Beschuldigte mußte in dieser fatalen Defensivposition eine Strategie für sein Verhalten in der Vernehmung aufbauen. Diesem Gesichtspunkt der Textgenese von Vernehmungsprotokollen gilt die Erinnerung eines Zeitzeugen, der als Kommunist im Widerstand gewesen war und anschließend lange Jahre in Haft und Strafbataillon verbringen mußte:

»In der Zelle begann meine Vernehmung: ›Nun erzähl mal, was Du gemacht hast. Wir wissen ja alles!‹ . . . Ich hatte erwartet, sie würden mich beschuldigen, dies und das getan zu haben. Daran hätte ich erkennen können, was sie wußten. Mit dieser Erwartung hatte ich mich getäuscht. Ich sollte mich selbst beschuldigen und dazu noch möglichst viele andere verraten. Drohnungen und Versprechungen sollten mich aussagebereiter machen. »Wir bringen Dich schon zum Reden. Wir haben sehr schöne Methoden. Morgen können Deine Genossen von Dir schreiben: ›Von der Gestapo geselbstmordet.‹ Herrgott nochmal, Du kriegst fünf Jahre Bau, wenn Du alles sagst. Was ist das denn schon!« Fünf Jahre – daraus schloß ich, wie die Gestapo mich einstuftete. Wenn ich nur gewußt hätte, welche Anhaltspunkte sie für die fünf Jahre hatten! Schließlich verloren sie die Geduld. Mit dem Auto brachten sie mich in die Reuterkaserne. Es ging in den Keller hinunter. . . . Zwei breitschultrige SS-Leute erschienen, Reitpeitschen in der Hand . . . »Das mußt Du durchstehen«, sagte ich mir immer wieder. Die SS-Leute mußten ja auch einmal müde werden. Sie wurden müde, aber gleich erschienen zwei andere, und die Prügelei begann von Neuem . . . H. redete auf mich ein: »Welches sind Deine Freunde? Wen kennst Du? Mit wem hast Du Dich gestern getroffen? Wo warst Du vorgestern abend? Wann hast Du den nächsten Treff?« Unter den zunehmenden Schmerzen machte ich eine eigenartige Erfahrung: Mein Denken wurde immer klarer, während ich körperlich schwächer wurde. Ich bekam Angst, daß ich völlig zusammenbrechen und ein willenloses Opfer der Vernehmungsmethoden würde. »Ich will Eure Fragen beantworten,« sagte ich, »ich treffe mich morgen um fünf mit einem Instrukteur aus Berlin.« – »Wo?«, wollte H. wissen. Mir war klar, daß ich jetzt glaubwürdig wirken mußte, ohne die Wahrheit zu sagen . . .«³⁴

Wenn das Gestapo-Interesse darin bestand, politische Delikte auszuwerten und zu überzeichnen, das Interesse der Beschuldigten aber darin, die politischen Delikte zu leugnen, zu verharmlosen und nur im äußersten Falle zuzugeben – welchen Wert haben dann Vernehmungsprotokolle für die historische Untersuchung?

Die folgende Passage aus der Vernehmung des 21jährigen »Ostarbeiters« Nikolai

³⁴ Zit. nach Bernd-A. Rusinek, Die Bürokratie, in: Verfolgung und Widerstand in Düsseldorf 1933–1945 (Kat.) hrsg. v. d. Stadt Düsseldorf, Düsseldorf 1990, S. 31–38, hier S. 34.

Schinkarenko vom Herbst 1944 zeigt eine Grenze der Interpretationsmöglichkeit: »Ich gebe zu, daß wir alle kommunistisch eingestellt sind und den Tag herbeisehnen, wo die alliierten Truppen hier einziehen. Dann würden wir . . . ungehindert unseren Terror ausüben können. Um den Boden aber jetzt schon dafür vorzubereiten, mußten wir jetzt schon uns organisieren und die Bevölkerung terrorisieren.«³⁵

Die Gleichsetzung von »Kommunismus« und »Terror« entspricht der Gestapo-Deutungslinie ebenso wie dem nationalsozialistischen Vorstellungsbild vom »Bolschewismus« seit der »Kampfzeit«. Aber diese Deutung brauchte von der Selbstausslegung eines kommunistischen Ostarbeiters nicht notwendig abweichen, der Ende 1944 bewaffnet gegen die Gestapo-Schergen vorgehen wollte, als diese mit dem Mord an Tausenden von Ostarbeitern begannen. Insofern Teile der »Bevölkerung« die blutige Diskriminierung der Ostarbeiter akzeptierten und sogar mittrugen, mochte sich der »Terror« auch gegen diese richten.

Nikolai Schinkarenko wurde am 16. 1. 1945 ermordet. Vermutlich war ihm bereits bei seiner Festnahme klar, daß er der Gestapo nicht lebend entkommen werde. Gab er – derart in die Enge getrieben – zu, er sei Kommunist und wollte gegen das Unrechtsregime kämpfen? Wäre also das dem Gestapo-Mann ins Gesicht gesagte Geständnis, jawohl, er sei Kommunist, gleichsam ein letzter und symbolischer Akt des Aufbäumens? Es ist möglich, aber unwahrscheinlich; denn ein Kommunist würde vielleicht von der Notwendigkeit des »Terrors« in bestimmten Phasen eines Gewaltregimes überzeugt sein, aber er würde nicht sagen, der »Terror« sollte nach dem Sieg über das Regime unverändert weitergeführt werden. Das wäre nicht logisch. Aber vielleicht war Schinkarenko aufgrund der Vernehmungssituation gar nicht mehr in der Lage, logisch zu denken. Die Protokollspassage gibt über das Motiv des von der Gestapo ermordeten Ostarbeiters keinen Aufschluß. Hier wie in anderen Fällen muß die qualitative Analyse eines Vernehmungsprotokolls durch das Heranziehen weiterer Dokumente ergänzt werden. Im Falle Nikolai Schinkarenkos ergibt sich, daß er »arbeitsvertragsbrüchig« geworden war, daß er mit einigen Kameraden ein paar Diebstähle begangen hatte, um nicht zu verhungern, und daß er für den Fall der mit Sicherheit zur »Sonderbehandlung« führenden Festnahme eine Waffe bei sich trug. Mithin sagt die zitierte Passage über den Zusammenhang von »Kommunismus« und »Terror« mehr über die Gestapo als über den Arbeiter Schinkarenko aus.

Es soll mit all diesen Überlegungen nicht nahegelegt werden, daß Vernehmungsprotokolle in jedem Falle falsch und damit für die historische Untersuchung wertlos wären. Aber *wenn* es eine systematische Verkennung in dieser Quellengruppe gibt, dann ist es die Überzeichnung und Übertreibung der politischen Delikte. In diese

³⁵ Wie Anm. 25.

Richtung ging das Interesse der Gestapo-Leute; sie versuchten dabei sogar, über die objektive Funktion einer Tat »kriminelle« Delikte in »politische« umzufälschen.

In der nationalsozialistischen Werteskala rangierten »Politische« auf derselben unteren Ebene wie »Kriminelle«. Vielleicht war die Tat des kommunistischen Flugblattverteilers im Rahmen dieses Wertekanons sogar noch verwerflicher als »der versuchte Raubmord an einem Bauer aus Holitz«. Mitunter versuchten Gestapo-Beamte, politische Delikte und Pläne als Ausdruck besonders negativer Charaktereigenschaften hinzustellen: »Für den Fall der Invasion . . . war beabsichtigt, die Ostarbeiter zu Aufständen und Revolten vorzuschicken. Für den Fall, daß die Ostarbeiter Erfolg haben sollten, war geplant, sie beiseite zu schieben und dann die Führung des Aufstandes selbst in die Hand zu nehmen.«³⁶

Aber daß eine politische Tat in den Vernehmungsprotokollen dergestalt in eine »kriminelle« umgewandelt wurde, daß es prinzipiell nicht auszuschließen ist, bei einer Gruppe von Einbrechern habe es sich um eine von der Gestapo umgefälschte Widerstandsorganisation gehandelt, stellt aus bürokratiethoretischen Gründen, aufgrund der Mentalität der Gestapo-Männer und aufgrund der auf sinistre Drahtzieher fixierten nationalsozialistischen Verschwörungstheorie ein rein fiktives Problem dar. Allein der umgekehrte Schritt ist denkbar. Jede Spur eines politischen Einsprengsels wurde von den Gestapo-Beamten akribisch verfolgt und auf Gestapo-Art in den Protokollen festgehalten. Damit belegte die Gestapo ihre Existenznotwendigkeit. Hätte sie in größerem Umfang das Politische verharmlost oder gar umgefälscht, so wäre damit ihre eigene Überflüssigkeit signalisiert worden.

Die systematische Fehlerquelle in den Vernehmungsprotokollen ist die Übertreibung und Überzeichnung der Delikte, auch das Hinzu-Erfinden von Details, um dem Fall einen noch grelleren Anstrich zu geben. Von Grund auf erfunden und ohne jeden Hauch einer tatsächlichen politischen Tendenz scheinen die politischen Beschuldigungen nur in seltenen Fällen zu sein. Zu derartigen Konstruktionen aus dem Nichts konnte es in der Anfangsphase erster tastender Ermittlungsschritte oder bei sehr verschwommenen Deliktsdefinitionen kommen. Die Tradition des preußisch-deutschen Beamtentums wirkte auf vertrackte Weise auch innerhalb der Gestapo fort. Auf den bürokratischen Charakter der Gestapo und auf ihr Festhalten an zumindest rudimentären rationalen Verfahrensweisen ist es zurückzuführen, daß die meisten politischen Beschuldigungspassagen in Vernehmungsprotokollen zumindest Realitätskerne enthalten.

Der festgenommene Kommunist mußte nicht gleich die »rechte Hand« des führenden KPD-Untergrundfunktionärs gewesen sein, wie im Protokolltext formuliert, aber er hatte sich doch mehrmals mit einem auswärtigen Funktionär getroffen und

³⁶ Aus der Vernehmung Hans Steinbrücks, in: ebd.

von ihm Schriften zur Weiterverteilung erhalten; der christliche Jugendliche mußte mit seiner Teilnahme an einer Bibellesung nicht gleich – nach Gestapo-Lesart – die Subversion der nationalsozialistischen Staatsjugend intendiert haben, aber er fühlte doch stark den antireligiösen Charakter ihrer Prinzipien und wollte sich ihnen entziehen; ein pazifistischer katholischer Priester mußte nicht gleich – wie von der NS-Presse grell herausgestellt – Architekt einer anti-nationalsozialistischen »Volksfront« gewesen sein, wenn er Diskussionen zwischen einer illegalen Kommunistin und katholischen Jugendlichen organisierte, aber er suchte doch das Gespräch mit anderen Gegnern des NS-Regimes und versagte ihnen aufgrund seines christlichen Ethos die menschliche Solidarität nicht.

Je verwaschener die Deliktsdefinitionen waren, desto mehr interpretatorische Spielräume und Überzeichnungsmöglichkeiten hatten die Gestapo-Beamten. Verteilte ein Kommunist oder Sozialdemokrat Flugzettel, so war es ein festumrissenes Delikt, für das keine weitere Deutungsarbeit aufzuwenden war. Den Verfolgern blieb die Möglichkeit der quantitativen Verfälschung des Delikts, indem sie dem Beschuldigten mehrere Flugzettelaktionen und Kontakte zu politischen Emigranten unterschoben. Anders war es bei verwaschenen Deliktsdefinitionen, wie sie etwa dem Bezeichnungskonglomerat Bündische Umtriebe/Fortsetzung der illegalen Bündischen Jugend/Edelweiß- und Kittelbachpiraten zugrunde lagen. Kaum ein Gestapo-Mann wußte, was unter Bündischer Jugend zu verstehen sei und welchen Zusammenhang es mit den Edelweißpiraten gab. Aber von Seiten der »Partei«, verschiedenster Formationen, der HJ-Führung und des SD einmal auf das Phänomen angesetzt, verfolgte die Gestapo mit pflichtgemäßem Eifer lockere Zusammenschlüsse Jugendlicher und fahndete nach Drahtziehern und Hintermännern. Nie wurde sie fündig.

Je weitmaschiger eine Deliktsdefinition war, desto kritischer muß die historische Analyse nach dem Realitätskern fragen. Die Analyse wird mitunter vollständig zusammenphantasierte Sachverhalte ohne jeden Realitätskern ergeben: Weil Edelweißpiraten häufig Lederhosen trugen, wurde im Jahre 1943 von einem Führer des »Reichsarbeitsdienstes« vermutet, daß sie »von katholischen Hintermännern gestellt werden«. ³⁷

Nur wenige Gestapo-Beamte durchschauten das Etikettierungsspiel und erkannten in der ungebrochenen Fortexistenz der Bündischen Jugend und deren Weiterwirken innerhalb der Edelweißpiraten ein bloßes Gerede aus der HJ. ³⁸

Indem wir im Rahmen einer historischen Analyse mit Gestapo-Vernehmungsprotokollen arbeiten, interpretieren wir bereits von der Gestapo vorgenommene Interpre-

³⁷ NWHStAD, RW 58–31 214.

³⁸ Etwa: NWHStAD, RW 58–36 601.

tationen von Sachverhalten. Zur Überprüfung der Gestapo-Interpretationen gibt es die Möglichkeiten der internen und der externen Kontrolle.

Die interne, auf den Text des Vernehmungsprotokolls bezogene Kontrolle sollte stets die Offensivstrategie des Gestapo-Mannes und die Defensivstrategie des Vernommenen als Ausgangspunkt der asymmetrischen Interaktionsbeziehung im Auge behalten. Welches Gebiet war besonders umkämpft? Wo mußte dem Beschuldigten auf ein Leugnen oder Abschwächen alles ankommen? In den meisten Vernehmungsprotokollen gibt es im Vergleich zum Gravamen des zur Last gelegten politischen Hauptdeliktes auch weniger umkämpftes Gebiet, die Randszenaria. Sie sind in den Vernehmungsprotokollen um so mehr enthalten, je weniger die Gestapo über einen »Fall« bereits im Bilde war. Verfügten die Gestapo-Beamten aber bereits über einen festen Begriff des Deliktes oder verfaßten sie bereits einen Schlußbericht, dessen Ergebnisse in eine Anklageschrift einfließen sollten, so wurden die tatsächlichen Vorgänge zunehmend fragmentiert.³⁹

Das Leugnungsinteresse des Vernommenen konzentrierte sich auf das Gravamen. Es ist psychologisch wahrscheinlich, daß ein Vernommener über Umstände in Randszenaria versuchte, die Wahrheit zu sagen; denn womöglich war dem Gestapo-Mann darüber einiges bekannt, und eine Unwahrheit in einem Randszenarium hätte dem Beschuldigten im Zusammenhang seines Hauptinteresses geschadet, das politische Gravamen zu leugnen. Er durfte nicht ständig die Unwahrheit sagen. Je weiter entfernt eine Frage vom Hauptdelikt, desto verlässlicher scheint der Wahrheitsgehalt der im Protokoll wiedergegebenen Antwort. Die Angaben »zur Person« sind mithin die zuverlässigsten Passagen in diesen Repressionstexten. Die Randszenaria sind geeignet, die innere Wahrscheinlichkeit eines zur Last gelegten Deliktes zu kommentieren. Es besteht die Möglichkeit, im austarierenden Vergleich zwischen Randszenaria und Gravamina innerhalb der Vernehmungsprotokolle nach dem logischen Zusammenhang von Handlung, Funktion und Intention zu fragen: Wie wahrscheinlich ist es, daß ein Delikt (Handlung), das etwa eine Störung der Versorgung zur Folge hatte (Funktion), auch beabsichtigt war (Intention)? Wie wahrscheinlich ist es, daß eine Gruppe sechzehnjähriger Jugendlicher, die auf eigene Faust eine Wanderfahrt unternahm (Handlung), weil der HJ-Dienst zu öde war, damit – wie von der Gestapo fast stets vermutet – die illegale Fortsetzung der verbotenen »Bündischen Jugend« (Intention) beabsichtigte?

Die externe, über den Text des Vernehmungsprotokolls hinausgehende Kontrolle beginnt mit dem Naheliegendsten: Enthält die Akte Flugzettel, Flugblatt-Entwürfe oder andere authentische politische Äußerungen etwa in abgefangenen Briefen?

In vielen Fällen wurde eine ganze Reihe von Personen zu demselben »Fall«

³⁹ Zur »Fragmentierung der Sprechakte« siehe Hüttenberger, Heimtückefälle S. 473.

vernommen, oft wurden einzelne Beschuldigte mehrfach befragt. Die Gestapo lud unbelastete Zeugen vor, ordnete Durchsuchungen an, fertigte Vermerke, fragte bei anderen Dienststellen nach und erhielt Denunziationschreiben. Man könnte sich all diese Texte wie Umrißzeichnungen auf durchsichtigen Folien denken: Werden sie übereinandergelegt, so zeichnete sich neben Zacken und einzelnen Strichen bald eine stärkere Hauptumrißlinie ab. An dieser Umrißlinie könnte sich die Interpretation von Details orientieren.

Zeitzeugenberichte über Erlebnisse unter der NS-Diktatur. Problematisierungen

von Bernd-A. Rusinek

»Ich bin Zeitzeuge. Mir brauchen Sie nichts zu erzählen.«¹

»von unten«

Seit den 70er Jahren ist in einigen Bereichen der universitären, vor allem aber in der außeruniversitären Geschichtsforschung der Bundesrepublik ein Trend zum Erlebnisbericht zu verzeichnen. Mit Hilfe von Zeitzeugenbefragungen sollen unsere zeitgeschichtlichen Kenntnisse erweitert werden.

Die Forschungstechnik wurde von der in England und in den USA betriebenen »Oral History« angeregt, und sie unterscheidet sich von den in der Geschichtsforschung seit langem üblichen Befragungen durch die programmatische Forderung nach einer »demokratischen Geschichte«.² Eine ganz bestimmte Geschichte galt es, in den Blick zu nehmen: Nicht die großen Akteure sollten befragt werden, sondern die »kleinen Leute«; nicht jene, die oben Geschichte »gemacht« haben, sondern jene, die Geschichte »unten« auf häufig sehr schmerzhaft Weise erleiden mußten. Von besonderer Bedeutung wurden Zeitzeugenbefragungen für die Erforschung des Alltagslebens im Nationalsozialismus sowie des Widerstandes und der Verfolgung auf lokaler Ebene. Widerstandskämpfer und Verfolgte des Nationalsozialismus waren extremen, bis heute fortwirkenden psychischen Belastungen ausgesetzt.³ Gespräche über diese Erlebnisse sind also keine normalen Gespräche.

Die Analysen von Zeitzeugenberichten sollten Erfahrungen retten, an deren Authentizität und Erschließungsleistung zunächst sehr euphorische Hoffnungen geknüpft waren. Die Gegenreaktion ließ nicht lange auf sich warten. »Erfahrungen können falsch sein«, lautete eine der Warnungen.⁴ Aber sind »falsche Erfahrungen« nicht auch Material für den Historiker? Und was sind *richtige* Erfahrungen?

¹ Aus der Diskussion nach einem Vortrag des Verfassers, April 1988.

² Siehe Lutz Niethammer, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt 1980, S. 7–26, hier S. 8.

³ Zur psychischen Belastung illegaler Widerstandstätigkeit siehe: Allan Merson, Kommunisten in Düsseldorf 1933/34. Eine nähere Betrachtung (a. d. Engl. v. B.-A. Rusinek), in: Geschichte im Westen 1/1990, S. 38–54, hier S. 53.

⁴ Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.), Alltagsgeschichte der NS-Zeit. Neue Perspektive oder Trivialisierung?, München 1984 (Kolloquien des IFZ), S. 52.

Die folgenden Überlegungen wenden sich in gleicher Weise gegen den Glauben an die blanke Authentizität von Erlebnisberichten wie gegen ihr Abtun als Gaukelspiel der Erinnerung. Im Rahmen der gedächtnispsychologischen Überlegungen dieses Beitrages wird von Fällen bewußter Täuschung und Verdrehung abgesehen.

Ausgangspunkt ist die »Kölner Kontroverse« um die »Edelweißpiraten«.⁵ Im Streit um das »Edelweiß-Gutachten«⁶ wurde der Vorwurf erhoben, für die Untersuchung wären vor allem überlieferte Akten herangezogen, die Erinnerung von Zeitzeugen dagegen bewußt negiert worden.⁷ Auf der Basis von Zeitzeugenbefragungen hätte die Untersuchung den tatsächlichen Geschehnissen auf die Spur kommen können, während die Analyse der überlieferten Akten in die Irre führe, weil darin Widerstandsdelikte in kriminelle Handlungen umgefälscht worden wären.

Es ist jedoch festzustellen, daß es Zeitzeugen im engeren Sinne, direkte und maßgebliche Beteiligte an den Haupt-Aktivitäten der Steinbrück-Gruppe, nicht mehr gibt. Sie wurden Opfer des Ehrenfelder Gestapo-Mordes vom 10. 11. 1944. Jene Zeitzeugen, die sich in der Köln-Kontroverse zu Wort gemeldet haben, stammen aus der Peripherie der Steinbrück-Gruppe oder waren zur Kernzeit der Ereignisse gar nicht in Köln. Von Zeitzeugen aus der Peripherie werden sämtliche Positionen der Kontroverse vertreten: Nach der Ansicht von Fritz Theilen, der einige der später ermordeten Jugendlichen gekannt hatte, war die Steinbrück-Gruppe Teil des bewußten politischen Widerstandes gegen das NS-Regime;⁸ Paulus Buscher, der Hans Steinbrück in der Haft begegnete, sieht in der Gruppe eine Verbrecherbande und hält es für absurd, deren Aktivitäten mit dem bewußten Widerstand der Edelweißpiraten zu verknüpfen;⁹ Matthias von Hellfeld gelangt auf der Basis einer Reihe von Zeitzeugengesprächen zu der Auffassung, die Kölner Edelweißpiraten hätten Widerstand geleistet.¹⁰ Der Kölner Zentrums- und spätere CDU-Politiker Leo Schwering erinnert sich in den Aufzeichnungen über seine Gestapo-Haft an Jugendliche, »die sich als »Edelweißpiraten« ausgaben«: »Schon

⁵ Siehe die kurze Skizze der Kontroverse in dem Beitrag »Dokumente der Unterdrückung und ihre Interpretation. Überlegungen im Rahmen einer »kleinen« Hermeneutik« in diesem Band.

⁶ Bernd-A. Rusinek, Gesellschaft in der Katastrophe. Terror, Illegalität, Widerstand. Köln 1944/45, Essen 1989.

⁷ Siehe etwa die polemischen Artikel »Das letzte Verhör« (STADT-REVUE, Köln, 3/1988) und »Edelweißpiraten. Edelweiß oder kriminell« (ZEIT, Nr. 43, 20. 10. 1989). Im Gegensatz zu den dortigen Behauptungen sind für das Gutachten Zeitzeugenbefragungen durchgeführt worden.

⁸ Fritz Theilen, Edelweißpiraten, Frankfurt/M. 1984.

⁹ Diese Auffassung wird von Buscher in einer Fülle selbstverfaßter Rundbriefe und Flugzettel, in Interviews, Leserbriefen etc. vertreten. Siehe etwa: Kölner Stadt-Anzeiger, 8. 6. 1984.

¹⁰ Matthias v. Hellfeld, Edelweißpiraten in Köln. Jugendrebellion gegen das 3. Reich. Das Beispiel Köln-Ehrenfeld, Köln 1983².

äußerlich boten diese verwahrlosten, frühreifen, frechen und dreisten Burschen einen höchst unerfreulichen Anblick.«¹¹

Dieser Reihe höchst widersprüchlicher Einschätzungen kann entnommen werden, daß auch Erlebnisberichte der hermeneutischen Anstrengung kritischer Interpretation zu unterziehen sind. Sie unterscheiden sich darin nicht von anderen Quellen. Doch fällt es schon aus Gründen des Taktes häufig nicht leicht, Angaben anzuzweifeln, die mit der Last erlittenen Verfolgungsschicksals biographisch untrennbar verknüpft sind.

Vergessen und Herausheben

In einer bereits 1969 erschienenen Arbeit sah sich Hans-Josef Steinberg aus grundsätzlichen Erwägungen außerstande, in seiner historischen Darstellung Widerstandsaktionen zu berücksichtigen, über die allein Zeitzeugenberichte vorliegen.¹² Ebenfalls 1969 gelangte Peter Hüttenberger in einem der ersten Aufsätze zur Zeitzeugenproblematik in der Geschichtswissenschaft zu dem Schluß, der Kreis primärer Quellen und konventioneller Archivalien könne durch Zeitzeugenbefragungen nicht ersetzt, sondern nur ergänzt werden.¹³ Zeitzeugenberichte seien keine primäre Quelle, »sondern eine reflektierte Darstellung. . ., die aus der Rückschau entsteht, und der alle Mängel sekundärer Überlieferung anhaften«.¹⁴

Es wäre verfehlt, die Wiedergabe des Geschehens unter bestimmten ausschnitthaften und interessebezogenen Gesichtspunkten für ein ausschließliches Problem der Quelle Zeitzeugenbericht anzusehen. Alle Quellen stellen die ›Realität‹ ausschnittshaft dar: Ein sozialer Konflikt kann in der einen Quelle als Durchsetzung einer nur zu berechtigten Forderung, in der anderen als Revolte des verhetzten Pöbels, in einer dritten als Polizeiproblem, in einer vierten als Beispiel erfolgreicher politischer Mobilisierung abgebildet sein.

Bei Zeitzeugenberichten handelt es sich um *heute* entstehende Quellen über zurückliegende Erlebnisse. Diese Erlebnisse sind im Gedächtnis nicht wie in einem Computer abgespeichert, sondern unterliegen seit der Ereigniszeit einem steten Prozeß der Verarbeitung, Zuspitzung und Umdeutung. Gegen die gängige Kritik, Erinnerungen seien nicht »objektiv«, wurde mit Recht eingewandt, sie

¹¹ Leo Schwering, In den Klauen der Gestapo. Tagebuchaufzeichnungen der Jahre 1944–1945, Köln 1988, S. 177.

¹² Hans-Josef Steinberg, Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, Hannover 1969, S. 23.

¹³ Peter Hüttenberger, Zur Technik der zeitgeschichtlichen Befragungen, in: Der Archivar 22, 1969, S. 167–176, S. 176; wiederabgedruckt in diesem Band.

¹⁴ Ebd. S. 169

gehe von der falschen Vorstellung eines speichernden Gedächtnisses mit den »Qualitäten eines lebenslang funktionierenden Audio- oder Video-Recorders« aus.¹⁵

Von der ständigen Arbeit am Erlebten ist besonders bei Zeitzeugen auszugehen, die in der NS-Zeit aus politischen, konfessionellen oder »rassischen« Gründen verfolgt worden sind. Die NS-Zeit war für sie – wenn auch in unterschiedlichem Maße – eine Phase der Niederlagen, der Erniedrigungen und des Leides.

Für einen um 1910 geborenen Kommunisten, der gleich nach der »Machtergreifung« in »Schutzhaft« genommen wurde, seine politische Tätigkeit nach der Entlassung fortsetzte und nach der erneuten Festnahme lange qualvolle Jahre im Zuchthaus oder im Konzentrationslager verbringen mußte, wurde diese Unterdrückungserfahrung zum Kernereignis seines gesamten späteren Lebens: Er hatte seine Jugend einer politischen Idee geopfert, und diese Idee erlitt eine Niederlage nach der anderen. Entweder hat sich dieser Kommunist sein Leben lang gefragt, ob dieses Opfer sinnvoll gewesen sei, oder es gelang ihm, diese Frage zu verdrängen. In der Ära des Kalten Krieges mußte er sich fragen lassen, ob er als Kommunist nicht bloß ein »rotlackierter Nazi« gewesen sei. Er wurde immer weiter in die defensive Selbstrechtfertigung abgedrängt. Die Zahl derjenigen kommunistischen Widerstandskämpfer ist nicht klein, die nach dem 1956 erfolgten KPD-Verbot erneut zu Haftstrafen verurteilt wurden, weil sie sich weiterhin für ihre Partei einsetzten. Würde ein solcher Kommunist in einem Gespräch substantielle Fehler der kommunistischen Politik einräumen, es käme dem Eingeständnis gleich, seine Jugend umsonst hingegeben, umsonst gelebt und gelitten zu haben.

Hier ist eine Grenze dessen, was sinnvollerweise gefragt werden kann. Vielfach dürfte es einem kommunistischen Widerstandskämpfer unmöglich sein, über seine vorübergehenden Zweifel an der kommunistischen Politik oder über den zeitweiligen Wunsch zu berichten, mit dem NS-Regime seinen Frieden zu machen. Vermutlich wäre er auch kaum in der Lage, diese seinen Lebensentwurf bedrohenden Erfahrungen vor sich selbst einzugestehen. Aber ebenso falsch wie die Videorecorder-Vorstellung vom Gedächtnis wäre die Auffassung, es handelte sich bei diesem selektiven Erinnerungsvorgang um ein bewußtes Frisieren. Erfahrungen der Niederlage, der Schmach und der erlittenen Mißhandlungen durch die Schergen werden oftmals ausgeblendet,¹⁶ weil das Gedächtnis eine Schutzfunktion besitzt. Es hält in

¹⁵ Wolfram Fischer, Affirmative und transformative Erfahrungsverarbeitung, in: Jürgen Friedrichs (Hrsg.), 23. Deutscher Soziologentag 1986. Sektions- und ad-hoc-Gruppen, Opladen 1987, S. 465–469, hier S. 465.

¹⁶ In diesem Zusammenhang hat man darauf hingewiesen, daß Dostojewski während seiner Haftjahre in Sibirien zweifellos geschlagen wurde, aber daß dieser größte Psychologe der Weltliteratur an keiner Stelle in seinen umfangreichen »Erinnerungen aus einem Totenhaus« darauf eingeht.

erster Linie Erfahrungen fest, »die der Identitätssicherung dienen und der Kontinuität des Lebensverlaufs entsprechen«.17 Die Rekonstruktionstätigkeit des Erinnerns orientiert sich am »biographischen Gesamtkonzept dessen, der sich erinnert«.18

Befassen wir uns anhand von Zeitzeugenbefragungen mit den Schicksalen von Menschen, die als Jugendliche in »Schutzhaft« genommen oder in ein »Jugend-KZ« eingewiesen worden waren, so ist zu bedenken, daß sich das erlittene Verfolgungsschicksal in dieser Altersgruppe besonders schwer auswirkte, weil sie psychisch besonders verletzlich ist.19 Je stärker Erfahrungen die Identität bedrohten, um so intensiver wird die darauffolgende schützende Selektionsarbeit des Gedächtnisses sein, der die Erinnerungsberichte prägende »Selektionsprozeß von Vergessen und Herausheben« (Dilthey).

In der Erzählforschung wird auf die »sedative Funktion« des Berichtens hingewiesen: Das Erzählen bedrückender Erlebnisse habe die Funktion, »das eigene seelische Gleichgewicht des Sprechers durch eine Geschichte« wieder herzustellen.20 Sedative Erzählversionen konflikthafter Erfahrungen erreichen ihre idealtypische Gestalt, wenn der Erzähler sein unliebsames Erlebnis vollends vergißt und statt dessen die Erzählung für die Wirklichkeit nimmt.21

Erinnerung und Sinnggebung

Es wäre falsch, generalisierend von *der* Zeitzeugenaussage zu reden. Ein Erlebnisbericht über soziale Verhältnisse in den 50er Jahren unterscheidet sich von einem Erlebnisbericht über die NS-Zeit grundsätzlich darin, daß es in der NS-Zeit nichts Harmloses gab. Die Mitläufer stehen in einem Rechtfertigungszusammenhang. Die politisch Verfolgten und aktiven Regime-Gegner leiden unter der Last des Durchlebten, und häufig genug mußten auch sie sich rechtfertigen.

Berichte über Erlebnisse aus der NS-Zeit unterscheiden sich nach dem Grad der Betroffenheit und dem zugefügten Leid, nach dem augenblicklichen Stand der Diskussion über das Berichtete und nach dem Sinn, den ein Zeitzeuge seinem Verfolgungsschicksal zu geben in der Lage ist.

¹⁷ Jürgen Franzke, Modifikation und Rahmung, Anmerkungen zu Entstehung und Veränderung lebensgeschichtlicher Erinnerungen, in: Friedrichs, S. 457–460, hier S. 458.

¹⁸ Fischer, Affirmative und transformative Erfahrungsverarbeitung S. 466.

¹⁹ Siehe entsprechende Überlegungen in: Bruno Bettelheim, Schizophrenie als Reaktion auf Extremsituationen, in: ders., Erziehung zum Überleben. Zur Psychologie der Extremsituation, Stuttgart 1980, S. 126–139, hier S. 127.

²⁰ Albrecht Lehmann, Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen, in: Zeitschrift für Volkskunde 74, 1978, S. 198–215, hier S. 213.

²¹ Ebd. S. 214.

Ein politischer Widerstandskämpfer wußte, warum er verfolgt wurde. Er hatte sich sehenden Auges in den Focus der Macht begeben, und es war ihm klar, daß das NS-Regime ihn als Gegner behandeln würde. Aber aus »rassistischen« Gründen Verfolgte, deren gesamte Familien ermordet wurden, sind grausam überfordert, sollen sie ihrem Schicksal einen »Sinn« geben. Es gelingt ihnen kaum, ihre Leidenserfahrungen in eine Erzählung einzubetten. Verdrängung ist hier eine Gnade.

Werden aber konkrete identitätsbedrohende Details wieder an die Oberfläche des Gedächtnisses geholt, kann es zum völligen Zusammenbruch kommen. Das geschah im Februar 1987 während des Erlebnisberichtes eines jüdischen Zeitzeugen: Er berichtete über seine Erlebnisse als junger jüdischer Deutscher in einer rheinischen Großstadt 1933/34, über seine Familie und über seine geglückte Auswanderung nach Palästina. Als er erzählte, wie er in Triest das Schiff nach Palästina bestieg, fügte er hinzu, er sei der einzige Überlebende seiner Familie. Dann kam der Zusammenbruch. Die Erinnerungen überfielen den Zeitzeugen mit solcher Wucht, daß er in einen Zustand der Apathie und des vorübergehenden Sprachverlustes versank.

Es gibt Bereiche, an die ein sensibler Historiker in einem Zeitzeugengespräch nicht rühren soll, auch wenn der Zeitzeuge – wie im angesprochenen Fall – von sich aus und ohne Überredung zu der Aufzeichnung des Gespräches bereit war. Der Historiker trägt gegenüber den Zeitzeugen auch Verantwortung.

Die Mittelbarkeit von Erfahrungen ist begrenzt durch die Last, die eine Psyche ertragen kann. Auch das Mitgeteilte unterliegt verschiedenen Einschränkungen. Viele Zeitzeugen münzen ihre Erlebnisse in eine politische Lehre für heute um. Es ist möglich, daß ein kommunistischer Zeitzeuge um seiner pädagogischen Absicht willen die ganz erhebliche Militanz vieler kommunistischer Aktionen und Agitationen in der Schlußphase der Weimarer Republik zugunsten der antimilitaristischen Aspekte des Kampfes gegen die Aufrüstung der Reichswehr abschwächt oder ausblendet. Didaktische Absicht und erlebtes Geschehen verschmelzen untrennbar miteinander. An derartigen Ausblendungsprozessen wirken auch aktuelle politische Einschätzungen, Rücksichtnahmen auf Genossen, der Stand der augenblicklichen Diskussion und die Loyalität gegenüber Parteien und Gruppen mit. Nachfolgeereignisse, Kommentare von dritter Seite und die immer neue Analyse des Erlebten beeinflussen die »Gedächtnispräsentation des Erstereignisses«: »Die Analyse des Geschehens überlagert das Original. Das kann dazu führen, daß bei der Erinnerung nicht mehr zwischen Original und Interpretation unterschieden werden kann.«²²

In der Köln-Kontroverse wurde öffentlich darüber gestritten, ob die Jugendlichen

²² Brigitte Chassein/Hans-J. Hippler, Reliabilität und Validität retrospektiver Daten. Befunde aus der kognitiven Psychologie, in: Friedrichs, S. 454.

in der Steinbrück-Gruppe »kriminelle Verbrecher« oder »heroische Widerstandskämpfer« gewesen seien. Die Positionen waren unvermittelbar; nichts schien aus dieser Polarisierung herauszuführen. Die befragten Zeitzeugen aus der Peripherie waren selbstverständlich bestrebt, das Andenken ihrer von der Gestapo ermordeten Freunde und Verwandten vom Verbrecher-Stigma zu befreien. Die Alternative Verbrecher – Widerstandskämpfer war falsch, aber welche Darstellung kann von einem Menschen billigerweise erwartet werden, der sich in diese Alternative hinein-gezwungen sieht?

Das Gespräch Zeitzeuge/Historiker läßt sich nicht mit einer normalen Gesprächssituation vergleichen. Der Zeitzeuge weiß, was er erzählt, geht in eine Veröffentlichung ein. Daraus ergibt sich ein gewisser Plausibilitätsdruck für den Befragten, weil er auf andere Zeitzeugen Rücksicht nehmen muß, die den Text vermutlich ebenfalls lesen werden. Zugleich kann der Zeitzeuge angesichts der geplanten Veröffentlichung seines Berichts auch bestrebt sein, Episoden besonders zu stilisieren und auf den Punkt zu bringen. Hier ist abermals auf die Verantwortung des Historikers gegenüber dem Zeitzeugen hinzuweisen: Es besteht die Gefahr, daß sich ein Zeitzeuge unter tätiger Mitwirkung des befragenden Historikers zu bestimmten Darstellungen hinreißen läßt, hinter die er nicht mehr zurück kann, wenn der Text einmal veröffentlicht ist.

Erinnerung, Erzählung, Phantasie

Jedes Gespräch, jede Autobiographie und jede Erzählung ist durch Tradition und durch individuellen Stil geprägt. Kommunikation über Erlebtes gehorcht eigenen formalen Gesetzen.²³ Eine Ordnungsstruktur innerhalb des Gedächtnisses, eine »Rahmung« ist – wie Jürgen Franzke im Anschluß an Maurice Halbwachs formuliert²⁴ – Erlebnissen bereits vorgängig. Zeitzeugenberichte besitzen eine eigene Form tradierten Erzählens. In diesem Sinn spricht Franzke vom »Wunsch nach Literarisierung der eigenen Lebensgeschichte«.²⁵

Formen, mit deren Hilfe Erfahrungen als ›Geschichten‹ präsentiert werden, sind als Teil eines Gitterwerkes vorstellbar, in das die wahrgenommenen Fakten eingefügt und zu Sinn montiert werden. Die tradierten ›Bauformen des Erzählens‹ besitzen gegenüber den wahrgenommenen Fakten oftmals Eigenständigkeit: Man ordnet die Ereignisse in seiner Erzählung in vorgängige, tradierte Strukturen ein, bemüht sich um eine gewisse epische Eleganz und Kohärenz und gibt zuweilen der Tendenz nach, den Geschehnissen eine »dramatisch wirksame, dialektische Zuspitzung« zu

²³ Lehmann, Erzählen eigener Erlebnisse S. 199.

²⁴ Franzke, Modifikation und Rahmung S. 458.

²⁵ Ebd. S. 460.

verleihen.²⁶ So kommt es leicht zu »Verschiebungen und Farbänderungen«, und im Extremfall nehmen Ereignisse in der Erinnerung »die Gestalt an, in der wir sie zwar nicht erlebt haben, aber erlebt haben *möchten*«. ²⁷ Ohne Phantasie würden Erinnerungen nicht gedeihen, schrieb der Mediziner Naunyn einleitend in seinen Memoiren.²⁸

In modifizierter Form gelten diese Überlegungen auch für die Erlebniszeit selbst. Erlebnis und Interpretation lassen sich nicht voneinander trennen. Erleben ist nicht voraussetzungslos, da im Moment des Erlebens bereits interpretiert werden muß: Wer in einer beliebigen Situation vor eine Handlungsalternative gestellt ist, muß während seines Handelns interpretieren und dabei Sedimente von Erfahrungen abrufen, um sich situationsadäquat zu verhalten. Handeln hängt von den Deutungen ab, die dem Geschehen gegeben werden; diese Deutungen haben sich in vergangenen Situationen gebildet. Erleben wird also nicht erst in der Erinnerung geformt.²⁹ Subjektive Erklärungen gibt es notwendig bereits im Stadium des Erlebens.

Es deutet sich hier an, daß punktuelles und unvernetztes Erleben polyvalent ist. Eine große Zahl von Inhalten ist anknüpfbar. Das wird an dem Brief einer 1920 geborenen Düsseldorferin deutlich, die in der NS-Zeit einer Jugendgruppe außerhalb der HJ angehörte. In ihrem Brief fragte sie den Verfasser: »Ob es was mit Edelweiß zu tun hat?« Eine Zeitzeugin fragt also den Historiker, wie das von ihr Erlebte einzuordnen sei.

Die Ebenen I und II

Im Rahmen einer hier nicht weiter zu erörternden Auseinandersetzung mit dem Konzept der »objektiven Hermeneutik« hat Gerald Schneider einen Weg vorgeschlagen, um den in Interviews eingewobenen objektiven Fakten näherzukommen.³⁰ Er geht davon aus, daß Interviews die Realitätsebene I der Verhaltensdaten und die Realitätsebene II der subjektiven Handlungserklärungen, Begründungen, Bewertungen und Deutungsmuster enthalten. Man könne in der Analyse eines

²⁶ A. E. Hoche, Vorwort zu jeder Selbstdarstellung, in: ders., Jahresringe. Innenansicht eines Menschenlebens, München 1934, S. 7–19, hier S. 18. (Hervorhebung vom Verf.) Häufig enthalten Autobiographien und Memoiren ungehobene Schätze fruchtbarer Überlegungen zu den Themen Erlebnis, Gedächtnisrepräsentanz, schöpferische Kraft der Erinnerung.

²⁷ Ebd. S. 18.

²⁸ B. Naunyn, Erinnerungen, Gedanken und Meinungen, München 1925, S. 1.

²⁹ Siehe den Begriff der »sinnhaften Informationsverarbeitung« in: Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt 1984, S. 104.

³⁰ Gerald Schneider, Hermeneutische Strukturanalyse von qualitativen Interviews, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40, 1988, S. 223–244. Dort auch die weiteren Zitate.

Interviews die Ebene der »harte(n)«, »objektive(n)« Sachverhaltensdarstellung« erreichen, also die Ebene I freipräparieren und vergangenes soziales Handeln rekonstruieren. Interviews seien »Dokumente von faktischen Abläufen sozialen und instrumentellen Handelns auf der Ebene I, die vom Erzähler selbst kommentiert und interpretiert (Ebene II) werden«. Auf die Ebene I werde mit »Was- oder Wie-Fragen« gezielt, auf die Ebene II mit »Warum-Fragen«. Die subjektive Deutungsarbeit des Interviewten bewege sich auf der Ebene II des Warum. Entscheidungen auf dieser Ebene wirkten sich zwar durch Selektionen und Umgruppierungen auf die Ebene I des Was und Wie aus, aber nicht dergestalt, daß eine völlig neue Ebene I entstünde.

Die Frage ist, ob die säuberliche Trennung wirklich gelingen kann. Ein ehemaliger Häftling des Konzentrationslagers Dachau hat in mehreren Erlebnisberichten detailliert über eine Widerstandsorganisation der Häftlinge berichtet, an der er selbst führend beteiligt gewesen sei. Er nannte exakt die illegalen Treffpunkte, die Hauptakteure, die Agitationsformen und die in geheimen Diskussionen entworfenen Ziele der Gruppe. Eine Nachrecherche ergab aber, daß buchstäblich alles an den Berichten nicht stimmte.³¹ Es handelt sich hier um eine völlige Konstruktion auf der Ebene I. Die Trennung von Ebene I und Ebene II ist problematisch, weil I durch II erzeugt werden kann.

In einem Zeitzeugengespräch sagte ein ehemaliger Duisburger Edelweißpirat: »Ich hatte da in Marxloh dem Bannführer eine geschmiert. . . Ich war immer in der HJ, die haben uns doch geholt immer. . . Ich war dagegen, ich war strikt dagegen, ich konnte das nicht haben mit Hinlegen und Aufstehen und Rumkommandieren. . . – In Marxloh war eine Privatbadeanstalt, und dann kommen wir da vorbei, und ich seh nur oben, das Hoheitsabzeichen an der Mütze, der hatte keine Uniform an. . . Das war der Bannführer von der HJ in Marxloh und da sagt der: »Hört hier auf zu palavern, macht daß ihr in den (Luftschutz-)Keller kommt.« Das war für mich wieder wie ein rotes Tuch. . . Und da schmier ich dem eine, ich hatte einen Schlüsselbund in der Hand, der flog sofort die Treppe rauf, und wir dann: Türmen.«³²

Eine Analyse dieser Interviewpassage à la Schneider ergäbe auf der Ebene I als sicheres Faktum, daß sich der Zeitzeuge geprügelt hat. Daß er es als Edelweißpirat tat, weil er die Hitlerjugend haßte, könnte die Deutungsarbeit des Interviewten auf der Ebene II sein. Der Zeitzeuge könnte seinem Verhalten diese Deutung erst in den 70er Jahren gegeben haben, weil damals viel Euphorisches über die Edelweißpiraten-Subkultur veröffentlicht wurde, oder weil er einen Antrag auf Wiedergutmachung

³¹ Mtlg. von Prof. Hüttenberger.

³² »Ich war nicht ohne damals. . .« – Gespräch mit einem ehemaligen Duisburger Edelweißpiraten (geb. 1927), 11. 4. 1985.

chungsleistungen als NS-Verfolgter gestellt hatte; er könnte aber seinem Verhalten bereits zur ›Tatzeit‹ diese Deutung gegeben haben. Ebene I ist allein das Faktum der Schlägerei, Ebene II die Selbstausslegung des Interviewten. Die zur Tatzeit vorgenommene Selbstausslegung »Schlägerei aus Haß auf die Hitlerjugend« würde die Realitätsebene I vollkommen ändern: Es handelte sich dann nicht mehr um eine Schlägerei, sondern um einen Akt der Jugendopposition und Nichtangepaßtheit in einem Terrorsystem.

Der Nutzen von Zeitzeugenberichten

Gespräche mit Zeitzeugen sind für eine historische Untersuchung wenig geeignet, wenn die Fragen in die Identität eines Zeitzeugen hineinreichen. Wenn etwa in der Presse diskutiert wird, ob es sich bei einer Gruppe um eine Verbrecherbande oder um Widerstandskämpfer gehandelt habe, dann wird ein Zeitzeuge aus der Peripherie dieser Gruppe die meisten Fragen unmittelbar auf diese Schwarz-Weiß-Alternative beziehen. Die Frage, ob hungernden »Ostarbeitern« geraubte Lebensmittel geschenkt wurden, wäre mit dem Zentnergewicht der moralischen Klassifizierung belastet; denn wenn der Zeitzeuge berichtete, es habe keinen Kontakt zu »Ostarbeitern« gegeben, würde das womöglich den eigennützigen Charakter der begangenen Diebstähle implizieren, und der Zeitzeuge müßte befürchten, die Verbrecher-These stark zu machen.

Wenn sich ein Zeitzeugengespräch aber jenseits der Zentner-Fragen bewegt, an denen die Identität der Zeitzeugen geknüpft ist, erhalten wir so wichtige Informationen wie in dem folgenden Beispiel: Über Vorgänge in einem Düsseldorfer Arbeiterviertel berichtet ein Zeitzeuge, der dort aufgewachsen ist und sich als junger Kommunist am Abwehrkampf gegen die Nationalsozialisten beteiligte, bis 1933 habe sich »kein Faschist in das Viertel gewagt«. Seien SA-Männer in der Nähe gewesen, so fand sich schnell jemand, der mit dem Fahrrad durch das »rote« Viertel fuhr und die Bewohner durch Hornsignale verständigte. Die sozialen Beziehungen seien eng gewesen. Man habe einander gekannt, dieselbe materielle Not gelitten und sich für dieselben politischen Ziele eingesetzt. Diese Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens wurde an der Gewohnheit deutlich, die Flureingangstüren vieler Arbeiterhäuser auch des Nachts unverschlossen zu lassen.³³ Solche Einzelheiten stehen nicht in den Akten, und sie erweitern die Kenntnis der Geschichte eines Arbeiterviertels am Beginn der NS-Zeit um wichtige sozialhistorische Fakten.

Anderer Zeitzeugenberichte mögen in Einzelfällen faktisch falsch und für die Rekonstruktion zeitgeschichtlicher Vorgänge ungeeignet sein – aber sie sind es doch

³³ Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Videofilm: Erlebnisbericht von Herrn W. Kutz (Gesprächsführung B.-A. Rusinek).

wieder nicht, wenn gilt, daß die Geschichte der individuellen Verarbeitung des Nationalsozialismus Teil der NS-Geschichte ist. Die Variation eines Satzes von Ulrich Raulff über das Gerücht in der Geschichte ergäbe die Feststellung: Wenn eine Zeitzeugenerinnerung sich auf dem Prüfstand harter ›facts‹ als unwahr erweise, so sei sie doch eine wahre Aussage über die psychische Situation des sich Erinnernden.³⁴ Diese Situation aber ist Teil der Geschichte, wenn der Geschichtsbegriff nicht positivistisch verengt wird. Die übertreibende Erinnerung eines Kommunisten an die große Resonanz verteilter Flugschriften zeugt von den Hoffnungen der Widerstandskämpfer als der Voraussetzung ihres aufopferungsvollen Durchhaltens in der Illegalität; die Erinnerung eines Mitläufers nach dem Muster »was hätten wir denn tun sollen« legt Elemente des Funktionierens der NS-Herrschaft frei; wenn sich jüdische Menschen in erster Linie an nette Volksgenossen erinnern, so kann es sich um eine Weichzeichnung der erlittenen Gemeinheiten handeln. Die scharfe Trennung von objektiv und subjektiv, von wahr und unwahr, auf der Zeitzeugenkritik vielfach beruht, läßt sich in solchen Fällen nicht mehr aufrechterhalten: »Wahr – unwahr« sind als moralische Kategorien zur wissenschaftlichen Analyse subjektiver und sozialer Bewußtseinsprozesse ungeeignet.«³⁵

Zeitzeugenberichte enthalten ein Wissen, das nicht verlorengehen darf, auch wenn dieses Wissen nicht im naiven Sinne authentisch ist. Bei der trivialen Feststellung, daß dem Gedächtnis nach 40 oder gar 50 Jahren manches entglitten ist, darf eine kritische Würdigung der Aussagefähigkeit solcher Berichte nicht stehen bleiben.

³⁴ Ulrich Raulff, Clio in den Dünsten. Über Geschichte und Gerüchte, in: Merkur 496/1990, S. 461–472, hier S. 465.

³⁵ Lehmann, Erzählen eigener Erlebnisse S. 204.

Validitätsprobleme retrospektiver Interviews. Eine Befragungsreihe zum Thema Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich^{*}

von Reinhard Mann (†)

Die vom Institut für angewandte Sozialforschung der Universität Köln vor einigen Jahren durchgeführte Befragungsreihe hatte zum Thema den Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime zwischen 1933 und 1945 und die dabei erlittene Verfolgung und Unterdrückung. Interviewt wurden Personen, die individuell oder in organisierten Gruppen Widerstand geleistet hatten, bei denen detaillierte Kenntnisse und spätere intellektuelle Verarbeitung der Erlebnisse vorausgesetzt werden konnten, quasi »Experten« auf ihrem Gebiet und qualifizierte Interviewpartner. Ausgewählt wurde die Stadt Düsseldorf, wo die Betroffenen zwischen 1933 und 1945 gewohnt und in unterschiedlicher Weise Widerstand geleistet haben. Über 30 Personen, von deren Widerstand man wußte, wurden 1979 angeschrieben. Jeder Dritte der Angeschriebenen war verzogen oder nicht mehr erreichbar, zwei waren verstorben, fünf reagierten überhaupt nicht und drei lehnten ein Interview ab, so daß schließlich nur zehn Personen im Frühjahr 1980 befragt werden konnten.

In der Sozialforschung ist bekannt, daß bei der Gültigkeit von rückblickenden Interviews vor allem drei Problembereiche zu beachten sind:

1. Die Fähigkeit oder Unfähigkeit des Befragten, sich an länger zurückliegende Ereignisse bzw. Einstellungen oder Eindrücke zu erinnern;
2. die Konfusion der Erinnerungen beim Befragten mit inzwischen Erlebtem;
3. die Ex-Post-Interpretation der Vergangenheit durch den Befragten im Hinblick auf später eingetretene Erfahrungen und Erlebnisse.

Aus der neueren Gedächtnisforschung wiederum weiß man, daß beim Befragten die unbewußte Tendenz besteht, die eigene Vergangenheit in Richtung auf die augenblickliche Lebenssituation hin zu interpretieren. Mit wachsendem Abstand steigt die Tendenz zur Verzerrung, Umdeutung und zum Verschweigen (z. B. sich ex post für die erfolgreichere Partei oder den schließlichen Sieger zu erklären, hier: die

^{*} Auszug. Vollständig gedruckt in: Gerhard Botz/Josef Weidenholzer (Hrsg.), Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte »geschichtsloser« Sozialgruppen (Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft. Materialien zur Historischen Sozialwissenschaft 2), Wien/Köln 1984, S. 355–370, hier S. 360–367.

Sache des Widerstands). Ebenso will der Befragte sich normengerechter und im gewissen Sinne idealtypischer darstellen, als es tatsächlich der Fall gewesen ist. Brüche, Abweichungen, Zweifel, nichtkonformes Verhalten werden verschwiegen oder positiv verändert.

Der Historiker muß sich fragen: In welchem Ausmaß wird die Darstellung der Vergangenheit durch die Befragten von deren späterer individuellen politischen und ideologischen Entwicklung erkennbar beeinflusst? Und: In welchem Grad kann die Darstellung der Vergangenheit durch Einstellung und Status zum Zeitpunkt der Befragung verzerrt werden?

Allen in Düsseldorf Befragten war gemeinsam, daß sie sich in der Nachkriegszeit immer wieder, z. T. öffentlich, mit ihrer Vergangenheit und dem geleisteten Widerstand beschäftigt und daß sie sich mehr oder weniger politisch betätigt hatten. Ihre politische und öffentliche Position nach 1945 dürfte mit ihrer höheren Erinnerungsbereitschaft in Zusammenhang stehen. Aktive Mitgliedschaft in Verfolgtenverbänden, antifaschistischen Organisationen oder politischen Parteien der Bundesrepublik dürfte die bewußte Reflexion erheblich gefördert haben. Bei Personen, die als Politiker oder Verbandsfunktionäre öffentlich tätig sind, ist der geleistete Widerstand von besonderer Qualität. Sie werden rasch bei der Hand sein, Interviews für das politische Publikum und den Wähler zu geben, und geneigt sein – nicht immer nur unbewußt –, die Tatbestände ihrer Vergangenheit politisch zu instrumentalisieren und entsprechend zu verzerren in für sie selbst positivem Sinne.

Darum ist es bei Personen des öffentlichen Lebens, bei qualifizierten und erfahrenen Interviewpartnern unbedingt notwendig und ganz besonders wichtig, die Interviewinhalte und -daten durch andere Quellen, vor allem Akten, zu überprüfen. Die Gefahr, daß der meist jüngere und oft unerfahrene Interviewer solchen »Interviewprofis« zum Opfer fällt und von diesen irreführt wird, darf nicht unterschätzt werden.

Zur Überprüfung der Angaben der zehn Düsseldorfer Befragten standen zum Glück eine Reihe von zusätzlichen Informationen zur Verfügung: Akten der Gestapo-Einstellungsstelle Düsseldorf (7 Fälle), Prozeßakten des Oberlandesgerichts Hamm (3), Prozeßakten des Sondergerichts Düsseldorf (1), Akten des Amtes für Wiedergutmachung Düsseldorf (6), gedruckte Interviews (3), schriftliche Erinnerungsberichte und Memoiren (2), Erwähnung in der wissenschaftlichen Literatur (9). Die Vergleiche brachten interessante Aufschlüsse und bestätigten die vermuteten Verzerrungen und Verfälschungstendenzen.¹

¹ Bis hierhin Zusammenfassung durch die Redaktion (D. K.).

(. . .)

Beschreibung der befragten Personengruppe

Die zehn interviewten Männer waren zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 60 und 81 Jahre alt; sie erlebten die nationalsozialistische »Machtübernahme« mithin in unterschiedlichen Altersstufen: zwei von ihnen waren 1933 noch Kinder bzw. Heranwachsende (13 und 15 Jahre), während drei bereits als verheiratete Familienväter erhebliche private und auch berufliche Verpflichtungen besaßen und zudem vielfältige persönliche Aktivitäten entfalteten.²

Im Jahr 1933 befanden sich drei der Befragten als Schüler oder Lehrling und einer als katholischer Kaplan noch in der Ausbildung; zwei waren erwerbslos, vier Personen standen dagegen als Arbeiter (zwei), Redakteur und Syndikus voll im Berufsleben. Fast fünfzig Jahre später übten zwei Befragte noch eine Berufstätigkeit aus; bemerkenswert ist, daß vier der acht Rentner bzw. Pensionäre entweder einer Nebenerwerbstätigkeit nachgingen oder politisch und publizistisch in der Öffentlichkeit wirkten. Ungewöhnliche politische und soziale Aktivität vor oder während des sog. »Dritten Reiches« zeichnen sämtliche Interviewpartner aus: Sechs der Befragten waren vor 1933 Mitglieder politischer Parteien (KPD: vier, SPD: einer, Zentrum: einer) und hatten dort politische Funktionen inne.³

Alle zehn Befragten gehörten Verbänden, etwa Gewerkschaften, politischen Kampfbünden, Studentenvereinigungen, Sportverbänden oder Berufsgenossenschaften an, die Hälfte auch Vereinen auf Ortsebene; sie hatten durchgehend besondere Aufgaben (Vorstandspositionen) in diesen Organisationen übernommen und zum Teil mehrjährig ausgeübt, bis die sog. »Gleichschaltung« durch die Nationalsozialisten, genauer, die Auflösung und Zerschlagung vieler Verbände und Vereine, diese Aktivitäten entweder beendete oder, und dies gilt überwiegend, in die Illegalität abdrängte.

Die illegale Weiterführung von durch die Nationalsozialisten verbotenen Parteien und Verbänden, zum Teil verbunden mit der Verbreitung illegaler Druckschriften, bildete in acht Fällen die Form des Widerstandes gegen das »Dritte Reich«, während

² Erinnerungsberichte der interviewten Personen sind abgedruckt in: Es gab nicht nur den 20. Juli, hrsg. v. WDR Köln, Köln 1979; Karl Schabrod, Widerstand an Rhein und Ruhr 1933–1945, Düsseldorf 1969; ders., Gegen Flick und Florian, Frankfurt/M. 1978; Walter Hensel, 3 × Kommunalpolitik, Köln/Berlin 1970; ders., Wechselnde Pfade, Privatdruck (1947); Peter Busch, Einer der dagegen war, (Langenfeld o. J.).

³ Auffällig ist, daß die Elternfamilien von drei der vier KPD-Mitglieder unter den Befragten politisch der SPD zugeneigt waren bzw. sich dort auch aktiv politisch betätigt hatten. Die Söhne wechselten 1924 oder nach 1930 unter dem Eindruck der Niederschlagung von Arbeiteraufständen im Jahr 1923 oder nach Einbruch der Weltwirtschaftskrise zur revolutionären KPD. Weitere drei befragte Personen dürften politisch dem Katholizismus nahegestanden haben, waren (auch aufgrund ihres niedrigen Alters) nicht Mitglied des Zentrums.

zwei Personen aufgrund politisch nonkonformer Meinungsäußerungen Verfolgungsmaßnahmen erleiden mußten. Zwei der Befragten waren in freilich ganz unterschiedlichem Ausmaß an der Aufrechterhaltung der verbotenen KPD beteiligt: Einer der beiden mußte Mitte 1934 aus Deutschland nach Holland flüchten, wo er bis Kriegsende verborgen lebte und in Kontakt mit der niederländischen Widerstandsbewegung gegen die deutschen Besatzer kam; der andere, Absolvent der Moskauer Lenin-Schule, in heutigem Jargon als »Politprofi« charakterisierbar, wurde 1934 als Organisationsleiter der KPD im Ruhrgebiet eingesetzt, wo ihn jedoch bereits nach viermonatiger illegaler Tätigkeit die Geheime Staatspolizei verhaftete.⁴ Einer der Befragten, dessen Vater bis 1933 den Posten des Hauptkassiers der SPD im Unterbezirk Düsseldorf bekleidete, kassierte bis 1936 im Bereich des ehemaligen SPD-Ortsvereins Düsseldorf-Eller Mitgliedsbeiträge für die verbotene SPD, bis ihn die Gestapo zusammen mit seinem Vater und einem weiteren bekannten sozialdemokratischen Funktionär unter konstruierten Beschuldigungen festnahm. Ein anderer Interviewpartner unterhielt konspirativ getarnte Kontakte zu früheren Parteifreunden aus dem Zentrum und zu Arbeitskollegen aus Verwaltung und Verbandswesen, um alle Chancen auszuschöpfen, insgeheim gegen das nationalsozialistische Regime im Rahmen der Möglichkeiten vorgehen zu können. Die Gestapo vermochte es jedoch, einen sog. »V-Mann« in den Kreis der Oppositionellen einzuschleusen und dadurch die Beteiligten zu überführen.

In vier Fällen führten die Befragten verbotene Verbände illegal weiter, beispielsweise den Katholischen Jungmännerverband, dem in einer staatspolizeilichen Anordnung vom 28. Mai 1934 wie anderen konfessionellen Vereinigungen auch jegliche öffentliche Betätigung untersagt worden war. Zwei Personen suchten die kommunistische »Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit« und die »Roten Pfadfinder« in der Illegalität in Düsseldorf aufrechtzuerhalten. Zwei weitere Befragte gerieten durch nonkonforme Meinungsäußerungen bzw. auch durch unerwünschte religiöse Aktivitäten mit dem NS-Regime in Konflikt: Ein an sich politisch völlig uninteressierter 23jähriger Banklehrling nannte den »Führer« Adolf Hitler im Jahr 1933 im Anschluß an eine im Rundfunk gehörte kulturpolitische Rede einen »Kaffer« und wurde deshalb von einem Arbeitskollegen bei der Gestapo denunziert. Ein junger Kaplan, 1933 zunächst in Solingen, später als Pastor in Düsseldorf tätig, geriet wiederholt aufgrund seiner antinazistischen Predigten und sonstiger Handlungen, die die Autonomie der katholischen Kirche gegenüber dem Regime betonten, in Konflikt mit der Gestapo, bis er schließlich 1942 – möglicherweise aufgrund einer Verwechslung mit einem anderen Pastor gleichen Namens – ins »Konzentrationslager« Dachau eingewiesen wurde, wo er bis Kriegsende verbleiben mußte.

⁴ Die Nachweise zu den einzelnen Interviews sind im Nachdruck hier weggelassen (D. K.).

Insgesamt fünf der zehn Befragten wurden in einem »Konzentrationslager« festgehalten, vier davon zwischen sechs und acht Monaten;⁵ einer saß fünf Monate in Gestapo-Haft in Düsseldorf, wo er derart mißhandelt und physisch und psychisch unter Druck gesetzt wurde, daß er einen Selbstmordversuch unternahm. Drei der Interviewten wurden von nationalsozialistischen Gerichten (Sondergericht Düsseldorf bzw. Oberlandesgericht Hamm) zu Freiheitsstrafen zwischen zwei und vier Jahren, einer zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt, nachdem der Staatsanwalt sogar die Todesstrafe gegen ihn beantragt hatte. Vier der acht Personen, die im »Dritten Reich« einmal oder auch mehrfach inhaftiert wurden, gelangten durch Informationen sog. »V-Leute« zur Kenntnis der Gestapo, zwei aufgrund der Aussagen von Mitbeteiligten, einer durch eine Denunziation und einer fiel dem typisch nationalsozialistischen Terrorinstrument »präventiver« Verhaftungen zum Opfer, die von Zeit zu Zeit nach vorgegebenen Listen durchgeführt wurden und jeweils Kategorien von Personen betrafen, etwa lokal bekannte frühere Funktionäre von SPD und KPD.

Sieben der befragten Personen gehörten – soweit in Erfahrung gebracht werden konnte – keiner nationalsozialistischen Organisation an; je einer war Mitglied der »Sturmabteilung« (SA), der »Hitler-Jugend« (HJ), der »National-Sozialistischen Deutschen Arbeiterpartei« (NSDAP), aus der der Betreffende jedoch wegen seiner anti-nationalsozialistischen Aktivitäten verstoßen wurde.

Die Erinnerungsfähigkeit der Befragten

Das Durchschnittsalter der im Frühjahr 1980 Befragten betrug knapp 71 Jahre; die Ereignisse und Eindrücke, nach denen wir fragten, lagen zwischen 47 und 35 Jahre zurück – ein auf den ersten Blick natürlich extrem lang erscheinender Zeitraum. Manifeste Erinnerungsschwächen oder -lücken bei den Befragten ließen sich in den durchgeführten retrospektiven Interviews in fünf Fällen in der Tat auch feststellen, allerdings waren sie bis auf einen achtzigjährigen, gesundheitlich recht angegriffenen Rentner nicht gravierend und bezogen sich in der Regel lediglich auf Details wie Personennamen, genaue Zeitangaben und die zeitlich korrekte Reihenfolge von Ereignissen. Handlungszusammenhänge wurden dagegen überwiegend erstaunlich gut erinnert und dementsprechend berichtet. In vier der zehn Interviews zeigte sich, daß einige Vorgaben seitens der Interviewer als nützliche Stimuli der Erinnerungsfähigkeit

⁵ Folgende »Konzentrationslager« wurden genannt (mit Mehrfachnennungen): KZ Börgermoor (drei Befragte), KZ Brauweiler (zwei Befragte), KZ Esterwegen und KZ Dachau (je ein Befragter). (Das KZ Brauweiler, ein sogen. »wildes KZ«, bestand von Frühjahr 1933 bis Frühjahr 1934 in dem an die Kölner Justizverwaltung vermieteten Gefängnisbau der Rhein. Provinzial-Arbeitsanstalt Brauweiler; von 1942 bis Ende 1944 unterhielt dort die Kölner Gestapo ein Gefängnis. D. K.)

higkeit dienten. Auf der anderen Seite erwies sich die Erinnerungsfähigkeit bei vier Befragten als sehr gut, in einem Fall, der freilich als Ausnahme gelten muß, als extrem gut. Der achtzigjährige Interviewte konnte zum Beispiel noch sämtliche Orte in Deutschland aufzählen, die er auf seiner Wanderschaft als Schreiner Geselle bereist hatte. Es handelte sich aber hierbei, wie bereits betont, um einen Ausnahmefall; denn der Befragte, bis ins hohe Alter in führenden Positionen einer politischen Partei tätig, hatte seinen Lebenslauf schon vielfach in Interviews vorgetragen und spulte zu Beginn der Befragung auch routiniert eine offenkundige Standardversion seines beruflichen und politischen Karriereanfangs ab, bevor er durch gezielte Rückfragen zu einer ausführlicheren und detaillierteren Schilderung veranlaßt wurde. Dieser Befragte hinterließ zudem in dem zweiteiligen, insgesamt sechs Stunden umfassenden Interview den Eindruck eines Mannes, der durch und durch reflektierte und bis auf wenige Passagen jederzeit bewußt kalkulierte Antworten zu geben vermochte. Dies dürfte wahrscheinlich durch seine ungewöhnliche Interview-Routine und eine offenbar außerordentlich gründliche, wohl auch durch die politische Karriere des Befragten bedingte, Reflexion der eigenen Vergangenheit erklärbar sein.

Nicht nur Interview-Erfahrung – die Hälfte der befragten Personen war schon mindestens einmal, zwei auch mehrfach zum Thema interviewt worden –, sondern auch die bereits erfolgte schriftliche Formulierung der eigenen Erinnerungen dürften erheblich dazu beigetragen haben, die Erinnerungsfähigkeit auch über Zeit zu fördern und Erinnerungen an bestimmte Ereignisse, Eindrücke und Erlebnisse auch kognitiv zu stabilisieren.

Zwei unserer Interviewpartner haben entweder noch während des »Dritten Reiches« oder unmittelbar nach Kriegsende Berichte oder sogar Memoiren über ihre Widerstandstätigkeit und die erlittenen Verfolgungen niedergeschrieben, ein dritter erst im Jahr 1978, und von einem vierten ist zumindest ein längeres Fernseh-Interview abgedruckt worden. Beim letzteren und bei einem Befragten, der keine schriftlichen Erinnerungen verfaßte, wurden jedoch anscheinend relativ häufig Gespräche im engeren Familienkreis über die Geschehnisse im nationalsozialistischen Deutschland geführt, was wohl auch die Funktion hatte, einschlägige Erinnerungen zu bewahren.

Ein auffälliges Muster über die verschiedenen Interviews hinweg ist die erkennbar hohe Erinnerungsfähigkeit über die erlittenen Verfolgungsmaßnahmen in Gestapo-Gefängnissen und in »Konzentrationslagern«, zum Teil mit der explizit geäußerten Bereitschaft verknüpft, hierüber berichten zu wollen. Das Phänomen der sog. *Hypermnese*, d. h. das fast schon »überscharfe« und mit starkem Affekt geladene Erinnerungsvermögen an die traumatischen Verfolgungserlebnisse und die damit

verbundene seelische Erschütterung,⁶ die Ärzte und Psychiater bei der Erstellung von Gutachten im Rahmen der Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung nach 1945 fast ebenso häufig konstatierten wie die Existenz starker Barrieren gegen eine Schilderung der so sehr ins Gedächtnis eingprägten oftmals grauenhaften Erlebnisse, konnte auch bei manchen der befragten Personen festgestellt werden. Es ist daher auch nicht weiter verwunderlich, daß zwei unserer Interviewpartner beim Bericht über selbst erlittene oder von ihnen beobachtete Mißhandlungen emotional aufgerüttelt in Tränen ausbrachen.

Überraschend war demgegenüber, daß in vier Interviews ein eher freudiger Grundton die Antworten bestimmte, etwa in einem Bericht aus dem kommunistischen Widerstand, der quasi unter dem stolzen Motto stand: »Da haben wir's den Nazis mal wieder gezeigt!« oder auch ein im Stile heiterer Erzählungen von Jugendstreichchen vorgetragener Bericht über die mit beträchtlichem persönlichem Risiko verbundene antinazistische Verbreitung illegaler kirchlicher Druckschriften.

Individuelle Berichtsstile und Fixpunkte als Instrumente einer persönlichen Erinnerungsrationaltät

In sechs der zehn durchgeführten Interviews ließen sich besondere individuelle Antworten- oder Berichts»stile« sowie die Existenz von Erinnerungs-Fixpunkten feststellen, wenn auch in je unterschiedlich starker Ausprägung. Sie sind zum einen durch Merkmale des ausgeübten Berufs, zum anderen durch für die entsprechenden Personen subjektiv besonders bedeutsame Aktivitäten in der Vergangenheit, auch durch das Erlebnis der Begegnung mit besonders stark beeindruckenden Persönlichkeiten, erklärbar. Einige Beispiele mögen diese Befunde erläutern:

Ein höherer Verwaltungsbeamter organisierte seine Antworten auf unsere Fragen häufig fallorientiert, analog zur Struktur von Verwaltungsvorgängen, abstrahierte dann jedoch von sich aus und versuchte, »objektive« Berichte über die Widerstandstätigkeit, die dabei benutzten Methoden im Vergleich zu anderen Gruppen und die Vernehmungsmethoden der Gestapo zu geben. Demgegenüber orientierte ein anderer Befragter, als junger Mann in der Arbeiter-Sportbewegung organisatorisch außerordentlich aktiv, seine Antworten vielfach an Erlebnissen in diesem für ihn wohl besonders befriedigenden Lebensabschnitt und etikettierte von ihm erwähnte Personen nach den von ihnen jeweils ausgeübten Sportarten. Darüber hinaus dienten ihm seine Begegnungen mit einem auf ihn offenbar einen ungewöhnlich starken Eindruck hinterlassenden Politiker als Fixpunkte seiner Erinnerungen.

⁶ Vgl. William G. Niederland, *Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom*, Frankfurt/M. 1980, S. 230; vgl. ferner H. Paul u. H.-J. Herberg (Hrsg.), *Psychische Spätschäden nach politischer Verfolgung*, Basel 1963; W. v. Bayer/H. Häfner/K. P. Kisker, *Psychiatrie der Verfolgten*, Berlin 1964.

Obwohl eigentlich alle Interviewpartner große Kooperations- bzw. Gesprächsbereitschaft zeigten, die sie ja bereits durch ihre Reaktion auf unser Anschreiben bewiesen hatten, wurde uns doch zweimal ausdrücklich die Antwort verweigert, und in einigen Fällen nahmen die Befragten Zuflucht zu ausweichenden anekdotenhaften Antworten. Die ausdrücklichen Antwortverweigerungen betrafen in einem Fall eine Person der zentralen illegalen Reichsleitung der KPD Anfang 1934; die Nennung des Namens wurde verweigert. Im anderen Fall wollte der Befragte keine Auskunft über die etwaige Verwendung beschaffter Waffen geben. Ausweichende Reaktionen konnten wir eindeutig feststellen bei der – direkt gestellten – Frage nach der Mitgliedschaft in nationalsozialistischen Organisationen. In je einem Fall wurde der Eintritt in die SA und in die NSDAP verschwiegen und dafür mit allgemeinen Beschreibungen der besonderen politischen und sozialen Situation reagiert bzw. nur teilweise zutreffend geantwortet. Gewiß sind dies auch Indizien für die heute noch vorhandene subjektive Bedeutung dieser Fragen für die Interviewten und womöglich auch für das Bestreben, beim Interviewer keine Zweifel an der strikten Widerstands-Haltung gegenüber dem NS-Regime aufkommen zu lassen, denn das Eingeständnis der Mitgliedschaft in einer nationalsozialistischen Organisation könnte ja als Konzession an das Regime mißdeutet werden.

Auch in diesem Punkt erwies sich die Konfrontation von Befragungsdaten mit Daten aus Dokumenten (hier: Gestapoakten) als fruchtbar, denn ohne die vorherige Kenntnis der oben genannten Akten hätte der Interviewer keineswegs eine realistische Möglichkeit besessen, die Angaben der Befragten auch nur einigermaßen auf ihre Plausibilität und Korrektheit hin überprüfen zu können.

Verzerrungsmöglichkeiten durch Ex-Post-Interpretationen der Vergangenheit

Wir haben bereits auf (einige) Befunde der Wahlforschung⁷ und der Medizinsoziologie verwiesen, die auf die Gefahr von Verzerrungsmöglichkeiten in den Antworten auf bestimmte retrospektive Fragen aufmerksam machen. Insbesondere bei dem von uns gewählten Thema standen bewußte Ex-Post-Interpretationen der Vergangenheit auf der Basis des für den Befragten aktuell relevanten Bezugssystems oder auch unbewußt durch die Konfusion seiner Erinnerungen mit inzwischen eingetretenen Veränderungen sowohl bezüglich seiner persönlichen Situation als auch hervorgerufen durch Veränderungen in seiner primären Umwelt. Der systematische Vergleich der Antworten mit Informationen aus Akten und anderem Textmaterial erwies sich auch zur Einschätzung dieses Problems von Vorteil, ohne daß eine

⁷ Mit wachsendem Abstand z. B. von einer Wahl steigt die Tendenz, sich ex post für die erfolgreiche Partei oder den erfolgreichen Kandidaten zu erklären. Vgl. Charles Cannell/Robert L. Kahn, Interviewing, in: *The Handbook of Social Psychology*, ed. by G. Lindzey and E. Aronson, Vol. II, Reading 1968, S. 526–595.

restlose Klärung aller Widersprüche zwischen den verglichenen Datentypen möglich gewesen wäre.

Bei vier der zehn Befragten ließ sich eine Tendenz zur, allerdings unterschiedlich starken, Ex-Post-Interpretation ihrer je individuellen Vergangenheit feststellen, sei es daß sie bestrebt waren, ihre Lebensläufe politisch homogen und geradlinig zu gestalten, was sie in Wirklichkeit kaum gewesen sein dürften, sei es daß bestimmte Handlungen in ihrer tatsächlichen Bedeutung erheblich übertrieben und insofern verzerrt dargestellt wurden.

Ein anderer Aspekt, wenn auch mit dem Problem der Ex-Post-Interpretation der Vergangenheit eng verbunden, ist die bewußte Reflexion der eigenen Vergangenheit seitens einiger der Befragten, die an manchen Stellen des Interviews von sich auch explizit Folgerungen und Lehren schilderten, die sie aus dem Erlebten gezogen hätten.

In einem Fall bezog sich dies auf den Ende der vierziger Jahre vollzogenen Bruch mit der KPD, deren Ursachen der Befragte im Jahr 1980 in einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der holländischen Emigrationsleitung der KPD über die Frage der Illegalität im Exil und später im Verhalten der lokalen KPD-Funktionäre gegenüber dem in seine Heimatstadt Düsseldorf Zurückgekehrten sah.

Ein anderer Befragter nannte Lehren für konspiratives Verhalten, die er aus seinen Erfahrungen im »Dritten Reich« gezogen habe. Zugleich zog er Parallelen zwischen strategischen Fehlern des kommunistischen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus mit irrealen Strategien der lateinamerikanischen Guerilla à la Che Guevara. Ein dritter Interviewpartner, ein hochgebildeter Hobby-Historiker, gab während der Befragung über weite Strecken abgeklärte, abstrahierende Betrachtungen, gleichsam Reflexionen über nunmehr historische Ereignisse, die er einmal miterlebt hatte. Eine derartige Haltung setzt gewiß ein hohes Maß an eingehender Beschäftigung mit der Vergangenheit voraus; es kommt deshalb nicht von ungefähr, daß der Betreffende ausführliche Memoiren über seine berufliche und politische Tätigkeit verfaßt hat, die bezeichnenderweise den Untertitel »Ein Beitrag zur Zeitgeschichte« tragen. Dieselben vier Personen bemühten sich an einigen Interview-Stellen auch manifest, ihre gegenwärtigen Einstellungen und die Beurteilungen damaliger Begebenheiten deutlich zu trennen, beispielsweise ihre Reaktionen auf den Hitler-Stalin-Pakt.

Vom Nutzen und Nachteil retrospektiver Interviews

(. . .)

Zwar übergangen, wie schon erwähnt, zwei Personen ihnen offenbar unangenehme Mitgliedschaften in nationalsozialistischen Organisationen, und ein Interviewpart-

ner suchte sein Verhalten ex post zu stilisieren und aufzuwerten, doch ansonsten schilderten die Befragten eher zurückhaltend und unpräzise unter Eingestehung persönlicher Ängste die von ihnen begangenen Widerstands-Handlungen, die sich – mit einer wesentlichen Ausnahme – in den verfügbaren Akten auch verifizieren ließen.

In einem Fall konnte aufgrund der retrospektiven Interviews der Inhalt der Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei und der entsprechenden Oberlandesgerichtsakten plausibel als bloß konstruierte funktionale Fiktion enttarnt werden: Die Gestapo hatte einen günstigen Anlaß dazu benutzt, um drei prominente Sozialdemokraten mit Hilfe eines »V-Mannes« als Belastungszeugen der angeblichen »Verbreitung staatsfeindlicher Gerüchte« zu beschuldigen, auf Grund derer die Beklagten zu mehrjährigen Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Die Gestapo hatte es auf der anderen Seite nicht vermocht, die von zwei der Betroffenen tatsächlich begangenen nonkonformen Handlungen – illegale Kassierung von Mitgliedsbeiträgen für die verbotene SPD – nachzuweisen.

Insofern besaß der systematische Vergleich von Daten aus Dokumenten mit Daten aus retrospektiven Interviews nicht nur die Funktion der Verifizierung der Befragungsdaten durch lediglich teilweise wirklich korrekte Textdaten, sondern diente damit auch umgekehrt der Überprüfung der Informationen in den Behördenakten, die bis auf die Entschädigungsakten eine besondere Verfolgerperspektive beinhalten.⁸

(. . .)

⁸ Vgl. ferner Reinhard Mann, *Protest und Kontrolle im Dritten Reich. Nationalsozialistische Herrschaft im Alltag einer rheinischen Großstadt* (Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft, Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 6), Frankfurt/New York 1987.

Mündliche oder schriftliche Überlieferung? Überlegungen zu Möglichkeiten und Grenzen der Zeitzeugenbefragung. Ein Erfahrungsbericht

von Martin Rüther

Unter dem Schlagwort der »Oral History« hat sich im letzten Jahrzehnt – nicht zuletzt forciert durch die oft innovative Arbeit der Geschichtswerkstätten – eine neue Methode historischen Forschens etabliert, die besonders in den Bereichen der Regional- und Lokal- sowie der Alltagsgeschichte zunehmend angewandt wird. Trotz oder gerade wegen deren »Konjunktur« scheint von Zeit zu Zeit eine kritische Hinterfragung hinsichtlich ihrer Möglichkeiten und Grenzen angebracht, die im Prozeß des intensiven Forschens ansonsten schnell aus dem Blick geraten können.

Die folgenden Überlegungen basieren auf eigenen Erfahrungen, die ich im Rahmen einer Untersuchung über die Kölner Betriebsräte in den ersten Nachkriegsjahren machen konnte bzw. machen mußte. Das erste Produkt dieser Forschungen war eine Staatsexamensarbeit, am Ende stand eine Dissertation, wobei sich im Laufe der Zeit deutlich herauskristallisierte, daß einige Aussagen der Examensarbeit, die vorwiegend oder ganz Ergebnis »zeitgeschichtlicher Befragung« waren, z. T. nachhaltig einer Neubewertung unterzogen werden mußten.¹ Bevor die Gründe hierfür ausführlicher referiert werden, sind – wenn auch nur in stark verkürzter Form – einige allgemeinere Erörterungen notwendig.

Zunächst: Was ist überhaupt unter »Oral History« zu verstehen? Der Begriff ist schillernd und entsprechend schwer zu fassen. In den letzten Jahren wurde er vor allem in Zusammenhang mit dem Großprojekt »Lebensgeschichte und Sozialkultur

¹ Betriebsräte in der Kölner Nachkriegszeit (1945–1948), Examensarbeit Universität Köln; Zwischen Zusammenbruch und Wirtschaftswunder. Betriebsratstätigkeit und Arbeiterverhalten in Köln von 1945 bis 1952, Bonn 1991; ursprünglicher Titel: Betriebsräte in Köln von 1945 bis 1952. Ihre Aufgaben und Tätigkeit unter besonderer Berücksichtigung des Arbeiterverhaltens, Diss.masch. Köln 1983; vgl. auch Martin Rüther, Arbeiterschaft in Köln 1928–1945 (Kölner Schriften zu Geschichte und Kultur 16), Köln 1990.

im Ruhrgebiet 1930 bis 1960« einer größeren Öffentlichkeit bekannt.² Die Projektbezeichnung ist gleichzeitig Programm; es geht primär um Lebensgeschichte, d. h. methodisch gewendet um lebensgeschichtliche Interviews, die die subjektiven Erlebnisse und Erfahrungen einzelner über einen langen Zeitraum widerspiegeln sollen. Die Ergebnisse der Ruhrgebietsstudie sind interessant und von großer Wichtigkeit; sie zutage zu fördern war allerdings nur unter institutionellen und finanziellen Voraussetzungen möglich, auf die ein Forscher allein und wohl auch die meisten kleineren Institutionen nicht zurückgreifen können. Selbst der Gruppe um Lutz Niethammer war es bezeichnenderweise aus finanziellen Gründen nicht möglich, alle Interviews zu transkribieren.

Dies weist mit aller Deutlichkeit auf die Gefahr hin, die einem gut gemeinten Ansatz in einem weniger günstigen Umfeld – beispielsweise im Rahmen von ABM-Projekten – widerfahren können: Es werden in breitem Umfang lebensgeschichtliche Interviews geführt, die schließlich auf »Halde« gelagert werden müssen, ohne zur Benutzung und Auswertung zugänglich zu sein.

Allein schon aus diesem Grund sollte deutlich zwischen lebensgeschichtlich orientierten Interviews und einer Methode unterschieden werden, die Peter Hüttenberger bereits Ende der 60er Jahre als »zeitgeschichtliche Befragung« bezeichnet hat.³ Diese »Technik« wendet sich »an eine kleine, auserlesene Gruppe von Informanten, die einst mitten im geschichtlichen Prozeß standen«, wobei es der »Hauptzweck« einer solchen Angehensweise ist, »Material über Vorgänge, Ursachen, persönliche Urteile und historische Zusammenhänge« zu gewinnen, »die nicht schriftlich fixiert, die lückenhaft belegt oder deren Unterlagen verlorengegangen sind«. Unter solchen Prämissen liegen den Gesprächen mit Zeitzeugen im Vergleich zum lebensgeschichtlichen Ansatz in vielen Punkten völlig andere Intentionen zugrunde. Nicht das Leben der Befragten selbst steht im Mittelpunkt des Interesses, sondern deren Informationen als »Experten« bezüglich bestimmter historischer Ereignisse. Um wieder zu dem hier beabsichtigten Erfahrungsbericht zurückzukommen: Es war für mich im Rahmen meiner Forschungen nicht das primäre Ziel, etwas über das Elternhaus, die Sozialisation, die nachbarschaftlichen Verhältnisse u. a. der Zeitzeugen zu erfahren, sondern es galt, die ehemaligen Betriebsräte, Gewerkschaftsfunktionäre, Betriebsleiter oder Direktoren quasi als »Informanten« zu bestimmen

² Lutz Niethammer (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.« Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet (LUSIR Bd. I), Berlin/Bonn 1983; ders. (Hrsg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.« Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet (LUSIR Bd. II), Berlin/Bonn 1983; ders. u. Alexander v. Plato (Hrsg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (LUSIR Bd. III), Berlin/Bonn 1985.

³ Peter Hüttenberger, Zur Technik der zeitgeschichtlichen Befragungen, Wiederabdruck in diesem Band.

Aspekten damaliger Betriebsratsarbeit zu gewinnen, vor allem solcher, zu denen kein oder nur unzureichendes schriftliches Quellenmaterial vorlag. Damit kommt der Zeitzeugenbefragung der Stellenwert einer Ergänzung der übrigen und üblichen Methoden der Geschichtswissenschaft zu, wobei jedoch nicht zu verkennen ist, daß durch die Gespräche viel von der Atmosphäre eindrucksvoll vermittelt werden kann, die in den Betrieben herrschte und somit auch die Arbeit der Betriebsräte beeinflusste. Darüber hinaus bringt jede Form der »mündlichen Geschichte« – neben dem Prozeß der »Quellenentstehung« – den eminenten Vorteil mit sich, in der Befragungs- bzw. Interviewsituation auch als »Pfadfinder zu neuen Fragestellungen« (Niethammer) zu dienen,⁴ d. h. erst durch die Zeitzeugen wird der Forscher oftmals auf Themenaspekte und Probleme gestoßen, die seiner Aufmerksamkeit sonst leicht entgehen könnten.

So verhielt es sich auch in der Anfangsphase meiner Forschungen. Da es zum damaligen Zeitpunkt noch keinerlei detaillierte Untersuchungen zum Betriebsratswesen der frühen Nachkriegszeit gab, die auch Alltagsaspekte und das allgemeine Arbeiterverhalten hinreichend berücksichtigten, betrat ich in gewisser Weise Neuland; erschwerend kam hinzu, daß sich die Quellenlage als äußerst dürftig erwies und langwierige Archivbesuche im Rahmen einer Examensarbeit nicht möglich waren. Das führte schließlich dazu, daß sich weite Teile der Untersuchung auf die Aussagen der oben umrissenen »zeitgeschichtlichen Befragung« stützten.⁵

Was brachte diese Ausgangssituation an Konsequenzen für die Inhalte der Arbeit mit sich? Anfangs war mein eigenes Vorwissen über Details der Betriebsratsarbeit der ersten Nachkriegsjahre mangels entsprechender Literatur recht rudimentär. Ich konnte mich lediglich auf einige allgemeinere und oft recht pauschale Einschätzungen beziehen, die – und das ist ein sehr beachtenswerter Aspekt – nicht selten auf unüberprüften Prämissen beruhten und teilweise, so stellte sich später heraus, einfach falsch waren oder zumindest unzulässige Verallgemeinerungen darstellten. Dies ist insofern von großer Bedeutung, als einem im Rahmen einer Examens- oder Magisterarbeit Forschenden in aller Regel kaum ein anderer Weg bleibt, als zunächst an die bis dahin vorliegenden Erkenntnisse anzuknüpfen. Gerade hier aber bringt die Methode der zeitgeschichtlichen Befragung bereits erhebliche Probleme mit sich: Da »Experten« befragt werden, ist es ab einem gewissen Punkt unabdingbar, konkrete Fragen zu stellen, deren Formulierung und Schwerpunktsetzung auf dem beruhen, was man sich zuvor selbst an Kenntnissen über die zu untersuchende Thematik angeeignet hat. Die dabei zutage tretenden Schwierigkeiten sind evident; denn alle Schwächen und Fehler der rezipierten Forschungsliteratur fließen in die Befragungssituation ein und strukturieren diese mit – zumal, wenn die übernommenen Hypothesen »griffig« sind.

Hierzu ein Beispiel: Es galt lange Zeit als nahezu unumstößliche Erkenntnis, daß

⁴ »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«, S. 17.

⁵ Die Befragungen wurden 1980–1986, vor allem 1982–1984 durchgeführt.

unmittelbar nach Kriegsende in den westdeutschen Betrieben ein »machtfreier Raum« bestanden habe, d. h. daß die Unternehmensleitungen verwaist gewesen seien und damit für die sich reorganisierende Arbeiterbewegung die Chance bestanden habe, hier entscheidend Fuß zu fassen. Dieser Handlungsspielraum sei jedoch nicht ausgenutzt worden, was in aller Regel der Gewerkschaftsführung angelastet wurde.

Nichts liegt näher, als aus einer solchen Aussage Fragestellungen an diejenigen abzuleiten, die »vor Ort« waren, eben die Betriebsräte der »ersten Stunde«. Bei allem ehrlichen Bemühen um die vieldiskutierte wissenschaftliche Objektivität wird es sich kaum vermeiden lassen, hierbei – wenn auch zumeist indirekt – durch die Formulierung der Fragen eine gewisse Richtung vorzugeben, zumal den damals Beteiligten so die Möglichkeit gegeben wird, ihre eigenen Leistungen entsprechend herauszuheben. »Ohne eigentliche Betriebsleitung oder Unternehmer haben die (die ersten Betriebsräte; M. R.) angefangen aufzubauen«, heißt es dann etwa. Oder: »Wenn man das mal überdenkt, dann hatten eigentlich die Betriebsräte und ein Teil der sich herausbildenden Gewerkschaften und Vertrauensleute das Heft in der Hand.«

So gut solche Aussagen auch mit der landläufigen Auffassung der Zusammenbruchsgesellschaft des Jahres 1945 zu korrespondieren scheinen, so wenig spiegeln sie doch die Realität wider. Für Köln jedenfalls konnte kein Betrieb nachgewiesen werden, der in den ersten Wochen nach Kriegsende ohne Leitung war; eher war das Gegenteil der Fall, nämlich daß die Unternehmensführungen schon vor Kriegsende intensiv die Planungen für die Nachkriegszeit betrieben und diese später – eingeschränkt nur durch die Vorgaben der Militärregierung und den Grad der Zerstörung – auch umsetzten.

Das heißt jedoch nicht gleichzeitig, daß die zitierten Zeitzeugenaussagen »falsch« sind. Zum einen gilt es im oben skizzierten Sinne zu berücksichtigen, daß Oral-History-Interviews stets »Produkte gemeinsamer Anstrengung« von Interviewtem und Interviewer sind und »zwangsläufig eine schon zuvor bestehende historische Umstrukturierung, Selektion und Interpretation« enthalten (Grele).⁶ Das kann in der negativsten Konsequenz bedeuten, daß die Befragten dazu verleitet werden können, ihnen quasi in den Mund gelegte Aussagen zu bestätigen. Damit würden sie in extremem Maße instrumentalisiert und letztlich auf eine rein affirmative Funktion beschränkt, um vorgefaßte Meinungen des Forschers zu stützen und zu »verwissenschaftlichen«. Zum anderen – und hier spielt der erfahrungsgeschichtliche Aspekt eine größere Rolle – können die obigen Zitate tatsächlich der damaligen Wahrnehmung der Zeitzeugen entsprechen.

⁶ Ronald J. Grele, Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Lutz Niethammer (Hrsg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt/M. 1980, S. 143–161, hier S. 149.

Das führt zum zentralen Punkt des vorliegenden Erfahrungsberichts, der an einem Beispiel ausführlicher beleuchtet werden soll. Für die Gewerkschaften und die Betriebsräte der ersten Nachkriegsjahre galt es, die durch die Nationalsozialisten abgeschafften Mitbestimmungsrechte neu zu definieren und in Verhandlungen mit Militärregierung sowie Arbeitgebern durchzusetzen und schriftlich zu fixieren. Das gelang hinsichtlich der innerbetrieblichen Mitbestimmungspraxis in Köln erst Mitte 1948. Die zu diesem Zeitpunkt von Betriebsräten und Unternehmensleitungen verabschiedeten Betriebsvereinbarungen entsprachen bei weitem nicht den Forderungen, die von Gewerkschaftsseite in den Jahren zuvor erhoben worden waren. Vor diesem Hintergrund ist die Aussage eines direkt beteiligten Betriebsratsvorsitzenden eines Kölner Großbetriebes zu verstehen, man habe damals ohne Mitbestimmungsgesetz »mehr zu sagen« gehabt als mancher Betriebsrat heute. Was aber heißt das konkret?

In den Jahren 1945 bis 1948 wurde das Betriebsleben von Problemen des Wiederaufbaus dominiert, die aus verschiedenen Gründen eine enge Zusammenarbeit von Firmenleitungen und Betriebsräten erforderten. Es ging primär um Aufräumarbeiten, Produktionsaufnahme, Anwerbung von Arbeitskräften und die Versorgung der Belegschaften, wobei diese und andere Komplexe z. T. aufs engste miteinander verknüpft waren. Das führte dazu, daß die Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern offensichtlich kaum differierten und oftmals deckungsgleich erschienen. Man saß »in einem Boot« und war bestrebt, in einer Arbeitsgemeinschaft eine Grundlage zu schaffen, die einerseits das Produktionsniveau des Betriebes steigern, damit jedoch gleichzeitig auch den Lebensstandard der Beschäftigten heben sollte. So kam es besonders im Versorgungsbereich zu einer intensiven Zusammenarbeit, die den Betriebsräten zwar das Gefühl weitgehender Mitbestimmungsrechte vermittelte, diese wurden aber – und das ist entscheidend – nicht schriftlich fixiert. Aus dieser Perspektive ist die zitierte Einschätzung des Zeitzeugen, man habe damals »mehr zu sagen« gehabt als heute, durchaus zutreffend und nachvollziehbar, allerdings entspricht sie in entscheidenden Punkten nicht der damaligen Machtverteilung.

Hier nun werden die Grenzen der Zeitzeugenbefragung sehr deutlich. In allen Befragungen konnten die ehemaligen Betriebsräte z. T. detaillierteste Auskünfte zur Versorgungsproblematik der ersten Nachkriegsjahre geben, wobei sie ihre Aufgabe vor allem darin sahen, durch den Tausch von Firmenprodukten gegen Lebensmittel, d. h. durch die sogenannten Kompensationsgeschäfte, die Lebensgrundlage der Beschäftigten zu verbessern oder überhaupt erst zu schaffen. Die hinsichtlich dieser Problematik aus den Befragungen gewonnenen Erkenntnisse sind einerseits wichtig und auch »richtig«. Wichtig, da die Praxis der Kompensationsgeschäfte aufgrund ihrer Illegalität kaum Eingang in schriftliche Quellen gefunden hat und daher oft nur auf diese Weise rekonstruiert werden kann, »richtig«, da der

Verlauf solcher Geschäfte zumeist plastisch und den aus anderen Materialien gewonnenen Tatsachen entsprechend geschildert wurde. Andererseits ergibt sich durch die überragende Dominanz der Versorgungsfrage nach Kriegsende die Gefahr, daß eine allein oder vorwiegend auf Zeitzeugenbefragung aufbauende Untersuchung der Betriebsratsarbeit in gefährliche »Schieflagen« gerät, da die Erinnerungen der damals Beteiligten nahezu ausschließlich auf dieses Problem konzentriert sind. Das hat zur Folge, daß andere wesentliche Elemente »unterbelichtet« bleiben, was gezwungenermaßen zu Fehleinschätzungen des Gesamtphänomens »Betriebsratsarbeit« führen muß.

So konnte sich beispielsweise kaum einer der Befragten an die Verhandlungen um den Abschluß einer Betriebsvereinbarung erinnern, die ja immerhin die Mitbestimmungsrechte, also die eigentliche Grundlage aller Betriebsratstätigkeit, festgeschrieben. Man sei, so die immer wiederkehrende und sicherlich zutreffende Aussage, zu stark mit anderen Aufgaben – besonders Versorgungsfragen – belastet gewesen, um sich intensiver um den Mitbestimmungskomplex zu kümmern. Diese sich besonders in der Erinnerung zunehmend verfestigende »Abstinenz« hatte zur Folge, daß durch zeitgeschichtliche Befragung kaum etwas zum Thema der Betriebsvereinbarungen zu ermitteln war.

Noch bedeutsamer als dieses Faktum erscheint mir eine damit direkt zusammenhängende Problematik. Da Auseinandersetzungen in der Mitbestimmungsfrage nicht mehr erinnert wurden, kam es gleichzeitig zu einer isolierten Betrachtungsweise des Versorgungsaspekts. Besonders in diesem Punkt unterscheiden sich die Ergebnisse meiner stärker auf Zeitzeugenbefragung aufbauenden Examensarbeit von denen der in größerem Umfang auf schriftlicher Überlieferung (vor allem Betriebsratsprotokollen) beruhenden Dissertation. Beide arbeiten zwar die Dominanz der Versorgungsproblematik für die Arbeit der Betriebsräte heraus, doch entsprechend der oben umrissenen Strukturierung des Erinnerungsvermögens der Zeitzeugen war es in der Examensarbeit zumeist nicht möglich, die direkten und indirekten Zusammenhänge zwischen den einzelnen Feldern der Betriebsratsarbeit aufzudecken. So erschien in der ersten Untersuchung der Komplex der Lebenssicherung als überragendes Aufgabengebiet, der ein ausgeprägteres Engagement für gewerkschaftspolitische Ziele unmöglich machte. So zutreffend diese Sicht auch sein mag, sie erfaßt nur die halbe »Wahrheit« und vernachlässigt den wesentlichen Aspekt der Verflechtung der verschiedenen Tätigkeitsfelder. Aber gerade in dem offensichtlich nur durch Heranziehung schriftlicher Quellen aufzudeckenden Zusammenspiel der unterschiedlichen Faktoren lassen sich die Dimensionen und Auswirkungen der Betriebsratstätigkeit erst adäquat ausloten. Es war beispielsweise nicht nur so, daß die erdrückenden Versorgungsprobleme die Aushandlung von Betriebsvereinbarungen in den Hintergrund treten ließen, sondern aus schriftlich fixierten Verhandlungen zwischen Unternehmensleitungen und Betriebsräten ist auch deutlich abzuleiten,

daß es die Arbeitgeber darüber hinaus verstanden, ihr Warenmonopol schon zu einem frühen Zeitpunkt dafür einzusetzen, daß die Mitbestimmungskompetenzen der Belegschaftsvertretungen – eben jene, die noch nicht schriftlich fixiert waren – nachhaltig beschnitten wurden, ohne daß die Betriebsräte dies deutlich wahrnahmen.

Möglich wurde dies durch deren problematische Stellung im betrieblichen und politischen Alltag und hier besonders durch die spezielle Form der Kompensationsgeschäfte. Ohne daß hier der Raum ist, solche Strukturen detailliert nachzuzeichnen, muß zum Verständnis der Zusammenhänge kurz auf die üblichen Verlaufsformen solcher Geschäfte eingegangen werden. Um die Ernährungs- und Mangelgüter der Beschäftigten angesichts der minimalen offiziellen Zuteilungsmengen zu verbessern, setzte sich in den ersten Nachkriegsjahren die Praxis der Tauschgeschäfte immer stärker durch. Diese verliefen zumeist so, daß aus dem Produktionsprogramm eines Betriebes Waren abgezweigt wurden, um diese dann bei Bauern und anderen Interessenten gegen Nahrungsmittel oder andere Mangelartikel einzutauschen, die wiederum an die Belegschaften verteilt wurden. Die Ausführung solcher, unter rechtlichen Gesichtspunkten illegaler, Transaktionen oblag in der Regel den Betriebsräten, die in z. T. abenteuerlichen Überlandfahrten die Tauschgeschäfte tätigten. Speziell in diesem Punkt sind die durch Zeitzeugenbefragung zu gewinnenden Erkenntnisse äußerst vielfältig und interessant.

Dagegen bleibt ein entscheidendes Faktum in aller Regel unerwähnt: Die Kompensationswaren wurden von den Unternehmensleitungen zur Verfügung gestellt, die ja deren Eigentümer waren, ein Tatbestand, der nach meinen Untersuchungsergebnissen zumindest von den Kölner Betriebsräten nicht angetastet wurde. Damit aber verfügten die Arbeitgeber über das entscheidende Druckmittel, wobei sie sich vor allem zunutze machen konnten, daß die Betriebsräte quasi »zwischen allen Stühlen« saßen und gezwungenermaßen auf eine Kooperation angewiesen waren. Die Arbeiterschaft forderte massiv eine Verbesserung ihrer materiellen Lage und richtete solche Forderungen in erster Linie an ihre Interessenvertreter, eben die Betriebsräte. Diese wiederum mußten bestrebt sein, den Rückhalt in den Belegschaften zu erhalten und wenn möglich auszubauen, um im Falle von Konflikten mit den Unternehmensleitungen auf eine starke Basis zurückgreifen zu können. Zudem waren auch sie an einer Steigerung der Produktion interessiert, um auf diesem Weg die Situation der Beschäftigten zu verbessern. Diese Konstellation brachte es jedoch mit sich, daß die Betriebsräte in extremem Maße von der Warenzuteilung der Firmenleitungen abhängig waren. Daher konnten diese ihr Warenmonopol gezielt einsetzen, um gewerkschaftspolitische Forderungen der Betriebsvertretungen gefahrlos abzublocken, zumal sie die Belegschaften in dieser, die Existenzsicherung betreffenden Frage hinter sich wußten. Damit wird das Dilemma der Betriebsräte deutlich: Ihr Erfolg wurde am Umfang der Kompensationsgeschäfte gemessen, die aber mit Konzessionen an die Arbeitgeber erkaufte werden mußten, die auf diese

Weise lange vor dem Abschluß von Betriebsvereinbarungen die Mitbestimmungsrechte in entscheidenden Punkten irreversibel beschnitten. Dieser entscheidende Aspekt wurde aber in keiner der Zeitzeugenbefragungen thematisiert und blieb daher in meiner Examensarbeit nahezu unerwähnt. Erst die detaillierte Analyse des für die Dissertation verfügbaren schriftlichen Quellenmaterials förderte den dargestellten Zusammenhang zutage und führte zu einer entsprechenden Umwertung des Gesamtergebnisses.

An diesem Beispiel, das durch ähnlich gelagerte ergänzt werden könnte, lassen sich sowohl die Möglichkeiten als auch die Grenzen der Zeitzeugenbefragung ablesen. Hinsichtlich der Praxis der Kompensationsgeschäfte stellen die Befragungsergebnisse eine wichtige und oftmals unverzichtbare Quelle dar, weil solche auf illegalem oder zumindest halblegalem Terrain angesiedelten Aktionen aus verständlichen Gründen zumeist nicht schriftlich fixiert wurden. Zudem waren diese Bereiche ihrer Tätigkeit für die damals aktiven Betriebsräte dermaßen dominierend, daß sie sich tief in die Erinnerung eingegraben haben und daher auch heute noch sehr plastisch und in aller Regel zutreffend wiedergegeben werden können. Anders verhält es sich dagegen mit der Möglichkeit, durch Zeitzeugenbefragung die betriebsinternen Zusammenhänge und die daraus erwachsenden politischen Konsequenzen faßbar zu machen. Diese wurden von den auf seiten der Belegschaftsvertretungen Beteiligten schon zum damaligen Zeitpunkt offenbar nicht in ihrer gesamten Dimension wahrgenommen, so daß kaum zu erwarten ist, daß sie durch Methoden der »Oral History« nachträglich zutage gefördert werden können.

Mithin läßt sich in zugegebenermaßen vereinfachender Weise resümieren, daß die Zeitzeugenbefragung eine wichtige Methode historischen Forschens ist, mit der vor allem Aspekte des »Alltags« erhellt werden können und die darüber hinaus vorzüglich geeignet ist, zur atmosphärischen Verdichtung des Untersuchungsgegenstandes beizutragen. Das ist insofern von großer Bedeutung, als der Forschende durch diesen Erkenntnisprozeß in die Lage versetzt wird, Fragestellungen und Themenaspekte zu erkennen, die bei einer Beschränkung auf schriftliche Überlieferung oftmals unberücksichtigt bleiben würden. Dagegen scheinen die Möglichkeiten der »Oral History« im Sinne der im vorliegenden Erfahrungsbericht angewandten Methode der »zeitgeschichtlichen Befragung« hinsichtlich der Aufdeckung von komplexeren Zusammenhängen und politischen Dimensionen recht bald an ihre Grenzen zu stoßen. Das schmälert in keiner Weise ihren Wert für historisches Forschen, zeigt aber deutlich auf, daß stets ein Mittelweg eingeschlagen werden sollte, der alle verfügbaren Methoden im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung nutzbar macht. So habe ich die Erfahrung gemacht, daß erst die extensive Heranziehung schriftlichen Quellenmaterials die adäquate Durchdringung des Untersuchungsgegenstandes möglich machte.

Gleichzeitig ist aber auch gewiß, daß die Arbeit ohne Zeitzeugenbefragung nicht nur um vieles ärmer ausgefallen wäre, sondern wichtige Teile gar nicht hätten geschrieben werden können.

Interviews zur Geschichte der 1970 gegründeten Stadt Meerbusch. Ein Erlebnisbericht mit einigen Überlegungen

von Peter Dohms

Als vor einigen Jahren von Vertretern der Stadt Meerbusch das Projekt einer für diesen Ort zu erstellenden Stadtgeschichte an mich herangetragen wurde, wick ich dem Ansinnen zunächst aus; ich wies meine Gesprächspartner darauf hin, daß die erst 1970 im Zuge der kommunalen Neugliederung gegründete Stadt sehr jung sei und folglich dem Ortshistoriker die Geschichte auch der allerjüngsten, bis in die Gegenwart reichenden Vergangenheit abverlangt würde, was durchaus nicht üblich und auch undankbar sei. Ich habe mich dann umstimmen lassen, das Projekt der Stadtgeschichte in Angriff genommen und inzwischen fast abgeschlossen: Zehn in Düsseldorf und seiner Umgebung vorwiegend als Archivare tätige Historiker haben jeweils eine Epoche der Stadt Meerbusch bzw. ihrer acht Vorgängergemeinden (Büderich, Osterath, Lank-Latum, Strümp, Ossum-Bösinghoven, Nierst, Langst-Kierst und Ilverich) zur Darstellung gebracht, wobei ich selbst die Untersuchung der jüngsten Geschichte, d. h. die Entstehung und Entwicklung der Stadt in der Zeit von 1970–1990, übernommen habe. Das geplante Buch soll Ende dieses Jahres (1990) der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Gleichsam als Nebenprodukt fielen bzw. fallen – was meinen Teil an der Stadtgeschichte angeht – zwei weitere kleinere Arbeiten ab: zum einen ein Beitrag über die »Entstehung der Stadt Meerbusch«, über die ich im Herbst 1988 einen, wie man empfand, »vielbeachteten«¹ Vortrag gehalten habe, der in erweiterter Form 1989 in den »Meerbuscher Geschichtsheften«² abgedruckt wurde; zum anderen beabsichtige ich, die doch bemerkenswerten, weil einmaligen und exemplarischen Geschehnisse zur Darstellung zu bringen, die sich Mitte der 70er Jahre aus der Absicht der Großstädte Düsseldorf und Krefeld ergaben, die Auflösung der jungen Stadt zu betreiben und ihr Gebiet unter sich aufzuteilen.

Diese Projekte resultierten nicht zuletzt aus der guten Quellenlage, die ich allerdings mit Hilfe der hier näher zu beschreibenden Interviews erheblich verbessern konnte. Die mit Abstand wichtigsten Akten beherbergt – wie sollte es anders sein – das Stadtarchiv Meerbusch: Zu nennen sind hier vor allem die Bestände der Vorgängergemeinden Büderich und Osterath sowie des Amtes Lank, in dem bis

¹ Vgl. Meerbuscher Geschichtshefte 5, 1988, S. 127.

² Ebd. 6, 1989, S. 30–62.

1970 die übrigen heute zu Meerbusch gehörenden Gemeinden zusammengefaßt waren, und der mengenmäßig sehr umfangreiche Bestand »Stadt Meerbusch«. Heranzuziehen waren sodann die einschlägigen Bestände auswärtiger Archive, die bei den für die Kommunalaufsicht zuständigen kommunalen bzw. staatlichen Unter-, Mittel- und Oberbehörden (Kreise Grevenbroich bzw. Neuss und Kempen-Krefeld bzw. Viersen, Regierungspräsident Düsseldorf, Innenministerium) sowie bei kirchlichen Dienststellen, Wirtschaftskammern, Parteien, Verbänden etc. erwachsen sind. So reichhaltig diese wohl mehrere hundert Regalmeter umfassende Aktenüberlieferung³ ist, so hält sich doch der Quellenwert und die Aussagekraft in Grenzen: Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß das von den Archivaren betriebene Archivierungs- und Erschließungsgeschäft dem gegenwärtigen Geschehen naturgemäß immer um Jahre, wenn nicht Jahrzehnte hinterherhinkt; zwar sind städtische Akten bis in die 80er Jahre archiviert, ihre fachliche Erschließung steht aber teilweise noch aus, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß sich die jüngsten Registraturteile noch in der Verwaltung befinden; für bestimmte Bereiche – etwa bei den Kirchen – kommen Sperrfristen in Betracht, die eine fundierte zeitgeschichtliche Forschung unmöglich machen. In Einzelfällen gelang es mir allerdings, Einzelheiten durch Einsichtnahmen in Schriftwechsel »lebender« Verwaltungsregistaturen abzuklären. Der Wert der archivierten Akten selbst steht sodann in teilweise krassem Mißverhältnis zur Masse, die bekanntlich aufgrund der in den letzten Jahrzehnten entwickelten Schreib- und Kopiergeräte erdrückend angewachsen ist (was vor allem etwa für den Hauptbestand »Stadt Meerbusch« gilt) und aufgrund beachtlicher Doppelüberlieferung den Archivar hier wie andernorts bekanntlich vor schwer zu lösende Probleme stellt. Inhaltlich spiegeln die Akten vorwiegend die ausführende Tätigkeit der Verwaltung wider; weiter ausgreifende Stellungnahmen und die im Falle Meerbusch nicht eben geringe Zahl dickleibiger Planungsgutachten, die vor allem auch im Zuge der kommunalen Neugliederung entstanden sind, sind meist interessenbedingt und parteilich, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß viele Verlautbarungen ohne jede praktische Konsequenz geblieben sind. Die Entscheidungsprozesse selbst sind vielfach kaum dokumentiert, da die maßgeblichen, meist mündlichen Verhandlungen und Sitzungen gar nicht oder sehr knapp protokolliert oder vermerkt wurden. Eine Ausnahme bilden hier lediglich die Protokolle der Räte der Vorgängergemeinden und des Amtes Lank sowie der Stadt Meerbusch. Sie spiegeln vielfach allerdings einen Stand wider, der *am Ende* eines längeren Meinungsbildungsprozesses steht und vor allem die Motive der oftmals im Hintergrund agierenden Personen kaum erkennen läßt.

Nicht außer acht bleiben darf die Presseberichterstattung, in der das faktenreiche Geschehen durchaus seinen Niederschlag findet. Sie scheint insofern als Quelle

³ Vgl. hierzu ebd., S. 58 ff., demnächst den Quellen- und Literaturanhang zu meinem Beitrag zur Stadtgeschichte.

hervorragend geeignet zu sein und erfreut sich im übrigen auch bei den professionellen Historikern einer – bisweilen ein wenig schamhaft verschwiegenen – Beliebtheit, die dem kritisch überprüften Quellenwert nicht immer angemessen ist; denn auch die Presseberichterstattung ist bekanntlich nicht frei von Interessen und Parteilichkeit, ganz abgesehen von der Tatsache, daß Journalisten und Redakteure zeitlich meist überlastet sind und allzu gern auf mundgerecht zubereitete Papers und Verlautbarungen städtischer und anderer Verwaltungen zurückgreifen. Eine Ausnahme stellt der Fall Meerbusch insofern dar, als die eine oder andere Wochen- oder Lokalzeitung – vor allem in den letzten, von einer politischen »Wende« geprägten Monaten – die Hintergründe von Verwaltungsentscheidungen nachrecherchiert und hier recht merkwürdige Strukturen aufdeckt. – Für den Historiker nicht ohne Wert sind die zahlreichen Druckschriften und Broschüren, die in der überwiegenden Zahl von kommunalen Dienststellen erstellt sind und insofern natürlich deren Tätigkeit in günstigem Licht erscheinen lassen. Eigentlich historische Untersuchungen liegen für die jüngste Vergangenheit Meerbuschs nicht vor.

Die Anwendung der »Oral History« im Fall der Geschichte Meerbuschs schien mir insofern geboten, wenn nicht gar selbstverständlich, als es sich um ein begrenztes Untersuchungsfeld handelt und die agierenden Personen durchweg auf engem Raum zusammenwohnen und gut erreichbar waren und sind. Es kam mir hierbei sehr zustatten, daß ich seit 1972, also fast von Anbeginn des Bestehens unserer Stadt an, dort wohne und einige Ratsherren und Verwaltungsbeamte seit längerem kenne. Ein weiterer glücklicher Umstand war, daß ich aufgrund meiner jahrelangen für das Nordrhein-Westfälische Hauptstaatsarchiv betriebenen Archivierungstätigkeit im Rahmen der »Dokumentation zur Geschichte des Landes Nordrhein-Westfalen« einige Landtagspolitiker kannte, die ich im Hinblick auf die für die jüngste Stadtgeschichte Meerbuschs natürlich überaus wichtigen Hintergründe der in Nordrhein-Westfalen seit den 60er Jahren durchgeführten kommunalen Neugliederung entweder selbst ansprechen konnte oder mir entsprechende Gespräche vermittelten. Ich stellte zunächst einen kleineren Personenkreis von Zeitzeugen zusammen, den ich im Laufe der Monate nach dem Schneeballsystem, d. h. aufgrund sich ergebender Fragestellungen und Bezüge, erweiterte. Je nach meinem Verhältnis zu diesen Damen und Herren nahm ich auf telefonischem oder brieflichem Wege Kontakt auf und führte dann – meist in der Privatwohnung des Befragten – das Interview durch. Nicht selten entwickelte sich aufgrund unseres gemeinsamen Interesses an der Stadt Meerbusch oder sonstiger Gemeinsamkeiten ein Vertrauensverhältnis, das mir bei meinem weiteren Vorgehen hilfreich war. Im einzelnen interviewte ich den Stadtdirektor, der seit Bestehen der Stadt (1970) bis heute im Amt und insofern natürlich eine sehr ergiebige »Quelle« ist, sechs ehemalige bzw. amtierende städtische Beigeordnete, zwei Amtsleiter(innen), 16 Ratsmitglieder, die sich anteilig aus Vertretern der Fraktionen der CDU, SPD, F.D.P. und der Grünen

rekrutierten oder rekrutieren, vier katholische und drei evangelische Pfarrer oder Mitglieder von Presbyterien der Meerbuscher Kirchengemeinden, sechs Vorsitzende oder Vorstandsmitglieder der Meerbuscher Geschichts- und Heimatvereine oder Bürgerinitiativen und fünf Bürger, die ich gut kannte und mir für bestimmte Fragen und Bereiche gute Gewährsleute zu sein schienen. Außerdem sprach ich mit vier Mitgliedern der (ehemaligen) Kreistage von Grevenbroich bzw. Neuss sowie Kempen-Krefeld und einem Oberkreisdirektor. Ein wichtiges Gespräch hatte ich sodann mit einem Regierungspräsidenten, der gleichzeitig langjähriges Mitglied des Kabinetts war und mir die Hintergründe und Grundgedanken der in Nordrhein-Westfalen durchgeführten kommunalen Neugliederung erschloß. Zu diesem Komplex befragte ich weitere zehn Landtagsabgeordnete der drei bis 1990 im Landtag vertretenen Parteien, von denen fünf ebenfalls als Landesminister fungiert hatten und die mir nicht nur landespolitische Aspekte, sondern durchaus auch die regionale Neugliederungsproblematik des Raumes Düsseldorf-Krefeld verdeutlichten. Bemerkenswerte Informationen und Einblicke vermittelten mir schließlich Redakteure von Tages- und Wochenzeitungen und des Rundfunks. Nur in drei Fällen sahen sich Gewährsleute außerstande, mir für ein Gespräch zur Verfügung zu stehen: der ehemalige Ministerpräsident Heinz Kühn entschuldigte sich mit Krankheit,⁴ ein ehemaliger Landtagsabgeordneter und ein städtischer Spitzenbeamter bekundeten mangelnde Bereitschaft, offensichtlich um irgendwelchen von ihnen befürchteten Komplikationen aus dem Wege zu gehen.

Die Dauer der von mir geführten Interviews belief sich meist auf ein bis zwei Stunden: In vereinzelt Fällen wurde ein weiteres Gespräch angesetzt; etliche Male habe ich, nachdem eine gewisse Vertrauensbasis geschaffen war, diese oder jene Frage dann in Telefonaten einer weiteren Klärung zugeführt; in einem Fall schienen mir die Auskünfte eines wichtigen Gewährsmannes so ergiebig, daß ich den Betreffenden in mehreren Gesprächen insgesamt acht Stunden lang interviewte. Um die Befangenheit und die Furcht vor mißbräuchlicher Verwendung möglichst klein zu halten, habe ich auf die Mitzeichnungen durch ein Tonbandgerät verzichtet und mich auf die Anfertigung handschriftlicher Mitschriften beschränkt. Dies mindert zwar die öffentliche Beweiskraft des Gesprochenen; jedoch mache ich wie jeder andere unabhängig arbeitende Historiker geltend, bei den Gesprächen keinerlei sachfremde Interessen verfolgt und keinen Grund zu Manipulationen gehabt zu haben; ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich glaube, hierdurch den Ertrag der Gespräche nicht unbeträchtlich erhöht zu haben.

Die von mir geführten Befragungen verliefen ausnahmslos in guter und offener Atmosphäre. Dabei wirkte sich günstig aus, daß das Projekt der Stadtgeschichte Meerbusch aufgrund der Presseberichterstattung den Gesprächspartnern bekannt

⁴ Vgl. hierzu weiter unten.

war. Die zu Beginn der Interviews von mir gemachte Zusage, brisante Informationen behutsam bzw. im Zweifelsfall nur nach besonderer Rücksprache zu verwenden, wurde mir seitens der Befragten mit teilweise entwaffnender Offenheit entgolten. Ich hatte durchaus den Eindruck, daß für die meisten Äußerungen und Offenbarungen das Motiv der gemeinsamen Wahrheitsfindung entscheidend war. Dem widerspricht es nicht, daß ich dennoch der Tatsache Rechnung trug, daß die Interviewten aufgrund persönlicher Interessen bisweilen in die von ihnen dargestellten Zusammenhänge involviert und – als Politiker und Amtsträger – durchaus geübt waren, derartiges zu verdecken. Nicht selten wurden persönliche Verquikungen jedoch auch unverhohlen direkt zugegeben; in anderen Fällen ließen Tonlage und Emotionalität der Ausdrucksweise eine mehr oder weniger große Befangenheit erkennen. Es soll nicht bestritten werden, daß dies der Objektivität durchaus Abbruch tat; gleichwohl ist doch auch – worüber meines Erachtens bei solchen Projekten bisweilen ein wenig vornehm hinweggegangen wird – zu sehen, daß sich der Befragte in seinem Engagement nicht selten auch zu bemerkenswerten »Enthüllungen« hinreißen und dadurch Zusammenhänge und Gesichtspunkte erkennbar werden läßt, die durch weiteres behutsames Einkreisen im Gespräch sozusagen »dingfest« gemacht werden können. Sofern es sich um Attacken auf Gegner und Rivalen handelte, war es für mich erstaunlich zu sehen, daß gerade heftigere polemische Äußerungen – etwa von Ratsmitgliedern oder Landtagsabgeordneten – oftmals auf die Vetreter weniger der »anderen« als vielmehr der »eigenen« Partei oder politischen Gruppierung zielten. Dies erklärt sich daraus, daß man sich auf die geradezu institutionalisiertere Opposition des parteipolitischen Gegners grundsätzlich eingestellt hatte und diese auch legitim fand, wogegen Abweichungen, Dissonanzen, wenn nicht gar Vertrauensbrüche unter Parteifreunden persönlich natürlich schwerer verkraftbar waren. Im übrigen sollte auch nicht verschwiegen werden, daß die Gesprächspartner partiell dazu neigten, Fehler zu beschönigen oder im nachhinein zu rechtfertigen. Auch hier gilt für die Schilderung der Interviewten, daß der Grad der Objektivität zunahm, je weniger der Befragte die von ihm dargestellte Angelegenheit persönlich mitgetragen, mitgestaltet oder mitzuverantworten hatte. Daß sich der Umfang der Beteiligung in vielen Fällen umgekehrt proportional zum Kenntnisstand verhält, ist vielleicht die größte *crux* bei derartigen Interviews.

Sofern der Wahrheitsgehalt einzelner Gespräche stärker zu wünschen übrig ließ, boten sich mir doch mancherlei Möglichkeiten der Überprüfung, wenn nicht gar Kontrolle. Wie ich schon andeutete, stellt die seit 1970 existierende Stadt Meerbusch ein sachlich, räumlich und personell eng umgrenztes Gebilde dar, in dem eine aufgrund der modernen demokratischen Beteiligungs- und Mitbestimmungsstrukturen vergleichsweise große Anzahl von Personen mit einer durchaus beschränkten Menge politischer Entscheidungsprozesse befaßt ist; dies waren eben die Mitglieder

der legislativen bzw. Ratsgremien, die ich, wie gesagt, von Fall zu Fall zu Rate zog. Eine weitere Möglichkeit der »Gegenprobe« ergab sich natürlich aus den schriftlichen Dokumenten, in unserem Fall vor allem den Akten und Presseerzeugnissen. Insgesamt erzielte ich so eine Verdichtung des Hintergrundgeschehens, die – wie ich heute resümieren würde – in dieser Konzentration in späterer Zeit mit Sicherheit nicht mehr wird erreicht werden können; d. h. ich konnte Motive, Bezüge, Anlässe, Bedingungen und Ursachen zutage befördern, die im Laufe der Jahre dem Vergessen anheimfallen und aufgrund der schriftlichen Überlieferung nurmehr umrißhaft und sporadisch und nicht selten verzerrt bezeugt sind. Zwar haben die zu Rate zu ziehenden Unterlagen – ich denke vor allem an die Registratur der städtischen Verwaltung – eine durch nichts zu ersetzende Authentizität, stellen aber dennoch das Geschehen höchst bruchstückhaft, auch einseitig dar, da sie vielfach auf das rein Faktische und ohnehin Bekannte beschränkt sind, Motive, Meinungsbildungsprozesse und Hintergründe naturgemäß vielfach ganz beiseite lassen oder aber derartiges bisweilen nur dürftig andeuten, wenn es gilt, diese oder jene Vorgehensweise zu begründen. Fehler und Schwachpunkte müssen dabei schon deswegen unter den Tisch fallen, da sie politische und juristische Folgen haben können, sei es daß ein Amtsinhaber – in unserem Fall etwa ein leitender Beamter der Stadtverwaltung – nicht wiedergewählt wird oder seiner Karriere schadet. Daß demgegenüber die zahlreichen, meist im Vorfeld beteiligten Abgeordneten und Ratsmitglieder dem von ihnen beobachteten und kontrollierten Geschehen gegenüber eine andere Haltung einnehmen, ist politisch geradezu gewollt und nötig und erklärt die größere Bereitschaft, Interna – zumal der zurückliegenden Zeit – zu offenbaren. Grundsätzlich war aber auch hier in Rechnung zu stellen, daß Abgeordnete und Ratsherren in »Fraktionszwänge« eingebunden sind, zu einzelnen Vertretern der ausführenden Organe nicht selten ausgezeichnete, wenngleich peinlich verschwiegene Verbindungen unterhalten und auch in bezug auf die in Rede stehende Sache keineswegs frei von beruflichem und persönlichem Interesse sind. Ein Blick auf die Konzentrierung bestimmter Interessengruppen und Berufe auf bestimmte Ausschüsse mag dies verdeutlichen.

Es scheint mir an der Zeit, die angedeuteten Sachverhalte im Hinblick auf die Geschichte der jungen Stadt Meerbusch ein wenig zu konkretisieren. Ein Großteil der Interviews, vor allem die mit den hochrangigeren Politikern – den Ministern und Landtagsabgeordneten – geführten Gespräche, betrafen vorwiegend die Hintergründe und Ereignisse, die in den Bereich der kommunalen Neugliederung gehören, Ende der 60er Jahre u. a. die Voraussetzungen für die Entstehung der Stadt Meerbusch schufen und Mitte der 70er Jahre die Stadt in die bislang schwerste Krise ihrer kurzen Geschichte stürzten. Nachdem ich hierzu die insgesamt nicht sehr umfangreichen Korrespondenzen, die Landtags- und Gemeinderatsprotokolle, die Zeitungsberichterstattung und nicht zuletzt die damals auf Landes-, Bezirks-,

Kreis- und Gemeindeebene in überaus großer Zahl erstellten Verlautbarungen, Gutachten und Denkschriften eingesehen hatte, gewann ich im Verlauf der auf dieser Grundlage zu Erhellung des Neugliederungsgeschehens geführten Gespräche den zusehends sich verstärkenden Eindruck, daß die genannten Dokumente nur eine Seite des Geschehens, gleichsam die offizielle, darstellten, bisweilen sogar nur deklamatorischen Wert hatten, mancherlei (gedruckte) Reden, Verlautbarungen und Gutachten mehr taktischer Natur waren und bisweilen geradezu dazu dienten, tatsächliche Ursachen und Gegebenheiten zu verunklaren. Konkret spielten bei der Durchführung der kommunalen Neugliederung die Karrieren von Politikern, wirtschaftliche Rivalität zwischen Gemeinden und Kommunen, Kompensationsgeschäfte auf körperschaftlicher, aber auch persönlicher Ebene und die Möglichkeiten politischen Machtzuwachses eine nicht zu unterschätzende Rolle. Außerdem waren gewachsene Mentalitäten und tief verwurzelte Emotionen einzelner oder größerer (Bevölkerungs-)Gruppen von Bedeutung, sei es, daß die Politiker sich selbst hiervon nicht freizumachen vermochten, sei es, daß sie derartige Phänomene für ihre Zwecke benutzten. Eines der Hauptargumente für die kommunale Neugliederung war etwa – um ein Beispiel zu nennen – die politische Überlegung, daß durch die Schaffung größerer kommunaler Einheiten die Arbeit der Verwaltungen erheblich rationalisiert und dadurch auf Dauer Personalkosten eingespart werden könnten. Politiker, die ich nun nach Jahren darauf ansprach, gaben mir unumwunden und selbst ein wenig verblüfft zu, daß in keinem Fall Verwaltungspersonal eingespart, im Gegenteil die kommunalen Stellenkegel aufgrund der größeren Bedienstetenzahlen wesentlich verstärkt und die Spitzenpositionen der Kommunalverwaltungen dadurch aufgewertet worden seien.

Die erwähnte, dem Menschen eigene Tendenz zur nachträglichen Rechtfertigung seiner früheren Handlungen zeigte sich in den im Zusammenhang mit den Neugliederungsfragen geführten Gesprächen in der Weise, daß die Mitglieder der früheren Gemeinderäte gerne behaupteten, von vorneherein und durchgehend engagierte Befürworter der zu bildenden bzw. zu erhaltenden Stadt Meerbusch gewesen zu sein. Durch glaubwürdigere Gewährsleute zur Skepsis aufgerufen, erbrachte eine sorgfältige Durchsicht der Ratsprotokolle, daß es hier durchaus sehr unterschiedliche Einstellungen gab, die mehr oder weniger, aber nicht ausschließlich mit bestimmten politischen Lagern in den beteiligten Gemeinden Buderich, Osterath und des Amtes Lank identisch waren. Geradezu zu einer Legendenbildung war es im Hinblick auf den Anteil der einzelnen Vorgängergemeinden an der Stadtwerdung Meerbuschs gekommen, indem heute allenthalben geglaubt und behauptet wird, daß die wirtschaftlich und politisch dominante Gemeinde Buderich die »Vorreiterrolle« bei der Gründung Meerbuschs gespielt habe. Eher war – wie die Protokolle ausweisen und in Gesprächen mit distanzierteren Beobachtern glaubhaft untermauert wurde – das Gegenteil der Fall: Die ersten Initiativen gingen vom Norden, d. h.

von der Gemeinde Osterath und dem Amt Lank, aus, wobei hier – was in Gesprächen eindeutiger formuliert wurde, in den Unterlagen aber schwerer zu fassen ist – offensichtlich wirtschaftliche Motive, nämlich die Erwartung einer stärkeren Teilhabe an der Budericher Wirtschaftskraft, die Bedenken überflügelten, von dieser Gemeinde politisch dominiert zu werden.

Als ich im Herbst 1988 derartige Zusammenhänge in meinem erwähnten Vortrag über die »Entstehung der Stadt Meerbusch« darlegte, führte dies unter den Zuhörern und denen, die von den vorgetragenen Ausführungen hörten, zu Irritationen und sogar verwaltungsseitig veranlaßten Recherchen im Stadtarchiv, die allerdings meine Erkenntnisse bestätigten. Eine ZuhörerIn, die ich aufgrund eines Interviews inzwischen gut kannte, machte mich später im übrigen darauf aufmerksam, daß ich im Falle einer im Vorfeld der Stadtwerdung unternommenen größeren Maßnahme offensichtlich den Akten zu sehr vertraut habe, indem sie darauf verwies, daß es hier zu beachtlichen Manipulationen gekommen sei; in der Tat konnte ich, auf die richtige Fährte gesetzt, durch gezieltes Nachhaken bei den Beteiligten selbst den Sachverhalt der Manipulation mühelos verifizieren. Der Vollständigkeit halber sei hier gesagt, daß sich im Gefolge meines Vortrags auch weitere Fragen auftraten, die ich aufgrund der durch meine Interviews geknüpften Kontakte gesprächsweise aufgreifen und klären konnte.

Mitte der 70er Jahre geriet die Stadt Meerbusch in eine existenzbedrohende Krise, die im wesentlichen dadurch verursacht war, daß im Zuge der Fortführung der in Nordrhein-Westfalen betriebenen kommunalen Neugliederung die Großstädte Düsseldorf und Krefeld den Versuch unternahmen, die Auflösung der soeben geschaffenen Stadt Meerbusch durchzusetzen, um sich auf diese Weise in den Besitz des dort vorhandenen dringend benötigten Hinterlandes zu bringen. Die Lage war für Meerbusch damals sehr ernst, zumal sich die Stadt in den in dieser Angelegenheit geführten politischen und rechtlichen Auseinandersetzungen einer erheblichen Machtkonstellation gegenüber sah: Diese rekrutierte sich neben den übermächtigen Großstädten aus den mit diesen verbundenen bzw. dort (vor allem in Düsseldorf) wohnhaften, z. T. sehr einflußreichen Landtagsabgeordneten und schließlich der Landesregierung selbst, mit der die junge Stadt in den Jahren 1974/75 um die Rechtmäßigkeit des 1974 verabschiedeten Auflösungsgesetzes einen Rechtsstreit am Verfassungsgericht Münster durchfocht. Im Vorfeld der entscheidenden Landtagsitzung am 20. Mai 1976 soll gar der damalige Ministerpräsident Heinz Kühn, der den Fragen der kommunalen Neugliederung an und für sich vergleichsweise distanziert gegenüberstand, aufgrund der Prozeßführung jedoch auf eine bestimmte Position festgelegt war, sein Kabinett »vergattert« haben, in der entscheidenden Abstimmung gegen Meerbusch zu votieren.

Daß am 20. Mai 1976 die für Meerbusch stimmenden Abgeordneten – allerdings

mit der knappen Mehrheit von nur zwei Stimmen – siegten und sich die junge und unbedeutende Mittelstadt behaupten konnte, ist angesichts der geschilderten Großlage schwer zu erklären und war eine der Fragen, die ich in den Gesprächen immer wieder erörterte. Ich bin auch inzwischen nicht in der Lage, alle Facetten des komplizierten Meinungsbildungsprozesses lückenlos ausleuchten zu können, allerdings wurden mir in den Gesprächen doch einige Gesichtspunkte eröffnet, die die undurchsichtige Gemengelage politischer Emotionen und Interessen betreffen und so in den Akten – zumindest in dieser Klarheit – nicht erkennbar sind. Zunächst ist zu sagen, daß mir die fünf Kabinettsmitglieder, die ich nach jener Willensbekundung ihres Ministerpräsidenten befragte, keine Bestätigung geben konnten, sei es, daß sie sich nicht mehr »erinnerten«, sei es, daß sie grundsätzlich aus Kabinettsitzungen nichts an die Öffentlichkeit dringen lassen wollten; ich hatte aber den Eindruck, daß man sich angesichts des möglicherweise allzu autoritären Gebarens ihres Kabinettschefs in dieser Sache zur Vorsicht angehalten sah. Der Ministerpräsident selbst war durch Krankheit verhindert, diese Episode gesprächsweise mit mir zu erörtern. Im übrigen wurde ich – was die Aufhellung meiner Frage nach dem Überleben Meerbuschs angesichts der angedeuteten mächtigen »Fronde« betrifft – doch auf einige bemerkenswerte Gesichtspunkte aufmerksam gemacht: So hatte sich Mitte der 70er Jahre die Gesamtsituation der in Nordrhein-Westfalen betriebenen kommunalen Neugliederung so entwickelt, daß etliche Abgeordnete die Chance eines Kompensationsgeschäfts im Hinblick auf ähnlich gelagerte Fälle anderer Gemeinden erblickten und ergriffen; hiermit hing zusammen, daß man in der Stadt Meerbusch den exemplarischen Fall einer von der »Maßlosigkeit« umliegender Großstädte bedrohten »Mittelstadt« sah, die es prinzipiell zu verteidigen galt; in diesem Zusammenhang wurde von gewichtiger Seite auf die damals von der »Landeshauptstadt« Düsseldorf an den Tag gelegte »Arroganz gegenüber dem Rest der Welt« verwiesen, die auch neutralere Abgeordnete in die Reihen der Düsseldorf-Gegner trieb; in diesem Kontext muß im übrigen das allenthalben als ungeschickt empfundene Vorgehen des damaligen, auch persönlich gegen die Meerbusch-Konzeption eingestellten Düsseldorfers und Innenministers Dr. Burkhard Hirsch zur Sprache gebracht werden, der während der Anhörung am 5. März 1976 zur Vermeidung weiterer Eskalationen dem Fernsehen das Filmen untersagt hatte und dadurch seinen Gegnern in der Folgezeit mancherlei Angriffsfläche bot (der damalige unschöne Empfang des Ministers vor dem Meerbusch-Gymnasium hatte im Landtag ein Nachspiel, wozu mir gesprächsweise beachtliche Details mitgeteilt wurden); schließlich empfanden einige Abgeordnete persönliche Verpflichtungen, die sich aus mancherlei früheren Begebenheiten, nicht zuletzt auch aus der Tatsache ergaben, daß man in Meerbusch gewohnt hatte bzw. dort politisch beheimatet war; andeutungsweise wurde ich darauf hingewiesen, daß sich die in dem Budericher Ortsteil Meerbusch wohnenden Industriellen von einem Erhalt Meerbuschs steuerliche Vorteile versprachen und einen entsprechenden Einfluß geltend gemacht

hatten. All diese Momente fanden in den mir zugänglichen Korrespondenzen kaum, in Protokollen der Plenar- und Ausschußsitzungen des Landtags sowie der Presseberichterstattung teilweise, aber nicht ohne Verzerrung Eingang. Insgesamt ist zu sagen, daß eine angemessene Gewichtung des Gesamtgeschehens ohne meine Interview-Unterlagen nicht möglich wäre, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß einige sehr wichtige Elemente aus wohlweislichem Grund nirgendwo einen schriftlichen Niederschlag gefunden haben.⁵

In dem Geschehen um die von der Großstädten Düsseldorf und Krefeld ausgehenden Auflösungsbestrebungen sah sich die Stadt Meerbusch nicht nur einer bemerkenswerten äußeren bzw. überörtlichen Interessenkonstellation gegenüber, sondern hatte sich auch einer im Stadtrat selbst latent vorhandenen Tendenz zu erwehren, mit den Ratsvertretungen in Düsseldorf und Krefeld allzu schnell gemeinsame Sache zu machen, wobei die dort zu erwartenden höheren Diäten und Aufwandsentschädigungen sicherlich derartige Bestrebungen beflügeln mochten. Wenn in diesem Zusammenhang bislang nur das Taktieren eines prominenten Ratsherrn in der Öffentlichkeit »ruchbar« geworden war, ergaben die bei den Gesprächen angestellten Recherchen, daß im Grunde Vertreter aller damaligen Ratsfraktionen derartigen »Versuchungen« erlegen waren. Ich vermochte Gesprächsrunden und Verabredungen mit Ort und Datum zu eruieren, über die die Akten kein Wort verlieren.

Daß sich in der Geschichte der jungen Stadt Meerbusch bei näherem Hinsehen auch sonst Sachverhalte auftaten, die sich nur aufgrund gezielter Befragungen richtig einordnen lassen, ist unabweisbar. Ein merkwürdiges Phänomen stellt etwa die zentrale Zentrums- und Rathausplanung dar, die sich von 1970 bis in die letzten Jahre wie ein roter Faden durch die Beratungen in Rat und Verwaltung zieht, vor allem von der stärksten Fraktion der CDU durchgehend favorisiert und von dieser erst 1987 aus nicht zweifelsfrei geklärten Gründen fallengelassen wurde. Gespräche ergaben u. a., daß das Eintreten für und gegen den Ortsteil Strümp als Standort

⁵ Daß die Motive der Landtagsabgeordneten, die 1974 die Auflösung Meerbuschs zunächst gesetzlich durchgesetzt hatten, nicht eben vorwiegend »sachlich« begründet waren, war auch der Eindruck, den Wolfgang Schellkes aus Düsseldorf aus einer Mitte der 70er Jahre bei Meerbuscher Kommunalpolitikern durchgeführten Befragungsaktion gewann; vgl. ders., Bestimmungsründe und Formen des Engagements der Betroffenen bei verordneten Neugliederungen. Eine Fallstudie am Beispiel der Stadt Meerbusch, Diplomarbeit im Fach Soziologie an der Universität Köln, maschinenschr. 1976, S. 59 f. Dort heißt es: »Auf die Frage, welche Gründe nach Meinung der Politiker für die Entscheidung, Meerbusch aufzulösen, letztlich entscheidend gewesen seien, antworteten faktisch alle Befragten das gleiche, lediglich unterschieden durch verschiedene Ausdrucksformen wie »politische Gründe«, »machtpolitische Gründe«, »politischer Proporz«, »politischer Klügel« oder »Parteiinteressen«. Man war also übereinstimmend der Ansicht, daß nicht sachliche Argumente, sondern politische Interessen die Grundlage für die Landtagsentscheidung bildeten, die zur Auflösung Meerbuschs führte.«

dieser Planung von teilweise sehr persönlichen Verbindungen und Beweggründen bestimmt war. Daß es sich hierbei um eine Frage ersten Ranges für die Stadtgeschichte Meerbuschs handelt, mag der Hinweis verdeutlichen, daß sich Mitte der 70er Jahre die von den Meerbusch-Gegnern vorgetragene juristische Argumentation nicht zuletzt auf den Umstand gestützt hatte, daß es die 1970 gegründete Stadt bislang versäumt habe, dem Auftrag des Gesetzgebers entsprechend ein städtisches Mittelzentrum einzurichten.

Tendenzen zur Beschönigung einerseits, Empfindlichkeiten in Hinblick auf die Offen- und Darlegung der Ereignisse und Sachverhalte andererseits scheinen, was die Arbeit des recherchierenden *und* darstellenden Historikers angeht, je stärker, je näher die Geschehnisse an die Gegenwart heranreichen. So entwarf ich ein Schlußkapitel, das die letzten von Turbulenzen und politischen Gewichtsverschiebungen besonders geprägten Monate in knapper Form, jedoch nicht völlig ohne Bewertung schilderte, gleichwohl nur die wichtigsten und, wie mir bis dahin schien, unbestrittenen bzw. durch vielerlei Gespräche und Informationen völlig zweifelsfrei abgesicherten Fakten enthielt. Nachdem ich diese Passage etwa einem Dutzend aus allen politischen Lagern sich rekrutierenden Gewährsleuten zur Prüfung vorgelegt und deren Einverständnis erhalten hatte, wurde der ganze Komplex – für mich überraschend – von einem bestimmten politischen Lager mit mir nicht einsichtigen Argumenten und Interpretationen in einer Weise in Frage gestellt, die mir offenkundig machte, daß eine Veröffentlichung meiner »Version« die Stadtgeschichte nicht nur zum Gegenstand, wenn nicht gar Spielball stadtpolitischer Interessen gemacht hätte, sondern sich die Auseinandersetzungen und Konflikte der seit Monaten von Querelen, Pannen und Affären wahrlich gebeutelten Stadt vermutlich noch verschärft hätten. Ich zog daher das ganze Kapitel zunächst zurück und habe mich dann, um dem Buch eine gewisse Abrundung zu geben, für eine noch einmal wesentlich konzentrierte Zusammenfassung des Geschehens entschieden. Diese Episode mag die Möglichkeiten und Grenzen der vom gesellschaftlichen Umfeld nie ganz ablösbaren zeitgeschichtlichen Forschung ein wenig verdeutlichen: Die Erforschung und Ermittlung der Hintergründe und Fakten ist um so ergiebiger, je näher sie an die Gegenwart heranreicht; ihre Verwendung in einer historischen Veröffentlichung stößt aber auf Schwierigkeiten, die auf Dauer mit Sicherheit auch die Stellung und Unabhängigkeit eines in einer städtischen Verwaltung tätigen Archivars tangieren würden. Hieraus die Konsequenz zu ziehen, dann auch die gesamte »Oral History« fallenzulassen, wäre im Hinblick auf den anzustrebenden größtmöglichen Wahrheitsgehalt einer künftigen wissenschaftlichen Bearbeitung unangemessen, da mächtige Interessengruppen, denen meist auch eine hohe Kontinuität eignet, auf Dauer mit allen ihnen zu Gebote stehenden Möglichkeiten der schriftlichen und mündlichen Artikulation und Beeinflussung die tatsächlichen, vom Vergessen bedrohten Zusammenhänge teilweise zu überlagern, ja zu unterdrücken vermögen.

Wie aus dem Gesagten ersichtlich ist und sich auch durch mancherlei andere Beispiele verdeutlichen ließe, spielen in der Politik wie im Leben überhaupt persönliche Momente (Gefühle, Emotionen, Schwächen), Fehler, Mißgriffe, Intrigen und nicht zuletzt Beziehungen, kurzum: sachfremde Momente eine nicht zu unterschätzende Rolle, angesichts dessen sich zentnerschwere Verwaltungsakten blaß und steril ausnehmen, was ja nach allem Gesagten nicht unbedingt ein Zufall ist. Gewiß sollte sich der Historiker, insbesondere auch der mit der »Oral History« befaßte Archivar hüten, sein Hauptaugenmerk auf skandalträchtige »Enthüllungen« zu richten und die geplante Darstellung zu einer »chronique scandaleuse« degenerieren zu lassen; jedoch sehe ich auch die andere Gefahr, daß man den vielfach verbrämenden Charakter amtlicher Dokumente nicht genügend durchschaut und das Tun und Lassen der verantwortlich Handelnden in allzu hellem Licht erscheinen läßt. Grundsätzlich scheint mir der – durchweg akademisch gebildete – Archivar, dessen berufliche Tätigkeit und Stellung ohnehin etwas von einer Elfenbeinturmsituation an sich hat, bisweilen eine allzu große Scheu vor der »Wahrnehmung« und Darstellung auch der menschlich, allzu menschlichen Seite aller Geschehnisse zu haben; eine allen Menschen eigene, latent vorhandene obrigkeitliche Grundhaltung mag sich hier in einer Ausbildung bestätigt finden, die vorwiegend an amtlichem Schriftgut ausgerichtet ist und dessen Inhalt nicht genügend in Frage stellt. Insofern könnte – gleichsam als Nebeneffekt – die Anwendung der »Oral History« allen zwangsläufig vom Gegenstand des Geschehens mehr oder weniger isolierten Historiker-Archivaren den Blick dafür öffnen helfen, daß es im Kreis der Mächtigen oft doch sehr gewöhnlich und banal zugeht und der Kern vieler öffentlichen Angelegenheiten aus der Nähe betrachtet nun einmal nicht mehr als die Qualität einer Hintertreppengeschichte hat. Der Vollständigkeit halber sei gesagt, daß mich einige prominente Gesprächspartner von sich aus auf diese Sicht der Dinge ausdrücklich hinwiesen.

Insgesamt möchte ich abschließend sagen, daß ich den Erkenntniswert der zur jüngsten Stadtgeschichte von Meerbusch geführten Gespräche hoch veranschlage, diese allerdings grundsätzlich als Ergänzung der schriftlichen Überlieferung gesehen werden sollten. Daß die Gesprächsinhalte bei länger zurückliegenden Gegenständen unpräziser werden und dadurch an Wert verlieren, ist nicht zu bestreiten, kam jedoch bei meinen Meerbusch-Interviews insofern nicht so zum Tragen, als der gesamte von mir untersuchte Komplex vergleichsweise »jung« ist. Schließlich sollte nicht unerwähnt bleiben, daß die Gesprächspartner nicht selten im Besitz wertvoller Unterlagen sind, die sie dem Befrager oft großzügig überlassen oder zum Zweck der Kopierung zur Verfügung stellen. Voraussetzung ist meist der in einem gut verlaufenen Gespräch erworbene Vertrauensbonus, während, wie ich aus langjähriger Erfahrung im Hauptstaatsarchiv weiß, »Nachlasser«, die zur Tätigkeit dokumentierender Archivare keinerlei inneren Bezug und daher auch wenig Vertrauen haben,

bisweilen kaum Hemmungen verspüren, gerade die wichtigeren, weil brisanten Teile ihrer schriftlichen Hinterlassenschaft vor deren Übergabe zu vernichten, womit sie natürlich die aus solcher Überlieferung stammenden Erkenntnisse erheblich beeinträchtigen.

Schließlich möchte ich kurz auch die Frage nach Aufwand und Ertrag streifen. Es liegt auf der Hand, daß Zeitzeugeninterviews von der Vorbereitung und Durchführung her einen nicht geringen zeitlichen Einsatz erfordern, was letztlich auch finanziert werden muß. Am Anfang einer jeden Befragungsaktion muß daher immer genauestens geprüft werden, welcher Gegenstand eine solch aufwendige Vorgehensweise lohnt. Die Ergiebigkeit meiner Meerbuscher Unternehmung ergab sich nicht zuletzt aus der guten Überschaubarkeit des Gegenstandes, nämlich der jüngsten Geschichte einer Mittelstadt, und so glaube ich, daß es allenthalben erwägenswert, ja eigentlich selbstverständlich sein sollte, daß der hauptamtlich tätige Kommunalarchivar die Geschehnisse und Geschehnisse seiner Kommune zum Objekt begleitender mündlicher Erörterungen mit den Verantwortlichen machen und in loser Folge Interviews mit wichtigen Akteuren und Kennern der Materie – etwa (Ober-)Bürgermeistern, Beigeordneten, Ratsmitgliedern und Vorsitzenden von Verbänden und Vereinen – führen sollte. Dies könnte ad hoc, d. h. aus besonderem Anlaß oder aber zum Zeitpunkt des Dienstendes des potentiellen Gesprächspartners geschehen, wobei beide Vorgehensweisen ihre Vor- und Nachteile haben; während zum aktuellen Zeitpunkt eines Ereignisses die Verantwortlichen vermutlich sehr vorsichtig sein werden, läuft man bei Interviews anläßlich des Ausscheidens langjährig tätig gewesener Amtsinhaber Gefahr, daß diesen die Erinnerung an ältere Sachverhalte teilweise oder weitgehend entglitten ist. Die seitens des Kommunalarchivars zu betreibenden Aktivitäten könnten und sollten sich in jedem Fall in Grenzen halten, da die diskussionswerten Gegenstände kommunalen Geschehens begrenzt sind und deren Erörterung mit immer neuen Gewährsleuten, wie ich im Fall Meerbusch erlebte, irgendwann – zumal bei einem mit den Interna vertrauten Archivar – uneffektiv wird. Daß derartige Aktionen im übrigen immer vor dem Hintergrund und unter Berücksichtigung der vorhandenen Überlieferung durchgeführt werden sollten, bedarf nach allem Gesagten keiner Frage, zumal, wie angedeutet wurde, ja auch die mündlich vermittelten Informationen einer Kontrolle bedürfen. Im übrigen ist es naheliegend, daß diese Überlegungen mutatis mutandis auch auf andere Bereiche – etwa bei Staatsarchivaren auf das jeweilige Land, bei Bistumsarchivaren auf das Bistum etc. – bezogen werden können. Aufgrund eines solchermaßen gearteten Unternehmens wäre die Entwicklung des jeweiligen Gemeinwesens – Stadt, Kreis, Land, Bistum etc. – ständig einer begleitenden Beobachtung und gewissermaßen kommentierenden Aufarbeitung unterzogen. Daß sich hieraus für den etwa im Arbeitsverhältnis einer Stadt oder eines Landes stehenden Archivar aus Mißtrauen erwachsende Mißliebigkeiten ergeben können,

liegt auf der Hand. Dem würde der Archivar am besten begegnen, wenn er der Versuchung, sich selbst in öffentliche Angelegenheiten handelnd einzuschalten oder gar als »Zensor« der öffentlichen Geschehnisse aufzuspielen, konsequent widersteht⁶ und sich streng auf die Fixierung von Sachverhalten im Dienst einer zukünftigen Geschichtsschreibung beschränkt. Daß eine allzu zeitige Veröffentlichung zu erheblichen Friktionen und Komplikationen führen kann, kam oben im Zusammenhang des von mir entworfenen Schlußkapitels der Geschichte Meerbuschs zur Sprache und zeigt aufs beste die potentielle Abhängigkeit und latente Konfliktsituation des im Dienst einer öffentlichen Einrichtung stehenden und diese gleichzeitig objektivierenden Historiker-Archivars.⁷ Es handelt sich hier um ein Kernproblem der Zeitgeschichtsforschung überhaupt, sofern sie bestrebt ist, der Gegenwart möglichst eng auf den Fersen zu bleiben.

⁶ Diese Notwendigkeit scheint leider nicht allgemein empfunden zu werden, wie verschiedenen Äußerungen in Referaten zur Stadtgeschichtsschreibung auf der letzten Tagung des Brauweiler Kreises am 23./24. März 1990 in Waldliesborn zu entnehmen war.

⁷ Die hier angedeutete Situation, in der sich letztlich jeder Historiker und Archivar befindet, sollte m. E. grundsätzlich mehr in Rechnung gestellt werden; vgl. den in diesem Zusammenhang durchaus anregenden Beitrag von K.-J. Kreter, *Archivare im Nationalsozialismus*, in: *Aus Erfahrung gut? Kritische Anmerkungen zum Beruf des Archivars*, hrsg. v. d. »Kampfgruppe« des 22. wiss. Lehrgangs an der Archivschule Marburg – Institut für Archivwissenschaft, Koblenz 1989, S. 17–30.

Die Arbeitsverwaltung aus Sicht ihrer Mitarbeiter. Zur praktischen Anwendung der Oral History für eine Behördengeschichte

von Uwe Kleinert und Manfred Pricha

Darstellung des Gesamtprojekts und der Arbeitshypothese

Seit 1987 arbeiten die Autoren im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv an einem Forschungsprojekt über die Geschichte der Arbeitsverwaltung in Nordrhein-Westfalen von 1895 bis 1969, das vom Landesarbeitsamt Nordrhein-Westfalen angeregt worden ist. Die regionalgeschichtliche Längsschnittanalyse über knapp 80 Jahre hinweg – ein Novum in einem von der historiographischen Forschung bisher stiefmütterlich behandelten Bereich der Sozialpolitik¹ – befaßt sich mit der behördengeschichtlichen Aufarbeitung der Arbeitsverwaltung und thematisiert deren arbeitsmarktpolitische Aufgabengebiete, vornehmlich Arbeitsvermittlung, Berufsberatung/Lehrstellenvermittlung, Arbeitsbeschaffung und Arbeitslosenversicherung. Die Untersuchung hat dabei die wechselvolle Geschichte eines relativ jungen, der staatlichen Aufsicht unterstellten Behördenzweiges nachzuzeichnen: von den

¹ Erste Überlegungen zu einer historischen Arbeitsmarktforschung finden sich in: Toni Pierenkemper/Richard Tilly (Hrsg.), *Historische Arbeitsmarktforschung. Entstehung, Entwicklung und Probleme der Vermarktung von Arbeitskraft*, Göttingen 1982. Zu den neueren Forschungen siehe Anselm Faust, *Arbeitsmarktpolitik im Deutschen Kaiserreich. Arbeitsvermittlung, Arbeitsbeschaffung und Arbeitslosenunterstützung 1890–1918*, Wiesbaden 1986; Karl Führer, *Die Entstehung der Arbeitslosenversicherung in Deutschland 1902–1927*, Diss. Hamburg 1986; Peter Lewek, *Arbeitslosenversicherung im Spannungsfeld zwischen Partei- und Interessenpolitik. Die Institutionalisierung der Arbeitslosenversicherung und der Erwerbslosenfürsorge in Deutschland 1918–1927*, Diss. Bochum 1989. Einen Überblick über die Entwicklung nach 1933 bieten: Andreas Kranig, *Lockung und Zwang. Zur Arbeitsverfassung im Dritten Reich*, Stuttgart 1983; Marie-Luise Recker, *Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg*, München 1985; Birgit Wulff, *Arbeitslosigkeit und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in Hamburg 1933–1939. Eine Untersuchung zur nationalsozialistischen Wirtschafts- und Sozialpolitik*, Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1987; Dan P. Silverman, *Nazification of the German Bureaucracy Reconsidered: A Case Study*, in: *Journal of Modern History* 60, 1988, S. 496–539; Rüdiger Hachtmann, *Industriearbeit im »Dritten Reich«. Untersuchungen zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen in Deutschland 1933–1945*, Göttingen 1989; Horst Kahrs, *Die ordnende Hand der Arbeitsämter. Zur deutschen Arbeitsverwaltung 1933 bis 1939*, in: *Arbeitsmarkt und Sondererlaß. Menschenverwertung, Rassenpolitik und Arbeitsamt*, Berlin 1990, S. 9–61. Eine übergreifende Darstellung der Geschichte der Arbeitsverwaltung nach 1945 steht immer noch aus. Regionalgeschichtliche Untersuchungen über die Landesarbeitsämter sind nicht vorhanden.

Anfängen der kommunalen Arbeitsnachweispbewegung um die Jahrhundertwende, über die Entstehung der Landesarbeitsämter zu Beginn der 20er Jahre, deren Einbringung in die 1927 gegründete Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und der Interimsphase der Gauarbeitsämter ab 1943 bis zu ihrer Reorganisation in der Nachkriegszeit und ihrer erneuten Eingliederung als Mittelinstanz in die 1952 geschaffene Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung.

Als besonders interessant hat sich im Laufe der Forschungen die spezifische Personalentwicklung der Arbeitsverwaltung herausgestellt. Sie wurde vor allem geprägt durch deren Überführung in eine selbständige Zentral-, Fach- und selbstverwaltete Sonderbehörde. Die Reichsanstalt, seit 1927 getrennt von der allgemeinen Kommunal- und Staatsverwaltung, mußte noch ihren Platz im Verwaltungsgefüge des Reichs, insbesondere auf der Ebene der Landesarbeitsämter und Arbeitsämter finden. Diese waren durch das Arbeitsnachweisgesetz von 1922 bis dahin einer reibungsvollen, auf die Dauer nicht praktikablen Zwitterstruktur ausgeliefert, die die Arbeitsämter in allen Personal- und Ausstattungsfragen der Dienstaufsicht der Kommunen unterstellte bzw. die Landesarbeitsämter in Preußen an die Provinzen band. Das Gesetz ließ aber gleichzeitig die Fachaufsicht durch die Reichsarbeitsverwaltung in Berlin über die Landesarbeitsämter und durch diese wiederum über die kommunalen Arbeitsnachweise ausüben. Kein Wunder, daß unter den Angestellten und Beamten der Arbeitsverwaltung die Haltung allmählich überwog, in bewußter Abkehr von der kommunalen und provinziellen Bevormundung dem bisherigen Dienstherrn den Rücken zu kehren. Nach diesem Abnabelungsprozeß sah sich die Arbeitsverwaltung jahrelangen Angriffen ausgesetzt, die noch dazu in die schwierige Situation einer neuartigen, noch nie dagewesenen Massenarbeitslosigkeit und der Abwälzung ihrer finanziellen Lasten von der Reichsregierung auf die Kommunen fielen. Sie zielten auf ihre Zerschlagung und ein verwaltungsorganisatorisches Revirement durch die Kommunalverbände ab, unterstützt von einzelnen Ministerien Preußens und des Reichs, und endeten vorläufig mit der Einverleibung der Reichsanstalt in das aufsichtsführende Reichsarbeitsministerium. Außerdem hatte die Arbeitsverwaltung aufgrund ihrer Selbstverwaltungsstruktur in der Gründungsphase bis zur Ablösung durch das Führerprinzip nach der nationalsozialistischen Machtübernahme mit Interventionen der Arbeitsmarktparteien (Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften) zu rechnen und mußte sich daher mit ihrer institutionellen Rolle und Autorität auseinandersetzen. Beides stärkte den Selbstbehauptungswillen der neugeformten Bürokratie. Ihre gesellschaftliche Anerkennung erhielt sie schließlich durch die tatkräftige Beseitigung der Arbeitslosigkeit, was sich in der Regimetreue des Fachbeamtentums niederschlug. Diese Faktoren zusammen mit einem internen Aufstiegs- und Nachwuchsrekrutierungsprogramm förderten eine besondere Identifizierung des Personalkörpers mit der jungen Administration,

schweißten die Beamten und Angestellten zusammen und schufen einen ausgeprägten »Ressort- und Korpsgeist«.²

1933 wurde die Bürokratie von gewerkschaftsnahen Mitarbeitern gereinigt, ein Prozeß, der bereits unter Papen begonnen hatte, während das arbeitgeberfreundliche Personal in seiner Stellung verbleiben konnte. Die nationalsozialistische Personalpolitik forderte in der Anfangsphase keineswegs generell den Beitritt zur NSDAP, auch wenn der Druck der NS-Aktivisten auf das übrige Personal nicht zu verkennen war. Es genügte ein gesunder autoritärer Ressort- und Korpsgeist und eine deutsch-nationale, vaterländische Gesinnung für ein laufbahnrechtliches Fortkommen. In den späteren Jahren war eine bloße parteipolitische Profilierung ebenfalls kein hinreichender Grund, in den aufgeblähten Personalbestand der Arbeitseinsatzverwaltung aufgenommen zu werden; vielmehr gewann mit den zunehmenden Kriegsaufgaben die fachliche Qualifikation für die Indienstellung für den Nationalsozialismus weiter an Bedeutung. Auswirkungen zeigte dieses Phänomen ebenso nach dem Zusammenbruch 1945, das auf deutsche Handlungsspielräume hindeutet und Rückschlüsse für den Demokratisierungsprozeß der Arbeitsverwaltung zuläßt: Obwohl neben denjenigen, die kontinuierlich in der Arbeitsverwaltung tätig waren, auch 1933 entlassene Mitarbeiter wieder eingestellt wurden, sah sich die britische Militärregierung mit jenem Ressort- und Korpsgeist und den daraus resultierenden Kooperationsproblemen konfrontiert.

Stellenwert und Ziele der Befragungen

Die Befragungen der Interviewpartner verfolgten zwei grundsätzliche Ziele:

1. Da in den einschlägigen Archiven Nordrhein-Westfalens kein originärer Aktenbestand Landesarbeitsamt Rheinland bzw. Westfalen-Lippe für den Zeitraum 1919 bis 1945 vorhanden ist und die Überlieferung für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls Lücken aufweist, stellen die durchgeführten Gespräche mit den früheren Mitarbeitern der rheinischen bzw. westfälischen Arbeitsverwaltung eine Ergänzung des vorhandenen Materials aus anderen Quellenbeständen dar. Dem kommt insofern erhebliche Bedeutung zu, als in den Gegenüberlieferungen (hauptsächlich Oberpräsidien, Regierungspräsidenten, Kommunen, Ministerien Preußens, des Reichs, des Bundes und des Landes, Industrie- und Handelskammern) die Perspektiven und Einschätzungen der jeweiligen Administration zum Ausdruck kommen, weniger aber über die Sicht- und Arbeitsweise der Arbeitsverwaltung selbst in Erfahrung zu bringen ist, zumal deren Interna dort in der Regel nicht aufzufinden sind. Die Schilderungen der ehemaligen Beschäftigten sollten daher

² Karl Roth, Aus der Verwaltungsschule Neubabelsberg, in: Die Arbeitslosenhilfe 3, 1936, S. 153.

zunächst einmal über den formalstrukturellen Aufbau hinaus die Transparenz und Plastizität des behördlichen Innenlebens erweitern und zugleich einen Beitrag liefern, Handlungsautonomie und Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Beamten oder ganzer Abteilungen einordnen und ausloten zu können. Im Vordergrund stand nicht so sehr die Rekonstruktion der politischen Entscheidungsprozesse im Vorfeld von Gesetzen und Verordnungen,³ sondern die Evaluierung empirischer Ergebnisse aus der Arbeitsverwaltung, vor allem wenn statistisches Datenmaterial fehlte oder dieses nicht quantitativ erfaßt werden konnte. Häufig drehten sich daher die Fragen um persönliche Einschätzungen und Beurteilungen der Umsetzung und Auswirkungen von Verwaltungsmaßnahmen und deren Erfolgskontrolle. Angesprochen wurden darüber hinaus mögliche Hindernisse, Schwierigkeiten und Widerstände, die flexibles Reagieren und geschmeidiges Taktieren erforderten oder womöglich Konfrontationskurs und Muskelspiel herausforderten: Konfliktbereiche mit anderen Ämtern und den Arbeitsmarktparteien war ein durchgängiges Thema. Schließlich eröffneten die Interviews Einblicke in Personalentscheidungen, Fach- und Ausbildungsfragen, Bedeutung und temporäre Gewichtverschiebungen der einzelnen Fachabteilungen und Einflußnahmen von politischen Gruppierungen und der Arbeitsmarktparteien. Die Befragungen dienten also als Hilfsmittel, die aus den Akten gewonnenen Forschungsergebnisse zu verifizieren oder zu falsifizieren.

2. Neben der Ergänzungsfunktion für die schriftliche Aktenüberlieferung bot die Methode der Oral History die Chance, die Beamten- und Angestelltenschaft der Arbeitsverwaltung selbst zum Untersuchungsziel zu machen. In diesem zweiten Themenkomplex wurde ihrer psychosozialen Charakteristik nachgegangen und die Hypothesenbildung verfeinert, indem vor allem die ›Atmosphäre‹ innerhalb der Arbeitsverwaltung aufgedeckt werden sollte. Gefragt wurde nach

- dem Zusammenhang von generationenspezifischer Verwaltungskarriere und der Stellung und dem Auftreten der Arbeitsverwaltung gegenüber anderen Behörden,
- dem Bewußtsein und Selbstverständnis der personellen Verwaltungsträger, deren Reflexion über ihre eigene Tätigkeit, ihrer Distanzierungs- und Kritikfähigkeit,
- der Internalisierung der Behördenperspektive im Hinblick auf die Immunisierung gegenüber politischen Pressionen oder die Entwicklung eines Unrechtsbewußtseins, etwa bezogen auf die nationalsozialistischen Arbeitseinsatzmaßnahmen und ihre Folgen,

³ Zur Problematik ›entscheidungsorientierter Eliteninterviews‹ siehe Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hrsg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 3), Berlin/Bonn 1986, S. 392–445, hier S. 421.

- der mentalen Verfassung des Behördenpersonals in bezug auf Führungsstil, Engagement, Kompetenz, Qualifikation.

Standen die Befragten auch nicht an den Schalthebeln der Macht, so gaben sie doch zu der Hoffnung Anlaß, persönlichen Handlungsmustern und damit der bürokratischen Mentalität und Behördenkultur auf die Spur zu kommen und so manches Detail im Routinegetriebe aufzuhellen.

Innerhalb des Befragtensamples lassen sich zwei generationsspezifische Gruppen deutlich unterscheiden. Die erste Gruppe trat bis auf drei Ausnahmen während des Nationalsozialismus in die Dienste der Reichsanstalt, ohne vorher berufstätig gewesen zu sein. Sie wurde mit der oben beschriebenen Charakteristik einer zum ersten Mal mit Errichtung der Reichsanstalt festgefügteten Behördenordnung konfrontiert und durch die spezifischen Identifikationsmuster der Bürokratie geformt. Nach 1945 konnte sie ihre Tätigkeit mit kurzer Unterbrechung fortsetzen. Die zweite Gruppe stieß in der Umbruchphase der unmittelbaren Nachkriegszeit auf die Arbeitsverwaltung, war teilweise vorher in anderen Berufen beschäftigt oder zum Kriegsdienst eingezogen gewesen und erlebte den Höhepunkt ihrer Karriere in der Regel erst in den 70er Jahren. Kein einziger war darunter, der bereits vor 1933 beschäftigt gewesen und dann entlassen worden war. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Zäsur 1945 gewidmet, da nun vergleichsweise zwei Generationen ›Arbeitsverwalter‹ nebeneinander mit den Anforderungen und Aufgaben der Nachkriegssituation konfrontiert wurden und sich mit den autoritären Methoden des Nationalsozialismus unter veränderten Vorzeichen auseinanderzusetzen hatten.

Methoden und Probleme

Die erste Hürde der Befragungsaktion bestand in der Ermittlung desjenigen Personenkreises, der für eine Befragung geeignet erschien. Zunächst griffen wir auf einige Adressen aus einem Zeitschriftenartikel des Verbandes der Beamten in der Bundesanstalt für Arbeit zurück,⁴ der an die Tätigkeit und den beruflichen Werdegang ehemaliger Mitglieder des Reichsverbandes der Beamten und Angestellten der Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung erinnerte. Durch den glücklichen Umstand, daß die Reichsanstalt bzw. die Arbeitseinsatzverwaltung eine außergewöhnlich umfang- wie aufschlußreiche Dokumentation ihres Dienstpersonals in

⁴ VBBA-Redaktion, 1927–1987. »Männer der ersten Stunde« berichten über 60 Jahre Arbeitsverwaltung, in: Der Beamte in der Bundesanstalt für Arbeit 6/1987, S. 30–38.

ihren Verwaltungsjahrbüchern 1935 bis 1943 veröffentlichte,⁵ konnten wir zusammen mit einem Telefonregister und Stellenplänen des Landesarbeitsamts Nordrhein-Westfalen aus der Nachkriegszeit den Personenkreis erheblich erweitern und danach eine systematische Auswahl von Personen durchführen. Wir nahmen alle Mitarbeiter der beiden Landesarbeitsämter und der Arbeitsämter der Geburtsjahrgänge 1900 bis 1925 in eine Liste auf, die während des Befragungszeitraums (etwa 1935–1960) mindestens die Stufe des Regierungs- bzw. Bundesverwaltungsrats (oder vergleichweisen Angestelltenstatus) erreicht hatten und längere Zeit im Untersuchungsgebiet beschäftigt waren. Diese Auswahlkriterien erschienen uns im Hinblick auf die zu erwartende Erinnerungsleistung noch angemessen, um den Personenkreis trotz des fortgeschrittenen Alters nicht zu sehr einzuschränken und Aussagen über die Arbeitsverwaltung vor 1945 nicht von vorneherein zu vereiteln. Durch die Begrenzung der Laufbahnstufe nach unten wollten wir uns ein gewisses Niveau beim Erfahrungshorizont und Kenntnisstand der Aspiranten sichern.

Diese 123 Personen umfassende Liste wurde dem Landesarbeitsamt Nordrhein-Westfalen zugeleitet, das mittels seiner Personaldaten die Kontaktaufnahme herstellte. Dabei stützte sich das Amt teilweise auf einen Pensionärskreis, was auf eine immer noch währende Verbundenheit der ausgeschiedenen Mitarbeiter mit der Verwaltung und der gegenwärtigen Amtsführung hindeutete. Nach einer formalisierten Anfrage erklärten sich 17 Personen zu einem Gespräch bereit. Etwa die Hälfte der von uns in der Liste aufgeführten Personen war bereits verstorben. Mancher Mitarbeiter dürfte nur begrenzte Zeit in der rheinischen und/oder westfälischen Arbeitsverwaltung beschäftigt gewesen sein, so daß die Personalakte »weitergewandert« war; bei vorzeitig Ausgeschiedenen dürfte sie schlicht nicht »greifbar« gewesen sein. Einen direkten Zugang zu den Personalunterlagen des Landesarbeitsamtes hatten wir aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht, so daß dessen Auswahlkriterien ein gewisser Unsicherheitsfaktor anhaftet, zumal über abgelehnte Anfragen keine Mitteilung gemacht wurde und wir durch die Gespräche Hinweise auf noch lebende Zeitzeugen erhielten, die auch auf unserer Liste standen.

Einschließlich der durch das Landesarbeitsamt direkt vermittelten Gespräche haben wir bis jetzt 18 Interviews mit acht Referenten des Landesarbeitsamts, fünf Arbeits-

⁵ Verwaltungs-Jahrbücher für die Angestellten und Beamten der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung 1935–1938, bearb. v. Walter Arning u. Alfred Reichert, Berlin 1935–1938 bzw. für die Beamten und Angestellten der Arbeitseinsatzverwaltung 1939–1943, bearb. v. Walter Arning u. Alfred Reichert, Berlin 1939–1943. Nur noch die Spitze berücksichtigend: Handbuch für die Dienststellen des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz und die interessierten Reichsstellen im Großdeutschen Reich und in den besetzten Gebieten, bearb. v. Friedrich Didier, Bd. 1, Berlin 1944. Für die Nachkriegszeit siehe Verwaltungshandbuch für die Bediensteten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, bearb. v. Hans Volmer u. Alfons Weiher, Stuttgart/Köln 1955.

amtsdirektoren und fünf Abteilungsleitern der Arbeitsämter durchgeführt. Doppelt so häufig war der Aufgabenbereich der Arbeitsvermittlung gegenüber den übrigen (Verwaltung, Berufsberatung und Arbeitslosenversicherung) vertreten, auf die sich die Interviewten ziemlich gleichmäßig verteilten. Zwei der bisher Befragten waren der Arbeitsverwaltung bereits vor Gründung der Reichsanstalt 1927, einer kurz danach beigetreten; ungefähr zwei Fünftel kamen nach 1945, knapp die Hälfte trat zwischen 1934 und 1941 in die Arbeitsverwaltung.

Im Vorfeld der Gespräche hatten wir den zu Befragenden einen von uns entwickelten Interviewbogen zugesandt, mit dessen Hilfe wir nähere Angaben zur Person, zu Funktionen und Aufgabengebieten und zum beruflichen Werdegang ermitteln wollten. Mangels eines Vorgesprächs schien uns diese Form als ein hilfreiches Instrument, die späteren Gespräche nach zeitlichen und sachlichen Schwerpunkten zu strukturieren und gleichzeitig die zu Befragenden anzuregen, ihr früheres Tätigkeitsfeld im Überblick wieder ins Gedächtnis zu rufen, zumal die Ereignisse für einen Teil von ihnen Jahrzehnte zurücklagen. Die Interviewbögen wurden von den Gesprächspartnern überwiegend sehr gewissenhaft und detailliert bearbeitet, in wenigen Fällen nur kursorisch ausgefüllt, so daß sie eine gute Gesprächsausgangslage schufen.

Um eine gewisse Einheitlichkeit und Vergleichbarkeit zu gewährleisten, entwickelten wir standardisierte Fragestellungen, die wir an jeden Interviewpartner richteten: Sie behandelten den vorherigen Status und die Eintrittsgründe in die Arbeitsverwaltung (Qualifikation, Berufswünsche), den vorgefundenen Zustand der Verwaltung (Stabilität der Organisation, Hierarchie, Personalüberblick), die Umriss der Behördenstruktur und das Verhältnis zur höheren Instanz sowie die Beziehungen zwischen Administration und Selbstverwaltung. Daneben bereiteten wir spezielle Fragenkomplexe vor, die auf die jeweilige Person zugeschnitten waren und sich an dem jeweiligen Aufgabenfeld orientierten (z. B. Dienstverpflichtungen nach 1938 und nach 1945, Ineinandergreifen von Berufsberatung und Lehrstellenausgleich, Unterstützungsleistungen und Vermögensanlage in der Arbeitslosenversicherung).

Die Gespräche fanden, bedingt auch durch den Gesundheitszustand und das hohe Alter der zu Befragenden, in der Regel in deren Privatwohnungen statt. Einmal wurden die Räume eines entfernter liegenden Arbeitsamtes genutzt, drei Gesprächspartner kamen in unser Dienstbüro. Diese Gespräche erhielten dadurch einen stärker ›behördlichen‹ Charakter, ohne daß darunter aber die Gesprächsatmosphäre litt. Ausnahmsweise konnten wir hier auch Tonbandaufnahmen einsetzen. Bei den anderen Interviews hatten wir uns von vornherein auf Mitschriften verständigt, um die Vertraulichkeit des Gesprächsinhaltes zu garantieren. Von Vorteil war der Auftritt von zwei Fragestellern, die sich bei den Mitschriften

abwechslen konnten, so daß sich Unterbrechungen im Frage-Antwort-Spiel vermeiden ließen. Außerdem konnten Lücken in der Befragung des federführenden Interviewers durch einen temporären Reflexionsspielraum des anderen ausgeglichen und durch eingehendere Zwischenfragen dem Interviewpartner wichtige Informationen entlockt werden. Die Interviews dauerten zwei bis drei Stunden; lediglich eines ging über die doppelte Zeit, verteilt auf zwei Termine.

Zu Beginn des Gesprächs gaben wir den zu Befragenden eine kurze Einführung in unser Projekt, um den Hintergrund und die Absichten unseres Vorhabens zu verdeutlichen. Idealvorstellung war die vorabgefaßte Gliederung des Interviewablaufs, die wir auch den Befragten vorschlugen, um eine gewisse Chronologie einzuhalten und thematische Orientierungshilfen zu geben. Wir stießen aber nicht selten auf eine ungebremsste, überbordende Gesprächigkeit, die uns zwang, Abstriche an unserem ursprünglichen Konzept zu machen.⁶ Bei der Darlegung der beruflichen Karriere zu Beginn nahmen wir allerdings eine unstrukturierte Gesprächsphase in Kauf, um den Interviewpartner sich ›warm‹ reden zu lassen. Als ehemalige Behördenleiter oder Abteilungsreferenten waren die meisten Befragten geübt im Umfang mit der Öffentlichkeit und in der Selbstdarstellung. So war bei einigen Gesprächspartnern die Tendenz vorhanden, die Gesprächsführung an sich zu ziehen, Monologe zu halten und unsere Fragen zu ignorieren. Unterbrechungen mußten vorsichtig dosiert werden, um keine Gesprächskrisen zu verursachen oder die Aussagebereitschaft zu vermindern. In den Redefluß des Befragten griffen wir allerdings dann verstärkt ein, wenn dieser zu sehr ins Fabulieren kam und von einem Zeitabschnitt zum anderen hin- und hersprang. Andere Gesprächspartner neigten zur Verschwiegenheit oder konnten zu bestimmten Fragekomplexen keine Antwort geben. Entweder hatte tatsächlich ihre Gedächtnisleistung abgenommen oder ihre Erinnerung an frühere Handlungsabläufe wurde durch spätere Aktivitäten überlagert. Je nach Gesprächspartner und -phase variierten die Fragetechniken, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, wobei wir uns der Problematik der Gesprächsmanipulation bewußt waren. Kurze detaillierte und wiederholt vorgetragene Fragen sollten vor allzu ausschweifenden Schilderungen abhalten, während wir bei eher einsilbigen und wortkargen Gesprächspartnern versuchten, wenigstens allgemeine Einschätzungen und Meinungen über behördliche Handlungsabläufe zu erhalten. Wenn nötig, gaben wir ihnen alternative Antwortmöglichkeiten vor.⁷

⁶ Nach Niethammer zeichnet sich ein ›guter‹ Interviewer auch dadurch aus, daß er von seinem vorbereiteten Fragenkatalog abweichen kann, um Assoziationsketten des Befragten nicht zu unterbrechen. Niethammer (1986), S. 401.

⁷ Vgl. Peter Hüttenberger, Zur Technik der zeitgeschichtlichen Befragungen, in: Der Archivar 22, 1969, Sp. 168–176; wieder abgedruckt in diesem Band.

Ergebnisse und Erfahrungen

Will man die Aussagekraft und den Erkenntniswert der Befragungsergebnisse beurteilen, muß man sich noch einmal die Problematik in Erinnerung rufen, daß die Befragten vor 1945 erst am Anfang ihrer Karriere standen und nur die wenigsten etwa Zugang zu Verschlusssachen hatten. Im Grunde genommen sind die Interviews der Beamten und Angestellten der Arbeitsverwaltung 20 Jahre zu spät erfolgt,⁸ auch wenn man in Rechnung stellt, daß das Ausscheiden aus einer Behörde eine größere Distanz zu ihr erlaubt und sich der soziale Gruppendruck durch das Pensionärsdasein verliert. Die Empfehlung des Landesarbeitsamts öffnete uns sicherlich in stärkerem Maße den Zugang zu seinen ehemaligen Mitarbeitern, und doch hatten wir bei einigen Interviewpartnern den Eindruck, daß sie Indiskretionen vermeiden wollten und zur Zurückhaltung neigten.

Um so erstaunlicher ist dennoch, wie vielfältig unsere Arbeitshypothese, gemessen an den nicht gerade unproblematischen Voraussetzungen unserer Gesprächspartner, belegt werden konnte. Zwar ließ sich nicht immer exakt subjektiv Erlebtes, Nacherzähltes bzw. Nachgelesenes auseinanderdividieren, und einige Interviewpartner hatten sich offensichtlich auf das Gespräch vorbereitet: Fast alle versuchten aber die Fiktion einer endgültig richtigen, legitimierten und quasi offiziellen Darstellung der Arbeitsverwaltung und ihres individuellen Verwaltungshandelns zu vermitteln. Gleichzeitig waren sie bestrebt, ein Expertentum zu präsentieren, das sich sowohl für allgemein zugängliche Informationen als auch für Sachverhalte und Aufgabengebiete, die sie nur vom Hörensagen kannten, für kompetent hielt. Bestes Beispiel ist die stereotype Metapher vom ›Sabel-Turm‹⁹ als Synonym für Sparsamkeit der Arbeitsverwaltung in den 50er Jahren, ein Musterfall aus dem Repertoire tradierter Behördenüberlieferung, der sich in die Köpfe eingeprägt hatte, ohne konkret belegen zu können, was dahintersteckt.

Im übrigen zeigte sich bei den Interviewten ein Hang zu einer harmonisierenden Darstellung der Handlungsabläufe. Wenn überhaupt, wurden nur ganz marginale, persönliche Auseinandersetzungen angesprochen. Jedoch ließen die Interviewten nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig, je entfernter sie sich von diesen Konfliktsituationen befanden und wenn Persönlichkeiten aus der Führungsebene betroffen waren. Ohne dieses Ventil wäre die Verdrängung oder Beschönigung innerbehördlicher Konflikte wohl nicht so leicht gewesen. Aus den emphatischen Schilderungen wurde häufig eine Charakterisierung des Führungspersonals deutlich, die von grenzenloser Bewunderung bis zu krasser Ablehnung reichte und die mit dem

⁸ Die Führungselite der Landesarbeitsämter aus den 30er bis 50er Jahren war bis auf eine Ausnahme 1970 bereits verstorben.

⁹ Anton Sabel wurde 1957 der Nachfolger Julius Scheubles im Amt des Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung.

jeweiligen Aufgabengebiet des Befragten korrelierte. So konnten wir auch eine Typologie der wahrgenommenen Führungsstile gewinnen. Die Gruppe der Arbeitsvermittler nahm sich eher den Arbeitsmarktmanager, der stärker auf Effizienz und flexible Führungsmethoden Wert legte, als Vorbild, während die Gruppe aus der Verwaltungs- und Leistungsabteilung sich stärker an den ›Schreibtischbürokraten‹ orientierte, der den Arbeitsmarkt und seine Institutionen mehr verwaltete als gestaltete.

In zahlreichen anekdotischen Abschweifungen wurde die entbehrungsreiche Zeit vor 1945 beklagt und geschildert: die schlechte materielle Ausstattung und Unterbringung der Ämter, die häufigen Überstunden, die fehlende Motorisierung des Außendienstes und das strapaziöse Massenauszahlungsgeschäft. Feststellen ließ sich im Gegenzug aber eine überaus große Arbeitsmotivation und ein hohes Maß an Arbeitszufriedenheit, da Bedeutung und Macht der eigenen Behörde gestiegen waren, sei es, weil die Gestaltungsmöglichkeiten der Mitarbeiter noch größer waren oder erschienen als in späterer Zeit, sei es, daß dem damaligen Wirken mehr Eigenständigkeit zugrunde lag, während seit Ende der 50er Jahre die verstärkte Verrechtlichung und Bürokratisierung der Vorgänge moniert wurde. Trotz der splitterhaften Erinnerung wurde – nicht ohne mit Stolz auf eigene Erfolge zu verweisen – immer wieder von zupackendem Engagement, flexibler Kreativität, glanzvoller Improvisationsfähigkeit und Pioniergeist mit einem ›Schuß‹ Abenteuer und Experimentierfreude berichtet, die in eine, noch nicht so übermäßig durch Routine bestimmte, abwechslungsreiche Tätigkeit einfließen. Die Aufmerksamkeit, die den Interviewten zuteil wurde, herausgerissen aus dem Alltagstrott eines beschaulichen Pensionärsdaseins, schlug sich in den Gesprächen in einer gewissen Euphorie nieder, weshalb aber auch manche Aussagen zu relativieren wären.

Dennoch sind Dienstfeier und Begeisterung bis fast zur Willfährigkeit Anzeichen einer stark affirmativen Haltung gegenüber der Behörde, die mit mangelnder selbstkritischer Reflexion und politischer Wendigkeit einhergingen.¹⁰ Um so auffällender mußte die Rechtfertigung in einem oftmals geschönten Bild des eigenen Handelns wirken, wenn alle Arbeitskräfteanwerbungen eines Befragten in Polen und später den Niederlanden auf freiwilliger Basis stattfanden, während ringsum die

¹⁰ Siehe Hüttenberger (1969), Sp. 169.

Menschen in Razzien von der Straße weg nach Deutschland deportiert wurden.¹¹ Verdrängungsmechanismen und Legitimationsbedürfnisse wurden sichtbar, wenn spätere Vorhaltungen, Dienstverpflichtungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit durchgeführt zu haben, nicht etwa kritisch gegen die Behörde gewendet und überdacht, sondern verharmlosend auf die ›bösen‹ Vorgesetzten in SA-Uniform oder die ›allgemein schlimme Zeit‹ geschoben wurden. Die formale, nachträgliche Diskriminierung der ›Zeit des Arbeitseinsatzes‹ wirkte als aufgesetztes Bekenntnis: Die Aussagen zu dieser Zeit sind deshalb mit besonderer Vorsicht zu genießen.

Deutlich distanzierter war die Haltung der erst nach 1945 zur Arbeitsverwaltung Gestoßenen beim Thema Arbeitsverpflichtung, wobei der Respekt vor der fordernden britischen Militärregierung (im Gegensatz zu den selbstbewußteren alten Fachleuten) diese ›Einsicht‹ wieder zunichte machte und in den Erzählungen in den Hintergrund treten ließ. Die Einstellung von Arbeitersekretären zwischen 1927 bis 1933 und Gewerkschaftern und Konzentrationslagerhäftlingen nach 1945 in die Arbeitsverwaltung, die mit den bürokratischen Gepflogenheiten nicht vertraut waren, wurde durch die Brille der fachlichen Qualifikation betrachtet und fiel entsprechend negativ aus. Sie verdeckte aber nur eine allgemeine Abneigung gegen diese Gruppe, während auf arbeitgeberfreundliche ›Arbeitsverwalter‹ zumeist große Stücke gehalten wurde. Die Mehrheit der Interviewten war daher froh, als nach und nach die früheren Fachleute wieder Einzug hielten. In diese Vorstellungswelt paßt auch das etwas geglättete Bild, daß es bei der Zusammenarbeit zwischen alten ›Parteigenossen‹ und den vor 1933 Entlassenen keine nennenswerten Schwierigkeiten gegeben habe.

An zwei Beispielen wird deutlich, daß die Gespräche auch noch neue Forschungsaspekte eröffnen können. Die in fast allen Schilderungen kolportierte exotische und illustre Aura der individualistischen Berufsberater stellte sich im Laufe der Gespräche als Versuch heraus, eine höchst verantwortungsvolle Aufgabe zu verschleiern, die die berufliche Karriere ganzer Generationen determinierte und die Anpassungsprobleme zwischen Stellenangebot und Bewerbernachfrage auf ein Minimum reduzieren sollte. Erst durch unser Nachhaken wurde erkennbar, welche trickrei-

¹¹ Uns ist aus den Akten nur ein einziger Fall bisher bekannt, in dem an der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte auf freiwilliger Grundlage festzuhalten versucht wurde. Dies allerdings unter dem Druck der Wehrmacht, um nicht weitere Partisanentätigkeit zu provozieren. Es handelt sich dabei um Dr. Siegfried Schmidt, früherer Personalreferent im Landesarbeitsamt Rheinland. Er wurde deswegen im März 1943 als Anwerber in der Ukraine abgelöst, aber offenbar nicht strafrechtlich verfolgt (Wirtschaftsstab Ost, Chefgruppe Arbeit, Vermerk Roth 3. 3. 1943, Bundesarchiv Koblenz R 41/273). Nach Angaben des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, wurden von den ca. 5 Mio. Fremdarbeitern (heutige Schätzungen liegen höher), keine 200000 freiwillig angeworben. Internationaler Militärgerichtshof, Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. XXXVIII, Nürnberg 1949, S. 355.

chen Künste der Berufsberater aufbieten mußte, um Arbeitgebern auch »ungeeignete« Lehrstellenbewerber anzudienen, ein Fakt, der so nie in den Akten auftauchen würde. Aufgrund des Aktenstudiums unerwartet und weitere Forschungen herausfordernd, kam ferner ein Hinweis, die Einführung des Arbeitsbuchs 1935 wäre unabhängig von der gerade bestehenden Regierungsform ein zwingendes Bedürfnis der Arbeitsverwaltung gewesen, Informationen für eine zukünftige qualitative Arbeitskräftebilanzierung zu erhalten.

Die durchgeführten Interviews waren die letzten Chance, die kollektive Erinnerung und mündliche Überlieferung aus der nordrhein-westfälischen Arbeitsverwaltung für den Zeitraum von 1930 bis 1960 festzuhalten. Behutsam interpretiert, eingebettet in die Ergebnisse des Aktenstudiums und unter Abwägung der Schwierigkeiten, unter denen sie entstanden sind, bilden sie eine gute Ergänzung des nicht gerade üppigen Archivmaterials. Sie sollten als selbständige Quelle für eine Geschichte der Arbeitsverwaltung nicht überbewertet werden, doch können sie manche Einschätzungen, die aus der schriftlichen Überlieferung gewonnen wurden, korrigieren oder bestätigen und auch neue Fragestellungen aufwerfen.

Arbeit in der Erinnerung. Erfahrungen mit der Oral History bei der Rekonstruktion einer alten Fabrik – eine Methode und ihre Grenzen

von Norbert Lambert, Bettina Bouresh, Martina Wirtz

Die Arbeit in der Oral History

Mit lebensgeschichtlichen Interviews historische Arbeitsplätze zu rekonstruieren, ist bislang selten versucht worden, obwohl sich die Oral History vielfältiger Themen annimmt und die Befragung von Arbeitern nichts Ungewöhnliches für sie ist. Häufig geht es dabei um das subjektive Erleben zeitgeschichtlicher Ereignisse oder um die Erforschung der Reproduktionssphäre Arbeiterwohnen, -freizeit und -kultur. Der Arbeitsplatz selber, an dem die Befragten immerhin einen Großteil ihres Lebens verbracht haben, bleibt oft jedoch ausgeblendet.¹

Schirmbeck² hat darauf hingewiesen, die Oral History könne – die Arbeitswelt als Teil unserer Kultur und Geschichte aufwerten und vor dem Vergessen bewahren, – Einblick in konkrete Arbeitsvollzüge mitsamt der gefühlsmäßigen Beteiligung der Arbeitskräfte geben, und – die industrielle Arbeitswelt als gesellschaftlichen Bereich, der ansonsten hinter Fabrikmauern vor der Öffentlichkeit abgeschottet sei, transparenter machen.

In ihrer Beschäftigung mit historischen Arbeitsplätzen könnte die Oral History schon dadurch aufklärerisch wirken, daß sie erstens die häufig anzutreffende umstandslose Gleichsetzung von Industriearbeit mit Akkord- und Fließbandarbeitsplätzen relativiert und zweitens wesentliche Strukturmerkmale der noch-vor-elektronischen Arbeitsplätze dokumentiert, die schon bald verschwunden sein werden.

Um die Rekonstruktion historischer Arbeitsplätze geht es in einem Forschungspro-

¹ Beispiele für die Rekonstruktion historischer Arbeitsplätze unter Einsatz der Oral History sind: Museum der Arbeit Hamburg (Hrsg.), . . . nicht nur Galionsfigur – Frauen berichten von ihrer Arbeit im Hamburger Hafen, Hamburg 1989. Dorothee Wierling, Mädchen für alles – Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Bonn 1987. Betty Messenger, Picking up the Linen Threads – Life in Ulster's Mills, Belfast 1988. Peter Schirmbeck (Hrsg.), Morgen kommst Du nach Amerika – Erinnerungen an die Arbeit bei Opel 1917–1987, Bonn 1988.

² Schirmbeck, a. a. O. S. 19 f.

jekt, das Mitarbeiter des Deutschen Bergbau-Museums (DBM), unter ihnen die Autoren, im Auftrag des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR), in der ehemaligen Tuchfabrik Müller in Euskirchen-Kuchenheim durchführen.

Die Oral History beim Museumsaufbau

Die Tuchfabrik Müller (im folgenden auch TM) wurde 1801 als Papierfabrik am Erftmühlenbach angelegt, von 1843 bis 1961 aber als Textilfabrik genutzt. 1894 übernahm Ludwig Müller den Betrieb, den er zur Volltuchfabrik ausbaute. Die Firma stellte zum Großteil Uniformtuche her. Mit maximal 40 Beschäftigten war sie selbst in Hochzeiten ein eher kleiner Betrieb der Euskirchener Tuchindustrie. Die Fabrik war mit 60 Maschinen ausgestattet, die bis zuletzt von einer Dampfmaschine über ein Transmissionssystem angetrieben wurden. Als der letzte Besitzer Curt Müller 1961 den Betrieb stilllegte, beließ er in der Hoffnung auf eine erneute Inbetriebnahme nicht nur das komplette Inventar mit Maschinen, Werkzeugen, Ersatzteilen, Hilfsmitteln, Abrechnungszetteln, persönlichen Gegenständen usw. an Ort und Stelle, sondern pflegte es sogar noch bis in die 80er Jahre hinein.

1988 übernahm der LVR die mittlerweile denkmalgeschützte Fabrik als Standort des Rheinischen Industriemuseums (RIM). Anhand der originalen Arbeitsplatzensembles könnte dann der vollständige Produktionsgang zur Herstellung eines Tuches von der Anlieferung der losen Wolle über die Färberei, Wolferei, Krempelei, Spinnerei, Ketschärerei, Weberei, Walkerei, Wäscherei, Rauherei bis hin zur Fertigappretur und zum Versand des Tuches dem Besucher nachvollziehbar gemacht werden.³

Teil des Museumsaufbaus ist das genannte Kooperationsprojekt von RIM und DBM zur Erforschung der Geschichte der Tuchfabrik. Die Oral History ist dabei eine Methode unter anderen. Neben der Auswertung des Firmenarchivs sowie öffentlicher Archivbestände müssen etwa die weiter zurückliegende Baugeschichte und die Veränderung des historischen Maschinenparks auch mittels einer industriearchäolo-

³ Die Tuchfabrik bzw. ihre Integration in andere Standorte des RIM sind beschrieben bei: Thomas Kosche, Ein einmaliges Zeugnis zur Geschichte der Textilindustrie. Die Tuchfabrik Müller in Kuchenheim, in: Kuchenheim 1084 – 1984: Eine Heimatgeschichte, Bd. III: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte (Veröffentlichungen d. Vereins d. Geschichts- u. Heimatfreunde d. Kreises Euskirchen A-Reihe 14, 3), Euskirchen 1984, S. 202–218. Gerd König, Eine einzigartige Fabrik wird Museum. Tuchfabrik Müller: Ab 1995 Produktion wie vor 100 Jahren, in: Jahrbuch des Kreises Euskirchen 1989, S. 121 – 127; Wiederabdruck in: Die Eifel 84, 1989, H. 2, S. 104 – 108. Barbara Scheffran, Das Rheinische Industriemuseum und seine textilgeschichtlichen Standorte, in: Jahrbuch für Volkskunde 27, 1988, S. 257–274, bes. S. 267–271.

gischen Vorgehensweise zum Beispiel aus Gebäudespuren rekonstruiert werden, da das Firmenarchiv erst für den Zeitraum ab 1894 Auskunft gibt.⁴

Informationen über einzelne Arbeitsplätze der Tuchfabrik können vor allem die ehemalige Belegschaft und der letzte Besitzer der Fabrik noch geben. Davon abgesehen, daß es für die Industriegeschichte generell interessant ist, wie ein historischer Betrieb intern organisiert war, haben mündliche Befragungen gerade für den Museumsaufbau folgende Funktionen:

Expertenwissen:

Da das RIM unter dem Leitbild der Authentizität später die kompletten Arbeitsplatzensembles der Tuchfabrik präsentieren möchte, muß das vorgefundene Fabrikinventar im einzelnen benannt, müssen seine Funktionen erklärt und seine Handhabung beschrieben werden. Der Museumsbesucher wird später einmal wissen wollen, welches Exponat wozu gebraucht wurde. Dazu können am ehesten diejenigen etwas sagen, die selber damit gearbeitet haben. Sogar unter Hinzuziehung historischer Kataloge u. ä. wäre es für den Betriebsfremden nicht möglich, z. B. die 500 Einzelteile des Inventars in der Fertigappretur der Tuchfabrik korrekt zu beschreiben. Kataloge können in den Fällen nur begrenzt weiterhelfen, in denen große Teile des Inventars zu anderen als den ursprünglichen Zwecken verwendet wurden. Dies war ebenso gängige Praxis wie betriebsspezifische Improvisationen und Behelfskonstruktionen, die sich in keinem Katalog finden.

Die Fabrik als System flüchtiger Handlungen:

Wie andere Industriemuseen versteht sich auch das RIM nicht als technikgeschichtliches, sondern als sozialgeschichtliches Museum. Was innerhalb der Belegschaft oder zwischen dieser und den Fabrikanten passierte, kommt daher mit ins Blickfeld. Arbeitsverträge, Lohnlisten u. ä. vermitteln hierzu ein eher statisches Bild, das die offiziellen Beziehungen und die formale Gliederung des Betriebes wiedergibt. Wie man aber tatsächlich und informell miteinander umgegangen ist, konnte nur in der Erinnerung Spuren hinterlassen, da die Interaktionen selber, z. B. Gespräche unter Kollegen, nur zeitlich vorübergehend waren und nicht gegenständlich manifest wurden.

Die sinnliche Qualität der Fabrik:

Museumsbesuche vermitteln intensive sinnliche Eindrücke, um so mehr eine Museumsfabrik mit komplett erhaltenem Inventar. Aber: die Tuchfabrik steht seit

⁴ Vgl. zum Projekt auch: Norbert Lambert, Die Geschichte der Arbeit im Industriedenkmal, in: Denkmalpflege im Rheinland (im Erscheinen).

fast 30 Jahren still. Ihre Atmosphäre ist gänzlich anders als zu aktiven Zeiten. Gefahren durch die rotierende Transmission, Arbeitsbelastungen durch Lärm, Hitze, Durchzug usw. sind kaum mehr vorstellbar. Die ursprüngliche Atmosphäre läßt sich ausschnittsweise nur dort wieder herstellen, wo im späteren Museum Demonstrationen stattfinden und Maschinen wieder in Gang gesetzt werden. Fraglich ist allerdings, ob dies für sämtliche Produktionsstufen und alle Abteilungen der Fabrik zu realisieren sein wird. Die Oral History bringt nun diese gänzlich andere sinnliche Qualität des laufenden Betriebes zumindest annäherungsweise anschaulich und im Detail zutage. Für den späteren Besucher sind die Erinnerungen der ehemaligen Beschäftigten das Bindeglied zwischen stillstehender und aktiver Fabrik.

Im Verlaufe des mittlerweile eineinhalbjährigen Forschungsprojektes wurden bisher 31 Interviews durchgeführt, die auf ca. 1000 Seiten transkribiert sind. Von 13 Befragten waren fünf Frauen. Die meisten wurden bisher einmal befragt, einige jedoch auch mehrmals. Inhaltlich besonders ergiebig waren Interviews mit P. K., einem Weber der Tuchfabrik, der mittlerweile als Museumsmitarbeiter im RIM Euskirchen angestellt ist und außer in neun umfangreichen Interviews den Projektmitarbeitern in zahllosen Gesprächen Rede und Antwort steht.

Die Befragungen sind noch keineswegs abgeschlossen. Die folgenden Überlegungen sind durch die bisherige Projektarbeit empirisch begründet, besitzen aber noch immer hypothetischen Charakter. Sie stellen eher einen methodisch orientierten Zwischenbericht aus der laufenden Projektarbeit dar.

Es erstaunt immer wieder, woran sich die Befragten hinsichtlich ihrer früheren Arbeit erinnern – und woran nicht. Auch nach Jahrzehnten sind noch winzige Details im Gedächtnis verhaftet, andere Dinge dagegen überraschenderweise entfallen. Will man das nicht tautologisch damit erklären, daß sich die Befragten eben an das erinnern, was ihnen trotz ihres Alters noch nicht entfallen ist, dann ist zu fragen, wovon diese Selektion im Gedächtnis abhängt. Die größere oder geringere zeitliche Distanz alleine reicht als Erklärung nicht aus, denn selbst nach mehr als 40 Jahren erinnert sich ein ehemaliger Beschäftigter z. B. daran, daß morgens mit dem Anlaufen der Dampfmaschine das Licht in der Fabrik nicht schlagartig, sondern »ganz langsam« anging. Ein anderer hat noch im Gedächtnis behalten, daß es in der Färberei dann am meisten gestunken hat, wenn blau gefärbt wurde. Der ehemalige Buchhalter erinnert sich noch an das Fabrikat der Schreibmaschine, ähnlich wie sich in der Untersuchung von Schirmbeck ein Befragter auch noch nach Jahrzehnten an Maschinennummern erinnerte.⁵

Der individuelle Alterungsprozeß spielt für die Erinnerung und den Erzählvorgang selbstverständlich ebenso eine Rolle wie der Erzählertyp und die Interviewsituation

⁵ Schirmbeck, a. a. O. S. 121.

selber. Grundlegender scheint jedoch ein anderer Zusammenhang: In der Oral History ist die frühere Arbeit nicht nur Thema der Erzählung, sondern auch Selektionsmechanismus der Erinnerung. Was heute noch von der damaligen Arbeit erinnert wird, ist vor allem aus dieser Arbeit selbst erklärbar. Unserer Erfahrung nach handelt es sich dabei um folgende Zusammenhänge:

Anspruchslose – anspruchsvolle Arbeit

Monotonie:

Ein Großteil der Industriearbeit ist unqualifiziert. Dies gilt nicht nur für Akkordarbeit und ist auch nicht ausschließlich an die Bedienung von Maschinen geknüpft. In der Tuchfabrik war eine solche Arbeit die der Frauen in der Appretur. Erzählpassagen hierzu beschränken sich auf wenige Sätze, die in Variationen wiederholt werden. F. T.⁶ mußte Tuche, die aus der Weberei kamen, auf Unreinheiten hin kontrollieren: »Da war alles wie Stroh drin. Und das mußten wir dann mit der Pinzette rausholen. . . Ganz vorsichtig, daß keine Löcher reinkamen. Wenn dann so was dran war, dann wurde gestopft. Ja und dann ging das von morgens bis abends.« Erste Variation: »Wir waren ja nur hauptsächlich da, um aus dem Stoff die Strohhälmmchen rauszupicken. Das war's dann. Anders war dann nichts. . . Und das ist quasi auch schon alles, was ich noch von da in Erinnerung habe. Ich meine, ich war acht Tage (da), da waren wir so richtig drin. . . Das war so eintönig die Arbeit. Das war nicht so was Spannendes. Das war genau, als wenn man am Spülen ist. . . Das war ja normal keine Beschäftigung. Das war nichts. Anders kann ich Ihnen auch nichts Konkretes davon erzählen.« Zweite Variation: »Wir hatten quasi nur mit dem Stoff zu tun, um das rauszumachen. Anders haben wir da gar nichts gemacht. Und dann ging das von morgens bis abends immer so dasselbe. . . Bei K. (einem Nachbarbetrieb), das war ja eine ganz andere Arbeit mit dem Nähen. Aber hier (TM) war das eintönig mit dem Stoff. Da hat man doch nicht viele Erinnerungen dran.«

In der Untersuchung von Schirmbeck bringen einzelne Erzähler die Monotonie der Arbeit zum Teil zynisch auf den Begriff. Ein Befragter hatte z. B. seinem Vorgesetzten vorgeworfen, bei dieser Arbeit könne man sein »Gehirn verpachten«.⁷ Vergleichbare Pointierungen in der Tuchfabrik finden sich in unseren bisherigen Befragungen nicht.

⁶ Zitiert wird im folgenden aus den Transkriptionen der Interviews.

⁷ Schirmbeck, a. a. O. S. 69.

Ausbrüche:

Besser im Gedächtnis haften geblieben sind kleine Ablenkungen, wie fremde Gesichter am Arbeitsplatz. In einer Streitfrage, ob die Tuchfabrik jemals Polizeimützenstoff hergestellt hat oder nicht, behielt letztlich P. K. gegenüber dem Buchhalter recht, der dies verneinte. Dem Buchhalter, der sich, wie das Firmenarchiv ergab, konkret mit dem Polizeiauftrag befaßt hatte, war diese Tatsache – für ihn ein Routinevorgang – entfallen. P. K. dagegen erinnerte sich, daß ein Vertreter des Beschaffungsamtes der Polizei bei einer Betriebsbesichtigung an seinen Webstuhl trat, was außergewöhnlich war. Dabei erfuhr P. K. den Auftraggeber des Tuches, an dem er gerade webte.

Ähnliche Ablenkungen waren Situationen, in denen man Zeuge von etwas Wichtigem, von Lebensschicksalen wurde. Erinnert wird, wie der Kollege F. S. seine zukünftige Ehefrau in der TM kennenlernte und, als er sich mit ihr in der Appretur treffen wollte, gleichzeitig aber von der Chefin gesucht wurde, unter Stillschweigen der übrigen Kolleginnen hinter der Dekatiermaschine Zuflucht suchte.

Anders als bei bloßen Ablenkungen wurde bei Aushilfstätigkeiten die Routine sogar vorübergehend ausgesetzt. Dies war zum Teil mit einem Ortswechsel verbunden: P. K., der eigentlich im Akkord webte, wurde auch zum Kohlenausladen am Bahnhof herangezogen. Er erinnert sich noch detailliert daran, weil er dafür eine Zulage bekam: »Das ist ja jetzt mein Lohn. Den Lohn kontrollieren sie ja am Ersten. Was habe ich verdient? Und dann bleibt das sitzen.« Außerdem: »Kohleaufladen, das weiß ich eben, weil es eine schwere Sauarbeit ist. Und umsonst hat das dann keiner getan, ist keiner freiwillig an den Bahnhof gegangen. In der Fabrik hatte er es besser. Sagen wir mal im Winter oder Regenwetter. Da war es doch keine schöne Sache, am Bahnhof zu stehen, bei Kälte, Wind, Sturm, Regen oder Schnee.«

Problemfälle:

Aushilfstätigkeiten verlangten gelegentlich eine erhöhte Aufmerksamkeit, da man sich kurzfristig in ihnen zurechtfinden mußte. P. K. hatte den erkrankten Heizer zu ersetzen. »Einfach überrumpelt worden. So, jetzt sieh zu, daß du fertig wirst. . . Dann hab' ich mich einfach dran gegeben. Und es hat geklappt. Das Heizen, sagen wir das Gemisch Braunkohle/Steinkohle, das waren die Erfahrungswerte, die der Heizer sich ausgetüftelt hatte.« Er erinnere sich gut daran, »weil man es sich selbst beigebracht hat. Das hat Ihnen keiner gesagt. Da erinnern Sie sich ja viel mehr, wenn Sie so etwas selbst erfunden haben.«

Situationen, in denen die innerbetriebliche Routine regelrecht ins Stocken geriet, wurden intensiv erlebt. Sie werden häufig als Dialog wiedergegeben. H. C. über ein Gespräch mit einem Meister der Abteilung, in der er vorher gearbeitet hatte: »Ja

und dann kamen da laufend Reparaturen. Sagte ich: ›Wie kommt das denn,‹ sag ich, ›daß ihr so viele Reparaturen habt? Wir haben doch selten Reparaturen an der Maschine.‹ – ›Die Maschine läuft gut, bloß die Leute,‹ sagte er, ›die können nicht damit umgehen,‹ sagte der Meister. Das ist das Komische.«

Reparaturen bleiben aus zwei Gründen in der Erinnerung haften. Für diejenigen, die sie ausführten, war die Erinnerung an frühere Defekte und die Kopie von Reparaturen möglicherweise die Lösung für ein akutes Problem. Die Erinnerung mußte daher als Teil der Lösungsstrategie immer wieder wachgehalten werden. Bei neuartigen Defekten aber war es unter Umständen notwendig, komplizierte technische Zusammenhänge zu durchdenken. In Reparaturen bekam die ansonsten monotone Arbeit ansatzweise eine schöpferische Qualität. P. K.: »Am Webstuhl tüfteln war immer. Es passieren immer wieder mal die gleichen Fehler, aber immer wieder tauchen in der Weberei, egal ob modernere oder alte, immer wieder tauchen Fehler auf, die haben Sie noch nie gehabt. Und dann fragt man sich, wo kommt es her? Da sind Sie schon am Tüfteln. Das sind die Sachen, die erlernen Sie sich selbst. Deshalb erinnern Sie sich daran.«

Methodenkritisch ist zu fragen, ob die Interviews ein ausgewogenes Bild der Industriearbeit ergeben, wenn die tägliche Routine und Monotonie kaum verbalisiert werden kann und eher Ausnahmesituationen erinnert werden. Natürlich gibt die Befragung P. K.'s wichtige Einblicke in die Fertigkeiten des Kesselheizers. Aber eine ausgeprägte Routine des Heizens hat P. K. als Aushilfsheizer nicht herausbilden können. Vermittelt die Oral History deshalb ein Bild von der Industriearbeit, in der diese interessanter erscheint, als sie ursprünglich erlebt wurde?

Soziale Kontrolle

Kontrolle als Erzählthema:

In vielen Interviews geht es um die Kontrolle durch die Fabrikanten, vor allem durch die alte Chefin. Anekdoten um sie, häufig in Dialekt und wörtlicher Rede erzählt, spielen eine ungleich größere Rolle als solche um Kolleginnen und Kollegen. Das ist nicht verwunderlich, da Industriearbeit als lohnabhängige Arbeit weisungsgebunden ist. Das Verhalten von Vorgesetzten ist daher nicht einfach ignorierbar. Dies gilt besonders für die Tuchfabrik, in der die Fabrikanten noch selber mitarbeiteten. F. T.: »Morgens meistens so um halb elf, dann kam sie immer hoch. Dann guckte sie, was wir machten. Und sie konnte aber auch manchmal energisch werden.« H. C.: »Die hatte alles im Auge. Alles. Die ging ja in jede Ecke. . . Sagten wir immer: Ein richtiger Luchs. Die kam raufgeklettert. Wenn man nicht aufgepaßt hat, dann stand die schon hinter einem.« H. S.: »Wenn sie irgendwas entdeckte, was nicht in Ordnung war, dann ging sie auch zur Sache.«

Genauso haben sich aber solche Situationen im Gedächtnis eingepreßt, in denen Vorgesetzte ausgetrickst wurden und man die permanente Kontrolle zumindest kurzzeitig ignorierte oder sie ins Leere laufen ließ. H. C.: »Wir haben viel Blödsinn gemacht. Da haben wir uns mit Hülsen beworfen. Das waren Metallhülsen (zum Aufwickeln des Garnes). Da wurde ja viel mit geworfen. . . Fensterscheibe kaputt. Was wollten wir machen? Haben wir draußen (auf der Fensterbank) einen Stein hingelegt. Dicker Stein. Jetzt kam der (Chef) am anderen Tag. Och, was ist denn hier? Scheibe kaputt! Guckte und guckte. Da sagte ich zu ihm: Ja gucken Sie mal, da liegt auch ein Stein. Da sagte er: Da ist der bestimmt von K. (der benachbarten Konkurrenzfirma) übergekommen. Mit dem K. konnten die es sowieso nicht gut.«

Derartige Situationen sind als ein Rest von Autonomie am Arbeitsplatz in der Erinnerung haften geblieben. Verbunden mit Pffiffigkeit und kleinen Erfolgen hatte man die Lacher auf seiner Seite und gewann Bestätigung durch die Kollegen. Erinnert werden sie auch deshalb, weil sie unter ehemaligen Kollegen immer wieder aufgefrischt werden. Von oben erwähntem Vorfall sagt H. C.: »Da sprechen wir heute noch drüber.«

Es wird im zukünftigen Museum darauf zu achten sein, aufgrund solcher Schilderungen der Souveränität kein nostalgisches Bild von der Arbeit in der Tuchfabrik zu zeichnen.

Kontrolle als Erzählblockade:

So leicht solche Situationen erinnert werden, ist doch nicht auszumachen, wie sehr sie im Laufe der Zeit dramatisiert wurden. Quervergleiche mit anderen Interviews helfen auch nicht unbedingt weiter, da sich Äußerungen über die Fabrikanten häufig nur in Andeutungen erschöpfen, die gleich wieder relativiert werden. Die strenge Kontrolle der alten Chefin wird damit gerechtfertigt, das sei »ja überall so« (F. T.), »alte Leute sind halt so, . . . einer mußte ja nach dem rechten sehen«; außerdem: »Man wurde auch gut mit ihr fertig, . . . sie war auch friedlich, so gesehen«, und »sie hatte auch ihr Gutes an sich, wie freitags, wenn ich geputzt habe, da bekam ich jede Woche einen frischen Strauß Blumen.« (C. K.). Auffallend oft betonen Erzähler auch, man habe gerne dort gearbeitet.

So wenig anonym das Verhältnis zwischen Belegschaft und Fabrikanten zu aktiven Zeiten der Tuchfabrik war, so wenig anonym ist es heute, da die ehemaligen Eigentümer noch immer in unmittelbarer Nähe wohnen. Das frühere Beschäftigungsverhältnis dauert als Nachbarschaftsverhältnis fort. Deshalb wird auch ausdrücklich betont, daß man mit der jungen Chefin »gut mit zurechtkam«, sie sei eine »Patente«, sei »in Ordnung, sie hatte für jeden ein gutes Wort.« (F. T.) »Ich bin heute noch gut mit den Müllers. Mit ihr und mit ihm. Wenn wir uns treffen. Heute.« (C. K.)

Auch ehemalige Arbeitskollegen wohnen in direkter Nachbarschaft. P. K. erwähnt Bekannte, die ihm sagten: »Erzähl' nicht zu viel, sonst wissen die (Museumsleute) nachher mehr wie wir. Das passiert auch.« Mit seiner Behauptung, in der Tuchfabrik sei Polizeimützenstoff hergestellt worden, sah sich P. K. vorübergehend in Gefahr, im Ort als Lügner dazustehen, nachdem dies in einem Artikel über das Museum in der Lokalpresse erwähnt worden war und der Buchhalter es entschieden bestritt. Das Firmenarchiv stand zu der Zeit für eine Klärung noch nicht zur Verfügung. P. K. war danach kaum noch bereit, etwas zu erzählen, was er nicht von vornherein schriftlich belegen konnte. Erst nach fast einen Jahr gelang ihm anhand seines Lohnbuches der Beweis. »Das war für mich dann eine Genugtuung.« Diese unangenehme Situation hat Spuren hinterlassen. P. K. ist vorsichtig geworden.

Die Tuchfabrik im Lebenslauf. Arbeit und Biographie

Perspektiven:

F. T. wollte eigentlich in einem anderen Betrieb arbeiten. Da dort keine Stelle frei war, ging sie notgedrungen zur TM. Sie sah dort keine längerfristige Perspektive und wechselte deshalb bereits nach einem halben Jahr. Gedanklich immer auf dem Absprung, hat sie die Situation in der Tuchfabrik weniger intensiv wahrgenommen als etwa P. K., der von vornherein dort anging, um »weben zu lernen«, wohl wissend, daß er hierzu verschiedene Arbeitsplätze in der Fabrik durchlaufen und in der Spinnerei anfangen mußte. »Also mit einem halben Jahr war ja nicht drin. . . Das wußte ich auch. Das war immer so. Das mußten alle Leute, die da angingen.« Da er innerhalb der Tuchfabrik vorankommen wollte, mußte er die Arbeit der anderen aufmerksam verfolgen. Seine Kollegen »waren ja alles All-round-Leute. Die konnten ja alles. Und dann hast du dich irgendwie bemüht, dich denen anzupassen, daß du das auch konntest. Du kannst das nicht alleine. Ich kann das auch.« Frage: »Kam da Ehrgeiz dazu?« P. K.: »Ja, ja. Der kommt hinzu.«

Statuspassagen:

Selbstverständlich ist für die Erinnerung mit ausschlaggebend, wie lange man insgesamt in der Tuchfabrik gearbeitet hat. F. T. entschuldigend: »Sagen wir, wenn man so zehn, zwanzig Jahre da ist, kann man doch mehr erzählen.« Eckpfeiler der Erinnerung sind aber auch die Statuspassagen im Lebenslauf, die mit der Arbeit verbunden waren. An ihren ersten Lohn erinnert sich F. T. noch genau: »49 Pfennig' die Stunde. . . Da waren wir ja als junge Mädchen. Da meinte man ja, wunders, was man da bekam. . . 49 Pfennig' war zu der Zeit viel Geld.« Als Ausweis einer Art innerbetrieblicher Vollmitgliedschaft werden auch wohlwollende Worte des Chefs bei der Kündigung erinnert. K. K.: »Da sagte der Chef, ich laß dich aber nicht gerne gehen. Du weißt doch jetzt schon alles, wie es hier geht.«

Statuspassagen sind mit Wertschätzungen und einem Zuwachs an Verantwortung verbunden. P. K. sagt, bei ihm sei auch deshalb in der Erinnerung etwas »hängengeblieben, weil der Meister mich dann nachher auf die Weberei genommen hat. Das war ja ein Erlebnis, daß er dich ausgerechnet genommen hat. Der hat sich ja etwas dabei gedacht. Der hat vermutlich auch mit dem Müller dadrüber gesprochen, ob er mich da oben (in der Weberei) mal als seinen Nachfolger arrangiert.« In der Industriearbeit als abhängiger Beschäftigung sind solche Erfolgserlebnisse selten und Grund, sich ihrer zu erinnern.

Brüche:

Diejenigen, die nach ihrer Kündigung oder nach der Betriebsstillegung 1961 zunächst in der Textilbranche geblieben sind, brachten ihre Erfahrungen in die neue Arbeitsstelle mit ein und stellten Vergleiche an. Erst in der Rückschau wurde dann deutlich, daß die sogenannten Webketten in der Tuchfabrik »picobello sauber geschoren waren«, während sie an P. K.'s späterer Arbeitsstätte »richtiger Murks« waren. »Da fiel mir das erst auf.« Im Laufe der Jahre aber sind durch den Niedergang der Euskirchener Textilindustrie letztlich alle ehemaligen Beschäftigten der Tuchfabrik aus der Textilbranche herausgegangen. »Deshalb wissen die Leute vieles auch nicht mehr. Haben keinen Vergleich ziehen können gegenüber anderen Firmen. Wie war es bei Müller? Wie war es bei K.? Wie war es bei R & L?« Die Arbeit in anderen Branchen, etwa in einer Molkerei oder beim städtischen Fuhrpark, war zu verschieden von der Textilarbeit, als daß sie die Erinnerung an die Tuchfabrik noch lange hätte wachhalten können.

Identifikation:

Bei den Erzählern, die vorerst weiter im Textilbereich tätig waren, fällt auf, daß sie sich häufig an die Arbeit in anderen Betrieben besser erinnern und stärker motiviert sind, darüber zu erzählen. Zwar lag die Arbeit in der Tuchfabrik zeitlich weiter zurück, es ging jedoch auch darum, ob der betreffende Betrieb dem eigenen Lebenslauf eine gewisse Wichtigkeit geben konnte oder nicht. In dieser Hinsicht stand die Tuchfabrik stets im Schatten des benachbarten Großbetriebes K., der als »der« Textilbetrieb den Ort dominierte. Mehrere Befragte heben von sich aus immer wieder hervor, bei K. gearbeitet zu haben. Man gewinnt teilweise den Eindruck, es sei ihnen wichtiger, mit diesem Betrieb in Verbindung gebracht zu werden als mit der Tuchfabrik. H. C.: »Das war der modernste Betrieb hier herum . . . Der hat viel investiert. Das ging dann immer steil auf. Wenn wir zu der Zeit die alten Maschinen gehabt hätten wie (die TM), dann hätten wir auch früher zumachen können.« Die Rauhmaschine z. B. »die hatten wir bei K. natürlich in einer großen Ausführung,« die in der Tuchfabrik dagegen »das ist ja schon eine uralte.« Außerdem besaß K. internationale Handelsbeziehungen im »ganzen Aus-

land« und setzte Stars zur Werbung ein: »Den Rex Gildo habe ich bei K. schon oft gesehen. In den Musterbüchern drin. Der hat unsere Hosen präsentiert.«

Da konnte die TM nicht mithalten. Berücksichtigt man, daß es in einem größeren Betrieb durch die Anzahl von Kollegen auch eine größere Vielfalt von Menschentypen und Interaktionen gab, bei K. außerdem Betriebsausflüge, Jubiläen u. ä. hinzukamen, was bei TM alles wegfiel, dann wird erklärlich, daß manche Interviews in Bezug auf die Firma K. interessanter sind als im Hinblick auf die Tuchfabrik. In der Tuchfabrik haben auch nie umfassende Modernisierungen stattgefunden, die lebenslaufrelevant gewesen wären und z. B. als Krisen der Qualifikation und des beruflichen Selbstverständnisses in der Erinnerung haften geblieben wären.

Kleine Welten:

Die erhofften Vorteile, ehemalige Beschäftigte gerade aus einem industriellen Kleinbetrieb zu befragen, haben daher einen Pferdefuß. Das gängige Bild von der Industriegeschichte ist weitgehend durch Großbetriebe geprägt. Sich mit kleineren Betrieben zu beschäftigen, könnte daher modifizierend wirken. Da im Kleinbetrieb der einzelne auch eher einen Überblick über den gesamten Betrieb hat, lassen sich mit nur wenigen Befragungen alle Arbeitsplätze rekonstruieren. So sehr beide Prämissen durch die bisherigen Befragungen bestätigt werden, so sehr sind doch auch die Grenzen der Erinnerung unverkennbar. Die kleine Welt der Tuchfabrik bot nur bedingt die Möglichkeit, sich mit ihr zu identifizieren und lieferte der Erinnerung nur wenig Stoff.

Arbeit und Sprache. Erinnerungen und Sprachlosigkeit

Atmosphäre:

Selbst subtile atmosphärische Eindrücke der Fabrikwelt werden nach Jahrzehnten noch erinnert, bedauerlich nur, daß sie sprachlich kaum mitteilbar sind. P. K.: »Der Krach oder Geruch, das hat man alles noch, aber das kann man alles gar nicht so beschreiben. Von bestimmten Abteilungen, welche Geräusche da sind. So ein Geräusch. Da ist so ein Geräusch. Der Riemen zog so. Der Riemen zog so. Aber ich kann das nicht beschreiben. Das habe ich noch im Gedächtnis, wie die klatschten. Das könnte ich Ihnen genau sagen, wenn ich das Geräusch höre. Würden mal irgendwie ein Geräusch aufnehmen. Das könnte ich Ihnen sagen, speziell bei Müllers. Das ist aus der Spinnerei, oder: das ist aus der Krempelei.«

Jede Abteilung hatte auch ihren besonderen Geruch. Im Kesselhaus war, so P. K., »eine ganz andere Luft wie in der Walkerei«, in der Wolferei »war es mehr nach Wolle« und »in der Färberei war früher immer ein gewisser, ja, Farbgeruch kann man gar nicht sagen. Wie soll man das ausdrücken? . . . Im Maschinenhaus, so ölig,

Wasserdampf, ein eigenartiger Schmiergeruch. Das kann man nicht beschreiben. Ich weiß aber wie es ist. Da hab ich mir schon Gedanken drüber gemacht, wie kann man so etwas im Gefühl hinstellen, damit ein anderer das auch fühlen kann. Das geht nicht. Das geht einfach nicht.« Zumindest eine Andeutung dieser Duftmarken in der Fabrik gibt die Aufzählung dessen, was da im einzelnen roch: Wolle, Garne, Säuren, Holzkisten, Riemenharze, Kohlen, Maschinenfette usw.

Gefühlssachen:

Kaum verbalisierbar sind leider auch gerade solche Fertigkeiten, die Experten ausmachen: das Gefühl für Material und Maschinen, etwa beim Andrehen von Fäden an der Spinnmaschine. P. K.: »Welche Schwierigkeit aber das Andrehen oder welche Feinheit das verlangt, das kann man keinem erklären. Das kann man dann nur zeigen. Vom Gefühl her kann man wieder nicht erklären, wie es sein soll. Das kann einer ganz schlecht beschreiben.« Das Gefühl selber ist dabei zwar »so ein bißchen weg«, aber nicht gänzlich verloren gegangen. Auch jetzt könnte ein früherer Spinner die Spinnmaschinen »direkt wieder laufen lassen, weil er das einfach noch sitzen hat.« Was dabei noch sitzt, demonstrieren die Erzähler mit den Handgriffen, die sie noch immer virtuos beherrschen. Erschreckend ist allerdings, wie sehr sich monotone und hunderttausendfach wiederholte Tätigkeiten als eine Art motorischer Erinnerung in der betreffenden Person festgesetzt haben.

Technik:

Erzähler behelfen sich bei der Darstellung technischer Zusammenhänge ebenfalls mit Demonstrationen oder Skizzen. W. S.: »Wie soll ich das jetzt malen? Da waren jetzt hier die Fäden, von der Seite gesehen. Da war hier der Draht mit dem Bügel, so ungefähr war das. Da saß hier dann die Spule, so war die dann. Das war jetzt hier oben, ja, . . .« Was hier mühsam skizziert wird, läßt sich mit wenigen Fachbegriffen benennen. Solche Termini sind den Erzählern vielleicht entfallen. Da viele von ihnen aber als ungelernete Arbeitskräfte in der Tuchfabrik tätig waren, haben sie die Fachsprache wahrscheinlich erst gar nicht kennengelernt. Hier liegt der Einwand auf der Hand, technische Zusammenhänge eigneten sich nur bedingt für die Oral History, denn Technik sei nicht erzählbar. Sie rufe in Interviews Beschreibungen und Erklärungen hervor, jedoch nicht notwendig narrative Passagen, in denen erlebte Arbeitsplatzsituationen wieder aufgerollt werden. Aber: technische Zusammenhänge sind nicht thematischer Ausgangspunkt und Erzählstimulus in den Interviews. Wo sie auftreten, werden sie vom Befragten im Rahmen übergreifender Erzählpassagen selber eingeführt. Dies ist auch gar nicht zu vermeiden, da die Betroffenen mit technischen Artefakten, Werkzeugen, Maschinen usw. gearbeitet haben. Die Rekonstruktion historischer Arbeitsplätze und Tätigkeiten ist schlichtweg nicht möglich, ohne auf solche Zusammenhänge einzugehen.

Oral History vor Ort

Gedächtnisstützen:

Die meisten Erstbefragungen fanden, wie häufig in der Oral History, in der Wohnung des Interviewpartners als dessen vertrauter Umgebung statt. Dabei äußerten mehrere Befragte den Wunsch, ihren alten Arbeitsplatz einmal wieder aufsuchen zu können. K. K.: »Wenn ich jetzt da wäre, dann könnte ich Ihnen das zeigen. . . Wenn ich das jetzt vor Ort sähe, vielleicht fällt mir das und das wieder ein. . . Ich gehe gerne mal mit runter (zur Tuchfabrik) und erkläre das mal richtig. Da kann man das ja besser erklären. Ja, ich würde das nochmal gerne sehen.« Vor Ort seien die Fragen des Interviewers leichter zu beantworten. P. K.: »Wenn Sie dann speziell nach irgendwas fragen: da hängt ein Webschützenhalter. Wissen Sie da noch was von? Was haben Sie damit gemacht? Dann kommt man da drauf.« Wegen der vielen Einzelteile brauche die Erinnerung »Unterstützung«.

Die Zweitinterviews am alten Arbeitsplatz brachten tatsächlich System und Logik in das für jeden Betriebsfremden zunächst unübersichtlich und chaotisch wirkende Inventar. Das Zubehör auch nur eines einzigen Arbeitsplatzes ist bereits so umfangreich, daß es unmöglich andernorts komplett erinnert werden kann. Dennoch ist die Begehung am alten Arbeitsplatz kein Königsweg der Erinnerung. Ein Ehemaliger sagte dort, er »erkenne nichts wieder«. Nach seinem Weggang aus der Tuchfabrik war dort eine neuere Maschine aufgestellt worden. Auf Nachfragen machten sich seine Erinnerungen aber immer wieder an der längst verkauften alten Maschine fest, an der er selber gearbeitet hatte. Derselbe Raum mit neuer Maschine war ihm dagegen gänzlich fremd. Seine Erinnerungen waren weniger räumlich geprägt, als auf manuelle Tätigkeiten und Arbeitsvollzüge an seiner Maschine fixiert. Ähnlich wirkten auch Fotos von den einzelnen Abteilungen der Fabrik kaum stimulierend für die Erinnerung. Sie vermitteln ein statisches Bild, während sich die Erinnerung an Handlungsabläufen und Tätigkeitsmustern orientierte.

Oral History als Konfrontation:

Einzelne vor Ort geführte Interviews waren zwar umfangreich und umfaßten transkribiert immerhin bis zu 90 DIN-A4-Seiten, enttäuschten jedoch in inhaltlicher Hinsicht, und dies, obwohl sich ein Ehemaliger zuvor als Experte bezeichnet hatte, der sich überall in der Tuchfabrik auskenne. Das Aufsuchen seines früheren Arbeitsplatzes muß er dann aber als Konfrontation und entlarvende Situation empfunden haben. Vor Ort wurde deutlich, daß er in der Tuchfabrik an einzelnen Arbeitsplätzen letztlich nur Hilfsarbeiten gemacht hatte: Tuche zum Trockenboden hochtragen oder mit einem Wasserschlauch einen Färbetisch ausspritzen u. ä. Diese Tätigkeiten sind schnell beschrieben, und da sie nicht mit außergewöhnlichen Vorkommnissen verbunden waren, boten sie auch auf Nachfragen hin nur wenig

Erzählstoff. Dem Betreffenden war die TM in allen Winkeln vertraut, jedoch ist das bloße Auskennen nicht erzählbar. Deshalb griff er außer zu Allgemeinplätzen zu drei Interaktionsstrategien, mit denen er sich aus dieser unterschwellig peinlichen Interviewsituation befreite: Er verglich die Tuchfabrik fortlaufend mit anderen Betrieben, über die er sich ausführlicher ausließ, oder er führte ein neues Thema ein, indem er auf das Inventar in einer anderen Abteilung einging. Außerdem erklärte er die Funktionsweise von Maschinen. Alle drei Strategien gaben keine näheren Aufschlüsse über seine konkrete Arbeit an der Maschine, vor der das Interview gerade stattfand, machten den Erzähler aber gegenüber den Interviewern unangreifbar. Insbesondere sein Rekurs auf die innerbetriebliche Situation in anderen Euskirchener Textilbetrieben war nicht ad hoc überprüfbar.

Damit ist der Ausgangspunkt der vorliegenden Überlegungen wieder aufgegriffen. Was von der Arbeit erinnert und erzählt wird, hängt in erster Linie vom Charakter dieser früheren Arbeit selber ab. Hilfsarbeiten werden auch durch das Arrangement der Interviewsituation nicht interessanter. Da sie wenig Spuren in der Erinnerung hinterlassen haben, sind auch bei einer Befragung am alten Arbeitsplatz kaum zusätzliche Aussagen hervorzulocken.

Oral History und Firmenarchiv

Vom Firmenarchiv der Tuchfabrik war bisher noch so gut wie nicht die Rede. Das liegt nicht nur daran, daß wegen des fortgeschrittenen Alters ehemaliger Beschäftigter mit den Befragungen bereits begonnen werden mußte, als das Archiv noch nicht zugänglich war. Eine Reihe von Interviews hatte auf diese Weise einen explorativen Charakter. Man gewann mit ihnen zumindest einen groben Überblick über die letzten Phasen der Firmengeschichte.

Wichtiger ist, daß die Arbeit in der Tuchfabrik wenig formalisiert war. Anweisungen und Absprachen geschahen in direktem persönlichen Kontakt. Nur in der Weberei gab es genauere schriftliche Abrechnungen, da hier nach Akkord bezahlt wurde, ansonsten wurde Stundenlohn gezahlt. Zu den einzelnen Arbeitsplätzen liegen daher nur wenige schriftliche Quellen vor. An einer Reihe von Arbeitsplätzen finden sich allerdings Notizen an den Wänden. Sie sind jedoch eher Gegenstand einer industriearchäologischen Untersuchung. Informationen, die in Lohnlisten, Arbeitsbüchern, Merkheften zu verschiedenen Produktionsbereichen, Statistiken aus der Korrespondenz mit Behörden, Arbeitsunfallberichten usw. über einzelne Arbeitsplätze und die dort arbeitenden Menschen enthalten sind, verblassen darüber hinaus hinter den Beschreibungen und Erklärungen der ehemaligen Belegschaft. Die Persönlichkeiten treten hinter Zahlen und Geschäftsschreiben bis zur Unkenntlichkeit zurück.

Als Ausgangspunkt bei der Entwicklung der Leitfäden für die Befragungen spielte das Firmenarchiv gegenüber der historischen Textildachliteratur eine untergeordnete Rolle, solange es noch nicht erschlossen war. In zunehmendem Maß zeigt sich aber, daß es auch bei der Rekonstruktion von Arbeitsplätzen Fakten liefern kann, an die sich Befragte nicht mehr zuverlässig erinnern. Ein Spediteur behauptete, niemals die Tuchfabrik beliefert zu haben, was durch das Firmenarchiv eindeutig widerlegt werden konnte. Korrigieren könnte das Firmenarchiv auch mögliche Legenden, etwa die, die Tuchfabrik habe ihre Mitarbeiter überdurchschnittlich gut bezahlt. Der Vergleich mit dem Lohn bei einem späteren Arbeitgeber als rein auf den persönlichen Lebenslauf bezogene Perspektive reicht als Beweis natürlich nicht aus. Ob es sich hierbei um eine Selbsttäuschung handelt, kann nur unter Hinzuziehung weiterer Quellen wie Tarifverträgen u. ä. beantwortet werden.

Allerdings kann in unserem Fall die Überprüfung der von Befragten gemachten Aussagen nicht allein anhand von Archivalien geschehen. Von ebenso wichtiger, manchmal einziger Beweiskraft sind die Inventarobjekte als industriearchäologische Quelle selber. Wenn es in einem Interview z. B. pauschal und auch auf Nachfragen hin nicht näher spezifiziert hieß, eine bestimmte Maschine sei so gut wie nie eingesetzt gewesen, weil sie »nichts getaucht« habe, so ließ sich dies genauer durch eine Untersuchung der Maschine erklären.

Bietet das reichhaltige Material des Firmenarchivs auch Anhaltspunkte für innerbetriebliche Abläufe, so bildet doch die Oral History die Grundlage zur Rekonstruktion der Geschichte der Arbeit in der Tuchfabrik. Für die Aufarbeitung der Firmengeschichte hingegen, vor allem der zeitgeschichtlichen Bedeutung der TM als Hersteller von Uniformtuchen, stellt das Firmenarchiv die zentralen Quellen bereit.

Ein Gesamtbild als Voraussetzung für das spätere Museum ergibt sich allerdings erst in der Zusammenschau der verschiedenen methodischen Ansätze, wie sie Oral History, Archivauswertung und Industriearchäologie bieten.

Erfahrungen mit Oral History

von Michaele Messmann

Die Methode der Oral History zum Thema des 24. Rheinischen Archivtages von 1990 zu machen, war vor dem Hintergrund geschichtswissenschaftlicher Entwicklungen und Perspektiven ein verspätetes, aber darum um so wichtigeres Anliegen. In anderen europäischen Ländern, so Großbritannien und Frankreich, wie auch in den USA hat die Oral History als Forschungsrichtung eine lange Tradition. In den USA hat sich die Oral-History-Bewegung seit den 70er Jahren weit verbreitet. So haben die NASA sowie IBM eigene Oral-History-Projekte. In Großbritannien folgt die Oral History der Tradition der ›popular history‹, die schon im 19. Jahrhundert von vielen Heimatforschern betrieben wurde. Nicht nur an englischen Universitäten wird die Methode als Forschungsgrundlage akzeptiert. Sie wird auch vom ›Social Science Research Council‹ als legitimer Förderungsschwerpunkt anerkannt.¹ In Frankreich ist die Oral History nach neuesten Informationen Bestandteil der Archivlehre.

In Deutschland wurde das Verfahren der historischen Interviews vorrangig bei politischen Fragestellungen angewandt sowie in der qualitativen Richtung sozialwissenschaftlicher Forschung. So wurden in erster Linie bekannte Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur nach historischen Ereignissen und deren Hintergründen befragt. Insbesondere im Rahmen der wissenschaftlichen Aufarbeitung des Faschismus und der Nachkriegszeit sah man in mündlichen Quellen einen hohen Informationswert. In den 80er Jahren hat sich in der bundesdeutschen Geschichtsforschung ein Perspektivenwechsel vollzogen. Das Forschungsinteresse verlagerte sich von der Geschichte der übergreifenden Herrschaftsstrukturen und gesellschaftlichen Prozesse, Großorganisationen und kollektiven Bewegungen hin zu den kleinen gesellschaftlichen Einheiten und zum einzelnen Menschen mit der Frage, wie er diese Strukturen und Prozesse erlebt und verarbeitet hat. In diesem Zusammenhang tauchte die Kategorie des ›Alltags‹ erstmalig auf. Die Erforschung und Dokumentation der Alltagsgeschichte hat nun seit mehreren Jahren Konjunktur. Die Publikationen stoßen auf ein bereites Interesse in der Öffentlichkeit. Geschichtsinitiativen und Geschichtswerkstätten machen sich die neue Geschichtsbewegung gerne zu eigen. Die Gründe für diese Entwicklung sieht F.-J. Brügge-

¹ Vgl. dazu Louis M. Starr, Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven, in: Lutz Niethammer (Hrsg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ›Oral History‹, Frankfurt 1980, S. 27 ff. sowie Raphael Samuel, Oral History in Großbritannien, in: ebd. S. 55.

meier in »... Unbehagen an der Moderne und damit verbundenen Theorien, Zivilisationskritik, Suche nach historischen Identitäten, Unzufriedenheit mit allzu abstrakten Erklärungsmodellen etc.«.² In der Tat wird der Geschichtswissenschaft häufig von Seiten der Geschichts- und Heimatforscher eine Theorielastigkeit vorgehalten, auf Grund derer die wissenschaftlichen Ergebnisse nicht in die breite Öffentlichkeit hineinwirken. In der Hinwendung zur Alltagsgeschichte sehen nun viele die Chance, geschichtliches Interesse in der Öffentlichkeit zu wecken und ein breites Publikum an der Geschichtsschreibung zu beteiligen. Jedoch warnte auch L. Niethammer bereits 1980 vor einer allzu romantisch verklärenden Darstellung des Alltags ohne Rückbindung an gesellschaftliche Theorien.³

Mit der Suche nach dem Alltag taucht das Problem der dokumentarischen Überlieferung auf. Die herkömmlichen Quellen können die Alltagswirklichkeit unterer Sozialschichten nur ungenügend erfassen. So wurden von Anfang an große Erwartungen an die Methode der Oral History geknüpft. Der Lebenslauf unbekannter Menschen soll Aufschluß über den Alltag in verschiedenen geschichtlichen Zeitabschnitten geben.

Lutz Niethammer war einer der ersten Geschichtswissenschaftler in Deutschland, der die Methode der Oral History als Forschungsansatz für einige Projekte zugrunde legte und interessante Ergebnisse hervorbrachte, die eine »Korrektur mancher Annahme bisheriger Geschichtsschreibung« erfordern.⁴ Mit der Befragung der »Normalbürger« ändern sich zwangsläufig die Themenbereiche. Es wird weniger nach politischen Ereignissen gefragt, vielmehr interessieren die Bereiche des alltäglichen Lebens wie z. B. Wohnen, Familienleben, Freizeit etc. Auf diese Weise kann der Bürger am Prozeß der Geschichtsforschung beteiligt werden, können Perspektiven, die nicht der Herrschaftsüberlieferung entsprechen, aufgezeigt werden. »Insofern zielt ›Oral History‹ auch auf eine Durchbrechung der Exklusivität und Selbstgenügsamkeit der akademischen Geschichtswissenschaft.«⁵

Wenn auch die Zeitzeugenbefragung in erster Linie die Rekonstruktion historischer Tatbestände anstrebt, so können die Interviews jedoch darüber hinaus auch über Bewußtseinsstrukturen, Verarbeitungsprozesse der Zeitzeugen Aufschluß geben. Je nach Art und Qualität der Interviews können sie nach unterschiedlichen Fragestellungen ausgewertet werden.

² Franz-Josef Brüggemeier, Traue keinem über sechzig? Entwicklungen und Möglichkeiten der Oral History in Deutschland, in: Geschichtsdidaktik 9, 1984, Heft 3, S. 200.

³ Lutz Niethammer, Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Geschichtsdidaktik 5, 1980, Heft 3, S. 238 f.

⁴ Volker Ullrich, Entdeckungsreise in den historischen Alltag, Versuch einer Annäherung an die »neue Geschichtsbewegung«, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 36, 1985, S. 407.

⁵ Volker Ullrich, Alltagsgeschichte. Über einen neuen Geschichtstrend in der Bundesrepublik, in: Neue Politische Literatur 29, 1984, Heft 1, S. 51.

Abgesehen von der vielfältigen Kritik an der Oral History als Forschungsmethode, gibt es sichterlich konkrete Probleme, mit denen sich ihre Verfechter auseinandersetzen haben. Am häufigsten wird das Problem der Subjektivität der Interviewaussagen angesprochen. Natürlich sind die Interviews immer auch subjektiv gefärbt. Sie sind geprägt von Meinungen, Einstellungen sowie Verarbeitungen, und sie reflektieren die Erfahrungen der befragten Personen. Aber gerade die Erfahrungsdimension der sogen. »kleinen Leute« ist ja ein wesentlicher Bestandteil der Alltagsgeschichte. Oral History erfordert zudem quellenkritische Kontrollverfahren. Der Vergleich mit anderen Quellengattungen und Überlieferungen ist wichtig, um zu zuverlässigen und überprüfbaren Ergebnissen zu gelangen. Schwierigkeiten bei der quellenkritischen Auswertung gibt es dann, wenn bisher nur sporadisch bearbeitete Bereiche des Alltags untersucht werden, zu denen kaum eine traditionelle Überlieferung besteht.

Ein weiteres Problem wird mit der Frage nach der Repräsentativität der einzelnen Lebensgeschichte angesprochen. In der Sozialisationsforschung geht man von einer Interdependenz biographischer und historischer Strukturen aus, d. h. daß eine Änderung historischer Strukturen strukturierende Auswirkungen auf biographische Abläufe hat. Daraus ergibt sich, daß innerhalb der Komplexität des individuellen Lebenslaufes typische Situationen auftauchen, die im Erfahrungshorizont des Alltags allen gemeinsam sind, denen ein kollektives Moment innewohnt. Das Leitfaden-Interview, das einem sozial relativ homogenen Personenkreis die gleichen Fragen stellt, zielt auf die Erfassung kollektiver Erfahrungshorizonte im Lebenslauf des einzelnen.

Grundsätzlich ist festzuhalten, daß sich die lebensgeschichtlichen Erfahrungen der Befragten nur schwer strukturierenden Begriffen und verallgemeinernden Theorien subsumieren lassen. Ernsthaften Geschichtswissenschaftlern und Geschichtswissenschaftlerinnen ist durchaus klar, daß man nicht mit der Zeitzeugenbefragung allein »die Geschichte von unten« schreiben kann. Vielmehr sollte die Oral History so verstanden werden, daß sie ergänzendes Dokumentationsmaterial liefert, welches auch dazu dienen kann, neue Fragestellungen zu entwickeln und konventionelle Annahmen in Frage zu stellen.

Der Wert der Erinnerungsinterviews als dokumentarische Quelle hängt ganz wesentlich von ihrer Qualität ab. Damit spreche ich den Punkt der Interviewpraxis an, die hohe Anforderungen an den Interviewer und die Interviewerin stellt. In diesem Zusammenhang möchte ich meine Erfahrungen und Erkenntnisse aus dem Oral-History-Projekt im Stadtarchiv Dormagen zusammenfassen.

In einem Zeitraum von Dezember 1985 bis Juli 1986 habe ich 13 Interviews durchgeführt. Unter den Befragten waren zehn Frauen der Jahrgänge 1891 bis 1920 und drei Männer der Jahrgänge 1911 bis 1915. Bis auf zwei Frauen waren alle

verheiratet und hatten Kinder. Eine der verheirateten Frauen hatte ihren Mann im Krieg verloren. Die Interviews selbst habe ich als besondere Situation erfahren, nicht zuletzt deshalb, weil ich zuvor über keinerlei Erfahrungen in der Rolle der Interviewerin verfügte. Bei den ersten Interviews fühlte ich mich noch als Eindringling in den privaten, persönlichen Lebensbereich des Interviewpartners und der Interviewpartnerin. Ich sollte ihnen Fragen stellen (wie z. B. die Frage nach der ersten Liebe), die die Intimsphäre berührten. Jedoch war ich bald überrascht, welches Vertrauen mir insbesondere Frauen schenkten. Sie erzählten nicht nur aus früheren Zeiten, sondern sprachen häufig auch über aktuelle Situationen und Probleme. Dabei muß man sicherlich berücksichtigen, daß viele der älteren Menschen alleinstehend sind und kaum Außenkontakte haben. Zudem war ich für sie eine neutrale ZuhörerIn. Die Gefahr, bei einem herzlichen Kontakt die Distanz zu verlieren, ist mir nach dem Abhören des Interviews bei einer Interviewpartnerin bewußt geworden. Man darf nicht vergessen, daß über die Mitteilung der Lebensgeschichte eine sehr persönliche, vertrauensvolle Atmosphäre entstehen kann, die auch durch die Art und Weise des Erzählens geprägt wird. Diese Gefahr des Distanzverlustes gegenüber dem Gesprächspartner und der Gesprächspartnerin wird durch die Anwendung des Leitfadens-Interviews minimiert.

Für alle Interviewten war die Situation, über ihr Leben befragt zu werden, völlig neu. Anfängliche Hemmungen, auf Band zu sprechen, wurden jedoch von den meisten recht schnell überwunden, die Präsenz des Gerätes fast ganz vergessen. Nur wenige waren sich der Aufnahmesituation ständig bewußt, so daß sie mich an einigen Stellen baten, das Gerät auszuschalten, um nur mir persönlich etwas zu erzählen. Einerseits war dieses Verhalten ein Beweis des Vertrauens, das mir entgegengebracht wurde; andererseits war häufig gerade das an dieser Stelle Erzählte besonders interessant (z. B. waren es Geschichten über Dritte, oder Erinnerungen an Namen aus der NS-Zeit), und dies mußte auf den zu respektierenden Wunsch der Befragten aus dem Interview ausgeklammert werden.

Bei den meisten Gesprächspartnern und Gesprächspartnerinnen gewann ich bereits beim ersten Treffen den Eindruck, daß es ihnen Spaß machte, von sich zu erzählen, so daß es nie schwierig war, weitere Termine zu vereinbaren.

Negative Erfahrungen habe ich bei keinem der Interviews gemacht. Diese gab es innerhalb des Projektes allerdings auch, aber sie beschränkten sich auf die ablehnende Haltung jedoch nur weniger bei telefonischen Kontaktaufnahmen. Danach kam es meist nicht mehr zu einem Gesprächstermin. Kurios waren die Telefongespräche, bei denen die Personen bereits begannen, aus ihrem Leben zu erzählen, zu einem Interview aber nicht bereit waren.

Die Diskussion um die Interviewtechnik (narratives oder Leitfaden-Interview) aufgreifend, möchte ich feststellen, daß der Leitfaden, abgesehen von der Relevanz

des Leitfaden-Interviews für das Forschungsinteresse dieses Projektes,⁶ sich als anregend für den Interviewpartner und die Interviewpartnerin erwies und häufig Stichworte für spontane Erinnerungen gab, die in Erzählung von ›Geschichten‹ mündeten. Sicherlich wurden auf diese Weise Fragen zumindest nicht im ersten Anlauf präzise beantwortet. Es war dann Aufgabe der Interviewerin, auf die Fragen zurückzukommen. Häufig fiel den Befragten dann im zweiten oder dritten Gespräch zu den Fragen etwas ein, die sie vorher nicht genau beantworten konnten. Bei vielen wurde deutlich, daß das erste Gespräch sie angeregt hatte, über ihre Vergangenheit nachzudenken. Die folgenden Gesprächstermine verliefen dann häufig intensiver und in den Erinnerungen strukturierter.

Die lebensgeschichtliche Befragung der älteren Menschen ist sehr zeitaufwendig. Um 1–1½ Stunden auf einem Tonband aufzunehmen – darüber hinaus wird es für die Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen zu anstrengend – ist ein Besuch von 3–4 Stunden notwendig. Die Zeit vor und nach dem eigentlichen Interview ist sehr wichtig für die Herstellung einer vertrauensvollen Beziehung im kommunikativen Prozeß. So können Erinnerungsvermögen und Mitteilungsbereitschaft der Interviewten angeregt, Mißtrauen und Scheu durch Behutsamkeit und Einfühlungsvermögen überwunden werden. Oftmals werden der Interviewer und die Interviewerin nahezu in eine therapeutische Rolle gedrängt, wenn unangenehme Erfahrungen und Brüche im Leben der Befragten mitgeteilt werden. Eine sinnvolle Interviewgestaltung beruht zunächst auf der Fähigkeit des Zuhörens sowie einem hohen Maß an Offenheit und Sensibilität, um die Menschen mit unterschiedlichsten Erfahrungshorizonten, Lebenswegen und -perspektiven zu motivieren, ihr Leben zu erzählen.

In der Position der Fragenden übernimmt man auch eine ethische Verantwortung im Umgang mit alten Menschen wie mit den Inhalten der Interviews. Manche Fragen können schmerzvolle Erinnerungen und seit langem Verdrängtes, auch traumatische Erfahrungen ins Gedächtnis zurückrufen und die Befragten stark belasten.

Einzelne Lebensgeschichten haben mich berührt. Weitaus größere Betroffenheit haben jedoch die Aussagen hervorrufen, die das Bewußtsein des Menschen sichtbar machen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Frage: »Was ist für Sie aus heutiger Sicht am Nationalsozialismus besonders positiv und was besonders negativ gewesen?« Diese Frage wurde abschließend zu dem Frageabschnitt ›Nationalsozialismus‹ gestellt und zielte auf eine Beurteilung dieser Zeit vom gegenwärtigen Standpunkt. Der größte Teil der Befragten akzeptierte die Frage als ›natürlich‹ und zählte positive und negative Seiten auf. Nur eine Interviewpartnerin verneinte spontan ihre Antwort

⁶ Vgl. dazu den Beitrag von H. Pankalla in diesem Band.

nach positiven Aspekten. Überwiegend wurden die Sicherheit auf den Straßen, die Schaffung von Arbeitsplätzen, ›Zucht und Ordnung‹ bei der Jugend als Positiva aufgezählt. Negativ für die meisten waren die Unfreiheit (»Man durfte sein Maul nicht aufmachen«) und insbesondere für ehemalige Soldaten der Krieg, der häufig als »Wahnsinn« bezeichnet wurde. Auffallend bei der Beantwortung dieser Frage war, daß nur eine Interviewpartnerin die Verfolgung der Juden als negativ erwähnt hat. Mit diesen Beispielen wird deutlich, was lebensgeschichtliche Befragung von Zeitzeugen auch leisten kann, nämlich das Aufzeigen von Bewußtseinsstrukturen, Wahrnehmung und Verarbeitung historischer Abläufe.

Aus meinen praktischen Erfahrungen während dieses Oral-History-Projektes möchte ich hier einige Kriterien für die Interviewtechnik nennen.

Zu der Vorbereitung der Interviews gehört die intensive Auseinandersetzung mit der Methode der Oral History. In diesem Zusammenhang können Publikationen zu bereits durchgeführten Projekten die Verknüpfung von Theorie und Praxis aufzeigen. Die Kenntnis der lokalen Geschichte ist wichtig, um an einigen Punkten gezielter nachfragen zu können. Ebenso ist es notwendig, die einzelnen Fragen des Leitfadens genau zu kennen und zu wissen, auf welche möglichen Antworten sie ausgerichtet sind. Oftmals ist es nämlich erforderlich, die Fragen näher zu erläutern oder in ihrer Formulierung zu variieren. In der Interviewsituation selbst sollten der Interviewer und die Interviewerin folgendes Verhalten zeigen: Freundlichkeit, Interesse für den Menschen, Offenheit, Sensibilität, Ermutigung und Bestätigung durch Gestik und Mimik, Klarheit und Prägnanz in den Fragestellungen, Flexibilität bei Themenwechseln und Nachfragen, Bereitschaft zum Zuhören. Es sollte in jedem Fall vermieden werden, selbst viel zu reden, den Redefluß der Befragten zu unterbrechen, sie in ihren Antworten zu beeinflussen, die eigene, wenn gegensätzliche Meinung zu äußern oder zu widersprechen. Franz-Josef Brüggemeier bringt es auf den Punkt, wenn er sagt, daß die Befragten Experten ihres Lebens sind.⁷ Dieses Gefühl, gilt es, zu vermitteln.

Zum Schluß möchte ich auf den Verlauf des 24. Rheinischen Archivtages eingehen. Es wurde den Kolleginnen und Kollegen die Gelegenheit geboten, sich mit dieser Forschungsrichtung in Bezug auf Archivarbeit auseinanderzusetzen. Die Vorträge und Erfahrungsberichte über in Archiven durchgeführte Oral-History-Projekte sollten die Möglichkeiten und Grenzen dieser Methode aufzeigen und zur Diskussion stellen. Daß dieselbe nach meinem Eindruck ergebnislos und nicht sehr konstruktiv endete, lag nicht nur an der knapp bemessenen Zeit. Vielmehr war der Diskussionsansatz der Thematik nicht angemessen. Die Relevanz des Themas mit der Berufung auf das Selbstverständnis und die in der Archivwissenschaft tradierten

⁷ Brüggemeier, a. a. O. S. 201.

Aufgaben von Archivarinnen und Archivaren a priori abzustreiten, zeugt von mangelnder Offenheit gegenüber sozialgeschichtlichen Forderungen und den sich daraus ergebenden neuen Forschungswegen. Es mag jeder/jedem selbst überlassen sein, welches Selbstverständnis sie/er im Laufe des Berufslebens entwickelt. Jedoch kann sicherlich dabei nicht die entscheidende Frage sein, ob man sich mehr als Archivar/-in oder mehr als Historiker/-in versteht. Die Grenze zwischen diesen beiden Fachrichtungen ist doch in der Praxis des Archivwesens vielmehr als fließend zu betrachten. Mit der Entscheidung über Kassation und Archivierung greift der Archivar/die Archivarin in die Quellenüberlieferung ein und wird somit historisch tätig. Ganz besonders ist die Auswertung des Quellenmaterials bis hin zur Stadtgeschichtsschreibung eine dem Historiker/der Historikerin zugewandte Arbeit, die auch im Rahmen der Archivtätigkeit vollbracht wird. Archive/-innen sind also zugleich Historiker/-innen. Vor diesem Hintergrund ergibt sich die Frage, ob Archive/-innen im Zusammenhang mit der Aufgabe der Sicherung von Quellen und deren Überlieferung nicht auch neue Quellen generieren sollten, um Überlieferungslücken zu schließen.

In den 80er Jahren hatte die Rezeption der Erkenntnisse und Forderungen der quantitativen Forschung ein verändertes Kassationsverhalten in den Archiven zur Folge. Seither werden gleichförmige Massenakten wie z. B. Sozialhilfeakten nicht mehr in toto vernichtet, sondern es wird versucht, aus diesen Akten einen repräsentativen Querschnitt zur dauerhaften Aufbewahrung herauszuziehen. Dies zeigt, daß auch die Archivwissenschaft sich den zeitgeschichtlichen Forderungen zu stellen vermag.

Wie sich die Aufgaben z. B. eines Kommunalarchives im Laufe der Zeit vervielfältigt haben, zeigt eine Veröffentlichung des Instituts für Kommunalwissenschaften der Konrad-Adenauer-Stiftung:⁸ »Als typische Tätigkeit der Kommunalarchive galten lange Zeit nahezu ausschließlich die traditionellen Aufgabenfelder – Archivieren, Sammeln, Benutzen und Forschen – mit der Folge, daß ihr Wirken kaum über den Rahmen der eigenen Verwaltung und der interessierten Historiker und Heimatfreunde hinausdrang. Erst in jüngster Zeit wird deutlich, daß Kommunalarchive aus vermeintlich staubbedeckten Materialsammlungen für Spezialisten zu modernen Informationszentren für Gegenwart und Vergangenheit ausgebaut werden können mit der Chance, zur kommunalen Selbstbesinnung und damit zum kommunalen Selbstbewußtsein wesentlich beizutragen.«⁹ An anderer Stelle werden konkrete Wirkungsmöglichkeiten für Kommunalarchive aufgezeigt: »Jubiläen, Stadt- und Ortsteilfeste geben Gelegenheit, unmittelbar in die Bevölkerung zu

⁸ H. Willms-Borck/D. Höroldt, Kommunalarchive im Wandel. Alte und neue Aufgaben. Hrsg. v. Institut f. Kommunalwissenschaften d. Konrad-Adenauer-Stiftung, Recklinghausen 1986.

⁹ Ebd. S. 31.

wirken, sie mit Hilfe der genannten Medien anschaulich und eindrucksvoll über infragestehende stadt-, ortsteil- oder institutionsgeschichtliche Themen zu informieren und sie zu aktiver Mitarbeit zu bewegen. Diese kann bestehen in mündlichen Zeugenbefragungen oder Äußerungen über frühere Lebensverhältnisse (oral history), Nachweis und Beschaffung von historischem Material aus Privatbesitz, das andernfalls unbemerkt der Vernichtung preisgegeben würde, und aktiver Beteiligung an Workshops, Volkstheatern und anderen historisch ausgerichteten Aktivitäten. Für die Kommunalarchive ergibt sich daraus nicht nur eine sonst nicht zu erreichende Breitenwirkung, sondern auch die Möglichkeit, die eigenen Bestände mit besonders wertvollem, weil in klassischen Archiven sonst nicht vorhandenem Material zu ergänzen.«¹⁰ Oral History wird hier als neue Möglichkeit zielorientierter Öffentlichkeitsarbeit der Kommunalarchive geradezu empfohlen. Es kann also keine Diskussion mehr darüber geben, ob diese Forschungsmethode zumindest für Kommunalarchive überhaupt in Frage kommt. Die Auseinandersetzungen sind fruchtbarer, wenn sie sich auf die sinnvolle Realisierung von Oral-History-Projekten und die Lösung von methodischen und praktischen Problemen konzentrieren.

¹⁰ Ebd. S. 33.

Der Bestand »Lebensgeschichtliche Interviews 1984 – 1986« im Stadtarchiv Dormagen. Ein Beitrag zu Theorie und Methoden systematischer Bestandsbildung in der zeitgeschichtlichen Sammlung*

von Heinz A. Pankalla

Der Bestand »Lebensgeschichtliche Interviews 1984 – 1986« in der zeitgeschichtlichen Sammlung des Stadtarchivs Dormagen

Vom 1. September 1984 bis zum 31. August 1986 führte das Stadtarchiv Dormagen ein Oral-History-Projekt durch, welches in seinen verschiedenen Phasen – von der Planung, über die Durchführung bis hin zu seinem dauerhaften Stellenwert innerhalb der Bestände des Stadtarchivs – vorgestellt werden soll. Die notwendige Darstellung der methodologischen Probleme wird dabei nur in der inneren Logik des Projektes aufgegriffen werden, da eine theoretische Reflexion der Legitimität der Oral History selbst den Rahmen der Darstellung sprengen würde.¹ Auch Fragen der Interviewtechnik werden nur gestreift, da sie für dieses Forschungsprojekt bereits in einem eigenständigen Beitrag dargestellt wurden.²

Die Bedeutung der Oral History für die zeitgeschichtliche Sammlung des Archivs und ihren Stellenwert in der Gesamtheit der Archivbestände behandle ich hingegen ausführlich. Hierbei werden die Aufgaben eines Stadtarchivs, die Strukturen und Formen seiner historischen Überlieferung, die Forschungsfelder und -interessen der Geschichtswissenschaften zu problematisieren sein. Das Anlegen von Oral-History-Beständen bedarf nämlich durchaus einer Begründung, denn sie sind nichtarchivisches ›Schriftgut‹ – selbst dieser klassische Begriff trifft nur partiell –, welches auf seinen Zusammenhang mit der archivischen Urkunden- und Aktenüberlieferung geprüft werden muß.

* Der Beitrag ist eine stark überarbeitete Form meines Vortrages auf dem 24. Rheinischen Archivtag in Bad Münstereifel. Aufgrund der anschließenden Diskussion habe ich vor allem die Fragen: ›Brauchen Stadtarchive Oral-History-Bestände?‹ und ›Gibt es gesicherte methodische Ansätze der Oral History?‹ ausführlicher behandelt.

¹ Vgl. hierzu Alexander v. Plato in diesem Band; vgl. ferner Bericht in: Der Archivar 43, 1990, Sp. 605.

² Vgl. hierzu Michael Messmann in diesem Band; vgl. ferner in: Der Archivar 43, 1990, Sp. 604 f.

Neben den theoretischen Fragen schildere ich die praktischen Probleme des Projektes. Hierbei werden subjektive Auffassungen über Planungs-, Interview- und Transkriptionsfragen dargelegt. Solche Praxistips haben oft den Charakter schulmeisterlicher Anweisungen, sie werden jedoch von mir als Anregungen betrachtet, deren Wert und Sinn für jedes neue Projekt zu prüfen ist.

Die Entstehung des Bestandes »Lebensgeschichtliche Interviews 1984 – 1986« war keine planmäßige, eigene Entscheidung des Stadtarchivs. Den praktischen Ausgangspunkt der Arbeiten bildete ein Beschluß des Rates der Stadt Dormagen, Alltagsgeschichte zu erforschen. Ursprünglich sollte ein gemeinsamer Ansatz mit der Partnerstadt St. André entwickelt werden, um das Alltagsleben einer nieder-rheinischen und einer französischen Stadt im 20. Jahrhundert vergleichend darzustellen. Diese originäre Intention ließ sich jedoch nicht erfüllen, da die Partnerstadt nicht in der Lage war, die mit einem solchen Projekt verbundenen wissenschaftlichen und personellen Anforderungen zu realisieren. Somit blieb eine begrenzte Aufgabe: die Erforschung alltagsgeschichtlicher Prozesse in Dormagen. Die Methode der Oral History wurde dabei durch das Archiv bewußt gewählt.

Das Stadtarchiv wollte bei der Realisierung dieses Auftrages zwei grundsätzliche Fragen klären: Erstens mußte der theoretische Ansatz »Alltagsgeschichte« aus seiner Leerformel – was ist denn überhaupt »Alltag«? – gelöst und sein Stellenwert für die Geschichte der Stadt konkret durchdacht werden. Zweitens sollte die Bedeutung verschiedener möglicher Ansätze auch für das Archiv und seine Bestände definiert werden. Es erschien unsinnig, eine solch immense personelle Leistung nur projektorientiert zu investieren, ohne an dauerhaften Nutzen zu denken. Also stellte sich die Frage nach der zeitgeschichtlichen Dokumentation grundsätzlich.

Die Geschichte der Stadt in ihrer Vielfalt überliefern

»Von den Massen weiß man wenig. Ganze Epochen haben uns keinerlei direktes und genaues Zeugnis von ihnen hinterlassen. Ihrer Herkunft nach aristokratisch, hat die Geschichte jahrhundertlang, wenn nicht bis heute, nur für die Könige, die Fürsten, die Staaten- und Schlachtenlenker Augen gehabt.«³

Lucien Febvres 1938 formulierte These, die Geschichtswissenschaft habe die Geschichte der Massen nicht oder nur unzulänglich rezipiert, zielt weiter; denn ohne daß Febvre dies intendierte – vielleicht aber war es ihm auch schlichtweg unwichtig –, richtet sich dieser Vorwurf im Kern gegen die Archivare, Archive, archivischen Bestände. Febvres Vorhaltungen, bereits 1933 in seiner Antrittsrede

³ Lucien Febvre, *Geschichte und Psychologie*, in: ders., *Das Gewissen des Historikers*, hrsg. v. U. Raulff, Frankfurt a. M. 1990, S. 80.

am Collège de France formuliert,⁴ sind bekanntlich nicht ohne Auswirkungen geblieben, auch nicht ohne Auswirkungen auf die Archive, wie die Diskussionen der internationalen und deutschen Archivtage zeigen.⁵ Hierbei wird jedoch auch ein geradezu erstaunliches Beharren der Archivare auf dem Quellenwert der Überlieferung von Behördenschriftgut deutlich. Mit Febvre sei entgegnet: »Die Texte gewiß – aber es sind *menschliche* Texte. . . . Die Texte gewiß – aber *alle* Texte. . . . Die Texte freilich – aber *nicht nur die Texte*.«⁶ Daß der Historiker Spuren und Überreste, daß er die Erkenntnisse der Archäologie, Geographie etc. nutzt, daß nicht nur das klassische Archivale einen Quellenwert für die Geschichtswissenschaft besitzt, daß diese, wie z. B. in der quantitativen Forschung,⁷ ihren Stellenwert ändern kann, das sind keineswegs neue Erkenntnisse. Willms-Borck/Höroldt haben in ihren »Archivthesen« auf den stetigen Bedeutungsverlust der Aktenüberlieferung hingewiesen und die Sammlungen verschiedenster Quellenarten bereits als traditionelle Aufgabe der Kommunalarchive eingestuft: »Die historische Erforschung und Darstellung darf sich, will sie der vielfältigen historischen Wirklichkeit gerecht werden, nicht ausschließlich auf das Informationsgut der Verwaltungen stützen, weil sich deren Inhalt allein auf die Vorgänge beschränkt, an denen Rat und Verwaltung beteiligt waren. (. . .) Das kommunale Leben aber war und ist unendlich vielfältiger, reicher und muß in der ganzen Breite seines Spektrums für die spätere Forschung dokumentiert werden. Aus diesem Grunde müssen die Kommunalarchive über die zuerst genannten klassischen Aufgaben hinaus eine möglichst weitgefächerte, aktive Sammeltätigkeit entfalten. (. . .) Mündliche Zeugenbefragungen (oral history) können das geschriebene oder gedruckte Material gerade im Hinblick auf die sogenannte Alltagsgeschichte, die früheren Lebensverhältnisse der »schriftlosen« Schichten, entscheidend ergänzen.«⁸

Auch die KGSt (Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung) weist im Gutachten »Kommunales Archiv« unter »Tätigkeiten und Arbeitsverteilung« die Sammlungen von Bildern, Filmen, Tondokumenten, Plakaten etc., insofern sie Bezug auf die Geschichte der Kommune haben, als Standardaufgaben aus.⁹ Das nordrhein-westfälische Archivgesetz folgt dieser Richtung in der Definition des

⁴ Ders., Ein Historiker prüft sein Gewissen, in: ebd. S. 9 ff.

⁵ Zuletzt Bericht in: Der Archivar 43, 1990, Sp. 601 ff.; zusammenfassend auch Peter K. Weber in diesem Band.

⁶ Febvre, Ein Historiker S. 18.

⁷ Karl Heinrich Kaufhold, Quantitative Forschung in der Geschichtswissenschaft und die Archive, in: Der Archivar 43, 1990, Sp. 221 ff.

⁸ Heinz Willms-Borck/Dietrich Höroldt, Kommunalarchive im Wandel. Alte und neue Aufgaben, hrsg. v. Institut f. Kommunalwissenschaften d. Konrad-Adenauer-Stiftung, Recklinghausen 1986, S. 29 f.

⁹ Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung (KGSt), Kommunales Archiv, KGSt-Gutachten, Köln 1985, S. 28 f.

staatlichen Archivgutes (§ 2), die für die kommunalen Archive ebenfalls gilt (§ 10), ohne jedoch – und dies ist auf der Gesetzesebene selbstverständlich und richtig – Konkretisierungen (»aktive Sammeltätigkeit«) vorzunehmen.¹⁰

Angesichts der quantitativen Bedeutung der mündlichen Überlieferung bei neueren lokalen und regionalen Forschungen hat Peter K. Weber auf dem Rheinischen Archivtag 1990 gefordert, auch die mündliche Geschichte gebührend zu berücksichtigen.¹¹ Noch deutlicher hat Johannes V. Wagner diese Position auf dem 60. Deutschen Archivtag akzentuiert, als er der Sammlung audio-visueller Medien die zentrale Bedeutung im Aufgabenspektrum großer Stadtarchive zuwies.¹² Eine solche Einschätzung lag auch dem Aufbau der zeitgeschichtlichen Sammlung im Stadtarchiv Dormagen zugrunde. Neben dem hier näher beschriebenen Bestand »Oral-History-Sammlung« ist primär im Bereich der Ablaufdokumentation¹³ eine »aktive Sammlungstätigkeit« betrieben worden.¹⁴

Ich fasse zusammen:

– Das Stadtarchiv überliefert Stadtgeschichte in ihrer sozialen und kulturellen Vielfalt. Hierzu bedarf das Informationsgut der Verwaltungen der Ergänzung durch Sammlungen.

¹⁰ Hans Schmitz, Archivgesetz Nordrhein-Westfalen. Einführung und Textabdruck, in: Der Archivar 43, 1990, Sp. 227 ff.; ders., Das Archivgesetz Nordrhein-Westfalen unter besonderer Berücksichtigung für das kommunale Archivwesen, in: Archivgesetzgebung und PC im Archiv (Archivhefte 21), Köln/Bonn 1989, S. 9 ff.

¹¹ Siehe Weber in diesem Band.

¹² Johannes V. Wagner, Die Sicherung lokaler und regionaler Überlieferung im audiovisuellen Bereich als zentrale Aufgabe großer Stadtarchive. Beispiel Bochum, in: Der Archivar 43, 1990, Sp. 83 ff.

¹³ Zur Terminologie s. Weber in diesem Band, in Anlehnung an Rainer Hubert: »Wird nun in systematischer Weise eine Dokumentation relevanter akustischer Abläufe vorgenommen, so kann diese Vorgehensweise wohl als eine spezifische Methode im Rahmen der historischen Tondokumentation angesprochen werden.« Rainer Hubert, Methodenprobleme und Techniken der auditiven Dokumentation der Geschichte und Arbeiterbewegung, in: Gerhard Botz/Josef Weidenholzer (Hrsg.), Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung (Materialien zur Historischen Sozialwissenschaft 2), Wien/Köln 1984, S. 407 ff., hier S. 409.

¹⁴ Unter »aktiver Sammlungstätigkeit« verstehe ich durch das Stadtarchiv selbst oder durch von ihm direkt beauftragte Dritte erstellte Medieneinheiten. So wurden z. B. 1987: 22 VHS-Filme, 1988: 9, 1989: 26 und 1990: 24 VHS-Filme als Ablaufdokumentationen politischer, kultureller, städtebaulicher und sozialer Ereignisse in der Stadt hergestellt. Vgl. hierzu meine Ausführung auf der Tagung »Debatten um die lokale Zeitgeschichte« des Landschaftsverbandes Rheinland im Mai 1990 (in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2, 1990, S. 53 ff., hier S. 54), demnächst ausführlich (im Druck): Heinz A. Pankalla, Stadtgeschichtliche Auseinandersetzungen mit Nationalsozialismus und Neonazismus. Der Einsatz von Videodokumentationen, in: Debatten um die lokale Zeitgeschichte (Bensberger Protokolle 67), Bergisch Gladbach 1990, S. 95–105.

- Die audio-visuelle Dokumentation erhält in allen Bereichen der Zeitgeschichte einen dominanten Stellenwert angesichts des Substanzverlustes der Urkunden- und Aktenüberlieferung.

Alltagsgeschichte und Oral History

Norbert Elias hat darauf hingewiesen, daß der Begriff des Alltags gänzlich unbestimmt ist.¹⁵ Das, was zur Zeit der Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg z. B. für eine Kölner Arbeiterfamilie alltäglich war, unterscheidet sich vom Alltag eines polnischen Zwangsarbeiters in dieser Zeit oder von dem eines zur Mittelschicht zählenden Stadtarchivars der 50er Jahre. Warum also die Hinwendung zur Alltagsgeschichte? Und warum Oral History als Forschungsmethode? Diesen Fragen, die am Anfang des Projektes natürlich gestellt werden mußten, soll am Beispiel des Nationalsozialismus nachgegangen werden, da sich hier das Spannungsfeld im Bereich der Forschungsansätze und der diesen zugrunde liegenden Quellen in einem so hohen Maß verdichtet, daß Merkmale, die auch für andere Bereiche, methodologisch gesehen, Validität beanspruchen können, in idealtypischem Sinne erscheinen.

Ich gehe hierbei von der Forschungsgeschichte aus, die direkt nach 1945 eine vorwissenschaftliche Phase pauschaler Urteile zeigt. Ian Kershaw beschreibt die Urteile dieser Phase als charakterisiert durch den Massenanhang des Nationalsozialismus einerseits und die Hilflosigkeit der Deutschen angesichts des Machtapparates andererseits.¹⁶ Als dann ernsthafte Forschung einsetzte, beschäftigte sie sich primär mit dem Herrschaftsprogramm der NSDAP und beschrieb das Herrschaftssystem unter dem Einfluß der totalitarismustheoretischen Sicht. In der zweiten Phase begann die Forschung das Herrschaftssystem differenzierter und funktional zu sehen und eine grundsätzliche Theoriediskussion über Totalitarismus und Faschismus aufzunehmen. Die Funktionsmechanismen der Herrschaft, die inneren Entscheidungsabläufe im Herrschaftssystem, funktionalistische Modelle der Herrschaft wurden nunmehr zum beherrschenden Thema.¹⁷

Insgesamt hat die zweite Phase der Theoriediskussion im Bereich der NS-Forschung zu einer Revidierung pauschaler Urteile, einer starken Vermehrung lokaler und

¹⁵ N. Elias, Zum Begriff des Alltags, in: K. Hammerich/M. Klein (Hrsg.), Materialien zur Soziologie des Alltags, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 20, Opladen 1978, S. 22–29; ähnlich auch Lutz Niethammer, Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Geschichtsdidaktik 5, 1980 (Heft 3), S. 231 – 242.

¹⁶ Ian Kershaw, Alltägliches und Außeralltägliches: Ihre Bedeutung für die Volksmeinung 1933 – 1939, in: Detlev Peukert/Jürgen Reulecke (Hrsg.), Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus, Wuppertal 1981, S. 273.

¹⁷ Vgl. dazu K. Hildebrandt, Das Dritte Reich, München/Wien 1979; ebenso Peukert/Reulecke, a. a. O. S. 11ff.

regionaler Studien, einem verstärkten Interesse an kleinen, begrenzten Fragestellungen geführt. Hierbei wurden grundsätzliche theoretische Aussagen immer mehr in Zweifel gestellt.¹⁸

Beide Phasen blieben eine vom Bürger isolierte Geschichtsdiskussion der Historiker. Besonders für die Generation, die den Nationalsozialismus selbst erlebt hatte, fanden sich kaum Identifizierungspunkte mit den historischen Theorien; denn es stellte sich heraus, »daß die Erinnerungen der Zeugen der NS-Zeit auf der einen und die in aufklärerischer Absicht formulierten Erklärungsmodelle der Historiker auf der anderen Seite nicht zur Deckung zu bringen waren.«¹⁹

Neuere Arbeiten betonen die Verbindung der Elemente Nonkonformität und Konsens, Opposition und Zustimmung. Kershaw kommt zu dem Urteil, die meisten Deutschen seien weder eingefleischte Nationalsozialisten noch überzeugte Antifaschisten gewesen, partielle Ablehnung des Nationalsozialismus hätte in großen Teilen der Bevölkerung neben partieller Bejahung des Regimes existiert.²⁰ Verursacht durch eine generelle Hinwendung der Öffentlichkeit zur Geschichte der NS-Zeit mit einem Interesse an Zwischentönen und alltäglichen Erfahrungen, einem Paradigmawechsel der Forschung zur sozialen Wirklichkeit im Allgemeinen und im Nationalsozialismus im Besonderen, begann die Forschung, sich auf den Bereich des Alltags zu konzentrieren. Hierbei kam es zu pragmatischen Definitionen von ›Alltag‹ im Bereich historischer Forschung: »Die Frage nach dem Alltag kann aber dann durchaus befruchtend auf die wissenschaftliche wie allgemein öffentliche Diskussion wirken, wenn sie als Aufforderung zur Vermittlung zwischen lebensgeschichtlicher Erfahrung und wissenschaftlicher Analyse verstanden wird. Alltagsgeschichte wäre dann eine Fragerichtung, eine Perspektive, die die verschiedenen Bereiche der Lebensweisen und der sozialen Wirklichkeiten unter dem Blickwinkel eben der Erfahrung angeht. Die befaßt sich mit den Wahrnehmungsweisen und Verhaltensformen von einzelnen oder Gruppen, ihrem Betroffensein durch Auswirkungen des allgemeinen sozialen und politischen Systems und ihrem – hemmenden oder befördernden – Einfluß auf in der Gesellschaft und im Staat ablaufende Prozesse.«²¹ Eine solche Definition versucht, der vielfach beschworenen Gefahr der Trivialisierung des Nationalsozialismus durch Alltagsgeschichte von Anfang an zu entgehen.²²

¹⁸ Kershaw, a. a. O. S. 273 ff.

¹⁹ Peukert/Reulecke, a. a. O. S. 13.

²⁰ Kershaw, a. a. O. S. 273.

²¹ Peukert/Reulecke, a. a. O. S. 15.

²² Diese Diskussion widerspiegelt sich in den Publikationen der Kolloquien des Instituts für Zeitgeschichte: Alltagsgeschichte der NS-Zeit. Neue Perspektive oder Trivialisierung? München 1984, bes. die Beiträge von Martin Broszat (S. 11 ff.) und die eher skeptische Beurteilung von Klaus Tenfelde (S. 33 ff.).

Die Frage, wie Alltag sich erforschen läßt, ist aufgrund der Quellenlage prekär. Es gibt zwei allgemein verbreitete, überregionale, schriftliche Hauptquellen, die die Alltagssituation direkt betreffen: 1. Die Berichte exilierter Gruppen, insbesondere die Deutschlandberichte der SPD.²³ 2. Die regelmäßigen Lage- und Stimmungsberichte der NS-Herrscher.²⁴ Beide Quellenarten sind in sich problematisch. Die Sopade-Berichte sind besonders am Verhalten der Arbeiterschaft interessiert; umfangreiches Material liefern sie nur für die Jahre 1935–38. Zudem besitzen sie eine deutliche Färbung. Die Entfremdung der Arbeiter vom Nationalsozialismus, wie sie in den Berichten postuliert wird, ist z. B. durchgängig übertrieben. Die andere Quellenart, die vertraulichen Berichte des Regimes selbst, dienen bereits bei der Abfassung politischen Zwecken. Aufgrund der Unvollständigkeit der Überlieferung – sie sind im Grunde nur für Bayern umfänglicher rekonstruiert²⁵ – kommt es auch hier zu einer unbefriedigenden Quellenlage. Um so notwendiger scheint es, diesen Bereich durch die Methode der Oral History weiter zu erschließen.

Über die Sopade-Berichte und die Lageberichte hinaus gibt es natürlich noch eine Anzahl von regionalen und lokalen Quellen in der Behördenüberlieferung, die alltagsgeschichtliche Aspekte des Lebens im Nationalsozialismus beleuchten, allerdings fallen auch sie unter die Kategorie, Berichte der Herrschenden zu sein, und unterliegen damit der perspektivischen Einseitigkeit,²⁶ so daß der von Martin Broszat geforderte Wechsel der Perspektive zur »Darstellung der Geschichte der Hitler-Zeit von unten«²⁷ bei Studien auf der Grundlage dieser Quellenarten ebenfalls in den Bereich der intentionalen Überlegungen zu rechnen ist.

Diese hier thesenhaft verengten Überlegungen führten zur Entscheidung, das Thema ›Alltagsgeschichte‹ erstens als wichtiges Feld lokaler Geschichtsforschung, und zwar nicht nur für die NS-Zeit, zu begreifen und dafür Sorge zu tragen, daß historische Forschung auf der Basis von Quellen, die die von Broszat kritisierte perspektivische Einseitigkeit aufheben, also durch neu angelegte Sammlungen, möglich wird, sowie zweitens die Methode der Oral History als adäquaten Ansatz aufzufassen. Drittens führte diese Überlegung zur Grundsatzentscheidung, Oral History zum eigenständigen Sammlungsbereich zu erklären.

²³ Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1934 – 1940, Frankfurt a. M. 1980.

²⁴ Martin Broszat/E. Fröhlich/F. Wiesemann (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten im Spiegel vertraulicher Berichte, München/Wien 1977.

²⁵ Ebd.; zur nordrhein-westfälischen Situation vgl. Das Schriftgut der NSDAP, ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände in der Überlieferung staatlicher Behörden im Bereich des heutigen Landes Nordrhein-Westfalen, bearb. v. Klaus Wisotzky (Veröffentlichungen d. staatl. Archive d. Landes Nordrhein-Westfalen Reihe C Bd. 8 Teil 1–3), Düsseldorf 1981.

²⁶ Broszat u. a., Bayern in der NS-Zeit Bd. 1 S. 17.

²⁷ Ebd. S. 18.

Hiermit sind Alltagsgeschichte und Oral History in ihrem Stellenwert für das Stadtarchiv definiert:

- Eine differenzierte Analyse historischer Wirklichkeiten ist empirisch, d. h. sie thematisiert Wahrnehmungsweisen und Verhaltensformen von Schichten, Gruppen und einzelnen.
- Die historische Erschließung des Alltäglichen bedarf des Perspektivenwechsels. Den durch Herrschaft entstandenen Quellen müssen neue, herrschaftsfreie oder -ferne Quellen gegenübergestellt werden. Oral History ist eine solche Quellenart.²⁸
- Oral History kann sich dabei sowohl als »Ersatzüberlieferung« als auch als »komplementäre Überlieferungsstruktur« anbieten. Sie soll systematisch, durch eigene Festlegung der Formen und Inhalte betrieben werden.

Forschungsansätze der Oral History – Die autobiographische Methode

1983, also kurz vor Beginn unseres eigenen Projektes, hatte die LUSIR-Gruppe (LUSIR = Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet) um Lutz Niethammer eine Bestandsaufnahme von ca. 120 Institutionen und Personen, die in der BRD Oral-History-Projekte durchgeführt hatten, vorgelegt²⁹ und dabei Projektträger und auch Forschungsansätze in ihren Tendenzen beschrieben: ». . . Weiterhin kommt den Archiven mit ihren Interviewbeständen, die zu allgemeinen Dokumentationszwecken erstellt worden sind, eine zentrale Bedeutung zu. In zunehmendem Umfange jedoch wurden bzw. werden Projekte mit einem expliziten Auswertungsinteresse durchgeführt. Die Schwerpunkte, die bei der Erhebung im Jahre 1978 festgestellt wurden, bestehen weiterhin fort: Nationalsozialismus; Widerstand; Nachkriegszeit; Stadtgeschichte und Arbeiterbewegung. Daneben haben sich neue

²⁸ Ich verwende den Begriff ›Quelle‹ im Sinne von Droysens Historik. Bereits Droysen zeigte, daß zwischen ›Vergangenheit‹ und jeder Quelle (und jedem Überrest) eine grundsätzliche Differenz besteht. »Dies ist der große Fundamentalsatz unserer Wissenschaft, daß, was sie über die Vergangenheiten erfahren will, sie nicht in diesen sucht, denn sie sind gar nicht und nirgend mehr vorhanden, sondern in dem, was von ihnen noch, in welcher Gestalt auch immer, vorhanden und damit der empirischen Wahrnehmung zugänglich ist« (J. G. Droysen, Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hrsg. v. R. Hübner, München 2. Aufl. 1943, S. 332 f.). Die Differenz zwischen Vergangenheit und Quelle, liegt also nicht in einem Typ von Überlieferung, sie ist immer und grundsätzlich existent. Die Lebenserinnerung, folgt man Droysen, wird aber genau dann zur Quelle, wenn sie *unveränderlich* festgehalten ist. Ob das Medium hierfür »Tonband« oder »Transkription« heißt, ist irrelevant, da nur technisch.

²⁹ Bernd Parisius/F.-J. Brüggemeier/Lutz Niethammer/Ingrid Klare, Ergebnisse einer Erhebung über Bestände und laufende Projekte zur Oral-History in der Bundesrepublik Deutschland, Hagen 1983.

Interessengebiete herausgeschält, die vor allem Bereiche wie Schule, Kindheit, biographische Forschung im engeren Sinne sowie verschiedene Teilbereiche der Frauenforschung behandeln.«³⁰

Diese Aussage ließ bereits 1983 auf eine gewisse Kontinuität der Fragestellung bei projektorientierter Forschung schließen, die sich inzwischen allerdings um einige Themen – zu nennen wäre primär Zwangsarbeit – erweitert haben. Die Bewertung der Interviewbestände in den Archiven, die zu allgemeinen Dokumentationszwecken erstellt worden sind, zeigt, daß eine Orientierung auf einen möglichst umfassenden, nicht an einer Thematik orientierten Ansatz für die zeitgeschichtliche Dokumentation als angemessen betrachtet wird. Eine genauere Analyse der vorgestellten Bestände der Archive ergibt allerdings, daß die von Parisius u. a. vorgenommene Bewertung positiv verzerrt ist, da zumindest für die Stadtarchive in der Mehrzahl zeitlich und sozialstrukturell enge Begrenzungen der Thematik gezogen waren. Inhaltlich konzentriert sich eine große Anzahl der Bestände in den Stadtarchiven auf die Erhebung von »Fakten« zur Stadtgeschichte.³¹

Wenn auch die Sicherung von Fakten ein legitimes Interesse ist, so zeigte sich doch bereits ein Auseinanderfallen der Ansätze: hier die »Sicherung von Fakten«, dort Biographieforschung mit »subjektiven« und »alltagsgeschichtlichen« Fragestellungen. Hinzu kam, daß 1983 keinerlei Standards entwickelt waren, so daß auch bei vergleichbaren Fragestellungen alle Merkmale wie methodische Ansätze, Fragebögen, Transkriptionen, Samplegrößen etc. individuell definiert waren.³²

Die Ziele einer Oral-History-Dokumentation mußten also weiterhin sein:

- Eine möglichst allgemeine, von spezifischen Fragestellungen unabhängige Form der Dokumentation zu finden und
- auf einen Bereich der Forschung zurückzugreifen, der dies unter Wahrung der vorab entwickelten Prämissen zuläßt und bereits erprobte und bewährte Standards der Befragung und Analyse besaß.

Hierbei bot sich das lebensgeschichtliche Interview an, und zwar in der Form, die in den Sozialwissenschaften als autobiographische Methode bekannt ist. Es vereinigt die Forderung nach sozialer und kultureller Vielfalt der potentiellen Interviewpart-

³⁰ Ebd. S. I.

³¹ So z. B. das Projekt »Biographien der Mannheimer Bürgermeister und Stadträte seit 1945« (ebd. S. 9), welches zeitlich und berufsbezogen (»Prominenteninterviews«) selektiert, »Lokale Parteigeschichte« (Historisches Archiv d. Stadt Köln), welches thematisch orientiert ist (ebd. S. 7) oder die Bochumer Projekte zu Machtergreifung, Krieg 1942 – 1945, Bochum 1945 – 1950 u. Kultur in Bochum (ebd. S. 1 f.).

³² Ebd. S. III. Dies zeigt sich auch in der – unvollständigen – Auflistung bisheriger Publikationen (ebd. S. 62 ff.).

ner mit den Erfordernissen alltagsgeschichtlicher Ansätze. Ganz besonders wird der empirische Gehalt durch narrative Passagen betont. Herrschaftsferne des Materials besteht, der mögliche Einsatz als komplementäre und als Ersatzdokumentation ist realisierbar, das Interview ist schließlich nicht thematisch, es bietet damit größtmögliche Breite der Archivadokumentation. Wichtig ist zudem, daß es sich um eine erprobte Forschungstradition handelt, für die die methodische Diskussion weit fortgeschritten ist, im Bereich der qualitativen soziologischen Forschung hinreichend begründet wurde und bereits vielfache Anknüpfungspunkte an die klassische Biographieforschung der Geschichtswissenschaft gefunden hat.

Der Beginn der autobiographischen Methode wird angesetzt mit der soziologischen Studie von Thomas und Znaniecki über den polnischen Bauern in Polen und in den Vereinigten Staaten von Amerika, in erster Auflage 1918 erschienen.³³

Das Material der Untersuchung ist die Autobiographie eines polnischen Auswanderers (Wladek W.) in die USA, die dieser auf Bitten der beiden Wissenschaftler drei Jahre zuvor geschrieben hatte. Die Untersuchung basierte auf der These, daß Wladek ein typischer Repräsentant der kulturell passiven Masse, einer Mehrheit in der Bevölkerung, sei und sich aus seinem Fall allgemeine Züge ablesen ließen. Der Lebensbericht Wladeks wird als Abbild allgemeiner Prozesse und Bedingungen aufgefaßt. Thomas und Znaniecki halten persönliche Lebensberichte für den perfekten Typ soziologischen Materials, da die Erfahrungen und Einstellungen eines einzelnen Menschen immer auch eine allgemeine Klasse von Daten und elementaren Fakten enthalten, anhand derer Gesetzmäßigkeiten und soziale Prozesse bestimmt werden können. Allerdings, so setzt die neuere Kritik an dieser Auffassung an, wurde nie ausgeführt, wann eine Lebensgeschichte als repräsentativ, als typisch für Sozialgruppen und Sozialmilieus angesehen werden kann. Ebenso wenig sieht Fuchs die Aufgabe gelöst, »wie man über die verstehende Interpretation und vorsichtige Erweiterung einer einzigen Lebensgeschichte zu allgemeinen Gesetzen des sozialen Wandels und der Entwicklung der Sozialpersönlichkeit gelangen kann.«³⁴

Die im Anschluß an Thomas/Znaniecki entstandenen Schulen der soziologischen biographischen Methode, auch Methode der personal documents oder human documents genannt, gliedern sich in zwei Grundrichtungen: eine Richtung, die annimmt, daß die Arbeit mit personal documents die Lösung aller soziologischen Probleme erlaubt, und eine zweite Richtung, die personal documents als Ergän-

³³ William J. Thomas/Florian Znaniecki, *The Polish Peasant in Europe and America*, 2 Bde., New York 1958 (2. Aufl. 1928); zusammenfassend Jan Szcepanki, *Die biographische Methode*, in: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, hrsg. v. René König, Bd. 4, Stuttgart 1974, S. 226.

³⁴ Werner Fuchs, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen 1984, S. 102.

zungs- und Hilfsmaterialien ansieht.³⁵ Beiden Lehrmeinungen ist ein »ontologischer Grundsatz« gemein: die Annahme, daß es legitim sei, aus einer Reihe subjektiver Anschauungen und persönlicher Meinungen zu gültigen Aussagen über gesellschaftliche Strukturen und Prozesse zu gelangen.³⁶ Bereits bei Znaniecki lag daher ein soziologisches Konzept vor, das soziale Wirklichkeit als Ensemble objektiver Kulturwerte und subjektiver Wertungen und Einstellungen sah.³⁷

»Dieser Ansatz hebt das Material der personal documents in eine bestimmte methodische Rolle: Aussagen, die Beobachtungen und Verallgemeinerungen ausdrücken, sind nicht mehr Gegenstand der Analyse, diese zentriert sich auf persönliche Bestrebungen und Wertungen, da diese den Charakter gesellschaftlicher »Fakten« besitzen: Sie drücken nämlich nicht Beobachtungen aus, sondern die aktiven, normgebenden, relativen und entwicklungsbestimmenden Willensäußerungen des Aussagenden: Die Absicht, eine gewisse Tat auszuführen; das Gefühl einer gewissen Pflicht, die Lust, eine gewisse Verfahrensnorm anderen aufzuerlegen; der Wunsch nach Verwirklichung eines gewissen Gruppenideals.«³⁸

Den Historiker interessiert Znanieckis Aussage zur methodischen Differenz mit der Geschichtswissenschaft, wenn diese auch offensichtlich auf einer stark vereinfachten Vorstellung historischer Methoden beruht: »Der Historiker gewöhnte sich daran, sich auf Autobiographien erst nach überaus genauer Konfrontierung mit anderen Quellen zu stützen und nach strenger Kritik (. . .) So behandelt er als glaubwürdig nur die Seite an ihnen, wo ohne bewußte Absicht der Autoren nicht Ereignisse oder Personen, sondern Sitten, Bekenntnisse der geschilderten Epoche und des Milieus aufleuchten (. . .) Im Gegensatz zum Historiker analysiert der Soziologe die soziale Umgebung des Tagebuchschreibers ausschließlich und gänzlich im Hinblick auf eine Person (. . .) Was für den Historiker eine Quelle von Fehlern bedeutet, ist für den Soziologen in jedem Fall Forschungsma-

³⁵ Sczepanski, a. a. O. S. 228. Der folgende Abriß beruht wesentlich auf Sczepanskis Ausführungen.

³⁶ Die gegenteilige Auffassung vertreten Dürkheim und die Richtung des Behaviorismus.

³⁷ Sczepanski, a. a. O. S. 239f. führt dazu aus, daß Znaniecki in seiner späteren methodischen Arbeit »Einleitung in die Soziologie« (1922) diese Annahme verdichtet: »Diese ontologische Interpretation des Grundsatzes vom humanistischen Faktor verdichtete sich in der Übertragung auf die Soziologie zu der These, daß jede Sozialwirklichkeit (d. h. soziale Größe, ihre Struktur usw.) im tiefsten ein Komplex subjektiver Faktoren, Attitüden, Forderungen, Erlebnissen und Wertungen von Menschen, die an ihnen teilnehmen, sei.« (S. 240).

³⁸ Znaniecki zitiert nach Sczepanski, a. a. O. S. 242.

terial.«³⁹ Festzuhalten bleibt demnach für die biographische Methode die Orientierung auf Bewußtseinsfaktoren (Subjektivität) als wesentliches Untersuchungsfeld der sozialen Wirklichkeit.⁴⁰

Die bisher primär in der Soziologie geführte Diskussion über den Stellenwert der biographischen Dokumente zielt auf vier Teilbereiche. Zunächst nimmt sie Bezug auf ›Sinn‹, also Wissensstrukturen und Deutungsmuster und somit auf das klassische Feld interpretativer Soziologie. Weiterhin stellt sie einen Wechsel der Deutungsperspektive dar. Der Forscher stellt sich auf den Standpunkt des handelnden Subjektes und versucht, nachzuvollziehen, wie sich in den Deutungsmustern des Subjektes die Welt kognitiv konstituiert. Dieser Ansatz gleicht methodisch weitgehend den Prämissen historischer Geschichtstheorie; das Einfühlen in Zeit, Raum und Person ist eine markante Analogie. Drittens ist mit der Einbeziehung von Subjektivität aber auch die Wahrnehmung individueller Besonderheiten gemeint, die Abkehr von gängigen Abstraktionen bei der Charakterisierung sozialer Lagen von Gruppen und Schichten, die Untersuchung der jeweiligen Ausprägungen der wirklichen, konkreten Lebensumstände. Die individuellen Handlungsbeiträge, die das einzelne Individuum im sozialen System leitet, werden viertens gegenüber den Spielballmodellen betont, wodurch das Forschungssubjekt in seinem aktiven Beitrag zur Gestaltung von Lebensverhältnissen aus der sozialen Determination gelöst wird; die handlungstheoretische Sicht erscheint zentral, ohne ihre strukturellen Einbindungen zu übersehen.⁴¹ Populär formuliert: »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.«⁴²

Auf der Basis dieser Annahmen haben sich eine ganze Anzahl verschiedener

³⁹ Zitiert nach Sczepanski, S. 242 f.; ähnlich auch die Auffassung von Sczepanski: »Hätten wir sie also zu behandeln wie eine historische Quelle, die eine getreu beschriebene Wirklichkeit darbieten soll, dann müßten wir sofort alle Vorwürfe anerkennen, die die Historiker gegen persönliche Dokumente vorbringen.«

⁴⁰ Umfassend wird die weitere, auf Thomas/Znaniiecki beruhende Entwicklung der amerikanischen soziologischen Personal-documents-Ansätze dargestellt bei: Ren Plummer, Documents of Life. An Introduction to the Problems and Literature of Humanistic Method, in: Contemporary Research Series, hrsg. v. Martin Bulmer, Bd. 7, London 1983, bes. S. 119 ff. (Theorising Lives: The Polish Peasant Revisited a Theoretical Landmark).

⁴¹ Vgl. hierzu Martin Kohli, Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt 1978, bes. S. 24; ders., Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdbestimmung, in: J. Matthes (Hrsg.), Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentags, Frankfurt a. M. 1981, S. 502 ff.

⁴² Es handelt sich um ein in der Reihenfolge der beiden Satzteile verdrehtes Marx-Zitat, das Rosa Luxemburg verwendete, um F. Lassalles Position zu charakterisieren. Niethammer u. a. haben es zum Motto ihrer populären Darstellung der Geschichte Nordrhein-Westfalens gemacht; vgl. L. Niethammer/B. Hombach/T. Fichter/U. Borsdorf, »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst«, Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW, Berlin/Bonn 2. Aufl. 1985.

Forschungsrichtungen, von Untersuchungen zur Berufsbiographie, über demographische Studien, die auf dem Kohortenprinzip gründen, Untersuchungen zum Arbeiterbewußtsein bis hin zum kollektiven Geschichtsbewußtsein gegründet. »Von diesen Untersuchungen, die sich der Rekonstruktion bindender personaler Erfahrungsweisen und herrschender gesellschaftlicher Sinnstrukturen widmen, kann man solche auseinanderhalten, die vornehmlich auf die Erforschung der Genese von Erfahrungsgestalten und Sinnstrukturen zielen. . . Und schließlich einen vierten Weg der empirischen Biographieforschung stellen Forschungen dar, die der Begründung grundlagentheoretischer Konzepte in den Sozialwissenschaften dienen.«⁴³

Dies zeigt, daß die auf biographischer Methodenwahl angesiedelte Bestandsbildung Material schafft, welches eben nicht den oftmals vermuteten individuellen und voluntaristischen Charakter besitzt. Es handelt sich im Gegenteil um hochwertiges, qualitatives Material für die historischen Sozialwissenschaften, welches das ganze Spannungsfeld zwischen Subjektivität (individueller Lebensentwurf) und Objektivität besitzt, ohne beides deckungsgleich zu definieren: »Einschnitte, Phasen, Umbrüche der Zeitgeschichte bilden in lebensgeschichtlichen Erzählungen Markierungspunkte, Hilfen bei der Periodisierung, oft auch Anlaß zu ausführlichen Berichten über die eigene Beteiligung bzw. das durch historische Ereignisse erlittene Schicksal. Dabei orientiert sich Lebensgeschichte keineswegs immer an den in der Geschichtsschreibung und in den Medien gegebenen offiziellen Geschichtsbildern nach Periodisierung, Wertung und Relevanzen.«⁴⁴

Interviewformen

Die hier geschilderten, systematischen Grundgedanken wurden erst im Laufe des Projektes entwickelt. Dies war ein entscheidender Nachteil, da im eng gesteckten personellen und zeitlichen Rahmen ein erheblicher Reibungsverlust entstand.

Die Umsetzung der methodischen Grundgedanken in empirische Befragungstechniken, normalerweise ein zeitaufwendiges Verfahren im Bereich der Sozialforschung, konnte nur unzulänglich realisiert werden. Der erste, für den Inhalt entscheidende Schritt, mußte die Konkretisierung der Befragungstechnik sein. Hierbei stand methodologisch fest, daß es ein qualitatives Vorhaben war, in welchem der Gebrauch standardisierter Interviewformen ausschied. Das narrative Interview und das Leitfaden-Interview sind die beiden Befragungstechniken, auf die sich qualitative Sozialforschung stützt. In der biographischen Forschung wird das narrative

⁴³ Heinz Bude, Rekonstruktionen von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was Biographieforschung bringt, in: Martin Kohli/Günther Robert (Hrsg.), Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 8 f.

⁴⁴ Fuchs, a. a. O. S. 75.

Interview als besonders geeignet angesehen, da es die Strukturierung des Lebenslaufes dem Befragten überläßt. Der Interviewpartner erzählt frei und in eigener Gewichtung seinen Lebenslauf. Er wird nicht unterbrochen, aber auch nicht durch Nachfragen angeregt. Erst in einer zweiten Phase des Interviews – terminlich abgetrennt – erfolgen Nachfragen und Vertiefungen. Eine dritte Phase kann dann konkrete Fragen zu Bereichen einbringen, die überhaupt nicht erwähnt wurden.

Das Leitfaden-Interview dagegen folgt einem Fragenkatalog. Es enthält ein breites Bündel offener Fragen, die in Anzahl, Formulierung und Reihenfolge differieren können und dürfen. Allerdings ist es ebenso zulässig, den Fragebogen als verbindlichen Leitfaden zu definieren, wobei alle Fragen in eine bestimmte Abfolge und feste Formulierung gesetzt werden. Der Interviewte kann über die Frage informiert sein oder auch verdeckt mit Hilfe des Leitfadens befragt werden. Das Leitfaden-Interview zielt vor allen Dingen auf Vergleichbarkeit von Aussagen, auf intersubjektive Überprüfbarkeiten.

Beide Interviewarten werden also für die möglichen Auswertungen verschiedenartige Probleme aufwerfen: Beim narrativen Interview ist primär die Intersubjektivität problematisch, d. h. die Möglichkeiten der Generalisierung einer Aussage auf Gültigkeit und Zuverlässigkeit über die Einzelperson hinaus sind erschwert. Das Leitfaden-Interview verstellt hingegen eher den Blick auf individuelle, subjektive Wertungen und Neuorientierungen des Handelnden.

Da beide Interviewarten prinzipiell angemessen erscheinen, wurde hier eine nicht wissenschaftlich, sondern praktisch legitimierte Entscheidung getroffen. Die Wahl des Leitfaden-Interviews lag dabei in einer nunmehr enger gefaßten Definition der Dokumentationsinteressen des Stadtarchivs begründet. Das Ziel war erstens die Sicherung der ortsgeschichtlichen Überlieferung und zweitens die Überlieferung von Alltagsgeschichte in Form der lebensgeschichtlichen Erzählung.

Die vorab aufgestellte These, daß Oral History eine möglichst allgemeine, von spezifischen Fragestellungen unabhängige Form der Dokumentation sein soll, wird dabei auf den Bereich der alltagsgeschichtlichen Passagen lebensgeschichtlicher Erzählungen zurückgedrängt, während für den Bereich der ortsgeschichtlichen Überlieferung mit Hilfe konkreter Fragestellungen gearbeitet werden soll. Das Interesse an der Sicherung ortsgeschichtlicher Überlieferung richtet sich darauf, parallel oder ergänzend zur schriftlichen Überlieferung der Ortsgeschichte faktisches Material zu sichern.

Parallele Überlieferung bedeutet, daß neben den schriftlichen Quellen mündliche Überlieferung Hintergründe, subjektive Gesichtspunkte, Entscheidungszusammenhänge sichtbar machen soll. Hierzu ein Beispiel: In den 30er Jahren entstehen neue Wohngebiete in der Folge der NS-Bauprogramme. Die schriftliche Überlieferung

zeigt Bewilligung und Durchführung der Programme bis hin zu den Einzelheiten der Mittelaufwendungen. Die präzisen Wohnflächen, die Vergabe an Mieter und Eigentümer sind überliefert. Die ›Mündliche Geschichte‹ kann nun zusätzliche Informationen geben: Hat Parteizugehörigkeit bei der Vergabe der Häuser und Wohnungen eine Rolle gespielt? Hat das Bauprogramm zu einer positiven Identifikation mit dem NS-Staat beigetragen? Welche neuen Wohngebiets- und Nachbarschaftsstrukturen entstanden?

Ergänzende Überlieferung will Lücken in der schriftlichen Überlieferung des historischen Prozesses, bedingt durch Verlust oder Nicht-Erfassen von Lebensbereichen, schließen. So kann z. B. der Ablauf eines bäuerlichen Arbeitstages nicht aus den schriftlichen Quellen rekonstruiert werden. Die lebensgeschichtliche Befragung eines Bauern, eines Knechts oder einer Bäuerin fördert reichhaltiges Material an die Oberfläche, so daß eine Rekonstruktion alltäglicher Abläufe möglich wird.⁴⁵ Bei einer derartigen Sicherung der ortsgeschichtlichen Überlieferung steht das faktische Moment im Mittelpunkt.

Für die Untersuchung der Alltagsgeschichte bleibt das biographische Element wesentlich. Die biographische Erzählung vermittelt keine Fakten und Daten, sondern rekonstruiert das Leben in einem regional und sozial präzisierten Umfeld. In diesem Zusammenhang wird ›Erzählform‹ relevant. Hierbei sind zwei Überlegungen zu berücksichtigen: 1. Biographische Erzählung gibt die Ereignisse subjektiv interpretiert wieder. Objektive, situationelle Konstellationen sind nur in Berücksichtigung der subjektiven Beurteilung hinsichtlich der personellen Handlungsrelevanz in der Biographie erkennbar. Die Erzählung ist »Dialektik von ›autobiographischer Konstruktion‹ und ›sozialer Konstruktion‹, (die) einen Konkretheitsgrad erreicht, der sich in anderen Formen sprachlicher Darstellung nicht findet.«⁴⁶ 2. Hierdurch wird in der lebensgeschichtlichen Erzählung kein statisches Bild des Lebens geliefert, sondern eine prozeßhafte Struktur der Realitätsbearbeitung erreicht: »Wirklichkeit wird nicht plakativ abgebildet, sondern als kumulativer Prozeß rekonstruiert.«⁴⁷ Somit ist das lebensgeschichtliche Interview durch seinen inneren Prozeßcharakter und die Eigenarten der Wirklichkeitsrekonstruktion bei »binnenstruktureller Differenziertheit«⁴⁸ der Erzählung charakterisiert.

⁴⁵ Ein Beispiel hierfür gibt eine ethnosozioologische Studie: Marita Metz-Becker, »Hab' aber auch gar nichts gehabt auf der Welt«. Zur Lebenssituation von Frauen in einem Westerwälder Dorf. Eine soziokulturelle Untersuchung anhand von narrativen Interviews (Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosozioologie 14), Bonn 1987.

⁴⁶ Peter Alheit/Bettina Dausien, Arbeiterbiographien. Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten. Eine exemplarische Untersuchung im Rahmen der ›biographischen Methode‹, Bremen 2. Aufl. 1985, S. 77.

⁴⁷ Ebd. S. 75.

⁴⁸ Ebd.

Aus diesen grundsätzlichen Überlegungen heraus bietet sich ad hoc für die Sicherung ortsgeschichtlicher Überlieferung das Leitfaden-Interview an. Die Orientierung am Leitfaden gewährleistet eine im Idealfall möglichst vollständige Erfassung der für das Forschungsinteresse relevanten Fragen sowie eine spätere Vergleichbarkeit der Interviews. Es ist gleichzeitig offen und läßt thematische Abschweifung und das Erzählen von Geschichten zu.

Hinsichtlich der lebensgeschichtlichen Erzählung scheint zunächst das narrative Interview besser geeignet. Schütze führt als Vorteil an: »Da das Sachverhaltsdarstellungsschema des Erzählens eine von universalen Regeln menschlicher Sozialität geleitete (. . .) elementare Institution menschlicher Kommunikation ist, kann das narrative Interview im Gegensatz zu der durch Fragelisten und Ad-hoc-Formulierungspraktiken gesteuerten Frageaktivität des konventionellen offenen Interviews in jeder Situation Schritt für Schritt regelgeleitet betrieben werden.«⁴⁹

Darüber hinaus ist es klar, daß nur im narrativen Interview der Interviewte selbständig gewichten kann; das narrative Interview läßt ihm thematische Auswahl und Akzentsetzung.

Hierbei ist wiederum zu beachten, daß es verschiedene Formen des narrativen Interviews gibt. Schütze unterscheidet als Grundtypen die Interaktionsfeldstudie, das narrative Experteninterview, die Analyse biographischer Strukturen.⁵⁰ In unserem Ansatz mischen sich Elemente des Experteninterviews mit der biographischen Strukturanalyse: »Das narrative Experteninterview. Im Prinzip geht es auch hier um die Rekonstruktion eines Interaktionstableaus. Die narrativen Thematisierungen können allerdings in diesem Fall nur als Teilbereiche des großenteils nicht-narrativen Gesamtinterviews angeboten werden; zudem werden sie erst im Verlauf des Interviews aus den allgemeineren Formulierungen des Informanten unter Rückgriff auf eigene Vorinformationen des Interviews (fußend z. B. auf Dokumentenmaterial) ad hoc formuliert und ins Gespräch gebracht. Zwar sind die allgemeinen Zustandsbeschreibungen der einzelnen Informanten miteinander vergleichbar, in der Regel jedoch nicht die Detail-Erzählmaterialien, die aus den jeweiligen Informanten hervorgehoben werden, denn diese beziehen sich sehr häufig auf ganz unterschiedliche Thematisierungen. Das insbesondere dann, wenn nur wenige Experten eines Interaktionsfeldes befragt werden (. . .). Die Analyse von biographischen Strukturen. (. . .) Es existiert keine von den zentralen historischen Ereignissen, vom formalen Karriereplan oder von einer ›Standard-Leidensgeschichte‹ festge-

⁴⁹ Fritz Schütze, Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien, dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, in: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie (Hrsg.), Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Bd. 1, August 1977 (masch.schriftl.), S. 87.

⁵⁰ Ebd. S. 2 ff.

legten Befragungsfolie. Inwieweit es dennoch allgemeine Strukturpunkte der Biographie gibt, die narrative Relevanz haben (z. B. allgemeine Passagepunkte der Biographie: Schulabschluß, Heirat usw.), ist eine empirische Frage. Ziel müßte in diesem Fall sein, die Herausarbeitung einer verallgemeinerten Vergleichsfolie, um aggregatspezifische biographische Strukturen erfassen zu können.⁵¹

Schützes Bemerkungen zum Experteninterview können auf die Aufgabenstellung der Sicherung ortsgeschichtlicher Überlieferung sinnvoll bezogen werden. Problematisch hingegen ist seine Einordnung von biographischen Strukturen und historischen Ereignissen. Im Gegensatz zu Schütze gehe ich von einer Interdependenz biographischer und historischer Strukturen aus, d. h. ich nehme an, daß die Änderungen historischer Strukturen – z. B. Wechsel von der Weimarer Demokratie zum Nationalsozialismus oder der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges – strukturierende Auswirkungen auf biographische Abläufe besitzen, wobei allerdings deren Stellenwert subjektiv gering eingeschätzt werden mag. Anders formuliert: Der Kontext individueller Lebenserfahrung und sozialer Strukturen darf nicht abgeschnitten werden, er ist im Gegenteil zentrales Untersuchungsfeld.⁵² Immerhin kann man Schützes Ausführungen mit diesen Änderungen dahingehend folgen, daß der Wert der narrativen Interviewformen im Kontext von historischer und biographischer Struktur unbedingt gegeben ist.

Anders hingegen stellt sich die Frage nach dem Wert des Leitfaden-Interviews: Ist die Erzählform des Leitfaden-Interviews der Erzählform der Biographie adäquat?

Die lebensgeschichtlichen Interviews (Meta-Erzählung) gliedern sich in transnarrative und narrative Elemente. Transnarrative Elemente sind z. B. Berichte, Argumentationen; narrative Elemente sind erzählende Sequenzen, »biographische Geschichte«. Alheit/Dausien, die diese Trennung vornehmen, führen dazu aus: »Wer seine »Lebensgeschichte« erzählt, steht vor der Aufgabe, einen »Bogen« schlagen zu müssen zwischen seiner Geburt und dem Zeitpunkt, an dem er sich gegenwärtig befindet. Er ist mehr oder weniger darum bemüht, eine innere Konsistenz seiner Biographie herzustellen. (. . .) Die Konstruktion der »Meta-Erzählung« wird dabei nicht nur vom tatsächlichen Lebensablauf determiniert, sondern auch von vielfältigen »äußeren« Einflußfaktoren. (. . .) Möglichkeit zur Herstellung einer inneren Konsistenz bzw. zur »Bereinigung« von »Brüchen« und Unstimmigkeiten in der Lebensgeschichte bieten sich vor allem in der Verbindung einzelner »Geschichten« untereinander sowie in evaluativen und bilanzierenden Passagen. Ganz anders verhält es sich mit den explizit narrativen Sequenzen. Eine »Geschichte« muß zunächst erzählenswert sein. (. . .) Einer Geschichte liegt (. . .) eine »Komplikation«

⁵¹ Ebd. S. 2 f.

⁵² Vgl. Kohli/Robert, Einleitung S. 1 ff., sowie Jürgen Franzke/Th. Engelhardt u. a., Der Zusammenbruch der Weimarer Demokratie als biographisches Ereignis, in: ebd. S. 261 ff.

zugrunde, die allgemein dadurch gekennzeichnet ist, daß ein ursprünglich vorhandener (realer oder fiktiver) ›Plan‹ durch ein bestimmtes Ereignis storniert wird, daß es also zu einem ›Plan-Bruch‹ kommt, der zu einer Reaktion, etwa der Veränderung des Plans, nötigt.«⁵³

Hieraus ergeben sich aber bezüglich der Anwendung des Leitfaden-Interviews wichtige Schlüsse: Das narrative Interview vereinigt Meta-Geschichte und Geschichten. Narrative Interviewteile, also die Geschichten, werden durch die transnarrative Struktur zur Lebensgeschichte.

Wenn nun das Erkenntnisinteresse weniger auf das Moment der logischen Konsistenz der Erzählungen für die Rekonstruktion der Lebensgeschichte gerichtet ist, bleibt die Meta-Geschichte sekundär. Auch zeigt nicht sie selbst die ›Brüche‹ des Lebensweges; diese werden erst durch die Vergleiche der Geschichten untereinander ersichtlich. Das offene Interview kann mit Hilfe des Leitfadens wesentliche narrative Elemente der Lebensgeschichte erfassen, bei geeigneter Frageform wohl sogar anregen. Allerdings bedeutet dies einen bewußten Verzicht auf vollständige ›Selbstrekonstruktion‹, auf die beim Interviewten liegende Auswahl der Relevanz.

Ein zweites Element jedoch kommt hinzu und hat die Wahl des Leitfaden-Interviews weiterhin begünstigt. Bei der Analyse von Lebensläufen kann auch die Art der Darstellung – z. B. die Betonung der Schicksalhaftigkeit des Lebens oder der Prägung durch äußere Umstände – von Interesse sein. Eine solche Analyse ermöglicht Aussagen über die aktuelle Selbstinterpretation von Individuen und Gruppen. Dem liegt die Annahme zugrunde, daß die Persönlichkeit auch durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt ist. Für die Erforschung der Alltags- und Sozialgeschichte wird somit die Frage nach den Kollektiverfahrungen relevant. Es gibt innerhalb der Komplexität des individuellen Lebensverlaufes typische Situationen, die im Erfahrungshorizont des Alltags allen gemeinsam sind, denen ein kollektives Moment innewohnt. Diese werden im biographischen Zusammenhang nicht sichtbar, wenn ihre Darstellung der Beliebigkeit und Zufälligkeit der Einzelschilderung überlassen bleibt. Deppe resumiert: »Gleichzeitig mußte aber auch eine Vorstrukturierung vorgenommen werden. Sie sollte es erlauben, im Rahmen aller Biographien nach typischen Kollektiverfahrungen und nach solchen lebensgeschichtlichen Stationen und Veränderungen zu fragen, die – wie z. B. die Heirat – allen Befragten gemeinsam oder aber – wie etwa die Aufgabe des erlernten Berufes – nur im Lebensweg bestimmter Gruppen von Bedeutung waren. . . .«⁵⁴

⁵³ Alheit/Dausien, a. a. O. S. 78 ff.

⁵⁴ Wilfried Deppe, *Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung* (Studienreihe d. Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen), Frankfurt a. M./New York 1982, S. 25.

Somit ist das Leitfaden-Interview eine Methode, die auch auf die Erfassung kollektiver Erfahrungshorizonte im Lebenslauf zielt.

Eine Entscheidung zugunsten des Leitfaden-Interviews hätte nicht zwingend den Verzicht auf das narrative Interview bedeuten müssen. Einer wesentlichen Tradition der amerikanischen Oral History folgend, hätte ich das Projekt auch mit Hilfe der Sequenz: narratives Interview – freies Nachfragen – Leitfaden durchführen können.⁵⁵ Daß dies nicht geschah, lag einzig und allein daran, daß diese Methodenwahl die personellen und materiellen Voraussetzungen eines Archivprojektes gesprengt hätte.

Leitfadenkonstruktion

Die voranstehenden Ausführungen verdeutlichen die Relevanz eines differenziert angelegten Leitfadens. Dieser soll zwei Zielstellungen – Lebensgeschichte und ortsgeschichtliche Überlieferung – eng verbinden und dabei narrative Momente fördern.

Niethammers Projekt »LUSIR« beruhte auf einer ähnlichen Grundstruktur. Es bot sich aufgrund der Kontakte zwischen dem Stadtarchiv und der LUSIR-Gruppe – hierbei vor allem von den anregenden und kritischen Ratschlägen Alexander von Platos begleitet – an, den von LUSIR entwickelten Fragebogen zu differenzieren und an die regionalen und sozialen Besonderheiten anzupassen. Ein gewünschter Nebeneffekt war dabei, daß zwei Oral-History-Projekte – mit einem vergleichbaren Fragebogen, aber mit unterschiedlich strukturierten Untersuchungsgruppen durchgeführt – in einer späteren Auswertungsphase möglicherweise vergleichend betrachtet werden können.

Nach der Überarbeitung des LUSIR-Leitfadens, dem primär ruhrgebietsspezifische Fragenkomplexe zum Opfer fielen, ergab sich ein Fragebogen mit zwei Hauptteilen (Lebensgeschichte/Ortsgeschichte), die wiederum in insgesamt zehn Themenkomplexe mit zusammen 144 Einzelfragen und einer Vielzahl von Nachfragen zerfielen.

Hierbei wurde versucht, die Forderung nach der Erzählform direkt umzusetzen (z. B.: »Wofür wurden Sie als Kind von Ihren Eltern bestraft? Erzählen Sie mir doch einmal einen typischen Fall!« oder: »Fallen Ihnen ein paar Geschichten über den Umgang mit den Kollegen/innen am Arbeitsplatz ein?«), oder indirekt (z. B.: »Beschreiben Sie doch mal einen oder zwei Vorgesetzte, mit denen Sie viel zu tun hatten!« oder: »Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Können Sie das von Ihrer Lehrzeit auch sagen?«)

⁵⁵ Vgl. auch Ronald J. Grele, Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Lutz Niethammer (Hrsg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt a. M. 1980, S. 146.

Der fünfzehn maschinenschriftliche Seiten umfassende Fragebogen kann hier – obwohl er das Kernstück der Erhebung ist, von welchem das Resultat weitgehend abhängt – nicht vollständig wiedergegeben werden.⁵⁶ Der lebensgeschichtlich orientierte Bereich des Leitfadens umfaßt die Teile Herkunft und Kindheit, Erwachsenenwelt, sozialer Alltag und Arbeitswelt.

Der folgende Auszug soll den Aufbau illustrieren:

I. Herkunft / Kindheit

1. Wenn Sie sich an Ihre Kindheit erinnern, was fällt Ihnen dann zuerst ein? Zusatz/alternative Frage: Was ist das erste Kindheitserlebnis, an welches Sie sich erinnern können?
2. Erzählen Sie mir etwas über das Leben Ihrer Mutter! Pflichtnachfragen: regionale Herkunft, Großeltern, Ausbildung, Beruf, Freunde, Freundinnen, politische, religiöse, gewerkschaftliche Einstellungen, Wahlverhalten, Freizeitbeschäftigungen, Vereinsleben, Leben im Alter.
3. Schildern Sie mir nun ebenso Ihren Vater!
4. Sind Sie in. . . geboren und aufgewachsen? (Möglichst genau Stadtteil, Straße. Wenn ja, folgen Fragen 4 a – 4 n)
- 4 a. Erzählen Sie mir etwas über das Aussehen des Stadtteils, Ihrer Straße! Pflichtnachfragen: Häuser, Gehwege, Straßenzüge, öffentliche Gebäude, Verkehrsverbindungen.
- 4 b. Erzählen Sie mir etwas über den Kontakt mit den Nachbarn!
- 4 c. Beschreiben Sie mir jetzt möglichst genau die Wohnung, in der Sie aufgewachsen sind! Pflichtnachfragen: Wo hielten Sie sich zumeist auf? Durften Sie als Kind bestimmte Räume nicht benutzen?
- 4 d. Wer gehörte damals zur Familie? (Großeltern, andere Familienangehörige?)
- 4 e. Hatten Sie als Kind/Jugendlicher bestimmte Aufgaben in der Familie (Geschäft/Bauernhof etc.) zu verrichten?
- 4 f. Was können Sie über die Jugend und den Werdegang Ihrer Geschwister erzählen? Pflichtnachfragen: Schule, Berufsausbildung, Militär.
- 4 g. Wofür wurden Sie als Kind von Ihren Eltern bestraft? Erzählen Sie mir doch einmal einen typischen Fall!
- 4 h. Welche Erwartungen setzten Ihre Eltern in Sie? Was war für Ihre Eltern besonders wichtig an dem, was Sie taten bzw. tun sollten?

⁵⁶ Interessenten können die Fragebogen gerne über das Stadtarchiv Dormagen beziehen.

- 4 i. Können Sie sich noch an Spielkameraden erinnern? Was und womit spielte man in Ihrer Kindheit? Schildern Sie mir doch ein typisches Spiel!
- 4 k. Als Sie dann so etwa 15, 16 Jahre alt waren, was haben Sie da mit ihren Freunden/Freundinnen unternommen? An welche Erlebnisse erinnern Sie sich besonders?
- 4 l. Gab es zu der gleichen Zeit, als Sie rund 16 Jahre alt waren, Auseinandersetzungen mit Ihren Eltern wegen Ihrer Wünsche (Beruf, Freizeit, Hobbys)?
- 4 m. Wenn es, als Sie in diesem Alter waren, Konflikte gab, wie wurden die gelöst? Pflichtnachfragen: Autorität des Vaters, der Mutter.
5. Hatten Sie als Jugendlicher Vorbilder? Pflichtnachfragen: Politik und Sport.
6. Waren Sie in. . . in einer Jugendorganisation (Verein)? In welchem? Erzählen Sie mir etwas aus dem Vereinsleben!

Der zweite, ortsgeschichtlich orientierte und chronologisch aufgebaute Teil des Leitfadens folgt allgemeinen Periodisierungsschemata, wobei kritisch anzumerken ist, daß das Problem der Übertragbarkeit dieser Schemata auf die Ortsgeschichte ungenügend reflektiert wurde. Abschnitte sind: Erster Weltkrieg und Weimarer Republik, Weltwirtschaftskrise und Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg, Nachkriegsjahre und Fünfziger Jahre. Auch hier ein illustrierender Auszug:

VIII. Nachkriegsjahre

1. Können Sie sich noch erinnern, wann und unter welchen Umständen Sie den ersten amerikanischen Soldaten gesehen haben?
2. Halfen sich Verwandte, Freunde, Nachbarn, der Betrieb, der Betriebsrat bei der Versorgung in der Nachkriegszeit? (War das Verhältnis zu ihnen damals besser als heute?)
3. Können Sie sich an Erlebnisse aus der Schwarzmarktzeit erinnern? An das Hamstern?
4. Kennen Sie jemanden, der damals Care-Pakete erhalten hat? Ergänzung: War das eine große Hilfe?
5. Wie war Ihre Wohnsituation damals? (Haus mit wie vielen Zimmern/Wohnung mit wie vielen Zimmern?) Pflichtzusatz: Wohnsituation bis in die 50er Jahre nachfragen!
6. Waren Sie / war Ihr Mann in Kriegsgefangenschaft? Können Sie sich an Erlebnisse aus der Kriegsgefangenschaft erinnern? An das Verhältnis zu den britischen, amerikanischen, russischen Soldaten? An das Verhältnis zu den

ehemaligen Vorgesetzten der deutschen Wehrmacht? An das Verhältnis zu den Mitgefangenen?

7. Als Ihr Mann (bzw. Sie) aus dem Krieg heimkehrte(n), gab es Schwierigkeiten in der Ehe?
8. Können Sie mir im Zusammenhang mit der Entnazifizierung einige Erlebnisse erzählen – oder von Bekannten?
9. Wurde unter Ihren Kollegen damals darüber diskutiert, wie Ihr Betrieb aufgebaut werden sollte? (Verstaatlicht / in kleinere Betriebe aufgeteilt, mit größerer Mitbestimmung?)
10. Wie wurde damals über die Besatzungsmacht gesprochen? Gedächtnisstützen: Politik/Verhältnis der Soldaten zu den deutschen Mädchen und umgekehrt.
11. Was wählten Sie in der Zeit nach 1949?
12. Traten Sie selbst einer Partei / einem Verein / einer Gewerkschaft bei? Welcher und wann? / Warum nicht?

Einige Hauptschwächen des Fragebogens will ich genauer darlegen. Die Frage VIII/9 ist vollkommen unzureichend. Dormagen ist ökonomisch geprägt durch das Werk der Bayer AG, in welchem, bei höherer Differenzierung der lokalen Industriestruktur, heute knapp 11 000 Menschen (Gesamteinwohner: 58 000) arbeiten. Rechnet man Zulieferer und abhängige Dienstleistungsunternehmen hinzu und auswärtige Pendler ab, so wird man davon ausgehen müssen, daß jede dritte Familie in ihrer Existenz direkt von diesem Werk abhängig ist. Bekanntlich war der Vorgang um die Entflechtung der I.G.Farben, Betriebsgemeinschaft Niederrhein,⁵⁷ besonders komplex und fand erst am 19. Dezember 1951 mit der Wiedegründung der Farbenfabriken Bayer AG seinen Abschluß. Die heftigen lokalen Diskussionen, die Petitionen des Rates des Amtes Dormagen,⁵⁸ all dies hätte eine ganz andere, vertiefte und präzisiertere Fragestellung erfordert.

Als weiteres Beispiel einer problematischen Fragestellung, die andererseits durch die jüngste historische Entwicklung besonderes Interesse verdient, kann die Frage IX/9 (Fünfziger Jahre) gelten: »Haben Sie noch Kontakt zu Verwandten oder Freunden in Ostdeutschland? Wenn Sie deren Situation mit der Ihren vergleichen, zu welchem Ergebnis kommen Sie?« Gleiches gilt für die Frage IX/7 (Fünfziger Jahre): »Waren Sie damals der Meinung, daß es bald zu einer Wiedervereinigung kommen würde?«

⁵⁷ Vgl. Erik Verg/G. Plumpe/H. Schultheis, Meilensteine. 125 Jahre Bayer 1863 – 1988, Leverkusen 1988, S. 314 ff., hier S. 318; Joseph Borkin, Die unheilige Allianz der I.G.Farben. Eine Interessengemeinschaft im Dritten Reich, Frankfurt/New York 1990, S. 141 ff.

⁵⁸ Vgl. Franz Gerstner, Dormagener Kommunalgeschichte aus meiner Sicht, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Dormagen 1981, S. 9 ff., bes. S. 15.

Eine Panelbefragung würde sicher zeigen, wie hoch der Einfluß der gesellschaftlichen Situation zum Zeitpunkt des Interviews für Struktur und Tendenz der Antwort ist. Es kann wohl begründet angenommen werden, daß eine empirische Untersuchung zum Geschichtsbewußtsein hier hervorragendes Material finden würde.⁵⁹

Festzuhalten ist, daß bei der Fragebogenentwicklung keine genügende Differenziertheit der Fragestellungen, die auf die ortsgeschichtliche Überlieferung zielen, erreicht wurde. Bei umfassenden lebensgeschichtlichen Fragestellungen ist hingegen der Grad der Allgemeingültigkeit, die Generalisierung der Fragestellungen ungenügend. Dies gilt auch für die geschlechtsspezifische Ausrichtung des Fragebogens. So richten sich im Bereich ›Arbeitswelt‹ 17 teilweise hochdifferenzierte Frageblöcke an den ›männlichen Normalfall‹ der beruflichen Karriere, nur vier Zusatzfragen erschließen die Besonderheiten weiblicher Berufskarrieren.⁶⁰ Der im Projekt verwendete Fragebogen bedarf somit für weitere Befragungen einer grundlegenden Überarbeitung. Auch wird man auf eine kleine Anzahl von Testbefragungen, die der praktischen Erprobung dienen, nicht verzichten können.

Kritische Annotationen zum Projektverlauf

Während und nach der Fragebogenentwicklung hätte auch im beschriebenen Projekt eine Reihe von Testinterviews folgen müssen, um sowohl den Fragebogen zu erproben als auch eine gezielte Interviewerschulung durchzuführen. Hierauf wurde verzichtet, da die personelle Situation – neben dem Archivleiter standen zwei junge Historikerinnen, jeweils ein Jahr lang beschäftigt, für die Arbeiten zur Verfügung – nicht ausreichend war.

Der im Verlauf des Projektes generierte Bestand umfaßt 23 Interviews. Die Interviewerinnen befragten 13 Frauen der Geburtsjahrgänge 1891 – 1922 und zehn Männer der Geburtsjahrgänge 1896 – 1921. Die Interviews befinden sich auf 67 Originalbändern und je einem Satz von Sicherungs- und Arbeitskopien. Das einzelne Interview umfaßt dabei durchschnittlich zwei bis drei Stunden bei drei Besuchsterminen. Die Interviewpartner stammen aus den Dormagener Stadtteilen Nievenheim, Delrath, Hackenbroich und Dormagen-Mitte; ihre Auswahl erfolgte unsystematisch. Wichtig war mir nur, daß drei Grundanforderungen erfüllt waren: 1. Die Interviewpartner durften nicht jünger als 65 Jahre sein. 2. Sie sollten ihr

⁵⁹ Hier sind sicherlich auch im Rahmen der vorab erwähnten Ablaufdokumentation zur Zeit hochinteressante und unwiederbringlich verlorengelassene Prozesse zu dokumentieren.

⁶⁰ Zur Zeit planen verschiedene Stadtarchive im Kreis Neuss unter Federführung des Kreisarchivs eine Oral-History-Befragung von Frauen im ländlichen Raum. Hierbei zeigt sich, daß das Problem der männlichen und der weiblichen Normalbiographie bisher wohl deutlich unterschätzt wird.

Leben im Raume der heutigen Stadt Dormagen verbracht haben. 3. Sie mußten in der sozialen Schichtung dem durch Herkunftsfamilie, eigenem Berufs- und Bildungsweg nur vage – durch die Abgrenzung zur Industriearbeiterschaft einerseits und Unternehmern oder leitenden Angestellten (Akademikern) andererseits – definierten ›Mittelstand‹ angehören. Hierbei reicht der Bogen vom handwerklichen Facharbeiter über den mittleren Angestellten und Beamten bis zum kleineren selbständigen Geschäftsmann.

Alle Befragten waren dem Stadtarchiv mit Namen und Adressen durch Teilnahme an Archivausstellungen, anderen archivischen Veranstaltungen oder als Abonnenten der ›Historischen Schriftenreihe der Stadt Dormagen‹ bekannt. Zunächst baten wir die Interviewpartner durch ein Anschreiben, danach durch persönliche oder telefonische Kontaktaufnahme um ihre Mitwirkung. Die Interviews fanden bei den Befragten zu Hause statt. Im Regelfall führten wir die Befragung nur mit dem ausgewählten Gesprächspartner durch. Bei einigen Interviews waren jedoch entweder Ehepartner oder Tochter der Interviewten anwesend.

Der Ablauf (Termine, Dauer) der Gespräche wurde auf einem Laufbogen festgehalten, der gleichzeitig eine Erklärung des Interviewten über die Benutzung im Rahmen der jeweils gültigen Form der Benutzungsordnung des Stadtarchivs bzw. über Sperrfristen enthält. Zwei der lebensgeschichtlichen Befragungen sperrten die Interviewpartner bis zu ihrem Tod.

Die Auswahl der Befragten ist sicherlich erläuterungsbedürftig, es stellten sich drei grundsätzliche Fragen: Welche soziale Gruppe wird befragt? Wie lerne ich die zu dieser Gruppe gehörigen Menschen so gut kennen, daß sie sich für ein lebensgeschichtliches Interview zur Verfügung stellen? Welche und wie viele Personen interviewe ich?

Das Auswahlverfahren bei den meisten Oral-History-Untersuchungen ist weder erklärt noch begründet, so spricht Niethammer z. B. von »Lokalzeitungsaufrufen«, eine Methode, die auch andere angewendet haben.⁶¹ Ehemaligenbefragungen finden sich im Bereich von Partei- und Organisationsgeschichten häufig. Theoretisch gibt es, da im Gegensatz zur quantitativen Methode die präzise Erstellung eines repräsentativen Samples nicht verlangt wird, zwei Grundformen der Kontaktaufnahme und -auswahl: das Schneeballsystem und das theoretical sampling.

Das Schneeballsystem beruht auf einer Auswahl des ersten Befragten nach definierten sozialen Merkmalen; dieser wird nach dem Interview um zwei Namen und Adressen von Personen gebeten, die er für geeignet hält, befragt zu werden. Die

⁶¹ Lutz Niethammer (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 1), Berlin/Bonn 2. Aufl. 1986, S. 18.

Befragung setzt sich also durch Auswahl aus dem ›Feld‹⁶² zusammen. Dieses Verfahren hat allerdings auch kritische Auswirkungen im Feld.⁶³

Das Verfahren des theoretical sampling bezeichnet man auch als Verfahren der theoretischen Sättigung. Daniel Bertaux perfektionierte es; der Grundgedanke war, daß in jedem gesellschaftlichen Handlungsbereich nur eine sehr begrenzte Zahl von Strukturmustern vorhanden ist. Es gibt keine beliebige Zahl von Ablaufsformen gesellschaftlichen Handelns, so daß es ausreicht, bei Auswahl verschiedener Pole in einer Gruppe, aus 10 bis 30 Befragten ein Muster zu entwickeln, welches dann alle relevanten Handlungsformen beinhaltet.⁶⁴ Durch unsere Auswahl innerhalb der Berufsgruppen, Geschlechterzugehörigkeit und Altersstruktur konnte daher – mit Abstrichen – von einem theoretical sampling gesprochen werden, und der Bestand von 23 lebensgeschichtlichen Interviews erschien als theoretische Sättigung.

Bei der Durchführung der Interviews spielt bereits die Form der Kontaktaufnahme eine bedeutende Rolle, gilt es doch, das Vertrauen der Interviewpartner zu gewinnen und Motivationen für die Beteiligung zu schaffen. Diese und andere Fragen der Interviewführung hat Michael Messmann am Beispiel dieses Projektes bereits vorgestellt.⁶⁵

Grundsätzlich ist hierzu anzumerken, daß vor allem das Fehlen von Interviewberichten und eines Forschungstagebuches negativ ist. Der von uns entwickelte Vordruckbogen zum Interview enthielt nur wenige rudimentäre Informationen. Festgehalten wurde: Name, Geburtsdatum, der Zeitpunkt, seit wann der Interviewte in Dormagen lebte, Datum und Zeitdauer der Interviewteile, Name der Interviewerin sowie eine Erklärung des Interviewten über Benutzungs- und Veröffentlichungsrechte.⁶⁶

Über eine solche ›checklist‹ hinaus kann die biographische Forschung auf zwei

⁶² Unter ›Feld‹ ist eine umgrenzte Gruppe, die unabhängig von der Befragung ein Beziehungsnetz bildet, sich im Alltag kennen kann oder kennt, gemeint.

⁶³ Vgl. Fuchs, a. a. O. S. 227ff.

⁶⁴ Daniel Bertaux, Note on the Use of the Life-History Approach to Study a Whole Sector of Production: The Artisanal Bakery in France, in: J. Matthes/A. Pfeifenberger/M. Stosberg (Hrsg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg 1980, S. 283 ff.; ders., L'approche biographique. Sa validité méthodologique, ses potentialités, in: Cahiers internationaux de Sociologie 69, 1980, S. 197 ff.

⁶⁵ Vgl. Messmann in diesem Band; ergänzend dazu finden sich für die praktische Arbeit eine Unzahl verwertbarer Ratschläge bei: Stephen Humphries, The Handbook of Oral History. Recording Life Stories, London 1984, vor allem S. 9 ff. Humphries' Ratschläge entbehren leider jeder Form der theoretischen Aufarbeitung der Oral History, sind aber dennoch durch viele praktische Details, Tips, Vordruckmuster, technische und gerätetechnische Hinweise wertvoll.

⁶⁶ Vom praktischen Aufbau besser gestaltet ist der Musterbogen (Interview Checklist) bei Humphries, a. a. O. S. 20.

Hilfsmittel nicht verzichten: Ein Forschungstagebuch für das Gesamtprojekt und Interviewerberichte zu jedem einzelnen Gesprächstermin müssen geführt werden.

Forschung besteht in einem Prozeß, dessen Phasen zwar in dem technischen Modell Forschungsplan, Durchführung, Datengewinnung, Auswertung und Darstellung erfaßbar sind, der in seiner Durchführung aber nicht determiniert werden kann. Zentrale Hypothesen verändern sich nach der Datengewinnung, die Formulierung des Forschungsplanes muß revidiert werden, dies alles ist auch durch ein ex ante erstelltes Design nicht vermeidbar. Norman Denzin hat regelmäßige, selbstbeschreibende Tagebuchaufzeichnungen sogar zur Grundbedingung für die Validität von Forschungsaussagen in empirischen Untersuchungsfeldern erklärt.⁶⁷

Während das Forschungstagebuch die internen Entwicklungen des Projektes reflektiert, richtet sich der Interviewerbericht auf die Außensituation, er beschreibt – direkt nach einer Befragung gefertigt – die äußeren und situativen Bedingungen des Interviews und charakterisiert die verbalen und nonverbalen Kommunikationsstrukturen. Werner Fuchs nennt folgende Themen, die ein solcher Bericht umfassen kann: »Art des Kennenlernens, der Bekanntschaft. Kontaktaufnahme bei der Befragung. Dauer, Zahl, Orte der Kontakte. Anwesende Dritte, Störungen der Befragungen. Gespräche über Sinn und Zweck der Befragung, über die Anonymitätsfrage, über mögliche Folgen der Publikation oder anderer Verwendungsabsichten. Vermutungen und Anhaltspunkte über die Interessenlage des Befragten, über Erwartungen und Befürchtungen. Selbststilisierung und dramaturgischer Habitus des Befragten, Gestaltung der Situation, besonders zu Anfang der Gespräche. Wohnumwelt, Geschmacksrichtung, Einrichtung, Erinnerungs- und Erzählbereitschaft. Symmetrie/Asymmetrie: Fragt der Befragte zurück? Bleibt der Interviewer in der Definitionsmacht? Altersrollenbeziehung? Geschlechtsrollenbeziehung? Probleme und Themen, die nicht ausführlich erzählt worden sind, die aber nach dem Eindruck des Interviewers wichtig sind. Kommunikative und emotionale Probleme, Krisen des Gesprächs, Irritationen, an die sich der Interviewer erinnert; Peinlichkeiten; Schwierigkeiten des Verstehens; Zögern beim kommunikativen Akzeptieren. Reflexionen, die beim Interviewer über sein eigenes Leben nach dem Kontakt in Gang kommen. Typisierungen, die der Interviewer beim Befragten ausgelöst haben könnte – im small talk, bei Nachfragen, durch Interaktionen aller Art, durchs eigene Erscheinungsbild (Kleidung, Haartracht, »Gepflegtheit« usw.). Verlauf und Thematik der Gespräche vor Einschalten und nach Abschalten des Tonbandgeräts.«⁶⁸

⁶⁷ Norman K. Denzin, *The Research Act. A Theoretical Introduction to Sociological Method*, Chicago 5. Aufl. 1975, S. 243.

⁶⁸ Fuchs, a. a. O. S. 258 f.

Der Interviewerbericht über das setting des Interviews ist auch aus archivischer Sicht unverzichtbar zur vollständigen Beschreibung des Bestandes und sollte dem Benutzer unbedingt zugänglich sein. Die Auffassung, solche Berichte in Zukunft durch Videoaufzeichnungen der Interviews zu ersetzen, ist kaum haltbar, denn nur Teile der Informationen sind hierdurch zu sichern. Immerhin ist angesichts der technischen Entwicklung ernsthaft zu überlegen, ob das Tonband nicht nur noch traditionell als Medium benutzt wird. Ich sehe keinen inhaltlichen Grund gegen einen Wechsel zur Videographie.⁶⁹ Auch Kosten, Lagerungs- und Kopierfähigkeit spielen heute keine relevante Rolle mehr.

Quantitative Zusatzerhebung

Seit dem Interview Nr. 11 füllte die Interviewerin nach Abschluß des Leitfadenterviews mit den Befragten einen standardisierten Fragebogen aus. Auf einer Skala von 0 (gar nicht) bis 6 (sehr viel) sollte angekreuzt werden, wie sich das Leben des Interviewpartners zum einen durch persönliche (z. B. Einschulung, Berufsbeginn, Soldatenzeit, Ehe, Krankheiten), zum anderen durch politische Ereignisse (vom Ersten Weltkrieg bis zur Währungsreform 1948) verändert hat. Diese Form der Selbsteinschätzung wurde als Hilfsmittel zur Auswertung angelegt und kann – in begrenztem Maß – Benutzern helfen, Brüche und Neuorientierungen in den Biographien auszuloten.

Der nachstehende Fragebogen gehört zum Interview Nr. 15. Die Interviewte ist Jahrgang 1911, entstammt einer sozialdemokratischen Familie; der Vater war Gründer der Ortsgruppe und Korbflechter von Beruf. 1920 eröffnete er ein kleines Geschäft. Die Interviewte wurde dort angelernt und führte es selbst bis 1965 als Selbständige.

Wie stark hat sich Ihr Leben durch die folgenden Ereignisse geändert?

Ereignis	gar nicht 0	sehr wenig → sehr viel						unzutreffend (U) Jahr d. Ereignisses
		1	2	3	4	5	6	
Einschulung			X					1917
Lehre/Studium								U
Berufsbeginn						X		1925
Soldatenzeit								

⁶⁹ Vgl. Albrecht Lehmann, Autobiographische Methoden. Verfahren und Möglichkeiten, in: *Ethnologia Europaea* 11, 1979/80, S. 46 u. 80.

Ehe						X		1935
Krankheit								U
Arbeitslosigkeit								1930–1932 Mann arbeitslos
Tod der Eltern						X		1949 Mutter 1953 Vater
Tod des Partners							X	1966
Rente							X	1966
Umzüge						X		1966
1. Weltkrieg			X					
2. Weltkrieg						X		
Inflation					X			
Machtergreifung Hitlers				X				
Besatzungszeit 45–48			X					
Währungsreform						X		

Transkriptionsformen

Tonbandaufnahmen werden transkribiert, weil dies aus analytischen Gründen im Verlaufe eines Forschungsprojektes angebracht scheint oder weil man das gesamte Originalmaterial dauerhaft sichern möchte. Neben praktischen Erwägungen ist die Verschriftlichung für jede Form der Bearbeitung und Veröffentlichung inhaltlich notwendig, weil die Überprüfbarkeit von Aussagen über das Material nur mit Hilfe einer textlichen Wiedergabe möglich ist.

Wichtig – und für den Archivar sehr erfreulich – ist allerdings die Erkenntnis, daß die Transkription nicht das Band ersetzen kann: »Allerdings verliert die Tonbandaufnahme nach Umsetzung in geschriebenen Text keineswegs allen Wert, sie sollte aufbewahrt werden. Einmal mag es sich als nützlich herausstellen, daß man zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal ins Gespräch hineinhört. Auch können sich bei aller Sorgfalt bei der Transkription später Unstimmigkeiten herausstellen, die nur durch einen Rückgriff ins Originalmaterial geklärt werden können. Und drittens ist die Aufbewahrung und Sicherung der Tonbandaufnahme unerlässlich,

wenn ein Archiv von Oral-History-Materialien aufgebaut oder eine volkskundliche Erzählsammlung ergänzt werden soll.«⁷⁰

Die Verschriftlichung der auf das Tonband gesprochenen Interviews ist immer, gleich welche Form der Transkription gewählt wird, ein Auswertungsschritt, er beinhaltet grundsätzlich interpretative Momente. Schriftlicher Text und mündliche Aussage können nämlich von Struktur und Charakter nie identisch werden. Daher ist die Transkription immer eine bereits interpretierende Fassung des Quellenmaterials.

Die Wahl der Transkriptionsform richtet sich im Rahmen von Forschungsprojekten nach dem Forschungsinteresse. Da bei der Bildung eines Archivbestandes kein spezifisches, zielgerichtetes Forschungsinteresse vorliegt – denn dieses muß zwangsläufig bereits in für seine Fragestellung wichtige und unwichtige Aussagen unterscheiden und so eine Auswahl treffen –, muß die Transkription bei Archivbeständen einen möglichst hohen Grad an Vollständigkeit des Materials anstreben. Dies heißt, die Transkription soll das Interview mit möglichst vielen Nuancen und Facetten der sprachlichen Urfassung wiedergeben. Dieses Ziel kann aber auch zu erheblichen Problemen führen. Wahl/Honig/Gravenhorst berichten von einem Projekt, bei dem über 600 Stunden Tonbandaufzeichnungen vorlagen: »Davon vollständige Abschriften zu erstellen, verbot sich von selbst. Auch wenn unbegrenzt Zeit, Geld und Arbeitskraft zur Verfügung gestanden hätten – niemand von uns hätte die Motivation gehabt, mit der Analyse und Interpretation der Tausende von Seiten sein halbes Leben zu verbringen.«⁷¹

Die vollständige Transkription hat zweifellos den Nachteil, sehr umfänglich zu sein. Humphries spricht von 15 bis 30 Seiten pro Interviewstunde, je nach Redetempo, so daß dadurch eine Materialfülle entsteht, die die Benutzung auch bei guter Erschließung mit einem ungeheuren Zeitaufwand verbinden würde. Auch ist der Zeitaufwand nicht zu vernachlässigen. Humphries setzt pro Interviewstunde zwischen fünf und zwölf Arbeitsstunden für die Erstellung einer authentischen Transkription an.⁷²

In der amerikanischen Oral History wird deshalb zwischen »complete or edited transcription« bzw. zwischen »authentic or corrected transcripts« unterschieden. Edierte bzw. korrigierte Transkription bedeutet eine bereits verkürzte Zusammenfassung.⁷³ Genauer noch differenziert Fuchs die möglichen Formen, Gesprächsmaterial in geschriebenen Text zu übersetzen: »Übertragung in normales Schriftdeutsch (zur Sicherung der thematisch relevanten Aussagen des Informanten); die »literarische Umschrift« (. . .), also nicht Schriftdeutsch, sondern Nutzung der

⁷⁰ Fuchs, a. a. O. S. 270.

⁷¹ Zitiert nach Fuchs, ebd.

⁷² Humphries, a. a. O. S. 43.

⁷³ Ebd. S. 44 ff.

Schriftzeichen zur Wiedergabe des Höreindrucks (bei Dialektsprechern z. B.); die quasi-literarische Nach- und Neukonstruktion einer geschriebenen Sprechsprache des Befragten; Transkription unter Einschluß der parasprachlichen Äußerungen.«⁷⁴

Die letztgenannte Form, die Transkription unter Einschluß aller parasprachlichen Äußerungen, entspricht dem Ideal, bei der Verschriftlichung den Informationsverlust auf ein Minimum zu senken. Die Auffassung, es gäbe »viele aus der Erzählung des Zeitzeugen, was sich in der Dokumentation, im Niedergeschriebenen nicht wiedergeben läßt, zum Verständnis aber wichtig ist. Gestik, Mimik, Stimmlage, die Art zu sprechen: leise, flüsternd, langsam oder schnell, bewegt oder gleichgültig«,⁷⁵ ist falsch. Die halbinterpretativen Arbeitstranskriptionsverfahren und hochspezialisierte phonetisch-phonologische Verfahren leisten diese Wiedergabe.⁷⁶

Von den vier möglichen Formen der Transkription ist die literarische Umschrift ein Sonderfall, sie wird dort, wo mundartliche Erwägungen im Vordergrund stehen, angewendet. Von den drei Formen, Übertragung in Schriftdeutsch, quasilitarische und Transkription einschließlich parasprachlicher Äußerungen stellt die letztgenannte die umfangreichste Form der Informationserfassung dar.

Im Laufe unseres Projektes ist nur ein einziges Interview in dieser Art vollständig transkribiert worden. Der Umfang der Reinschrift liegt bei über 350 maschinenschriftlichen Seiten. Die Zeitaufwendungen, einschließlich der Texterfassung in der Reinschrift, betragen rund 80 Arbeitsstunden, ein wesentlich höherer Wert, als Humphries angibt, was nur zum Teil auf die Unerfahrenheit der transkribierenden Mitarbeiterin zurückzuführen sein dürfte. Verwendet wurde ein HIAT-System (halbinterpretative Arbeitstranskription), welches folgende parasprachliche Muster auswies:

-	prosodische Zäsur, kurze Pause
--	längere Pause
?	Frageintonation
GROSSBUCHSTABEN	emphatische Betonung eines Wortes oder eines Syntagmas
<u>Unterstreichug</u>	besonders sorgfältig artikuliertes Wort oder Syntagma
(einfache Klammer)	Textteil ist zwar semantisch dekodierbar, aber phonologisch nicht exakt transkribiert
(. . .)	unverständlicher Textteil

⁷⁴ Fuchs, a. a. O. S. 271.

⁷⁵ Susanna Kauffels, Die nationalsozialistische Zeit (1933 – 1945) in Neuss. Zeitzeugenberichte (Dokumentationen des Stadtarchivs Neuss 2), Neuss 1988, S. XIVf.

⁷⁶ Vgl. Konrad Ehlich/Jochen Rehbein, Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen (HIAT), in: Linguistische Berichte 45, 1976, S. 21 ff.; dies., Erweiterte halbinterpretative Arbeitstranskriptionen (HIAT 2) Intonation, in: Linguistische Berichte 59, 1976, S. 51 ff.; Konrad Ehlich/Bernd Switalla, Transkriptionssysteme. Eine exemplarische Übersicht, in: Studium Linguistik 2, 1976, S. 78 ff.

I	»Partiturschreibweise«, bei Überlappung der Redebeiträge des
»X«	Interviewers und Interviewten
Abbru	Wort- oder Satzabbruch
/das war eine Sache	Notierung einer Passage mit
(lachend)/	Kommentar
äh, ehm (oder ein	gefüllte Pause
ähnliches Phonem)	

Dieses System ist noch nicht sehr genau und erfaßt nur gängige, allerdings wesentliche Informationen.⁷⁷ Es ist allerdings bereits so aufwendig, daß die vollständige Transkription aller Interviews fast ein Jahr in Anspruch genommen und über 8000 Seiten Material erbracht hätte. Dieser Aufwand, obwohl grundsätzlich aus der Sicht des Stadtarchivs wünschenswert, konnte innerhalb des Projektes nicht geleistet werden. Daher wurden Transkriptionen in Schriftdeutsch verfaßt; es handelt sich um einen stark zusammenfassenden Typ der ›corrected transcripts‹, der nur ›Kernpassagen‹ – natürlich ist diese Auswahl sehr interpretierend! – wörtlich erfaßt, ansonsten bereits an eine Inhaltsangabe grenzt. Für diese Transkriptionsform wurde ein Erfassungsvordruck gewählt, welcher die Frage nach der Ziffer im Leitfaden codiert und die Zählwerkstände des Rekorders zum schnellen Auffinden in der Arbeitskopie verzeichnet,⁷⁸ wodurch auch ein Anhaltspunkt zur Schätzung der Gesprächslänge im Original entsteht.

Folgender Auszug soll die Methode illustrieren:

Frage: Erzählen Sie mir etwas über das Leben Ihrer Mutter! Auszug aus der Antwort:

(Zählerstand: 277 – 328)

L. habe ihren Großvater selbst nicht kennengelernt. Die Mutter sei später nochmals nach Berlin gezogen und habe dort das kaiserliche Preußen »mit Glanz und Gloria« erlebt. Sie habe der L. in der Kindheit viel davon erzählt und so den Blickwinkel erweitert. – Die Großmutter sei ein Bauernmädchen aus Himmelgeist gewesen. Es war ein Handicap, daß diese zweite Ehe nicht geklappt hätte. Beide lebten getrennt. Durch die Trennung habe die Großmutter arbeiten müssen und die Mutter bereits sehr früh selbständig werden müssen. Der Bruder der Mutter, der aus der ersten Ehe stammte, sei der Vater der Familie gewesen. »Meine Mutter war eine sehr

⁷⁷ Genauer beispielsweise Gabriele Michel, Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition. Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten, Tübingen 1985, bes. S. 167ff.

⁷⁸ Hier muß allerdings eine Warnung ausgesprochen werden: Nach meinen Erfahrungen sind die Zählwerke firmenspezifisch, so daß bei Verwendung mehrerer Rekorder Vergleichslisten gefertigt werden müssen.

couragierte Frau gewesen, aber Frauen werden so, wenn sie sich ohne Männer durchs Leben schlagen müssen. Meine Großmutter war auch eine couragierte Frau.« Die Großmutter habe ihre Kinder – obwohl sie allein lebte – gut erzogen und ihnen eine Ausbildung zukommen lassen. »Das war für die damalige Zeit gar nicht so selbstverständlich.« Der Halbbruder von L.'s Mutter sei Techniker geworden. Bereits 1905 sei er nach Südafrika gegangen. Von dort habe er interessante Sachen mitgebracht und viel erzählt.

Diese Form der zusammenfassenden Transkription umfaßt je nach Interview 15 bis 30 maschinenschriftliche Seiten. Sie kann dem Benutzer einen schnellen Einblick in den Bestand vermitteln; die weitere Benutzung erfolgt dann über die Arbeitskopien der Originalbänder. Diese Form der Erschließung und Verzeichnung – die Transkriptionen sind im Findbuch, allerdings bei Anonymisierung aller personenbezogenen Daten, enthalten – ist meinen Erfahrungen nach effektiv, arbeitssparend und benutzergerecht.

Schlußbemerkung

Ich habe versucht, jene Aspekte, die für Stadtarchive bei der Konzeption, Durchführung und Erschließung von Oral History wichtig sein können, darzustellen. Das Problem der Interpretation, der Auswertung und Publikation von Ergebnissen, wurde dabei ausgespart, da hier aufgrund der Bandbreite der Möglichkeiten⁷⁹ der Ansatz und Umfang des Beitrages gesprengt worden wären und zudem noch keine

⁷⁹ Die Publikationsformen und -mengen sind bereits heute so umfangreich, aber auch so unterschiedlich, daß keine feste Form beschrieben werden kann. Im Gegensatz zu Niethammers Veröffentlichungen, die das Basismaterial, Forschungsstrategien und Grenzen der Erkenntnisse zumindest umrißartig beschreiben (Niethammer, »Die Jahre. . .« S. 7 ff., hier S. 17 ff.), finden sich bei vielen anderen Publikationen keinerlei Hinweise auf das verwendete Material, die eine kritische Prüfung der Aussagen ermöglichen. So z. B. Lothar Steinbach, *Ein Volk, ein Reich, ein Glaube?* Berlin/Bonn 1983. Steinbach »charakterisiert« (sic!) sein Material: »Alle hier gedruckten Interviews beruhen auf mündlicher Erzählung. Sie werden ergänzt durch schriftliche Zeugnisse (. . .) Die Zeitzeugen, die mit ihren Erinnerungen an das Dritte Reich aus dem Abstand des Alters hier erstmals zu Wort kommen und ihre Lebensgeschichte, angereichert und verändert von der inzwischen erlebten Zeit, erzählen, sind Einzelfälle und stehen nicht schon für das Ganze. Ihre Lebensgeschichten sind weder »repräsentativ«, noch lassen sie sich in der verallgemeinernden Aussage bündeln, so sei »der faschistische Alltag gewesen.« (S. 13) Eine solche Darlegung der Quellenbasis – immerhin ist erklärend bereits im Untertitel erwähnt, daß »ehemalige Nationalsozialisten« befragt wurden – klärt wenig und erlaubt keine Reflexion über Material, Ansatz und Interpretationsformen des Autors.

systematische Veröffentlichung auf der Basis des beschriebenen Bestandes erfolgt ist.⁸⁰

Vieles bleibt unberücksichtigt, z. B. die technischen (Gerätepark) und die konservatorischen Fragen. Hier fühle ich mich selbst nicht berufen, Ratschläge zu erteilen. Zudem zeigt sich, daß viele Ansätze in der Oral History sinnvoll sind und jeder seine eigenen Probleme hat. Es war mir aber wichtig zu zeigen, daß Oral History bereits heute in den interdisziplinären Ansätzen der Geschichts-, Sozial- und Sprachwissenschaften auf erprobte, präzise formulierbare und wissenschaftlich auch begründbare Ansätze zurückgreifen kann. Oral History ist keine Modeerscheinung, sie ist den Kinderschuhen lange entwachsen.

⁸⁰ Kursorisch wurden die Oral-History-Bestände verwendet bei Heinz Pankalla, Die Amtverwaltung Dormagen im Prozeß der nationalsozialistischen Machtergreifung, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Dormagen 1988/89 (2. Aufl. 1989), S. 73 ff., hier bes. S. 91 ff.

»Kölner erinnern sich an die Jahre 1929–1945«

von Horst Matzerath

Ziel dieses Beitrages ist es nicht, eine Theorie der Zeitzeugenbefragung zu entwickeln, auch nicht, die Arbeiten in Köln auf diesem Gebiet als Modell für »Oral History« auf lokaler Ebene zu präsentieren. Hier geht es vielmehr darum, über Erfahrungen im Umgang mit Zeitzeugen und den Ergebnissen von Zeitzeugenbefragungen zu berichten und sie zur Diskussion zu stellen. Eine Auseinandersetzung mit dieser Quellengruppe erscheint mir auch dort erforderlich, wo man Aussagen von Zeitzeugen aus Prinzip oder aber auch aus konkreter Erfahrung heraus kritisch gegenübersteht.

Die Befragung noch lebender Zeitgenossen und die Erstellung und Sammlung von Zeitzeugenberichten im Rahmen des Historischen Archivs der Stadt bzw. des Kölner NS-Dokumentationszentrums ergab sich aus mehreren Gründen. Deren einer war und ist die desolante Aktenüberlieferung bereits für den Zeitraum nach dem Ersten Weltkrieg, vor allem aber seit den 30er Jahren: Während die Altbestände des Archivs als Kulturgut ausgelagert waren und insgesamt heil den Zweiten Weltkrieg überstanden haben, sind die Akten der laufenden Verwaltung nahezu vollständig ein Opfer des Krieges geworden. Andere Akten wie insbesondere die der Partei und die einer Reihe von Institutionen und Organisationen sind aber auch durch zielgerichtete Vernichtung unmittelbar vor Kriegsende beseitigt worden. Auch aus den Registraturen der staatlichen Behörden in Köln sind nur Restbestände gerettet worden. Allein die Klärung wichtiger Sachverhalte macht daher den Rückgriff auf Personen erforderlich, die aus eigener Anschauung Kenntnis von Vorgängen, Personen oder Schauplätzen haben. So beispielsweise konnte nur mit Hilfe von noch lebenden ehemaligen Gefangenen im Bereich des Kölner Messegeländes Licht in die sehr verworrenen Verhältnisse dieses Lagerkomplexes gebracht werden, Voraussetzung beispielsweise für die Anbringung von Gedenktafeln, die am Ort der Ereignisse an das erinnern sollen, was dort vor Jahrzehnten geschehen ist.

Diese Form der Zeitzeugenbefragung zielt vor allem auf die Ermittlung präziser Angaben, sucht also vor allem Ereignisse und Abläufe zu klären, beteiligte Personen zu ermitteln, Schauplätze und Orte zu bestimmen oder Zeitpunkte bzw. Zeiträume präziser zu fassen; sie zielt damit im Grunde auf die Faktizität dessen, was geschehen ist. Das betrifft – verkürzt ausgedrückt – die Fragen: wer, was, wann, wo und wie? Dabei gehen die Fragen vom Interviewer aus, der das Gespräch leitet, durch möglichst präzise Fragen die Sachverhalte zu klären versucht und dement-

sprechend auch nach relevanten Einzelheiten nachfragt. Je mehr der Interviewer an Kenntnissen einzubringen vermag, um so eher kann er nicht nur den Wahrheits- oder Wahrscheinlichkeitsgehalt der Angaben des Interviewpartners überprüfen, desto mehr kann er zugleich helfen, das Gedächtnis des Interviewpartners zu aktivieren. Bei diesen Rekonstruktionsversuchen erweisen sich Karten, Abbildungen oder Dokumente, die auf den Gegenstand der Befragung Bezug haben, als besonders wichtig. Zweckmäßig kann es auch sein, mit dem Zeitzeugen die alten Schauplätze aufzusuchen, selbst wenn diese inzwischen stark verändert sind. Vor allem die Teilnahme mehrerer Betroffener, die sich wechselweise anregen, kann dazu führen, daß sich neue Aspekte ergeben. Bereits vorliegende Berichte vermögen in manchen Fällen den Interviewten besonders zu motivieren. Diese Form der Befragung ist dort, wo die anderen Quellen aussetzen, häufig der einzige Weg, Sachverhalte aufzuklären; in anderen Fällen bringt er wesentliche Ergänzungen und Präzisierungen des bisherigen Kenntnisstandes. Es kann und soll aber nicht verhehlt werden, daß diese Form der Befragung angesichts der verstrichenen Zeit ihre deutlichen Grenzen hat.

Indessen insgesamt wurde in der weiteren Arbeit des Kölner Archivs bzw. des NS-Dokumentationszentrums eine andere Form wichtiger: die offene Befragung von Zeitzeugen nach persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen, nach Vorgängen, die aus ihrer eigenen Sicht heraus wichtig und bedeutsam erscheinen. Angestoßen wurde diese Arbeit durch politische Aktivitäten, konkret: durch die Anregung eines Kölner Ratsmitgliedes, vor allem noch lebende ältere Kölner nach ihren Erlebnissen zu befragen, über die sie bereits in Gesprächsrunden berichtet hatten. Diese Anregung wurde 1983 zum Ausgangspunkt einer Befragungsaktion, die in Form eines Aufrufs an die Öffentlichkeit gerichtet wurde. Dieser Aufruf stellte bewußt mehr auf Aspekte der alltäglichen Erfahrung als auf politische Aktionen und Strukturen ab. So wurde vor allem darum gebeten, die Erinnerungen konkret und aus der damaligen Sichtweise heraus zu berichten. In dem Aufruf wurde besonders der Aspekt des persönlichen Erlebens und der Weitergabe an die jüngere Generation betont. Zudem wurde angedeutet, daß die Ergebnisse in einer zu publizierenden Dokumentation veröffentlicht werden sollten.

Bei der entscheidenden Frage, wie man Interviewpartner gewinnt, hatten wir von der Situation einer Großstadt auszugehen, d. h. man konnte nicht – wie etwa in einem Dorf oder selbst einer Kleinstadt – das gesamte soziale Geflecht aufzulösen versuchen. Das bedeutete, daß man aber auch nicht in diesem Maße mit Blockierungen zu rechnen hatte, die sich aus Abwehrhaltungen ergeben, mit der eine lokale Gesellschaft sich gegen das Eindringen von außen und das Aufbrechen von politischen Tabus zu wehren und abzuschirmen sucht. In Köln erwies sich als sehr wirksam vor allem die Einschaltung der lokalen Presse. Dabei wurden auch bereits bestimmte Aspekte bezeichnet, die von Interesse sein könnten. Außerdem wurden

Flugblätter gedruckt mit Aufrufen zur Mitwirkung, die besonders in den Stadtbüchereien und Seniorenheimen auslagen. Ein Artikel im lokalen Mitteilungsblatt für die Senioren hatte ein starkes Echo. Ein mehrere Monate später wiederholter Aufruf über die Presse bereits mit ersten Ergebnissen bewirkte einen noch stärkeren Rückfluß als der erste Aufruf. Die Aufgabe, diese Kontakte entgegenzunehmen und die Interviews zu führen, konnte nur mit Hilfe von zwei weiteren Kolleginnen durchgeführt werden.

Die im Rahmen dieser Aktion zustande gekommenen Zeitzeugenberichte unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von den zuvor geführten Interviews, die auf die Klärung bestimmter Sachverhalte zielten. Einer der Unterschiede besteht darin, daß die Zeitzeugen sich im wesentlichen selbst meldeten und darüber berichteten, was ihnen als bedeutsam erschien. Ein anderer Unterschied ist darin zu sehen, daß es sich bei diesen Berichten stärker um Gegenstände handelte, die von den Betroffenen weitgehend bis heute noch nicht verarbeitet und dementsprechend auch stark emotional besetzt sind. Gerade deshalb schlagen sich in den Berichten neben Emotionen auch in starkem Maße subjektive Einstellungen, nicht selten auch Wertungen und Deutungen des Erlebten nieder.

Gesammelt wurden Erinnerungen in jeder Form: als Tagebücher oder nachträglich aufgezeichnete Berichte, als bereits publizierte Artikel in Büchern, Zeitschriften oder Zeitungen. Die eigentliche Arbeit bestand freilich darin, selbst für die Niederlegung der Erinnerungen zu sorgen. Dies geschah und geschieht einmal in der Weise, daß Zeitzeugen ermuntert werden, ihre Erinnerungen schriftlich niederzulegen. Dies war möglich bei einer Reihe von Zeitzeugen, die teilweise mit großem Engagement derartige Berichte verfaßten, die dabei freilich auch während der Niederschrift der Ermunterung und Beratung bedurften. Auf diese Weise wurden zum Teil sehr umfangreiche Manuskripte vorgelegt.

In der Mehrzahl der Fälle freilich kommen diese Zeitzeugenberichte als mündlich geführte Interviews zustande, die auf Kassette aufgezeichnet und anschließend abgeschrieben werden. Dabei werden in der Abschrift die Spracheigentümlichkeiten des Interviewpartners sowie mundartliche Sprachformen soweit wie möglich bewahrt, damit diese Berichte einen authentischen Charakter behalten. Lediglich Wiederholungen, Füllwörter und sprachliche Unrichtigkeiten werden bereits während der Abschrift beseitigt. Diese Fassung wird dem Interviewpartner zur Korrektur zugesandt. Nach der Rücksendung werden die gewünschten Änderungen eingearbeitet. Der Interviewpartner bestätigt dann – soweit nicht bereits während der Korrektur geschehen – durch seine Unterschrift, daß die Niederschrift seinen Erinnerungen entspricht. Wurden im Anfang diese Niederschriften als eigentliches Ergebnis angesehen und Tonkassetten anschließend überspielt, so werden nunmehr diese Kassetten als Träger einer eigenständigen Information, nämlich der Stimme

des Zeitzeugen und in sehr viel stärkerem Maße als die Berichte auch Ausdruck der Emotionen, die sich im Verlauf des Interviews zeigen, gesondert archiviert. In diesem Sinne ist auch – stärker als bisher geschehen – geplant, Videoaufnahmen von den Interviews zu machen, um die Person des Zeitzeugen noch deutlicher erlebbar zu machen. Aus diesen Interviews, ergänzt durch Erinnerungen, die an anderer Stelle niedergelegt wurden und die wir uns beschaffen konnten, ist der Bestand »Zeitzeugenberichte« entstanden. Er enthält eine doppelte Serie: einmal die originalen Zeitzeugenberichte, zum anderen eine Benutzungsserie, die – soweit erforderlich – Anonymisierungen enthält. Mit dem Zeitzeugen wird zugleich abgesprochen, wie er als Urheber des Berichts charakterisiert werden soll (volle Namensnennung, Alter, Stadtteil, politisch-weltanschauliche Einstellung, Werdegang). Diese Angaben erscheinen wichtig für den persönlichen Hintergrund, vor dem der Bericht selbst zu sehen ist.

Selbstverständlich sind an Zeitzeugenberichte die gleichen quellenkritischen Anforderungen zu richten wie an andere Quellenkategorien. Zunächst bleibt zu betonen, daß sie nicht bereits historische Aussagen darstellen, nicht bereits als gesicherte Fakten genommen werden dürfen, sondern als Widerspiegelung von Realität, zum Teil über einen sehr langen Zeitraum hin. Vorfragen müssen daher auszuloten versuchen, was der Betreffende wirklich aus eigener Anschauung und eigenem Erleben kennen und inwieweit er Gründe und Hintergründe des Handelns der Beteiligten übersehen konnte. Auch bezüglich der tatsächlichen Erlebnisse bleibt die Frage nach der Zuverlässigkeit der Angaben und Schilderungen. Sowohl die unmittelbare Nachfrage wie spätere Recherchen zu spezifischen Fakten lassen Rückschlüsse auf die Glaubhaftigkeit und die Genauigkeit der Erinnerungen zu. Gerade für die Interviews, die auf die Ermittlung von Fakten zielen, ist dies die entscheidende Frage. Adreßbücher, andere Zeitzeugenberichte oder die inzwischen erschienene Literatur bieten vielfältige Ansatzpunkte, derartige Berichte zumindest stichpunktartig zu überprüfen und zu einer Einschätzung bezüglich der Zuverlässigkeit der Zeitzeugenaussage zu kommen.

Dies gilt im Prinzip auch für die Interviews zu den persönlichen Erfahrungen und zur Lebensgeschichte einzelner Personen. Neben der Richtigkeit der Angaben ist hier vor allem aber die Aussagefähigkeit ein entscheidendes Kriterium, d. h. zugleich der Aspekt persönlicher Betroffenheit. Gerade dies aber ist augenscheinlich auch ein Element, das in vielen Fällen ein hohes Maß an Genauigkeit verbürgt: Situationen im Ausnahmezustand, über die es Zeitzeugen drängt zu berichten, haben sich häufig tief ins Bewußtsein eingegraben, bisweilen bis in unbedeutende Details hinein. Gerade derartige Berichte vermitteln eine Dimension, die in herkömmlichen Quellen nicht oder kaum zu finden ist: Angst, Wut und Scham oder Erleichterung über eine ausgestandene Gefahr, Trauer über den Verlust von Verwandten und Freunden. Freilich bleibt andererseits gerade hier auch zu berücksich-

tigen, inwiefern Verdrängung, Scham über eigenes Versagen oder Rücksichtnahme auf andere Beteiligte dazu führen, bestimmte Sachverhalte nur teilweise oder beschönigend zu berichten. Ein besonderes Problem stellen in diesem Zusammenhang Zeitzeugen dar, die bereits mehrfach zu den gleichen Themen befragt worden sind.

Ein Teil des Problems der Zeitzeugenaussagen für diesen Zeitraum liegt schlicht in der Auswahl der zur Verfügung stehenden Zeitzeugen. Aus dem Bereich der Opfer stellen sich die Zeitzeugen im allgemeinen bereitwillig zur Verfügung. Freilich sind manche augenscheinlich nicht imstande, sich den eigenen Erinnerungen auszusetzen: einige lehnen ab, andere sagen trotz vorheriger Zusage kurzfristig ab, weil sie sich dieser Situation nicht gewachsen fühlen. Aber auch bei denen, die schließlich zum Interview erscheinen, kommt es nicht selten unter der Last der wieder geweckten Erinnerung zu seelischen Zusammenbrüchen.

Zunehmend haben sich aber auch Leute bereit erklärt, die im Jargon der Zeit eher als »Mitläufer« zu bezeichnen sind, die durchaus Affinitäten zum Nationalsozialismus hatten. In einigen bemerkenswerten Fällen erwiesen sie sich auch als bereit und fähig, dies mitzureflekieren und auch auszusprechen, eher noch schriftlich niederzulegen. Andere wiederum geben deutlich zu erkennen, daß für sie die Zeit des Nationalsozialismus eine nicht nur negative Erfahrung war, daß sie damit die positiv erlebte Zeit ihrer Jugend verbinden, aber auch, daß für sie auch heute noch das nationalsozialistische System gewisse Vorzüge verkörperte. Funktionäre der Partei oder mit der Innensicht des nationalsozialistischen Systems Vertraute finden sich indessen nur ausnahmsweise zu Aussagen bereit, kommen – soweit sie noch leben – meist aus Altersgründen nicht mehr in Betracht.

Die Sammlung derartiger Zeitzeugenberichte hat inzwischen einen nicht unerheblichen Umfang erreicht. Einschließlich der bisher noch nicht völlig verarbeiteten und der von anderer Stelle zugänglich gemachten Zeitzeugenberichte beläuft sich die Zahl auf etwa 300. Angesichts des nicht unerheblichen Aufwandes für jedes einzelne Interview tun sich damit auch deutliche Grenzen für diese Art der Materialsammlung auf.

Es ist unvermeidbar und in gewisser Weise auch notwendig, daß im Verlauf der Befragung eine Art von Vertrauensverhältnis zwischen den Interviewpartnern entsteht, zumal das eigentliche Interview nur ein Schritt in diesem Prozeß ist. In vielen Fällen entscheidend ist sogar, in welcher Umgebung ein solches Gespräch geführt wird. Gerade die Art dieser Beziehungen verbietet es zugleich, die Zeitzeugenaussagen im engeren Sinne zum Gegenstand einer Analyse zu machen, d. h. Bewußtseinsstand, verborgene Motive, unterschwellig enthaltene Wertungsmuster zum Gegenstand der Untersuchung und Darstellung zu machen, so interessant die dabei zu Tage fördernden Aspekte auch sein mögen. Dies muß einer

späteren Phase und auch anderen als mit der Durchführung von Zeitzeugenbefragungen befaßten Bearbeitern vorbehalten bleiben.

Noch ein weiterer Aspekt soll für die Zeitzeugenbefragung mit erwähnt werden. Die dabei geknüpften Kontakte und die sich daraus entwickelnde Vertrauensbasis führen vielfach dazu, daß Materialien zugänglich werden, die mit der Person des Interviewten und seinem Lebensweg in Verbindung stehen (Fotos, Dokumente, Briefwechsel). Sie stützen nicht nur die Aussagen der Zeitzeugen ab, sondern sind zum Teil auch wichtige Mosaiksteine für die Gesamtdokumentation. Umgekehrt führt die Suche nach Materialien häufig zu Kontakten mit Gesprächspartnern, die einen bemerkenswerten Lebensweg hatten und mit denen ein Interview als sinnvoll und lohnend erscheint.

Diese Darstellung der Zeitzeugenarbeit soll nicht als Plädoyer für einen ungezielten und unreflektierten Einsatz dieses Instruments mißverstanden werden. Abgesehen von den Schwierigkeiten und Problemen, die im Vorhergehenden angedeutet wurden, sollte vor allem ein Aspekt beachtet werden: Sowohl das Alter wie vor allem die Verletzlichkeit der Zeitzeugen, die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung geworden sind, verlangen ein hohes Maß an Sensibilität sowohl bei der Vorbereitung wie auch bei der Durchführung der Interviews: Zu leicht kann es passieren, daß sonst Verfolgte zum zweiten Mal Objekt von Verfolgung werden. Zu bedenken hat der Interviewer auch, daß er in vielen Fällen Erinnerungen anstößt, mit denen er den Betroffenen nicht allein lassen kann.

Welches ist nun die Funktion solcher Zeitzeugenberichte? Sie ist zunächst die einer Quelle, die für die weitere historische Forschung zur Verfügung steht. Gerade die Kassetten wie auch Videos sind ein Instrument, das sich besonders für den Einsatz in Gruppen, besonders Schulklassen, eignet. Aus diesen Materialien sind darüber hinaus auch bereits Publikationen entstanden. So wurde 1985 eine Auswahl aus derartigen Zeitzeugenberichten, ergänzt um solche, die bereits anderweitig publiziert waren, in einer Publikation der Stadt Köln veröffentlicht. Aus der Einschätzung, daß die Gefahr bestand, daß diese Berichte zu einem Kaleidoskop unterschiedlicher Teilaspekte von Realität zerfallen konnten, wurden Teile der Berichte nach Themenaspekten gruppiert und – um die historischen Zusammenhänge zu verdeutlichen – jedes Kapitel mit einer knappen Einführung versehen. Beigefügt wurden diesen Texten im Anhang der Publikation kurze Charakteristiken der jeweiligen Interviewpartner, die es ermöglichen sollen, den persönlichen Erfahrungshintergrund des jeweils Berichtenden einschätzen zu können. Schließlich wurde im Anhang eine Bibliographie aller bereits anderweitig erschienenen Erinnerungen beigegeben, zu denen freilich immer wieder neue, an entlegener Stelle publizierte autobiographische Erinnerungen auftauchten, abgesehen von der laufend neu erscheinenden Erinnerungsliteratur. In all ihrer Subjektivität – oder vielleicht gerade deswegen – haben diese Texte bei der Kölner Bevölkerung

Anklang gefunden, was sich auch daran ablesen läßt, daß inzwischen drei Auflagen erschienen sind, von denen die letzte bereits wieder nahezu vergriffen ist.¹

In ähnlicher Weise wurden dem Katalog zur Ausstellung »Jüdisches Schicksal in Köln 1918–1945« Zeitzeugenberichte beigegeben zu den Ereignissen der sogenannten »Reichskristallnacht«, zu denen für Köln sonst nahezu keine Quellen überliefert sind.²

Sucht man abschließend die Aussagefähigkeit und den Nutzen von Zeitzeugeninterviews zu bestimmen, dann erscheinen mehrere Aspekte als wichtig und interessant: Informationen zu Bereichen, zu denen sonst keine oder keine hinreichenden Quellen zur Verfügung stehen; die subjektive Erlebnisdimension, die sich auch über die Jahrzehnte hin noch deutlich in den Berichten niederschlägt; die Perspektive von Menschen, die sonst nicht als geschichtswürdig erscheinen und die üblicherweise von der offiziellen Historie unberücksichtigt bleiben; die Frage, welche Auswirkungen derartige Erlebnisse auf die Bewußtseinsbildung hatten, umgekehrt aber auch, inwiefern sich das Bewußtsein durch spätere Informationen, Erlebnisse und politisch-weltanschauliche Orientierungen verändert hat.

¹ Horst Matzerath, »... vergessen kann man die Zeit nicht, das ist nicht möglich...« Kölner erinnern sich an die Jahre 1929–1945. Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes hrsg. v. d. Stadt Köln, Köln 1985.

² Jüdisches Schicksal in Köln 1918–1945. Ausstellung des Historischen Archivs der Stadt Köln/NS-Dokumentationszentrum. Red.: Horst Matzerath, Köln (1988), hier S. 315–371.

Hürth erinnert sich: Ein frühes und langfristig angelegtes Oral-History-Projekt in einer rheinischen Industriegemeinde

von Manfred Faust und Erhard Stang

Am Anfang stand die Idee eines Bürgers: Otto Dann, Professor für Neuere Geschichte an der Universität zu Köln, seit mehreren Jahren in Hürth sesshaft und dort Mitglied im Vorstand des »Heimat- und Kulturvereins«, schlug diesem Verein 1981 die Durchführung einer Veranstaltungsreihe zur neueren Stadtgeschichte vor. In den einzelnen Ortsteilen sollte, so seine Vorstellung, jeweils an einem Abend in einer öffentlichen Veranstaltung der Versuch gemacht werden, »die Erinnerungen der Hürther Bürger aus dem Jahrhundert der Braunkohle zunächst nicht individuell, sondern gemeinsam zur Sprache zu bringen«.¹

Die südwestlich von Köln am Villerücken gelegene Stadt Hürth zählt heute etwas mehr als 50 000 Einwohner. Die Stadtteile, bis 1930 zum Teil selbständige Gemeinden, führen weiter ein örtliches Eigenleben und besitzen teilweise noch einen dörflichen Charakter. Der seit 1885 betriebene Braunkohleabbau und die damit einhergegangene Industrialisierung haben die Entwicklung der Stadt im letzten Jahrhundert geprägt. In den 30er, 40er und 50er Jahren war Hürth eine ausgesprochene Braunkohlengemeinde. Insgesamt wurden etwa 40% des Stadtgebietes ausgekohlt, der Höhepunkt der Braunkohlenförderung wurde 1955 mit 15 Mio. Tonnen erreicht, das waren seinerzeit 39% der Gesamtförderung im Rheinischen Braunkohlenrevier. Mit dem endgültigen Auslaufen der Braunkohlenförderung 1988 ging eine wichtige, fast genau 100 Jahre währende Epoche der Hürther Stadtgeschichte zu Ende. Neben der Braunkohlenindustrie gab und gibt es in Hürth bedeutende Anlagen der Chemieindustrie sowie ein großes Elektrizitätswerk. Teile des Stadtgebietes werden jedoch bis heute weiter landwirtschaftlich genutzt (Gemüseanbau, Blumenzucht). Aufgrund der raschen Industrialisierung verwandelten sich die kleinen Bauerndörfer nach der Jahrhundertwende zum Teil zu ausgesprochenen

¹ So im Bericht über die Veranstaltungsreihe: Otto Dann, Hürth erinnert sich. Eine Industriegemeinde auf dem Weg zu ihrer Geschichte, in: Hürther Heimat 65/66, 1990, S.93; zu der Reihe vgl. ferner Ulla Lachauer, Geschichte wird gemacht. Beispiele und Hinweise, wie man am eigenen Ort »Geschichte machen« kann, in: Lutz Niethammer u. a. (Hrsg.): »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst«. Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW, Berlin/Bonn 1984, S. 250; 40 Jahre Heimat- und Kulturverein e. V. Hürth 1950–1990. Chronik erstellt v. Hermann Haas, Hürth 1990, S. 36–37.

Arbeiterwohngemeinden, so daß die beiden Arbeiterparteien SPD und KPD in der Weimarer Republik neben dem katholischen Zentrum einen bestimmenden politischen Einfluß erlangten. Die Nationalsozialisten blieben dagegen in dem katholischen Arbeitermilieu bis 1933 fast bedeutungslos, noch bei den Reichstagswahlen im März 1933 erhielten sie lediglich 19% der abgegebenen Stimmen und blieben damit weiter hinter Zentrum (28,7%), KPD (27,4%) und SPD (20,3%) zurück.

Die Initiative Otto Danns basierte auf folgenden Voraussetzungen und Vorüberlegungen:

1. Trotz der überragenden Bedeutung der Industrialisierung für die Hürther Stadtgeschichte wurde diese von der vorhandenen heimatgeschichtlichen Literatur bis dato nicht genügend berücksichtigt. Vor allem zu der Zeit seit dem Ersten Weltkrieg liegen nur sehr wenige zuverlässige Einzeldarstellungen vor. Eine wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung der neueren Hürther Geschichte fehlt völlig.
2. Infolge des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Herrschaft ist die Überlieferung schriftlicher Quellen für die Zeit zwischen 1918 und 1948 im Archiv der Stadt Hürth äußerst schlecht. Die Erinnerungen lebender Zeitzeugen sollten dazu beitragen, diese Lücke zumindest ein wenig zu schließen.
3. Nach der Übernahme der Archivleitung durch einen Historiker der jüngeren Generation, ebenfalls im Jahre 1981, war die Möglichkeit zu einer engen Zusammenarbeit zwischen dem Stadtarchiv und dem Heimat- und Kulturverein bei der Durchführung der geplanten Veranstaltungsreihe entstanden.

Die Reihe »Hürth erinnert sich« umfaßte zwischen September 1982 und Juli 1987 insgesamt elf »Erinnerungsabende« und war – nimmt man zunächst einmal die Resonanz in der Öffentlichkeit als Maßstab – äußerst erfolgreich. Die Besucherzahlen lagen zwischen etwa 80 und 300 Personen; insgesamt werden etwas mehr als 1000 Hürther Bürgerinnen und Bürger an den Veranstaltungen teilgenommen haben, über die in der Lokalpresse stets ausführlich und in großer Aufmachung berichtet wurde. Die Übernahme der Trägerschaft durch den seit 1950 am Ort existierenden traditionellen Kultur- und Geschichtsverein, der vor allem bei der älteren Generation über ein hohes Ansehen verfügt, erwies sich als sehr vorteilhaft. Entscheidend mit zum Erfolg beigetragen hat ferner eine enge Kooperation mit den jeweiligen Ortsgemeinschaften (dem Zusammenschluß aller Vereine in einem Stadtteil), Schulen und insbesondere den katholischen Kirchengemeinden, die mehrfach ihre Räumlichkeiten für die Abende zur Verfügung stellten.

Der Ablauf der Abende variierte entsprechend den lokalen Gegebenheiten, insgesamt setzte sich jedoch folgende Grundstruktur durch: Einleitend hielt zumeist Archivleiter Manfred Faust einen Kurzvortrag über die Entwicklung des Stadtteils seit der Jahrhundertwende, wobei oft mehr Fragen zu stellen als gesicherte Erkennt-

nisse weiterzugeben waren. Anschließend folgte ein Diavortrag alter Fotos, in der Regel durch einen ortsansässigen Sammler und Besitzer entsprechenden Bildmaterials. Im dritten und letzten Teil initiierte und leitete Otto Dann unter Bezugnahme auf die vorangegangenen Vorträge und die von Manfred Faust aufgeworfenen Fragen ein Gespräch über die Erinnerungen an die von den Anwesenden erlebte Geschichte. Diese Gespräche, für die etwa eine Stunde Zeit zur Verfügung stand, verliefen unterschiedlich, zum Teil eher zögerlich und stockend, zum Teil lebhaft und auch kontrovers. Durchweg war eine Abneigung der Veranstaltungsteilnehmer spürbar, über die Teile der Lokalgeschichte zu sprechen, die von ihnen als problematisch oder unangenehm empfunden wurden. Das waren vor allem anderen: der große Einfluß der KPD in der Weimarer Republik sowie die anschließende Zeit des Nationalsozialismus. Eine Ausnahme hiervon machte interessanterweise die Veranstaltung in Berrenrath: In dem alten Berg- und Industriearbeiterdorf, das zwar in den 50er Jahren geschlossen umgesiedelt wurde, aber trotzdem noch am ehesten seine früheren sozialen Strukturen bis heute bewahrt hat, war es sichtlich einfacher als andernorts, auch diese Aspekte der Geschichte anzusprechen. Gern berichtet wurde stets über Anekdotisches und Lobendes zu einzelnen Personen wie Pfarrern, Volksschulrektoren, Ärzten, Gastwirten, über das Vereinsleben und Schulgeschehen, über die Armut der Menschen in früheren Zeiten usw. In der zur Verfügung stehenden Zeit konnten nur wenige Teilnehmer zu Wort kommen, die Größe des Auditoriums ließ sicher auch viele der Anwesenden von vorneherein vor einem Wortbeitrag zurückschrecken. Insgesamt war der unmittelbare Ertrag an gesicherten, neuen historischen Erkenntnissen nicht allzu hoch, und es wurde sehr bald klar, daß es notwendig sein würde, das Projekt nach Abschluß der Reihe öffentlicher Veranstaltungen mit intensiven Einzelinterviews oder auch kleineren Gruppengesprächen fortzusetzen.

Dennoch kann man die Reihe nicht nur bezüglich des großen Publikumsinteresses, sondern auch inhaltlich als erfolgreich bewerten, und das aus folgenden Gründen:

1. Das Interesse an einer Beschäftigung mit der Stadtgeschichte nahm und nimmt in der Hürther Öffentlichkeit deutlich zu, so daß auch bei den in der Kommunalpolitik Verantwortlichen zumindest langsam die Erkenntnis darüber wächst, welche Bedeutung einer kritischen Auseinandersetzung mit der Stadtgeschichte im Rahmen der allgemeinen städtischen Kulturarbeit zukommt.
2. Die Veranstaltungsreihe erwies sich als sehr werbewirksam für die Arbeit des Stadtarchivs, dessen Bekanntheitsgrad als der für die Aufbewahrung historischen Quellenmaterials und die Erforschung der Stadtgeschichte zuständigen Institution deutlich erhöht wurde. Dies zeigt sich an gestiegenen Benutzerzahlen ebenso wie daran, daß dem Archiv seither erheblich mehr alte Photographien sowie schriftliche Quellen aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt werden.

3. Der neue Leiter des Archivs war, an feste Termine gebunden, gezwungen, sich intensiv mit der in weiten Bereichen unbekannteren neueren Stadtgeschichte zu beschäftigen. Konkrete Fragen konnten, sofern sie sich nicht auf die erwähnten Problemkreise bezogen, an den Abenden oft beantwortet werden. Hierüber wurde jeweils ein Protokoll angefertigt. Auch trug die sich über fast fünf Jahre erstreckende Reihe dazu bei, das durch das Studium der traditionellen Quellengruppen gewonnene Gesamtbild zu ergänzen, zu modifizieren, abzurunden.²
4. An den Erinnerungsabenden konnten zahlreiche Kontakte mit älteren Menschen geknüpft werden, die sich zu einem intensiven Interview bereit erklärten. Parallel zu der Veranstaltungsreihe wurden bereits 14 solcher Interviews durchgeführt.
5. Insgesamt schufen die Veranstaltungsreihe »Hürth erinnert sich« und deren positive Aufnahme in der Öffentlichkeit die Voraussetzung dafür, daß die Stadt Hürth 1988 beschloß, im Rahmen einer zweijährigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme einen weiteren Historiker im Archiv der Stadt mit der Aufgabe zu beschäftigen, nunmehr eine systematische Befragung von Zeitzeugen zur Hürther Stadtgeschichte zwischen etwa 1920 und 1955 durchzuführen.

Ziel der im Mai 1989 begonnenen, noch bis April 1991 laufenden Arbeitsbeschaffungsmaßnahme soll es vor allem sein, schwerpunktmäßig Informationen zu solchen Themen zu sammeln, über die die überlieferten schriftlichen Quellen nur unzureichend Auskunft geben. Solche Themen sind u. a.:

- die politische Kultur in Hürth während der Weimarer Republik
- die Rolle des Katholizismus in der Lokalpolitik und im Alltag der Menschen
- die politischen und kulturellen Aktivitäten der lokalen Arbeiterbewegung
- die Entwicklung der NSDAP von einer bedeutungslosen Splitterpartei zur alles beherrschenden Macht
- das lokale System der nationalsozialistischen Herrschaft in Hürth
- das Schicksal der Hürther Juden
- der Einsatz von Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen in den verschiedenen Zweigen der Hürther Wirtschaft
- der Wiederbeginn des politischen, kulturellen und sozialen Lebens nach 1945

Diese Zielsetzung bestimmt die Auswahl der Gesprächspartner und die Methode des Interviews: Bürger, von denen wir annehmen, daß sie etwas zu den uns interessierenden Punkten erzählen können, werden direkt angesprochen und als »Sachverständige« zum jeweiligen Thema befragt. Aus dieser Gesprächssituation

² Zum gegenwärtigen Stand dieses Erkenntnisprozesses vgl. Manfred Faust, Grundzüge der Hürther Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Thesen und Fragestellungen, in: Hürther Heimat a. a. O. S. 95–104.

heraus kann das Interview dann auch auf andere Aspekte der Stadtgeschichte ausgeweitet werden, die sich im Gesprächsverlauf ergeben.

Über die während der Reihe »Hürth erinnert sich« geknüpften Kontakte ergaben sich die ersten Interviews. Dabei zeigte sich sogleich, wie sehr die Zeit in einem Projekt wie diesem drängt: Mehrere Bürger, die sich als Gesprächspartner angeboten hatten, waren inzwischen verstorben oder konnten aus Gesundheitsgründen nicht mehr befragt werden. Daneben wurden mittels einer Presseerklärung der Stadt Hürth in der Lokalpresse Zeitzeugen für unser Projekt gesucht. Die Resonanz auf diesen Aufruf war jedoch enttäuschend, lediglich fünf Interviews waren das Ergebnis. Gleichzeitig begann aber das »Schneeballsystem« zu wirken, d. h. von den bisherigen Gesprächspartnern als gutinformiert bezeichnete Personen wurden angesprochen und ihrerseits um ein Interview gebeten. Ebenfalls direkt angesprochen wurden Bürger, von denen aus verschiedenen Quellen bekannt war, daß sie in dem uns interessierenden Zeitraum politisch oder gesellschaftlich aktiv waren. In fast allen Fällen erklärten sich die Angesprochenen sofort zu einem Interview bereit. Bis zum Juni 1990 konnten 42 Interviews geführt werden.

Die Gespräche finden fast immer in der Wohnung der Interviewpartner statt; es wird bewußt Wert auf eine private und vertrauensvolle Atmosphäre gelegt. Eine – zuweilen sehr ausführliche – Begrüßungsphase dient dazu, noch einmal über das Projekt zu informieren und zugleich einige persönliche Informationen auszutauschen. Alle Gesprächspartner erhalten als Geschenk der Stadt Hürth den Katalog zu einer vom Stadtarchiv zusammengestellten Fotoausstellung »Hürth um 1930«. Dieses Geschenk hat einen doppelt positiven Effekt: Zum einen erleichtern die in dem Katalog abgebildeten Fotos den Einstieg in den Prozeß des Erinnerns, zum anderen fühlen sich etliche der Beschenkten veranlaßt, eigene Fotos und andere Dokumente hervorzuholen und diese dann dem Archiv zur Reproduktion zu überlassen oder in Ausnahmefällen sogar zu schenken.

Durch vorausgegangene Telefonate (manchmal auch durch Briefe) wissen die Interviewpartner, welche Themen uns interessieren, und können sich auf das Gespräch vorbereiten. Auch der Interviewer hat so die Möglichkeit, sich ein Bild von der Persönlichkeit und vom früheren Umfeld des Gesprächspartners zu machen und aufgrund dieser Informationen einen speziellen Fragenkatalog zusammenzustellen, der bei dem Gespräch als Orientierungshilfe dient, sobald die Phase des selbständigen Erinnerns beendet ist.

In den ersten Interviews hatte sich gezeigt, daß dieser Fragenkatalog nicht zu allgemein gehalten sein durfte. Auch ein auf die Verhältnisse in Hürth zugeschnittener Fragebogen konnte den von z. T. ausgeprägten lokalen Besonderheiten und unterschiedlicher sozialer Stellung bestimmten Lebenserfahrungen der Gesprächspartner nicht hinreichend Rechnung tragen. Der Fragebogen wurde daher jeweils

auf die Person des Befragten abgestimmt, wobei Faktoren wie Wohnort, berufliche Situation, weltanschauliche Haltung etc. nach Möglichkeit berücksichtigt wurden. Fragen wie »In Ihrer Straße hat doch die jüdische Familie N. gewohnt, was ist aus ihr in der NS-Zeit geworden?« oder »Führendes Mitglied Ihrer Organisation war doch N. N., haben Sie mit ihm zu tun gehabt?« lösen natürlich eher Erinnerungen aus als eine allgemein gehaltene Frage.

Bislang wurden die meisten Interviews als Einzelgespräch geführt, daneben kam es in Einzelfällen auch zu Gesprächen mit bis zu drei Partnern. Die Anwesenheit von mehreren Gesprächspartnern hatte dann einen positiven Effekt, wenn diese sich in einem wechselseitigen Prozeß des Erinnerns um eine gemeinsame Rekonstruktion des damals Geschehenen bemühten; sie konnte aber auch dazu führen, daß das Interview einen völlig unkontrollierbaren Verlauf nahm, dem der Interviewer nicht mehr entgegenzusteuern vermochte. Insgesamt ergiebiger waren die Einzelgespräche, die dem Interviewer die Möglichkeit gaben, sich gänzlich auf einen Gesprächspartner einzustellen und diesen durch vorsichtiges, aber beharrliches Nachfragen in seiner Erinnerungsfähigkeit zu unterstützen. Im Einzelgespräch bestand zudem eine größere Bereitschaft, zu den eingangs genannten »heiklen« Themen Auskunft zu erteilen (oft allerdings verbunden mit der Bitte, vorübergehend das Tonbandgerät abzuschalten).

Die Informationen, die unsere Interviewpartner zur Lokalpolitik in Hürth während des Zeitraumes 1925–1949 erteilen konnten, waren insgesamt recht spärlich. Die Ursache hierfür liegt vornehmlich in dem Umstand, daß die die Politik dieser Jahre prägenden Persönlichkeiten alle verstorben sind oder aufgrund ihres Alters nicht mehr befragt werden konnten. Die von damals jugendlichen Parteimitgliedern sowie von Familienangehörigen ehemals führender Lokalpolitiker eingeholten Auskünfte brachten zwar manche interessanten Details, waren aber insgesamt zu dürftig, um den gewünschten Einblick in das Innenleben der damaligen politischen Parteien zu erhalten. So ließ sich etwa der Vorsatz, unsere spärlichen Kenntnisse über das bis 1933 in der Hürther Lokalpolitik dominierende Zentrum zu erweitern, bisher nicht realisieren. Zwei nach langer Suche gefundene ehemalige Zentrumsmitglieder, die allerdings keine leitenden Funktionen ausgeübt hatten, waren inzwischen zu alt, um sich noch an Parteileben und Parteipolitik zu erinnern.

Über die beiden Arbeiterparteien SPD und KPD konnte sehr viel mehr in Erfahrung gebracht werden. Das gilt insbesondere für die SPD und ihre damalige Jugendorganisation, die SAJ, über deren Aktivitäten eine ganze Reihe ehemaliger Mitglieder Auskunft geben konnten. Insgesamt aber zeigten sich die meisten Interviewpartner, selbst solche, die sich politisch engagiert haben, erstaunlich schlecht über lokale parteipolitische Vorgänge informiert. Dies gilt, unabhängig vom weltanschaulichen Standpunkt des Befragten, für den gesamten Untersuchungszeitraum.

Die Interviews brachten immer dann eine Fülle interessanter Materials, wenn Ereignisse angesprochen wurden, die im Leben der Gesprächspartner eine wichtige Rolle gespielt hatten. Solche Ereignisse sind vor allem die Kriegsgeschichte und die Wirren der ersten Nachkriegsjahre, wobei hier noch hinzukommt, daß solche Erinnerungen von Schuldgefühlen unbelastet sind. Vorgänge aus der Zeit des Nationalsozialismus, die als problematisch empfunden wurden, sprachen die Interviewpartner fast nie von alleine an; nur durch geschicktes Fragen konnten hierzu geeignete Informationen erhalten werden. Zeitzeugen, die mit dem Regime oder einzelnen Machtwaltern aus welchen Gründen auch immer in Konflikt geraten sind, berichteten insgesamt bereitwilliger, ausführlicher und vor allem zuverlässiger als solche, die sich mit dem »Dritten Reich« arrangiert hatten. Zum überaus brisanten Thema »Reichskristallnacht« in Hürth, die nach den überlieferten schriftlichen Quellen überhaupt nicht stattgefunden hatte, ergab die Befragung der Bürger, von denen sich natürlich etliche in Schweigen hüllten, andere dafür um so ausführlicher äußerten, genügend Informationen, um die damaligen Ereignisse recht genau zu rekonstruieren. Über das zwiespältige Verhältnis der Bevölkerung zu den Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen, die in der Hürther Industrie und Landwirtschaft massenhaft eingesetzt wurden, hatte fast jeder Gesprächspartner etwas zu berichten. Die Bereitschaft, sich ausführlich zur NS-Zeit in Hürth zu äußern, war generell bei den Gesprächspartnern am geringsten, die schon vor Beginn dieser Zeit erwachsen waren.

Unproblematisch war es, Informationen zur Alltagsgeschichte zu erhalten. Die meisten Gesprächspartner konnten hier mit z. T. sehr präzisen Angaben über Wohn-, Arbeits- und Freizeitbedingungen vergangener Zeiten bis hin zur Frühphase der Weimarer Republik aufwarten. Interessant waren hier besonders die Berichte über die bis 1933 in fast allen Ortschaften Hürths bestehenden Vereine der Arbeiterkultur- und -sportbewegung, über die ansonsten kaum etwas Schriftliches überliefert ist.

Die Auswertung der auf Tonband aufgezeichneten Interviews erfordert einen sehr großen Zeitaufwand. Von jedem Gespräch wird ein Protokoll angefertigt, das alle für die Stadtgeschichte relevanten Informationen chronologisch und sachlich gliedert enthält. Diese Gesprächsprotokolle, die den Gesprächspartnern mit der Bitte um etwaige Korrekturen oder Ergänzungen zur Autorisierung vorgelegt werden, ermöglichen es dem Benutzer, die Interviews ohne großen Zeitaufwand auszuwerten. Erschwerend bei der Erstellung eines solchen Protokolls ist die offene Struktur der meisten Interviews. Bei dem Prozeß des Erinnerns spielt für viele Gesprächspartner die Chronologie des Erzählens kaum eine Rolle; wann genau ein Ereignis stattgefunden hat, ist oft vergessen. Einziges Hilfsmittel, das Erzählte chronologisch einzuordnen, sind Fragen nach den privaten Lebensdaten (»Waren Sie damals schon verheiratet? War das Kind schon da? Hatten Sie zu dieser Zeit die Lehre

bereits beendet?«); historische Daten (selbst so wichtige wie das der NS-»Machtergreifung«) helfen meist nicht weiter. Das Bemühen, die Aussagen des Gesprächspartners chronologisch und systematisch zu ordnen, (und insbesondere der Vergleich mit dem eigenen Wissen) fördert in der Regel etliche Widersprüchlichkeiten und Fehler zutage. Auch ganz offensichtlich unrichtige Feststellungen werden (mit einem entsprechenden Vermerk im Arbeitsexemplar) in das Gesprächsprotokoll aufgenommen, geben sie doch Aufschluß darüber, wie die Menschen mit ihren Erfahrungen umgehen. Sobald die Protokolle autorisiert sind, werden sie einzeln in einem eigenen Bestand im Archiv abgelegt; ein Sach-, Orts- und Personenregister soll sie dem Benutzer erschließen. Auch die Tonbänder werden, entgegen ursprünglich anderer Absicht, archiviert, so daß es dem Forschenden möglich ist, die authentische Quelle zu konsultieren.

Wenngleich auch festgestellt werden muß, daß nicht alle gesteckten Ziele des Projektes erreicht werden können, so sind die bisherigen Erfahrungen doch positiv zu bewerten. Durch die Interviews kommt das Hürther Stadtarchiv in den Besitz einer Vielzahl von Informationen zur Stadtgeschichte, die auf andere Art nicht zu erhalten sind und die in wenigen Jahren für immer verlorengegangen wären.

Interviews zur Ortsgeschichte. Ein Projekt des Stadtarchivs Wesseling

von Winfried Böcker

Vom 1. 9. 1986 bis zum 31. 12. 1988 führte das Stadtarchiv Wesseling ein Projekt durch, in dem ältere Zeitzeugen zur Ortsgeschichte befragt wurden. Teile des Zwischenberichts vom Mai 1987 und der zusammenfassende Abschlußbericht vom Februar 1989 werden im Folgenden abgedruckt.

Das weitere Ziel war der Aufbau eines zeitgeschichtlichen Archivs der Stadt Wesseling. In diesem Rahmen bestand die Aufgabe insbesondere darin, über Gespräche bzw. Interviews mit noch lebenden Zeitzeugen ortsgeschichtliches Geschehen und Leben in Daten, Fakten und Ereignissen als Tonbandaufzeichnung festzuhalten und archivisch aufzubereiten. Zudem sollten zeitgeschichtlich relevante Dokumente der Bürger für das Stadtarchiv gewonnen und ebenfalls archivisch bearbeitet werden.

Einarbeitungsphase und Entwicklung eines Arbeitskonzeptes

Die Entwicklung eines Gesprächskonzeptes zur Vorbereitung und Durchführung von Interviews im Rahmen des Aufbaus eines zeitgeschichtlichen Archivs erforderte die intensive Einarbeitung in die Geschichte der heutigen Stadt Wesseling. Da die »kleine Geschichte« mit der »großen« oft unmittelbar korrespondiert, waren sowohl lokalgeschichtliche als auch regionale und überregionale Ereignisse, Fakten und Daten einzubeziehen. Aus dieser Vorarbeit heraus entstand als Leitfaden für die zu führenden Gespräche ein nach geschichtlichen Schwerpunkten und Abschnitten chronologisch geordneter Raster, der neben den lokalgeschichtlichen auch die übergeordneten geschichtlichen Ereignisse angemessen berücksichtigte. Damit soll die Möglichkeit gegeben werden, lebensgeschichtliche Etappen zeitgeschichtlichen Abschnitten zuordnen zu können. Gleichzeitig soll damit gewährleistet sein:

- daß Aussagen zu bestimmten zeitgeschichtlichen Ereignissen und Abschnitten systematisch erfaßt und gesammelt werden können;
- daß durch verschiedene Perspektiven eine Verdichtung bzw. Ergänzung von Fakten zu bestimmten Ereignissen erfolgen kann;
- daß durch bestätigende Aussagen zu einem bestimmten Ereignis ein höherer Grad an geschichtlicher Objektivität erreicht wird, oder daß durch widersprüchliche Aussagen diese sich selbst in Frage stellen oder sich gegenseitig korrigieren.

Methodisch dient dieser Leitfaden als Basis für das sogenannte »teilstrukturierte narrative Interview«, das durch vorsichtig lenkendes Eingreifen versucht, sich der Lebensgeschichte und damit der Erfahrungsstruktur der Befragten elastisch anzupassen. Diese Gesprächsform des Erzählens läßt dem Befragten neben der Beantwortung von Fragen zur erlebten Zeitgeschichte viel Zwischenraum für die Darstellung persönlicher Erlebnisse, Beobachtungen und Reaktionen. Zudem ermöglicht es diese Methode, zusätzlich neue und unerwartete Informationen zu erhalten, die für die weiteren Gespräche wiederum genutzt werden können.

Zur Vorstrukturierung der einzelnen Gespräche für die Bandaufzeichnung erscheint eine vorherige persönliche Kontaktaufnahme mit den Gesprächspartnern unerlässlich. Zum einen gewährleistet ein Vorgespräch den nötigen Einblick in die Lebensgeschichte des betreffenden Gesprächspartners, zum anderen stellt es eine vertrauensbildende Maßnahme dar, die gerade bei älteren Menschen Unsicherheiten und Vorbehalte abbauen helfen kann. Außerdem können bei dieser Gelegenheit bereits persönliche Dokumente gesichtet und sondiert oder auf ihren Wert fürs Archiv aufmerksam gemacht werden. Als Erinnerungshilfe für das eigentliche Interview hinterlasse ich den Gesprächspartnern einen Katalog mit lebens- und zeitgeschichtlichen Stichpunkten, die in etwa den Zeitraum von 1900 bis 1950 umfassen (Anlage 1).

Anlaufphase und Durchführung der Gespräche

Ausgangspunkt für die ersten Gespräche waren einige wenige Adressen von Bürgern, die dem Stadtarchivar gegenüber bereits ihre Gesprächsbereitschaft bekundet hatten. In der Anlaufphase wurde zusätzlich über einen persönlich gehaltenen Brief des Stadtdirektors in der lokalen Presse versucht, Bürger aufmerksam zu machen und als Gesprächsteilnehmer zu gewinnen. Der Erfolg dieses Aufrufs war jedoch eher bescheiden. Erfolgversprechender erschien nach dieser Erfahrung die direkte Ansprache. Weitere Gesprächspartner konnte ich durch direkte Kontaktaufnahme mit Vorsitzenden von ortsansässigen Vereinen, Verbänden und öffentlichen Einrichtungen ausfindig machen. Meist kam man mir dabei mit Interesse entgegen. Auf diesem Hintergrund hatte ich bereits in der Anlaufphase eine Kartei mit nahezu zwanzig gesprächsbereiten Bürgern anlegen können. Im weiteren Verlauf der Arbeit hat sich jedoch gezeigt, daß das sogenannte »Schneeballprinzip«, d. h. die persönliche Weiterempfehlung der erfolgreichere Weg bei der Gewinnung von neuen Gesprächspartnern war. In der Regel bringe ich zwei neue Adressen von meinen Gesprächen mit zurück. In wenigen Monaten hat sich so die Anzahl von gesprächsbereiten Bürgern auf über achtzig erhöht.

Zunächst ergänzten die Informationen aus den ersten Gesprächen die mehr offiziellen Daten meines Rasters durch den Einblick in den geschichtlich geprägten

Lebensalltag Wesseling Bürger und erweiterten nutzbringend meinen Fragehorizont in Detailbereichen für die folgenden Gespräche. Im allgemeinen habe ich bei meiner Kontaktaufnahme mit Bürgern eine hohe Bereitschaft zu den Gesprächen vorfinden können. Unsicherheiten, Mißtrauen und Vorbehalte konnte ich in den meisten Fällen durch das Vorgespräch beseitigen. Bei der Kontaktaufnahme ist es wichtig, ein positives Verhältnis aufzubauen, das für ein gutes Gesprächsklima Voraussetzung ist. Eine direkte Ablehnung, die eher in persönlichen Motiven zu suchen ist, war bisher die Ausnahme.

Die Gespräche selbst sind in der Regel zeitintensiv und bieten trotz lenkender Strukturierung eine heterogene Informationsfülle. So bleibt es oft nicht bei einem Termin, wenn möglichst viele interessante Lebensbereiche erfaßt werden sollen. Vor der eigentlichen Bandaufzeichnung kommt es nicht selten zu einem einstimmenenden Gespräch. Ebenso ist mit dem Ende der Bandaufzeichnung das Gespräch durch die situativ entstandene psychologische Nähe oft nicht abgeschlossen, so daß auch persönliche Dinge anschließend noch zur Sprache kommen. Diese Gesprächsbeziehung kann nicht abrupt abgebrochen werden, ohne den Gesprächspartner zu verprellen.

Die meisten bisherigen Interviews fanden als Einzelgespräche statt. Das hat den Vorteil, daß eher persönliche Dinge und Ansichten zur Sprache kommen. Methodisch interessant und fruchtbar sind allerdings auch Zweier- und Gruppengespräche. Durch Initialfragen angeregt, läuft das Gespräch dann mehr zwischen den einzelnen Gesprächspartnern, die sich gegenseitig die Stichworte aus ihrer oft gemeinsam erlebten Vergangenheit als Erzählanlaß liefern. Für die weitere Gesprächsarbeit bedeutet das, den Gesprächskreis der Anzahl nach situations- und personenbezogen zu variieren.

Inhaltliche Problembereiche

Inhaltlich stellt die Befragung zur NS-Zeit ein besonderes Interviewproblem dar. Obwohl in der Regel über die Ereignisse zur Sache bereitwillig Auskunft gegeben wird, auch über die sogenannte Reichskristallnacht, ist doch die Betroffenheit mancher Bürger immer noch spürbar. Ob nun aus Betroffenheit, aus moralischen Gründen oder anderen Motiven, es besteht eine große Scheu, Namen von Beteiligten am Judenpogrom zu nennen. Diese Situation verlangt daher eine einfühlsame Gesprächsführung, die die Gefühlslage der Befragten berücksichtigt und die ablehnende Haltung gegenüber Namensnennungen akzeptiert.

Auch bei den Ostflüchtlings und Vertriebenen, die heute in Wesseling leben, habe ich Vorbehalte feststellen können. Sie scheinen ihre Vergangenheit, d. h. ihren zeitweisen Lageraufenthalt nicht selten als einen Makel zu empfinden. Aber in den

meisten Fällen konnte ich Bedenken und Vorbehalte dieser Art ausräumen, indem ich auf die geschichtliche Relevanz dieses Lebensabschnitts verwies.

Ein weiteres Problem stellt das Kapitel der Fremd- und Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs dar. Bis auf Mitleid für ihre schlechte Situation, auf Begegnungen bei der Arbeit und unerlaubte Hilfeleistungen ist wenig über ihre Behandlung durch Aufseher und Gestapo sowie die Lagerwirklichkeit zu erfahren. Möglicherweise haben Kontakt- und Sprachschwierigkeiten sowie fehlender Einblick in die bewachten Lager dies verhindert.

Die Aufbereitung der Ergebnisse und ihre datenmäßige Verarbeitung

Von 1986 bis 1988 konnte ich 77 Zeitzeugen befragen und die mit ihnen in Form von Lebensgeschichten geführten Gespräche auf Band festhalten. Insgesamt liegen dazu 128 Tonkassetten (à 90 Min.) vor. Über die Nutzung der aufgezeichneten Gespräche ist mit dem jeweiligen Interviewpartner eine schriftliche Vereinbarung getroffen worden, die die Verwendungsmöglichkeiten dieses Materials für das Stadtarchiv und für Dritte regelt, sichert und gleichzeitig auf eine Rechtsbasis stellt (Anlage 2).

Zunächst wurden die einzelnen Gespräche nur inhaltlich ausgewertet, d. h. der Inhalt wurde in protokollartiger Verkürzung schriftlich erfaßt und in den elektronischen Datenspeicher eingegeben. Dabei scheint es nicht zweckmäßig, die Informationen aus den Gesprächen chronologisch zu ordnen. Sinnvoller ist es vielmehr, mit Blick auf den späteren Benutzer, der in der Regel nach bestimmten Ereignissen und Fakten fragen wird, den Inhalt durch entsprechend charakterisierende Kategorien zu kennzeichnen und über inhaltlich gewonnene Stichworte, die den gezielten Zugriff unter speziellen Fragestellungen ermöglichen müssen, wieder abrufbar zu machen. Der groben Zuordnung nach politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Aspekten wird also eine inhaltliche Differenzierung mit Stichwörtern sowie Personen- und Objektbezeichnungen ergänzend zur Seite gestellt. Die Kategorien und Stichwörter müssen dabei natürlich weitgehend gesprächsübergreifend gebildet werden. Ob diese vorläufig gebildeten Kategorien und Stichwörter greifen und ihren Zweck erfüllen, muß zu gegebener Zeit überprüft werden.

Inhaltlich sind die Gespräche – auf das Notwendige verkürzt – im EDV-Speicher systematisch erfaßt und mit einem mehrdimensionalen Stichwörterverzeichnis versehen worden. Die Überarbeitung und Optimierung des Stichwortkatalogs steht allerdings noch aus; dazu müßten sämtliche Stichwörter alphabetisch ausgedruckt werden, um sie dann sinnvoll und systematisch einander anzugleichen. Aber auch ohne diese Revision ist der Stichwortkatalog bereits heute brauch- und nutzbar. Weiterhin sollte eine EDV-Kartei angelegt werden, in der die persönlichen Daten

der Gesprächspartner, die Daten der Aufzeichnung sowie die Art und Anzahl der zur Verfügung gestellten Dokumente erfaßt werden.

Neben den aufgezeichneten Gesprächen konnte ebenfalls eine Fülle von zeitgeschichtlich interessanten Dokumenten für das Archiv gewonnen werden. Vor allem Fotos aus älterer Zeit (Ortsansichten, Gruppenfotos von Vereinen und Feuerwehr, Militärzeit, NS-Zeit, Schulfotos, Ortsfeste, Karneval, Familienfotos), persönliche Urkunden und Papiere (Ausweispapiere, Militärpapiere, notarielle Urkunden, Patente, Ahnenpaß), Schriftverkehr mit Behörden (vor allem aus der NS-Zeit), Schulchroniken älteren und neueren Datums, Festschriften und Selbstdarstellungen von Vereinen und Parteien, Schülerarbeiten zur Lokalgeschichte (Themen: Luftangriffe, Fremdarbeiter, Kirchliches Leben, NS-Alltag, Judengemeinde), Bücher, Schriften und Gebietskarten von lokalgeschichtlicher Bedeutung, alte Postkarten mit Wesselingers Ortsansichten, Zeitungsausschnitte wurden dem Archiv zur Reproduktion leihweise zur Verfügung gestellt. Gelegentlich gab es auch Schenkungen von Originalen (so die Kirchenchronik von St. Germanus).

Bei dieser Sammlung von Dokumenten ist besonders der Bereich der Fotografien beträchtlich erweitert worden. Die archivische Bearbeitung dieser Dokumente, vor allem der Fotografien, stellt sich als eine gesonderte und zusätzliche Aufgabe des Archivs heraus. Im übrigen müßten diese Zeitdokumente, die in ihrer Art von ganz unterschiedlicher Qualität und Provenienz sind, nach ihren spezifischen Merkmalen geordnet und EDV-mäßig erfaßt werden. Grundsätzlich sollten sie aber ihrem ehemaligen Besitzer, der in den meisten Fällen auch Interviewpartner war, als Nachlaß, Schenkung oder Sammlung zugeordnet bleiben und als zusätzliches Quellenmaterial dem aufgezeichneten Gespräch zur Seite gestellt werden können.

Inhaltliche Ergebnisse

Da für die zu führenden Gespräche keine engere Themenstellung vorgegeben war, bezogen sie sich inhaltlich wesentlich auf die Darstellung der persönlichen Lebensgeschichte der einzelnen Gesprächspartner mit jeweils ihren besonderen Schwerpunkten und individuellen Sichtweisen. Diese Lebensgeschichten umfassen in etwa den historischen Zeitraum von der Jahrhundertwende bis in die heutigen Tage hinein. Dabei werden auch Erzählungen und Episoden der Eltern, Großeltern oder auch von Bekannten als vermittelte Geschichte mit eingebracht, so daß die Zeit von 1900 bis ca. 1920 fragmentarisch in die Gespräche einfließt.

Aber auch bei den Gesprächspartnern selbst liegen für die Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur lückenhafte Erinnerungen vor, die kaum ein historisches Gesamtbild entstehen lassen. Die weitgehend von mir chronologisch strukturierten Lebensgeschichten der Zeit zwischen 1920

und 1950 weisen dagegen immer wieder Schwerpunkte und Verdichtungen auf, die sich auf ortsgeschichtlich markante Ereignisse und prägnante Lebenssituationen vor allem in sogenannten »schweren Zeiten« beziehen. Es muß hier allerdings einschränkend gesagt werden, daß diese Schwerpunkte durch den die Gespräche strukturierenden Leitfaden in Teilen mit evoziert wurden.

Die Darstellung der Ergebnisse kann in diesem Bericht nur von allgemeiner und übergreifender Art sein. Eine spezielle Auswertung des Gesprächsmaterials konnte im vorgesehenen Zeitraum und Rahmen nicht erstellt werden und bedarf sicher auch einer eigenen arbeitsintensiven Analyse, die, da sie verschiedene Verständnis- und Verstehensebenen zu berücksichtigen hat, ihre spezifisch methodischen Probleme aufweist. Es stellt sich dabei die Frage, ob eine Auswertung nicht sinnvollerweise einschränkend themen- und/oder zeitgebunden vorgenommen werden sollte, und das immer unter Berücksichtigung der Bedingungen der Verarbeitung von Erlebnissen sowie der Konstruktion und Rekonstruktion von Lebensgeschichten. Die Interviewsituation selbst stellt dabei ein besonderes Analyseproblem dar.

Die Gespräche erfassen vor allem das geschichtlich geprägte Alltagsleben mit seinen lokalen Höhepunkten und Besonderheiten und spiegeln das ortsgebundene Zusammenleben der Bürger auf dem Hintergrund sozio-kulturell geprägter Wahrnehmungsweisen. In diesem Zusammenhang kommt dem Generationenunterschied der einzelnen Gesprächspartner eine interessante Bedeutung zu. Ein und dasselbe Ereignis wird aus dem altersmäßigen Unterschied aus verschiedenen Perspektiven erfaßt. Je nachdem in welcher Lebensphase einschneidende Ereignisse fallen, macht es einen Unterschied, in welchem Alter, in welcher sozialen Position oder vor welchem biographischen Hintergrund diese Ereignisse erlebt wurden. Neben den Daten persönlicher Entwicklung, von Lebensetappen und Lebensbereichen (Familie und Erziehung, Kindheit und Jugend, Schule und Kirche, Beruf und Arbeit, Freizeit und Mode, Jungesellenzeit und Ehe, Wohn- und Lebensverhältnisse) wird vor allem immer wieder Bezug genommen auf folgende Zeitereignisse:

vor/um 1920:

- Kaiserzeit und Endphase Erster Weltkrieg
- Besatzungszeit (Verhalten, Kontakte und Unterbringung der Soldaten)
- Versorgungslage

20er Jahre:

- Inflationszeit und Weltwirtschaftskrise (Versorgungslage, Selbsthilfe, Arbeitslosigkeit)
- politische Situation (Separatisten, Kommunisten und Sozialdemokraten)
(die politische Großwetterlage der Weimarer Republik bleibt weitgehend außer Betracht, ausgenommen bei sich vorrangig politisch verstehenden Gesprächspartnern)

- Hochwasser 1926
- Mode und Freizeit

30er Jahre:

- politische Situation vor 1933 (der Fall »Hubert Stupp«, parteipolitische Auseinandersetzungen)
- Arbeitslosigkeit und Versorgungslage
- Machtübernahme der Nazis, NS-Alltag, Veränderungen im Alltag, NS-Organisationen und Mitgliedschaft, NS-Parteigenossen und Verhalten, Einstellung und Verhalten gegenüber dem NS-Staat, Rolle der Schule und Kirche, Verweigerung und Widerstand
- Diskriminierung der Juden, Judenpogrom 1938 (in diesem Zusammenhang wird oft das Zusammenleben mit den jüdischen Mitbürgern vor und während der NS-Herrschaft thematisiert)
- Beginn des Zweiten Weltkriegs, Einquartierung deutscher Soldaten (Kontakte)

40er Jahre:

- Zweiter Weltkrieg (Kriegserlebnisse in der Heimat und an der Front), Versorgungslage, Luftangriffe und Luftschutz (Opfer und Schäden), Einstellung und Haltung zum Krieg, Endphase (Volkssturm, Flucht und Besetzung durch die Alliierten)
- Fremdarbeiter (Lager, Kontakte, Behandlung und Versorgung)
- Besatzungszeit (Verhalten, Kontakte, Konsequenzen, Versorgung)
- Schwarzmarktzeit
- Vertriebene (Unterbringung, Kontakte, Arbeit, Integration)
- Währungsreform und Wiederaufbauphase

Abschließend wird in der Regel auch Stellung bezogen zur Wesseling Stadtentwicklung bis in die 80er Jahre hinein. Hier findet sich beim Lebensrückblick und dem Vergleich zwischen früher und heute bei den älteren Bürgern, für die das »alte Wesseling« ein Stück eigener Lebensgeschichte bedeutet, vor allem eine kritische Haltung gegenüber der städtebaulichen Entwicklung. In diesem Zusammenhang wird auch oft der Verlust an Nähe zwischen Verwaltung und Bürgern beklagt.

Die lebens- und ortsgeschichtlichen Schilderungen, die oft und gerne in Form von Anekdoten und Episoden dargeboten werden, sind über die Jahrzehnte hinweg mit Namen gefüllt, die das Ortsleben wesentlich und entscheidend bestimmt und geprägt haben. Ebenso werden Bauwerke genannt, die für das Zusammenleben von Bedeutung waren oder immer noch sind, so vor allem aus dem Bereich der Gastronomie und der Arbeit. So wird in weiten Teilen Ortsleben verlebendigt und das alte Ortsbild rekonstruierbar. Leider sind nicht wenige dieser alten Gebäude heute der Spitzhacke zum Opfer gefallen und für die Nachwelt verloren. Bei der Rekonstruktion helfen hier jedoch z. T. Fotografien aus dem zur Verfügung gestellten Dokumentenbestand.

Auch der Rhein ist fast immer Bezugspunkt, sei es als Verkehrsstraße und Arbeitsort oder das Flußufer als Spielort, Ort der Erholung und des Sports. Natürlich bleiben Hochwasser und Eisgang als oft einschneidende Ereignisse nicht unerwähnt.

Thematisiert wird auch das Freizeit- und Arbeitsleben; denn der Ort Wesseling hat mit der ihm eigenen Industrie das Leben der hier lebenden Menschen durch die Zeit hindurch ganz spezifisch geprägt, in schlechten wie in guten Zeiten.

Einordnung und Bewertung des Gesprächsmaterials

Die Gesprächsergebnisse dienen weniger der exakten und repräsentativen Datenerhebung als vielmehr der Spurensuche im Bereich der Arbeits- und Alltagserfahrung sowie der subjektiven Wahrnehmung und Verarbeitung erlebter und gelebter Geschichte. In der subjektiven Perspektive mündlich überlieferter Geschichte und im Blick auf das Alltägliche liegt der eigentliche Ansatz und das Neue der Oral-History-Methode. Sie öffnet den Blick für das Verständnis sozialer Wahrnehmungsformen, für kulturelle und politische Verhaltensweisen wie auch lokaler Besonderheiten.

Die Perspektive subjektiver Geschichte legt dabei Innensichten frei, die die Geschichte mit den Augen von Wünschen, Bedürfnissen und Interessen betrachtet. Das Handeln der Menschen wird ja nicht nur von den großen politischen Ereignissen und Einsichten geleitet und auch nicht allein durch ihre wirtschaftliche und soziale Lage bestimmt, sondern ebenso wichtig ist, welche Rolle Normen, Zwänge und Traditionen im Alltag spielen; denn sie bestimmen weitgehend die Wahrnehmung wie auch die Verarbeitung geschichtlicher Ereignisse. Da sich die Ereignisse also mehr in Bedeutungs- und Empfindungszusammenhängen darstellen und weniger einer chronologischen Reihung folgen, ist bereits bei der Planung der Gespräche darauf geachtet worden, diesen »Erlebnisstrom« durch eine vorsichtig chronologische Strukturierung (Gesprächsleitfaden) zu ordnen und für die weitere Bearbeitung durch Kategorien aus den verschiedenen Lebensbereichen erfaßbar machen zu können.

Um sich aber der historischen Wirklichkeit zu nähern, bleibt es unabdingbar, eine Vielzahl von Quellen zu befragen; denn es geht ja nicht darum, in bloßer Addition von Einzelgesprächen und einzelnen Dokumenten zu einer statistischen Repräsentativität zu kommen, vielmehr geht es darum, ein möglichst vielseitiges, komplexes und auch Widersprüche nicht verschweigendes Bild der Wirklichkeit zu gewinnen. Mündliche Geschichte muß daher, will sie nicht rein deskriptiv bleiben, der Quellenforschung an die Seite gestellt werden und kann erst auf der Grundlage einer umfassenden Theoriebildung zur Ergänzung, Korrektur oder Neuformulierung von

Geschichte beitragen. Erst dann ermöglicht sie es, die historische Wirklichkeit konkreter, differenzierter und komplexer zu rekonstruieren. Und nur unter Berücksichtigung dieser Vorgaben und dieses Grundverständnisses ist eine Auswertung des Gesprächsmaterials sinnvoll. Hier liegen die Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Oral-History-Methode.

Das Gesprächsmaterial bedarf somit der intensiven und vielschichtigen Analyse ebenso wie einer weitsichtigen und vorsichtigen Interpretation, die auch die sozialpsychologischen, wahrnehmungspsychologischen und altersmäßigen Voraussetzungen und Bedingungen, die bei der Entstehung und Rekonstruktion von Lebensgeschichten wirksam sind, mit reflektiert. Lebensgeschichten in diesem komplexen Verständnis sind insofern immer ein Stück Selbstinterpretation in Form der Selbstdarstellung; in ihr offenbart sich, und das gleich mehrdimensional, Geschichte in Geschichten.

Abschließende Bemerkungen

Repräsentativität war nicht angestrebt und durch die angewandte Methode auch nicht erreichbar. So differiert in den aufgezeichneten Gesprächen der Anteil der sozialen Schichten ebenso wie der der Ortsteile, der von Gruppen und Interessengemeinschaften. Insgesamt bleibt so bei der weiten Themenstellung »Ortsgeschichte auf dem Hintergrund von Lebensgeschichten« doch einiges offen im Hinblick auf die Möglichkeit der engeren Darstellung von Lebensbereichen. Zudem bleibt vieles in der historischen Rekonstruktion des Alltagslebens sowohl fragmentarisch als auch äußerlich. Hier müßten im Bedarfsfall im einzelnen durch gezielte Nachfragen zusätzlich Informationen und Daten eingeholt werden. Es gilt also festzuhalten, daß zum einen die noch lebenden relevanten Zeitzeugen im Querschnitt selbst keine Repräsentativität darstellen und zum anderen die Gesprächspartner bei der Forderung nach einer lückenlos zeitgeschichtlichen Darstellung ihres Lebens im geschichtlichen Zusammenhang überfordert wären.

Erst bei einer engen thematischen Vorgabe, die sich einschränkend auf bestimmte Lebensbereiche und/oder Zeitabschnitte bezöge, wären intensivere und gezieltere Fragen wie umfassendere Antworten möglich. Hier könnten im direkten Vergleich sowie in der Verknüpfung von Daten, Ereignissen, Erlebnissen und Lebensverhältnissen konkretere und dichtere Ergebnisse erzielt werden. Dennoch stellen die aufgezeichneten Gespräche ein Material dar, das gerade unter besonderen Fragestellungen ergiebige Informationen bereithält.

Die Aufgabe selbst war so gestellt, möglichst viele Gespräche mit noch lebenden Zeitzeugen zu führen und aufzuzeichnen. So verständlich diese Vorgabe war, so hat die Arbeit jedoch darunter gelitten, als im vorgegebenen Rahmen ein intensiver

Austausch und eine notwendige Auseinandersetzung mit vergleichbaren Projekten und deren Erfahrungswerten fast völlig fehlten und somit eine konstruktiv-kritische Begleitung leider nicht gegeben war. Inwieweit methodische Fehler in Planung und Durchführung gemacht wurden oder die Interviewtätigkeit hätte optimiert werden können, bleibt offen. Verbesserungen waren mir nur mit Hilfe der einschlägigen Literatur möglich, oder sie blieben auf selbstkritische Korrekturen beschränkt.

Anlage 1

Fragenkatalog und Erinnerungshilfe zum Gespräch/Interview

1. Lebensgeschichtlicher Überblick (persönlich)

- Familiengeschichte, Herkunft
- Eltern, Großeltern (Lebensverhältnisse: Wohnung, Arbeit, Versorgung etc.)
- Kindheit (Geschwister, Freunde, Erlebnisse, Spiele etc.)
- Schule (Lehrer, Unterricht, Erziehung etc.)
- Berufsausbildung, Berufstätigkeit, Arbeitswelt (Bedingungen: Lohn, Zeit, Weg)
- Gründung einer eigenen Familie (materielle und ideelle Voraussetzungen und Bedingungen)
- politische und religiöse Einstellung, Aktivitäten, politisches und soziales Engagement
- Freizeit, kulturelle Interessen und Aktivitäten (Vereine, Verbände, Organisationen)
- besondere Interessen, Hobbies, Ereignisse und Vorkommnisse

2. Zeitgeschichtliche Schwerpunkte (persönliche Erlebnisse und Erfahrungen, besondere Ereignisse)

- Kaiserzeit, Erster Weltkrieg
- Weimarer Republik (politische und soziale Verhältnisse: Besatzung, Inflation, Separatisten, Ruhrbesetzung, Erwerbslosigkeit, die »goldenen 20er«, Weltwirtschaftskrise)
- die Jahre vor der »Machtergreifung«, 1930–1933 (besondere Ereignisse und Vorfälle, Wahlen, polit.-soz. Unruhen, »Hubert Stupp«, Parteipropaganda der verschiedenen Parteien etc.)
- »Machtergreifung« und »Gleichschaltung« (Veränderungen im politischen, sozialen und privaten Bereich)
- Leben im Dritten Reich (privater und öffentlicher Lebensalltag, Besonderheiten)
- Juden, politisch Verfolgte, Fremdarbeiter (Judenboykott, Reichskristallnacht etc.)
- der Eintritt in den Zweiten Weltkrieg, 1939, Einberufung
- die Kriegsjahre 1939–1945 (an der Front, in der Heimat, Bomben, Zerstörungen etc.)
- Kriegsende (Volkssturm, Flucht der Nazis etc.)

- die Kapitulation (Einzug der Amerikaner)
- die Besatzungszeit, Besatzungszonen, Entnazifizierung
- soziale Verhältnisse nach 1945 (Versorgung, Schwarzmarkt, Währungsreform, Wiederaufbau, Vertriebene und Evakuierte)

Anlage 2

VEREINBARUNG

zwischen dem Stadtarchiv Wesseling, vertreten durch den Stadtarchivar, und
wird die nachfolgende Vereinbarung getroffen:

1.0 Bandaufzeichnung

- 1.1 Ich erkläre mich hiermit einverstanden, daß die mit mir zu führenden Interviews zur Geschichte der Stadt Wesseling auf Band aufgezeichnet, nach Abschluß der Interviews im Stadtarchiv Wesseling verbleiben und dort archiviert werden.
- 1.2 Das Stadtarchiv Wesseling verpflichtet sich, die Aufzeichnungen so zu lagern, daß ein Zugriff von dritter Seite ausgeschlossen ist.

2.0 Auswertung

- 2.1 Ich stimme einer Auswertung der Aufzeichnungen durch das Stadtarchiv Wesseling zu. Veröffentlichungen bedürfen jedoch unter der Maßgabe, daß die Anonymität bis dreißig Jahre nach meinem Tod gewahrt bleibt, meiner ausdrücklichen Genehmigung.
 - 2.2 Eine Auswertung und Veröffentlichung durch Dritte bedürfen meiner ausdrücklichen Genehmigung.
- #### 3.0 Ergänzende Dokumente, Bilder etc.
- 3.1 Die im Rahmen des Interviews von mir zur Verfügung gestellten Dokumente und Fotografien (Originale oder Kopien) sind im Stadtarchiv Wesseling als Nachlaß zu führen. Einer Verwertung dieser Dokumente und Fotografien durch das Stadtarchiv Wesseling stimme ich im Rahmen der unter Punkt 2.1 getroffenen Regelung zu.
 - 3.2 Der Verwertung der von mir dem Stadtarchiv Wesseling zur Verfügung gestellten Dokumente und Fotografien durch Dritte stimme ich nur im Rahmen der unter Punkt 2.2 getroffenen Regelung zu.

Eine Zeitzeugenbefragung zur NS-Zeit in Neuss

von Susanna Kauffels

Das Stadtarchiv Neuss erhielt 1985 den Auftrag, die Geschichte der Stadt Neuss in der Zeit des Nationalsozialismus zu erforschen. Wegen der sehr schlechten Quellenlage im Stadtarchiv selbst und in Erwartung einer in Aussicht gestellten privaten Forschungsarbeit¹ wurde eine »Ersatz«-Dokumentation geplant: Dokumente aus Privathand, vor allem aber schriftliche Erlebnisberichte von Zeitzeugen der NS-Zeit in Neuss sollten mit dem Ziel einer späteren Veröffentlichung zusammengetragen werden. Vorbild für Vorgehen und Ergebnis war die Publikation des Historischen Archivs der Stadt Köln ». . . vergessen kann man die Zeit nicht, das ist nicht möglich . . .« von Horst Matzerath.²

Im Oktober 1985 wurde an alle Neusser Haushalte ein Aufruf verteilt, der die Bürger zur Mitarbeit bei der Erforschung ihrer Lokalgeschichte aufforderte. Der Aufruf enthielt Angaben über Form und Ziel des Projektes und gab mit zahlreichen Stichworten Erinnerungshilfen an den Alltag in der NS-Zeit. Auch durch mehrere Berichte in der Lokalpresse und ein in der Stadtbücherei zur Ansicht bereitgestelltes Exemplar des Buches von H. Matzerath wurden die Bürger informiert. Darüber hinaus wurde der Aufruf an im Ausland lebende ehemalige Neusser verschickt, soweit deren Adressen zur Verfügung standen. Politische Parteien, Arbeitnehmerverbände sowie in Neuss ansässige kirchliche Ordensgemeinschaften wurden um Unterstützung gebeten.

Die Reaktion auf Aufruf, Briefe und Presseberichte war sehr gering und damit typisch für das Verhalten von Bürgern zur Erforschung der NS-Vergangenheit der eigenen Stadt. Den Projekten im Rahmen einer lokalgeschichtlichen Bearbeitung der NS-Zeit ist wohl eines gemeinsam: Sie stoßen zunächst auf Schweigen, gründend auf Berührungängsten, die, wenn überhaupt, nur durch behutsame und vor allem offene Vorgehensweise beseitigt werden können. Nur ein geduldiger Umgang mit den Zeitzeugen und die offene Darlegung des Projektes ermöglichen das Entstehen eines gerade für diesen Abschnitt der Geschichte so notwendigen Vertrauensverhältnisses zwischen »Informationsgeber« und Informationssuchendem.

¹ Manfred Müller, Neuss unterm Hakenkreuz. Die NSDAP und ihr Gegner in einer katholischen Stadt des Rheinlandes, Essen 1988.

² Horst Matzerath, ». . . vergessen kann man die Zeit nicht, das ist nicht möglich . . .« Kölner erinnern sich an die Jahre 1929–1945. Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes hrsg. v. d. Stadt Köln, Köln 1985 (2. Aufl.).

Das Stadtarchiv hatte die Möglichkeit angeboten, Berichte auf Tonband zu erzählen, um die Bereitschaft zur Mitarbeit im Einzelfalle nicht am Hindernis des »Selber-Schreiben-Müssens« scheitern zu lassen. Dies stellte zwar ein Abweichen vom ursprünglichen Konzept des Projektes dar, versprach aber eine stärkere Beteiligung. Unter den Personen, die ihre Erinnerungen dem Archiv zur Verfügung stellten, waren diejenigen, die die NS-Zeit als Kinder oder Jugendliche erlebt hatten, zunächst stark überrepräsentiert. Wichtig war uns, die Mitarbeit derjenigen zu gewinnen, die die NS-Zeit als Erwachsene erlebt hatten. Um sie gezielt anzusprechen zu können, stellte das Archiv das Projekt in vier Altenstuben vor. Durch diesen persönlichen Kontakt sollten Fragen sofort geklärt sowie Bedenken und Ängste beseitigt werden. Bei diesen Begegnungen zeigte sich, daß für die schwache Aussagebereitschaft nicht nur die Bequemlichkeit des einzelnen oder das Gefühl, nichts »wirklich Wichtiges« beitragen zu können, ausschlaggebend war. Es zeigte sich vielmehr in besonderem Maße, daß die meisten Betroffenen sich grundsätzlich angegriffen fühlten und glaubten, ihr Handeln in der damaligen Zeit rechtfertigen zu müssen. Sie fürchteten, Rechenschaft ablegen zu müssen vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit, und reagierten – sich in der Gruppe sicherer fühlend als allein – zum Teil mit erheblicher Aggressivität. Viele der um Mitarbeit gebeten Menschen lehnten diese ab. Einige äußerten es ganz konkret, bei anderen kam das Gefühl auf, daß die Gründe der Ablehnung oder des Hinhaltens Ausflüchte waren. Es schien, als empfänden die Bürger das Projekt des Stadtarchivs als eine Art zweiter »Entnazifizierung«.

Von Oktober bis Ende 1985 meldeten sich 51 Neusser, die zur Unterstützung der Arbeit bereit waren. Die Mehrzahl stellte Dokumente, größtenteils in Fotokopien zur Verfügung. Nur jeweils zwölf Personen sandten einen selbstverfaßten Erlebnisbericht ein beziehungsweise erklärten sich mit einer Tonbandaufnahme einverstanden. Angesichts dieses schwachen Echos entschlossen wir uns, direkten Kontakt zu einzelnen Bürgern aufzunehmen, von denen sich das Archiv Auskünfte zu dem einen oder anderen Bereich des Alltagslebens in der NS-Zeit erhoffte. Hierzu gehörte auch die Bemühung um Einladungen in die Altenstuben. Von insgesamt 78 angesprochenen Personen stellten lediglich drei selbstgeschriebene Berichte zur Verfügung. Weitere 42 erklärten ihre Bereitschaft zu einem Gespräch mit Tonbandmitschnitt.

Was eigentlich die Ausnahme bleiben sollte, die mündlichen Berichte, war so zur Regel und eigentlichen Methode geworden. Infolgedessen sah sich das Stadtarchiv vor eine völlig neue Aufgabe gestellt: Aus der ursprünglich geplanten Zusammenstellung und Bearbeitung von Erlebnisberichten, die dann, in den notwendigen historischen Kontext gesetzt, veröffentlicht werden sollten, war ein Projekt geworden, dessen erste Aufgabe nun in der Erstellung der Berichte lag. Unter Berücksichtigung der ursprünglichen Konzeption – schließlich lagen ja doch einige schriftliche

Berichte vor – und nach den ersten Erfahrungen mit den Reaktionen der Zeitzeugen erschien es wenig sinnvoll, die vom Thema her sehr angespannte Situation zwischen Erzähler und Mitarbeiterin des Stadtarchivs mit möglichst wissenschaftlichen Methoden zum Informationsgewinn zusätzlich zu belasten. Es kam vielmehr darauf an, durch Einstellen auf den jeweiligen Gesprächspartner in möglichst kurzer Zeit ein gewisses Maß an Vertrauen herzustellen. Mit einem standardisierten Fragenkatalog, dessen Fragen nicht individuell hätten abgestimmt sein können, wäre dies sicherlich nicht gelungen – er erschien uns auch wegen der Gedankenverbindung zum Entnazifizierungsfragebogen ungeschickt. Das offene, zwanglose Gespräch schien uns die erfolversprechendste Methode zu sein, weil sie es ermöglichte, auf jeden Zeitzeugen und seine Situation angemessen eingehen zu können. Ein weiterer Vorteil solcher Gespräche war, daß sich der Prozeß des Erzählens in gewisser Weise verselbständigte. Die Zeitzeugen hatten sich mehr oder weniger auf die Gespräche vorbereitet, bis hin zur Niederschrift ganzer Passagen. Die meisten hatten eine genaue Vorstellung, vor allem davon, worüber sie nicht reden wollten. Mit dem Fortlauf der Unterhaltung setzte eigentlich immer ein gewisser Kontrollverlust ein, das heißt, Dinge, über die der Zeitzeuge eigentlich nicht hatte sprechen wollen, kamen dann doch noch zur Sprache. Die starke Selbstkontrolle bei den Zeitzeugen wurde vor allem deutlich, wenn das Thema »Kriegsende« behandelt wurde. Hier wurde sehr viel spontaner, gelöster und bedeutend mehr erzählt. Dies geschah sicher nicht nur, weil das Kriegsende ein einschneidendes Erlebnis war. Damit beginnt auch eine Zeit, für die man nicht mehr unter einem Rechtfertigungszwang wie für die NS-Zeit steht. Nach dem Stadium des Erzählens, an manchen Stellen durch Nachfragen vertieft, wurden dann von der Bearbeiterin Punkte angesprochen, die noch nicht berührt worden waren. Auch diese waren vorher nicht festgelegt, sondern auf den jeweiligen Zeitzeugen und seinen damaligen Erfahrungsbereich abgestimmt.

Die Abschrift der Tonbandmitschnitte beanspruchte die meiste Zeit in diesem Projekt. Aus Gründen des Datenschutzes – in den Gesprächen waren Namen genannt worden –, aber auch wegen gelegentlicher Bitten der Zeitzeugen, bestimmte Gesprächspassagen nicht niederzuschreiben, konnte die Abschrift der Tonbänder nur durch die Bearbeiterin selbst erfolgen. Wir entschieden uns gegen eine vollständige Transkription, nicht nur der besseren Lesbarkeit wegen, sondern auch um das Verhältnis zwischen schriftlichen Berichten und Protokollen zu wahren. Unter weitestgehender Beibehaltung der Sprechweise und Wortwahl der Zeitzeugen wurden bei der Abschrift, wenn notwendig, grammatikalische und leichte stilistische Änderungen vorgenommen. Die Zwischenfragen wurden aus Gründen der besseren Überschaubarkeit des Textes in der Niederschrift nicht wiedergegeben. Der Inhalt wurde chronologisch geordnet und thematisch zusammengestellt, wenn ein Thema an zwei verschiedenen Stellen des Gesprächs behan-

delt wurde. Die Protokolle wurden den Zeitzeugen vorgelegt und in den meisten Fällen ohne gravierende Korrekturen zur Veröffentlichung freigegeben. Die Zeitzeugen hatten die Möglichkeit, im Text Ausnahmen von der Veröffentlichungsgenehmigung zu kennzeichnen, was allerdings selten und in geringem Umfang geschah. Vier Zeitzeugen arbeiteten die Protokolle in schriftsprachliche Form um; lediglich in einem Falle wurde ein Protokoll dabei stark verändert, indem der Text sehr gekürzt wurde.

Für die Veröffentlichung in der Dokumentation³ wurden die eingesandten Berichte und die Gesprächsprotokolle auseinandergenommen und thematisch zu Kapiteln zusammengestellt, wozu wir uns im Interesse der übersichtlichen Gestaltung der Publikation entschlossen hatten. Dabei waren Überschneidungen nicht zu vermeiden. Manchmal wurden Ausführungen, die eigentlich in ein anderes Kapitel gehört hätten, der Deutlichkeit des speziellen Berichtes halber im Zusammenhang belassen. Ein ausführlicher Index im Anhang des Buches ermöglicht jedoch, alle Informationen zu einem Themenkomplex zu finden. Um den Unterschied zwischen Zeitzeugenaussagen und Zusätzen des Stadtarchivs deutlich zu machen, wurden verschiedene Schrifttypen benutzt: Die Berichte sind in Normaltype gedruckt, alle Angaben des Stadtarchivs in Kursivschrift. Es sind dies insbesondere die Kopfzeilen zu den Berichten, aus denen die wichtigsten Angaben zur Person der Zeitzeugen hervorgehen, die den Grad der Anonymisierung selber bestimmen konnten: Voller Name, Initialen oder nur die Angabe des Geschlechts. Danach folgen das Geburtsjahr und der Wohnort (Stadtbezirk) in den Jahren 1933–1945. Weitere biographische Angaben zu den Zeitzeugen wurden nicht aus den Texten herausgezogen; sie können den Berichten selbst entnommen werden. Der Gesamttext der einzelnen Zeitzeugen läßt sich aus dem Verzeichnis im Anhang des Buches entnehmen. Der Text wurde, wo es zum Verständnis notwendig schien, mit Anmerkungen versehen, sei es in spitzen Klammern innerhalb des Textes oder als Fußnoten. Bei der Publikation der Berichte unterlagen alle Namen einer Anonymisierung durch ausschließliches Verzeichnen der Initialen. Ausnahmen bilden lediglich Personen des öffentlichen Lebens wie Kreisleiter und andere höhere Funktionsträger der NSDAP, Bürgermeister und Beigeordnete. Geistliche werden ebenfalls mit Namen genannt. Im Kapitel über Verfolgung und Widerstand sind die Namen derjenigen genannt, die durch andere Veröffentlichungen bereits bekannt sind, ebenso die der Neusser Juden.

Neben den Dingen, die wir bei der Transkription der Tonbänder bewußt weggelassen haben, gibt es vieles, was sich in den Niederschriften nicht wiedergeben läßt, was aber zum Verständnis wichtig wäre. Gestik, Mimik, Stimmlage, die Art zu

³ Susanna Kauffels, *Die nationalsozialistische Zeit (1933–1945) in Neuss. Zeitzeugenberichte (Dokumentationen des Stadtarchivs Neuss 2)*, Neuss 1988. – Vgl. auch die Rezension zu den Publikationen von Kauffels und Müller von Heinz Pankalla, in: *Annalen d. Histor. Ver. f. d. Niederrhein* 192, 1990, S. 354 ff.

sprechen – laut oder leise, langsam oder schnell, bewegt oder gleichgültig. Über die emotionale Atmosphäre des Gesprächs geht aus der Niederschrift nichts hervor. Was oft im Gespräch offensichtlich war, muß in der Abschrift erst aus dem Zusammenhang erarbeitet werden. Hier ist nun der Leser selbst gefordert, der dies zwar herauslesen kann, aber nur bei gründlichem Studium der Protokolle. Es stellt sich die Frage, ob der Leser einer heimatgeschichtlichen Veröffentlichung daran interessiert und dazu bereit ist. Betrachtet er die Dokumentation als Sammlung in großen Teilen unterhaltsamer Geschichtchen, so kann eine solche Veröffentlichung einem unkritischen, verharmlosenden Umgang mit der NS-Geschichte Vorschub leisten. Als *Ergänzung* zu wissenschaftlichen Untersuchungen der Lokalgeschichte hat diese Art von Veröffentlichungen sicher ihren Wert und inzwischen auch ihren Platz in der Geschichtsschreibung gefunden. Sie kann jedoch keinesfalls eine wissenschaftliche Arbeit ersetzen und sollte auch nicht alleine stehenbleiben.

Lebenserinnerungen sind eine interessante und wertvolle zusätzliche Quelle für die Geschichtsforschung. Schließlich entstehen – jenseits akademischen Interesses – Geschichte und Geschichtsbewußtsein nicht nur durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit, sondern auch durch die Erzählungen der Menschen, die vergangene Zeiten noch erlebt haben. Aber es muß immer berücksichtigt bleiben, daß es sich bei diesen Überlieferungen nur um Teilbereiche eines Lebens handelt, die der Erzählende, bei allem Bemühen um Objektivität, doch beeinflußt durch die Erfahrungen der dem Ereignis nachfolgenden Zeit, wiedergibt. Die Ereignisse werden bewußt oder unbewußt bewertet und entsprechend positiver oder negativer beschrieben oder gar ganz verschwiegen. Somit können die Ereignisse nie so, wie sie sich wirklich zugetragen haben, geschildert werden, sondern immer nur so, wie gerade dieser Zeitzeuge sie im Rückblick sieht.

Unter diesem Aspekt gelesen, gewinnt eine solche Dokumentation noch einen anderen Wert: Wie schon der Verlauf des Projektes im Allgemeinen, vermitteln die Protokolle und Berichte im einzelnen – auch durch die Auswahl und die Art der Behandlung der Themen durch die Zeitzeugen – einen Eindruck über den Stand der »Vergangenheitsbewältigung« sowie den Umgang mit der Geschichte der NS-Zeit im Zeitraum der Befragung.

Zeitzeugenbefragung über die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges in der Ortschaft Marienbaum

von Michael Lehmann

In Vereinen und an Stammtischen wurde häufig über die Kriegstage in unserem Heimatort gesprochen. Es wußten viele Leute hierüber zu berichten.

In der Literatur waren die Kriegsereignisse unseres Ortes nicht erwähnt. So sah der Heimat- und Bürgerverein Marienbaum die Gefahr, daß die Kriegserlebnisse in Marienbaum demnächst vergessen würden; denn in zehn oder zwanzig Jahren können sich nur noch wenige an die Schrecken des Krieges erinnern.

Um dies zu verhindern, hat sich der Verein entschlossen, bei den Marienbaumer Bürgern eine Befragung über die Kriegsereignisse durchzuführen. Was hinterher mit den Aussagen gemacht werden sollte, stand zu Beginn der Befragung noch nicht fest.

Schon nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß nicht nur zehn bis zwanzig Personen, sondern weit mehr über die Kriegsjahre in Marienbaum berichten konnten. Marienbaum hatte 1939 genau 893 Einwohner, 1990 sind es ca. 1850 Einwohner. Zum Schluß hatte der Verein 71 Bürger und Bürgerinnen befragt.

Die Befragungen wurden immer von denselben Personen (Vorsitzender Karl Kempkes und Schriftführer Michael Lehmann) durchgeführt. Zuerst wurde telefonisch vom Vorsitzenden ein Vorgespräch geführt, in dem u. a. geklärt wurde, ob die Ereignisse mit mehreren oder allein erlebt wurden. Waren mehrere Personen beteiligt, so wurde versucht, alle gemeinsam zu der Befragung einzuladen. In einer größeren Runde wurden die Kriegserlebnisse (z. B. Bombenabwurf am Tag x an der Stelle y) sehr detailliert beschrieben. Bei einer Einzelbefragung kam es auf die Person an, inwieweit sie sich an das Ereignis oder die Geschehnisse erinnern konnte. Je persönlicher und je ergreifender und schrecklicher das Ereignis war, um so genauer konnten sie sich erinnern; auch damalige Kinder von sechs bis zehn Jahren zeigten ein unglaubliches Gedächtnis.

Die befragten Personen haben sich spontan bereit erklärt, uns zu sich nach Hause einzuladen. In gewohnter Umgebung und ohne Zeitdruck wurde über das Thema Krieg gesprochen. Sie freuten sich sehr, daß die Kriegserlebnisse aufgeschrieben wurden und wir sie befragten. Da sehr oft traurige Ereignisse erzählt wurden, haben sie des öfteren geweint. Auch bestand ein großes Interesse an den Geschichten anderer befragter Personen, die wir ihnen teilweise erzählten.

Die Befragung begann zuerst mit allgemeinen Auskünften, wie nach der damaligen Familie und dem Wohnhaus. Danach wurde nach den Erlebnissen in der Zeit von 1933 bis 1944 gefragt. Zum Schluß wurde nach dem Geschehen während der Zeit gefragt, als Marienbaum Frontgebiet war. Mit der Ankunft im Lager Bedburg-Hau, wohin jeder Bürger zwischen Kalkar und Xanten vor der Rheinüberquerung evakuiert wurde, endete unsere Befragung.

Über jede Befragung wurde eine Niederschrift verfaßt.

Ziel der Befragung waren die Jahre zwischen 1933 und 1945. Der Zeitraum von 1933 bis 1939 wurde am geringsten beschrieben. Ein Grund ist sicherlich, daß sich in unserem Ort wenig ereignete; es wohnten z. B. in den 20er und 30er Jahren keine Juden in Marienbaum. Ein anderer Grund war der, daß man zwar einige Ereignisse andeutete, diese aber nicht veröffentlicht werden durften, um Ärger bei den Nachfahren, die noch in Marienbaum wohnen, zu vermeiden.

Die Jahre 1940 bis 1944 waren in Marienbaum nicht sehr ereignisreich, außer daß die Deutsche Armee von Marienbaum aus als Kommandostelle eines Generals den Einmarsch in Holland vorbereitete und durchführte. Auch Bombenabwürfe oder Flugzeugabstürze waren seltene Ereignisse. Zahlreiche Aussagen schildern diese Jahre als zwar angespannt, aber ohne größere Ereignisse.

In der Zeit von Herbst 1944 bis März 1945, der Eroberung und Evakuierung von Marienbaum, trugen sich tragische Ereignisse in unserem Ort zu. Hierzu erfolgten auch sehr viele Aussagen. Die Befragten konnten sich hier an die schreckliche Zeit des Krieges sehr gut erinnern. Die Ereignisse der letzten Kriegstage sind aufgrund der Aussagen jetzt sehr gut vorstellbar. Die Befragten wußten sehr oft Kleinigkeiten, wie Uhrzeit, Namen von Soldaten und Abwurfstellen von Bomben.

Das Ergebnis der Befragungen füllte ein Protokoll von 170 Seiten. Wir hatten dabei den Eindruck, daß sich die befragten Personengenau erinnerten. Ein Beweis hierfür sind die zahlreichen Überschneidungen der Aussagen.

Wir erforschten auch andere Quellen. Ein Glücksfall war es, daß ein Zeuge uns noch Briefe seiner im Krieg verstorbenen Mutter geben konnte, die diese ihrem Mann an der Front geschrieben hatte. Hierin hat sie immer wieder das Neueste aus Marienbaum berichtet.

So gut wie keine Auskünfte fanden wir in den hiesigen Archiven. Erfolgreicher war die Suche im Ausland. So erhielten wir Fotos aus England und Kanada sowie eine Kopie des schriftlichen Befehls für Bombenabwürfe auf Marienbaum.

Mit den Zeitzeugenaussagen und den anderen Quellen standen nun reichlich Informationen für ein Buch zur Verfügung. In dem Schriftsteller und bekannten Sachbuchautor Günther Elbin wurde ein erfahrener Autor gewonnen, der als

Niederrheiner mit der Region vertraut und an den Ereignissen besonders interessiert war. Ihm gelang es, die Zeitzeugenaussagen mit Frontberichten zu verknüpfen. Es entstand ein interessanter, ja spannend erzählter geschichtlicher Ablauf der Ereignisse in Marienbaum vor dem Hintergrund des Kriegsgeschehens im Zweiten Weltkrieg.

Das Buch hat den Titel »Ein Dorf an der Front – Marienbaum erinnert sich«. Und obwohl es wegen der ungewöhnlich aufwendigen Gestaltung zu einem recht hohen Preis erschien, wurde es eifrig gekauft und war bald ein Bestseller der Niederrhein-Literatur.¹ Zur Herausgabe des Buches fand eine Ausstellung im Marienbaumer Jugendheim statt, die auf ein großes Interesse traf.

Der Heimat- und Bürgerverein Marienbaum ist mit dem Ergebnis, sowohl dem Buch als auch den Befragungsprotokollen, sehr zufrieden. Günstiger wäre es jedoch gewesen, wenn diese Befragung schon vor 20 oder 30 Jahren durchgeführt worden wäre. Zahlreiche Zeugen der Ereignisse waren bereits verstorben. Vom Beginn der Befragung bis zur Fertigstellung des Buches starben übrigens fünf Personen, die wir jedoch glücklicherweise noch befragen konnten.

¹ Günther Elbin, Ein Dorf an der Front. Marienbaum erinnert sich (Niederrhein erleben), Duisburg 1989.

Bonn im Bombenkrieg. Zeitgenössische Aufzeichnungen und Erinnerungsberichte von Augenzeugen. Erfahrungsbericht des Herausgebers

von Helmut Vogt

Am 18. Oktober 1984 jährte sich zum vierzigsten Male der verlustreiche RAF-Angriff auf das bis dahin vom Luftkrieg weitgehend verschonte Bonn. Durch das breite Presseecho angeregt, begann Frau Anneliese Barbara Baum, deren erschütternde Schilderung eigener Erlebnisse mehrfach abgedruckt worden war, die Erinnerungsberichte anderer Zeitzeugen aufzuzeichnen. Die unerwartet große Resonanz ließ das Projekt bald einen Umfang annehmen, der die ursprünglich geplante Veröffentlichung als Zeitschriftenbeitrag ausschloß. Da ich aus Vorarbeiten zu Band 4 der 1989 erschienenen »(Großen) Geschichte der Stadt Bonn« mit dem Zeitabschnitt vertraut war, beauftragte mich das Stadtarchiv Bonn mit der Herausgabe eines separaten Bandes in der hauseigenen Publikationsreihe. Angesichts des großen Interesses an der Thematik ist er später gleichzeitig als Jahresband 38 der »Bonner Geschichtsblätter« aufgelegt worden.¹

Als notwendiges Korrektiv zur begrenzten Sichtweise der betroffenen deutschen Zivilbevölkerung erarbeitete Herr Gebhard Aders, ein ausgewiesener Kenner der Materie, eine auf britische Quellen gestützte minutiöse Rekonstruktion von Angriffsplanung und -verlauf; im einleitenden Abriß zur Geschichte des Bonner Raumes 1939–1945 erfuhr die Schutzraumversorgung eine ausführlichere Darstellung, kam doch in den Zeitzeugenberichten Bunkern und Kellern naturgemäß große Bedeutung zu. Von vornherein war angesichts der unabänderlichen Schwächen der »Oral History« eine Ergänzung der in den Jahren 1985 bis 1988 aufgezeichneten Zeitzeugenberichte durch zeitgenössisches, unmittelbar nach dem Geschehen niedergeschriebenes Material vorgesehen. In Details präziser, in der Wiedergabe der Emotionen authentischer ist es oft im Blickwinkel enger, dafür jedoch weder durch spätere Informationen beeinflusst noch in Zusammenhänge eingeordnet, die den Miterlebenden zum Zeitpunkt des Geschehens verborgen sein mußten. Auch wenn zuweilen die Zuverlässigkeit der Angaben in Zweifel gezogen worden sind, bilden die Berichte des gegen Kriegsende in Rhöndorf lebenden schweizerischen General-

¹ Bonn im Bombenkrieg. Zeitgenössische Aufzeichnungen und Erinnerungsberichte von Augenzeugen. Bearb. u. hrsg. v. Helmut Vogt unter Mitarbeit v. Anneliese Barbara Baum (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 42), Bonn 1989.

konsuls von Weiss eine wichtige Ergänzung: Der Diplomat war viel unterwegs, konnte sich zudem auf einen breiten Kreis von Informanten stützen und – geschützt durch seinen Status – relativ ungehindert berichten.

Das weit umfangreichere Material der über 100 Zeitzeugenberichte warf zunächst Gliederungsprobleme auf; denn selbst nach separatem Abdruck der Berichte aus den heutigen Stadtbezirken Bad Godesberg und Beuel blieb noch die Masse der Erinnerungen aus (Alt-)Bonn. Hier war es der subjektiven Entscheidung des Herausgebers überlassen, die inhaltlichen Schwerpunkte der einzelnen Berichte zu erkennen und sie – im Falle des 18. Oktober 1944 noch einmal räumlich innerhalb der Stadt differenziert – in die Chronologie der Angriffe einzuordnen.

Als schwieriger, auch in der Abstimmung mit Frau Baum, der unermüdlich weitersammelnden »Verbindungsperson« zu den Zeitzeugen, stellte sich die inhaltliche Bearbeitung dar. Entsprechend der thematischen Begrenzung des Buches (»Bonn«/»Bombenkrieg«) konnten zeitlich oder räumlich herausfallende Schilderungen nur in exemplarischen Ausnahmefällen (RAD, Wehrmacht, Westwall, Flak, Evakuierung) aufgenommen werden; eine große Zahl von Abschnitten über Erlebnisse in den Evakuierungsgebieten, beim Einmarsch der Roten Armee usw., mußte ausgelassen werden. Dies gilt besonders für das Nachkriegsleben unter Besatzungsherrschaft, das in den Erinnerungen vieler Zeitzeugen nahtlos dem amerikanischen Einmarsch folgt: Zwar ist die Bedrohung durch Bomben vorüber, die Lebenssituation der Notjahre 1945 bis 1948 ist jedoch weiterhin stark vom Aspekt des mitteilenswürdigen »Außergewöhnlichen« geprägt. Es ist zu begrüßen, daß Frau Baum zur Zeit im Auftrage des Stadtarchivs Bonn Erinnerungsberichte zur Nachkriegsgeschichte sammelt, das seinerzeit herausgekürzte Material also nicht verloren ist.

In der inhaltlichen Bearbeitung der Zeitzeugenaussagen wurden offensichtliche Fehler (vor allem in der Datierung der Angriffe) stillschweigend berücksichtigt. Abweichende Darstellungen in anderen Quellen werden in Anmerkungen nachgewiesen, die auch lokale Besonderheiten erklären und Aussagen von allgemeinem Interesse in ihren weiteren historischen Rahmen einordnen. Soweit sich inhaltlich ergänzende Berichte aus Gründen der chronologischen Ordnung nicht aneinandergerückt werden konnten, enthalten die Anmerkungen Querverweise.

Obwohl (z. B. mit Hilfe zeitgenössischer Stadtpläne und der bis 1941/42 vorliegenden Adreßbücher) zahllose Angaben überprüft wurden, liegt letztlich die Verantwortung für die Richtigkeit der Aussagen bei den Autoren, die in der Regel ihren von Frau Baum ausgearbeiteten Bericht eingesehen und ggf. korrigiert haben. Tatsächlich ist, wie Gebhard Aders dem Herausgeber nach der kritischen Durchsicht des Bandes schrieb, »im Laufe der Jahrzehnte doch einiges durcheinandergebracht« worden, z. B. wenn eine Zeitzeugin, die während des Angriffs im Keller

der Sparkasse saß, angibt, innerhalb von Minuten sei die ganze Innenstadt voller Rauch gewesen, wenn – die bei einem Tagesangriff nicht verwendeten – »Schirmchen« beobachtet oder – trotz Startverbots der Luftwaffe am betreffenden Tag – deutsche Jäger gesichtet wurden. Der – aus dem Gefühl der Ohnmacht verständliche – Drang vieler Miterlebender, aus einzelnen Bombenabwürfen die Absicht der Kriegsgegner zu rekonstruieren, macht diese Zeitzeugenberichte unbeabsichtigt auch zu einem »Beitrag zur Geschichte der Kriegspsychose und der Entstehung von Gerüchten« (Aders).

Daß der durch die Zeitzeugenberichte vermittelte Erkenntniszuwachs auf dem Gebiet des Faktischen gering war, die Erinnerungsüberlieferung mithin keine der zahlreichen in der Bonner Stadtgeschichtsforschung über die Jahre 1939–45 noch ungeklärten Fragen einer Lösung näherbrachte, wurde schon bei der Edition der Texte offenkundig. Trotz aller Skepsis zum Quellenwert der »Oral History« halte ich jedoch, bestärkt durch die Aufnahme des Bandes in der interessierten Öffentlichkeit, immer noch an der seinerzeit in der Einführung des Buches formulierten Einschätzung fest: »Sein Wert liegt in der authentischen Schilderung des konkreten Leidens, das sich in mannigfaltiger Form hinter den abstrakten Verlustziffern verbirgt. Niemand aus dem Kreise derer, die die Berichte vor ihrer Publikation gelesen haben, konnte sich der Erschütterung entziehen, die eine detaillierte, an bekannten Örtlichkeiten festzumachende Beschreibung des hilflosen Ausgeliefertseins hervorruft . . . Es sind solche Mosaiksteinchen aus dem Mikrokosmos des persönlichen Erlebens, die den hier zusammengestellten Ertrag der Zeitzeugenbefragung ausmachen.«²

² Ebd. S. 12.

Es war einmal . . . ? Umgang mit der Erinnerung*

von Hildegard Ginzler

»Erzählen Sie mal, wie war das damals mit dem Hausieren und der Heimarbeit«, bat ich ehemalige Vertreter dieses Berufsstandes im Rahmen meiner Studie über die Drahtflechtereie in Neroth/Eifel.¹

Einige Befragten zögerten, da für sie schwer vorstellbar war, ihre persönlichen Erfahrungen könnten wissenschaftlich interessant sein.²

Tatsächlich haben sich die Sozialwissenschaften traditionell eher damit beschäftigt, die sozialen Zusammenhänge durch übergreifende Gesellschaftstheorien zu erhellen und darüber die einzelnen Menschen und ihre Wahrnehmung von der Wirklichkeit vernachlässigt.

Die Geschichtswissenschaft berücksichtigte bei ihrer Orientierung auf eine Ereignisgeschichte zwar einzelne Menschen, doch fiel die Auswahl lange Zeit auf herausragende Persönlichkeiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens, die entscheidende Entwicklungen maßgeblich beeinflusst hatten.

Seit den 70er Jahren hat sich das Geschichtsinteresse hierzulande jedoch einen anderen Blickwinkel angeeignet. Jenseits der großen Geschichte wird jetzt verstärkt nach den Lebensbedingungen der kleinen Leute gefragt. Die eigenen Verhaltensweisen, das persönliche Erleben, auch und gerade im Alltag, der Umgang mit den Verhältnissen stehen im Mittelpunkt.³

Über die menschliche Seite der Geschichte schweigen sich allerdings die schriftlichen historischen Dokumente aus. Oder aber die Akten verweisen auf einzelne Aspekte des menschlichen Daseins ganz im Sinne einer Sichtweise von außen, die mehr über die Einstellungen und Absichten der produzierenden Institutionen als über die zu Objekten von Geschichte degradierten Personen aussagen. Die Schulverwaltung sammelt Daten über Leistungen, Versäumnisse und Verfehlungen der

* Zuerst in: *Volkskultur an Rhein und Maas* 9. Jg., 1/1990, S. 59–67.

¹ Hildegard Ginzler, *Die »Musfallskrämer« aus der Eifel. Entwicklung des Drahtwarengewerbes in Neroth als Beispiel für Selbsthilfe in einer Mittelgebirgsregion (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz 1)*, Mainz 1986.

² Zu Erzählhemmungen vgl. Werner Fuchs, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen 1984, S. 210f.

³ Lutz Niethammer (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«*, Frankfurt a. M. 1985, S. 10.

Schüler, Polizeistellen listen Vorstrafen, Tatmotive und Delikte von Kriminellen auf, die Finanzämter erfassen den Steuerzahler durch die Geschichte seines Gehalts, durch gewährte Vergünstigungen und bereits erfolgte Zahlungen. Die Liste ließe sich weiter fortsetzen.⁴

Auf dem Hintergrund eines veränderten Erkenntnisinteresses und dem entsprechenden Mangel an geeigneten Quellen ist die Entstehung der biographischen Forschung, das Arbeiten mit Lebenserinnerungen, insbesondere der mündlich erzählten Lebensgeschichten zu verstehen.

Ausgehend von der 1919–1921 entstandenen soziologischen Studie über einen eingewanderten polnischen Bauern in den USA⁵ hat sich hauptsächlich dort, in Polen und England, viel früher als in Deutschland, neben anderen Untersuchungsformen die biographische Methode etabliert. Biographische Forschung wird von fast allen wissenschaftlichen Disziplinen praktiziert, die sich mit der menschlichen Kultur in ihren diversen gesellschaftlichen und historischen Bezügen befassen. »Biographische Forschung gehört keiner Disziplin allein an; weder Soziologie noch Psychologie, weder Ethnologie, Geschichtswissenschaft, Volkskunde noch Erziehungswissenschaften können sie allein für sich beanspruchen.«⁶

Fachspezifisch haben die Historiker in den Biographien die Erinnerungen und Erfahrungen heute lebender Zeugen der Vergangenheit erkannt. Für diese Verwendung biographischen Materials als Forschungsgrundlage prägten sie den Begriff »Oral History«.⁷

Für die Volkskunde, die sich neben der Sachkultur schon immer für die Lebensweise der unteren Schichten interessierte, setzt sich die Untersuchung alltäglicher Erzählungen in den 70er Jahren erst erstaunlich spät durch. Eine Erzählforschung, die Märchen, Sagen und Schwänke untersucht, kann dagegen auf eine lange Tradition verweisen.

⁴ Fuchs, *Biographische Forschung* S. 28–30.

⁵ William I. Thomas u. Florian Znaniecki, *The Polish Peasant in Europe and America*, 2 Bde., New York 1958 (Neuausgabe nach der 2. Aufl. 1928, 1. Aufl. 1918–22). Zu Entstehungsbedingungen und Analyse dieser Studie vgl. Werner Fuchs, *Möglichkeiten der biographischen Methode*, in: Niethammer, *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis* S. 436–470.

⁶ Fuchs, *Biographische Forschung* S. 11.

⁷ Obwohl die »Oral History« auf frühe Anfänge – die 30er Jahre in den USA – zurückblickt, verlief die Entwicklung nahezu ohne Berührung zu den Sozialwissenschaften, die eine breite Methodendiskussion führten. Dagegen konzentrierten sich die Historiker darauf, Erzählungen, häufig im Memoirenstil, zu sammeln, um sie archivalisch aufzuarbeiten. Zur Geschichte der »Oral History« in den USA vgl. z. B. Louis M. Starr, *Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven*, in: Niethammer, *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis* S. 37–74.

Biographische Forschung scheint einem Bedürfnis größerer Bevölkerungskreise zu entsprechen. Zum besseren Verständnis der Lebenszusammenhänge und zur Entwicklung neuer Perspektiven erproben viele die Besinnung auf die eigene Identität in Gesprächen, in Selbsterfahrungs- und Selbsthilfegruppen. Entsprechend erfolgreich transportierten die Medien lebensgeschichtliche Inhalte von einzelnen und Familien. Die Lebenserinnerungen einer einfachen Bäuerin, unter dem Titel »Herbstmilch« als Buch veröffentlicht und als Film ausgestrahlt, waren ein erstaunlicher Publikumserfolg.⁸ Viel Anklang fand auch die Fernsehserie »Heimat«, die durch eine imaginäre Familiengeschichte die Lebensbedingungen auf dem Hunsrück schilderte. Im Bergarbeitermilieu des Ruhrgebiets sind die Geschichten von »Rote Erde« angesiedelt, die der WDR in diesem Jahr (1990) fortsetzt.

Weil die Themen Alltag und Lebenserfahrungen jeden betreffen, verleiten sie einige Laien und auch Forscher dazu, sich begeistert in die Interviewarbeit zu stürzen. Leider gehen sie oft davon aus, ihre Neugier am Menschen mache jede weitere Vorbereitung auf Erhebung und Auswertung von Lebensgeschichten überflüssig. »Das Vorurteil, daß das Beobachten von Verhaltensweisen etwas Einfaches sei und keiner besonderen Übung und Ausbildung bedürfe, muß als eine nicht geringe Behinderung des Fortschritts von Längsschnittstudien angesehen werden.«⁹

Obwohl es keine biographische Forschungsmethode in den Sozial- und Erziehungswissenschaften im Sinne eines von allen Forschern geteilten Kanons von Forschungspraktiken gibt,¹⁰ haben zahlreiche biographische Untersuchungen sowohl auf die zu erwartenden Probleme aufmerksam gemacht als auch Möglichkeiten im Umgang mit den Schwierigkeiten aufgezeigt. Mit diesem Erfahrungsschatz heißt es sich vertraut zu machen, will der einzelne Interviewer der Praxis nicht hilflos ausgeliefert sein.

Vor der Befragung vor Ort vertiefte ich mich in Literatur und Quellen über Neroth, die sich neben Archivmaterial hauptsächlich aus »Heimatliteratur«, Eifelvereinsblättern, Eifelkalendern, -jährbüchern und -festschriften zusammensetzten. Die Bestände des Landeshauptarchivs Koblenz über Hausindustrie des Kreises Daun gingen leider im letzten Krieg verloren. Eine zusätzliche, für mich ungewöhnliche Quelle fand ich im unbearbeiteten Filmmaterial und im Archiv des Amtes für rheinische Landeskunde (Bonn) über das Handwerk der Nerother Mausefallenmacher. Hinzu kam die Einarbeitung in die Eifelverhältnisse, denn die Nerother

⁸ Anna Wimschneider, Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin, München/Zürich 1989.

⁹ Hans Thomaе, Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften, in: ders., Vita Humana. Beiträge zu einer genetischen Anthropologie, Frankfurt a. M./Bonn 1969 (zuerst 1952), S. 75–100, hier S. 91.

¹⁰ Fuchs, Biographische Forschung S. 11.

Entwicklung durfte nicht isoliert betrachtet werden. Schließlich beschäftigte ich mich überregional mit den Themen Heimarbeit und Hausierhandel.

Voraussetzung einer jeden auf Interviews fußenden Erhebung sollte ein starkes persönliches Interesse des Forschers am Thema sein, gepaart mit der Freude an Erzählungen.

Bei meiner Untersuchung in Neroth hatte die Befragung zweierlei Aufgaben zu erfüllen. Da sich das schriftliche Quellenmaterial als zu lückenhaft erwies, um den Entstehungs- und Entwicklungsverlauf des Drahtwarengewerbes aufzuzeigen, zog ich die Information der Gewährleute als Ersatzmaterial heran. Außerdem sollten mir die Interviews Einblick in Hausierer- und Heimarbeiteralltag gewähren. Ich wollte wissen, welche Prägung ihr Leben durch den Beruf erfuhr, welchen Anteil Drahtflechter und Hausierer an der Entwicklung des Gewerbes hatten, welche Freuden sie kannten, mit welchen Sorgen und Nöten sie sich herumschlügen, wie sie damit fertig wurden. Für diese subjektiven Daten gab es nur eine Quelle: die Betroffenen selbst.

Da es mir nicht darum ging, eine repräsentative Erhebung durchzuführen, sondern wesentliche Muster von Verhaltens- und Denkweisen der am Gewerbe prozess beteiligten Nerother herauszufinden,¹¹ sah ich Gespräche mit einem Personenkreis von 20–30 Informanten vor. Schließlich habe ich mit 22 Informanten Interviews durchgeführt. Einige habe ich nur einmalig und kurz, andere über mehrere Stunden und wiederholt interviewt, wobei ich mich an Interesse und Erzählungsintensität der Erzähler orientierte. Für die Erhebung hatte ich thematische Leitfragen vorbereitet und solche, die stark faktengebunden waren.

Die Mitglieder unterer Bevölkerungsgruppen oder solcher, die als sozial problematisch gelten, zeigen oft nur eine geringe Bereitschaft zum Interview.¹²

Nerother Musfallskrämmer gehören zu den ambulanten Gewerbetreibenden, einer Gruppe also, die das Mißtrauen behördlicherseits kennt. Ich rechnete daher bei ihnen mit einer Abwehrhaltung. Um mir nicht gleich zu Anfang ein paar Absagen einzuhandeln und mich mit dem Feld vertraut zu machen, wandte ich mich an den Bürgermeister, der mich in die örtlichen Verhältnisse einführte. So machte er mich

¹¹ Die Annahme, daß ein Handlungsbereich durch wenige strukturelle Muster (mit Varianten) beschrieben werden kann, rechtfertigt die Beschränkung auf wenige (10–30) Informanten. Diese müssen so gewählt sein, daß sich möglichst viele Varianten eines Musters ergeben und widersprechende Einzelfälle die bisherige Hypothese ergänzen und modifizieren. Dieses Vorgehen versteht man als »Verfahren der theoretischen Sättigung«. Vgl. Fuchs, Biographische Forschung S. 228–231.

¹² Vgl. Fuchs, Biographische Forschung S. 225. Daß der Forscher im Feld häufig als Spitzel identifiziert wird, führt an Beispielen aus: Rolf Lindler, Die Angst des Forschers vor dem Feld, in: Zeitschrift für Volkskunde 77, 1981, S. 51–66.

auf Spannungen im Dorf zwischen Drahtgewerblern und Bauern aufmerksam und half mir mit Empfehlungen für Interviewpartner.

Ausgesprochen vorteilhaft für eine vertrauensvolle Beziehung des Interviewers zu den Befragten ist seine eigene Zugehörigkeit zur untersuchten Gruppe.¹³ Wo diese Idealkonstellation, wie in meinem Fall, nicht vorliegt, gewinnt die plausible Darstellung des Forschungsinteresses durch den Forscher und die Glaubwürdigkeit seiner eigenen Person an Gewicht.

Dies läßt sich am Beispiel einer Interviewsituation verdeutlichen. Vorausschicken möchte ich, daß das Interview in einer Gaststätte stattfand. Obwohl belebte Orte für eine Erhebung kaum geeignet sind,¹⁴ nahm ich den Vorschlag des Informanten an, das bei ihm zu Hause begonnene Interview in der Gaststätte fortzusetzen, weil ich ihn bei der Wahl des Ortes mitbestimmen lassen wollte.

Mein Informant steuerte die Theke an, wo bereits einige Männer standen. Bald drehte sich das Gespräch aller um die Drahtwarenherstellung. Plötzlich wandte sich einer der Männer an mich, fragte vorwurfsvoll, was ich überhaupt in Neroth wolle, warum ich mich um Hausieren und Heimarbeit kümmerge, obwohl ich doch die Zeit nicht mitgemacht habe. Die Anwesenden hatten aufgehört zu sprechen und sahen mich erwartungsvoll an. Ich erklärte ganz knapp, daß und warum ich mich für Neroth interessiere, und gerade, weil ich die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kenne, wolle ich sie mit Hilfe der Betroffenen kennen- und verstehen lernen. Anschließend wies einer der Männer den Fragenden zurecht; er solle sich da nicht einmischen, denn er sei ja selbst nicht von Neroth. Im Anschluß bekundete der Nachbar eines schon befragten Informanten laut sein Wohlwollen meiner Arbeit gegenüber.

Aus der Situation wird ablesbar, wie sehr sich die Männer für meine Absichten bei der Befragung interessierten. Obwohl sie die Art, wie der Nicht-Nerother seine Frage stellte, mißbilligten, warteten sie zunächst die Antwort ab, bevor einer dem Fremden sein Verhalten vorwarf. Das Lob einer der Männer erfolgte ebenfalls erst, nachdem eine nachvollziehbare Begründung für die Untersuchung gegeben war.

Der geschilderte Vorgang, den ich als eine Art Schlüsselerlebnis werte, ist außerdem ein Indiz dafür, wie wichtiges für den Interviewer ist, sich über Interessen und Zweck seiner Untersuchung wie auch über die Art der Vermittlung vor der Befragung klar zu werden.

¹³ So berichtet z. B. Marita Metz-Becker, »Hab' aber auch gar nichts gehabt auf der Welt.« Zur Lebenssituation von Frauen in einem Westerwälder Dorf (Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosoziologie 14), Bonn 1987, S. 15 f., ihre Zugehörigkeit zur Dorfgemeinschaft habe eine vertrauensvolle Beziehung zwischen ihr und den untersuchten Frauen hergestellt.

¹⁴ Fuchs, Biographische Forschung S. 237 f.

Die ganz normale »Angst des Forschers vor dem Feld«,¹⁵ die aus der Anspannung herrührt, die das konzentrierte Beobachten ebenso mit sich bringt wie die Tatsache, selbst ständig beobachtet zu werden, verdichtete sich für mich zu einem Augenblick des Schocks, als die Berechtigung meines Interesses und meiner Anwesenheit total in Frage gestellt wurde.¹⁶ Dennoch gelang es, ruhig und kurz mein Vorgehen zu begründen, da ich mich auf Mißtrauen vorbereitet hatte und die Chance, mit einer akzeptablen Darstellung weitere Interviewpartner zu gewinnen, nicht verpassen wollte. Das Erlebnis hat mich außerdem darüber belehrt, daß »die belebten Orte« tatsächlich zuviel Ablenkung bieten, um eine ungestörte Befragung zu ermöglichen, daß sie hingegen Diskussionen und somit der teilnehmenden Beobachtung im Feld äußerst entgegenkommen.

Befragungen kennen diverse Interviewmethoden. Als besonders geeignet zur Erhebung von Gesamtbiographien und Analyse von Erzählstilen wird allgemein das narrative Interview angesehen. Der Befragte soll ohne Unterbrechungen durch den Interviewer frei erzählen, nur nach langen Erzählpausen sind Rückfragen erlaubt. Das andere Extrem ist das Interview mit einem standardisierten Fragenkatalog, eine Erhebungsmethode der Statistik, mit der vergleichbares Material gesammelt wird. Eine Kompromißlösung bietet sich im Leitfadeninterview an, das darauf abzielt, daß bestimmte Fragen- und Themenkomplexe im Verlauf der Befragung angesprochen werden.

Mit meiner Untersuchung über Neroth wollte ich eine Verlaufskonstruktion des Gewerbes erstellen und einen Einblick in Hausierer- und Heimarbeiterleben vermitteln. Für diese Zwecke schien mir das Leitfadeninterview am ehesten geeignet. Die Entscheidung für die jeweilige Interviewform hängt aber meines Erachtens nicht nur davon ab, ob der Interviewer Gesamtbiographien oder themenzentrierte Ausschnitte sammeln möchte. Sein Temperament, seine »normale« Art der Kommunikation wird für ihn ein weiterer Entscheidungsfaktor sein. Die völlige Zurückhaltung des Interviewers, dessen Reaktion auf die Erzählungen sich beim narrativen Interview nur auf ein Hm, Hm, Aha oder gänzlich Schweigen mit einem aufmerksamen Gesichtsausdruck beschränkt, wäre mir gekünstelt und verkrampft vorgekommen. Ein so bemühtes Verhalten wäre den Nerother Informanten nicht entgangen und hätte daher den Erzählprozeß vermutlich behindert. Ich habe die Gespräche nicht mit dem Tonband aufgezeichnet. Den Materialverlust, der sich durch diesen Verzicht ergab, bedaure ich heute. Entgegen Lehmann, der schon 1979/80 die Gewöhnung an das Tonband sehr hoch einschätzte,¹⁷ glaubte ich zum

¹⁵ Lindler (wie Anm. 12).

¹⁶ Ebd. S. 59.

¹⁷ Albrecht Lehmann, *Autobiographische Methoden. Verfahren und Möglichkeiten*, in: *Ethnologia Europaea* 11, 1979/80, S. 36–54, hier S. 40 stellt fest, daß das Tonbandgerät wohl alltäglich sei und »kaum mehr Abwehrhaltungen« hervorrufe.

Zeitpunkt der Befragungen, die Interviewten könnten auf das Gerät mit Erzählhemmungen reagieren. So habe ich teilweise Ausführungen mitnotiert, teilweise Erinnerungsprotokolle nach den Interviews erstellt.

Als unerfahrener Interviewer unterschätzt man oft den Interaktionsprozeß während des Interviews. Den Interessen des Forschers etwa stehen Interessen der Befragten gegenüber. Einige machen sich die Motivation der Forscher zu eigen, wollen als Informanten der Wissenschaft dienen, andere empfinden Sympathie für die konkrete Person und möchten dem Interviewer bei seiner Aufgabe helfen, manche nutzen die Situation zur intensiven Selbstdarstellung. Das Verhalten der Interviewpartner, die Umgebung, hinzukommende Dritte, diese und weitere Faktoren beeinflussen Informationsfluß und Informationsselektion.

Um diese Wirkung einschätzen und interpretieren zu können, empfiehlt es sich, zu jedem Interview ein Protokoll über die Begleitumstände anzufertigen.¹⁸ Manchmal sind es scheinbar banale Gründe, die eine Kommunikation behindern:

Als ich einmal eine halbe Stunde später als angekündigt eine Informantin besuchte, ließ diese sich zunächst nicht auf ein Gespräch ein; sie aß, wie mir vorkam, betont langsam eine Suppe, und ich hatte den Eindruck, sie bedauere ihr Einverständnis zu einem Interview. Ich mutmaßte schon, sie hätte möglicherweise durch Gespräche mit anderen Informanten Zweifel am Sinn der Untersuchung bekommen. Als ich nach einer Weile aufbrechen wollte, begann sie jedoch ihrerseits mit einer lebhaften Erzählung.

Die halbe Stunde Verspätung, in meinen Augen, studentischen Gepflogenheiten entsprechend, nur eine kleine Störung, stellte für sie eine Respektlosigkeit dar. Mit ihrer anfänglichen Verweigerung wollte sie mir signalisieren, daß mein Verhalten sie verstimmt hatte.

Neben den Protokollen empfehlen einige im Feld Erfahrene ein Forschungstagebuch. Hier können Fragestellungen, Hypothesen, vorläufige Ergebnisse notiert werden, auch Zweifel an der eigenen Vorgehensweise. Denn obwohl die Gesamtinterpretation der Daten erst nach der Erhebung anfällt, folgen Materialsammlung und Materialanalyse nicht als zwei sauber getrennte Untersuchungsabschnitte aufeinander, sondern vollziehen sich in einem Prozeß wechselseitiger Durchdringung.

Nun kann sich der Forscher im Feld mit seinem Hinterkopf, in dem er beständig die unterschiedlichen Eindrücke neu sortiert, hinzukommende Informationen in bereits gewonnenes Material einordnet und die Knoten widersprüchlicher Fakten zu

¹⁸ Fuchs, Biographische Forschung S. 221.

entwirren sucht, recht allein vorkommen.¹⁹ In dieser Situation kann schon hilfreich sein, Gedanken, Vermutungen und Empfindungen zu fixieren, dem Tagebuch anzuvertrauen, um sie zur Selbstkontrolle jederzeit abzurufen.

Der Forscher darf zu seiner Entlastung allerdings nicht versuchen, die Befragten als Helfer für die analytische Durchdringung der Daten einzuspannen, das hieße seine spezielle Aufgabe mit der der Informanten zu verwechseln. Sicher sollen im Interview neben Sachinformationen gerade auch die individuellen Einschätzungen der Interviewpartner von erlebten Ereignissen und Vorgängen thematisiert werden. Übergreifende Fragen jedoch, die sich für den Interviewer aus einer Fülle von Erzählungen ergeben, sollten nicht dem Interviewpartner gestellt werden. Abgesehen davon, daß der Informant zwangsläufig überfordert wäre, weil er das gesamte Erhebungsmaterial nicht kennt, müßte ihn ein derartiges Vorgehen irritieren. Wie soll er verstehen, daß der Interviewer, der ihn zunächst gebeten hat, aus seiner Erfahrungswelt zu berichten, nun von ihm abstrakte Einschätzungen verlangt, die gerade dem persönlichen Erlebnishorizont zuwiderlaufen?

Das Vertrauen in die Fähigkeit des Forschers, die bereitgestellten Erfahrungen so zu strukturieren und zu deuten, daß sie einer breiten Öffentlichkeit zu mehr Verständnis der untersuchten Gruppe verhilft, wird auf diese Weise heftig erschüttert. Die Interpretation der Einzelerzählungen innerhalb eines größeren gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und historischen Kontextes liegt aufseiten des Forschers. Er kann mit Hilfe der Theoriebildung in seiner und in den Nachbardisziplinen und unter Hinzuziehung von schriftlichen Quellen den immanenten Aussagegehalt der mündlichen Berichte aufschließen und verallgemeinern.

Wie steht es nun generell um den Wert biographischer Quellen?²⁰ Wie verlässlich sind die subjektiven Zeugnisse? Die Beantwortung dieser Frage wird vom jeweiligen Forschungsziel abhängen. Geht es darum, den konkreten Lebensvollzug einer Gruppe darzustellen, bieten sich die Angehörigen dieser Gruppe als Experten ihres Lebens an. »Wir haben nämlich im Regelfall keine andere Informationsquelle über die Lebensführung eines Menschen als eben diesen Menschen

¹⁹ Die Belastung, die der Wissenschaftler im Feld erlebt, wo seine Welt kontrastiert wird von der Welt der untersuchten Gruppe, an deren Leben er teilnimmt und das er gleichzeitig analysiert, ist uns bestens bekannt durch die Ethnologie. Zu Problemen der Fremderfahrung vgl. z. B. Claude Lévi-Strauss, *Traurige Tropen*, Frankfurt a. M. 1978 (zuerst 1971) und Margaret Mead, *Brombeerblüten im Winter. Ein befreites Leben*, Hamburg 1978 (zuerst 1972).

²⁰ Diese Kernfrage biographischer Forschung hat schon William Thomas eindeutig positiv beantwortet: »Wenn Menschen eine Situation als real definieren, dann hat sie reale Konsequenzen.« Der Ansatz ist später als »Thomas-Theorem« und als »humanistischer Koeffizient« bekannt geworden. Florian Znaniecki, *On Humanistic Sociology*. Selected Papers, ed. and with an Introduction by R. Bierstedt, Chicago/London 1969, S. 139.

– jedenfalls über längere bzw. nicht beobachtbare Ausschnitte aus seiner Lebensführung.«²¹

Wie aufschlußreich die Erzählungen das Betroffensein einzelner durch Größen wie Politik, Gesellschaft, soziales Leben dokumentieren, soll noch einmal an einem Nerother Beispiel gezeigt werden. Ein Hausierer erzählte:

»Auf einer Tour trat ich in ein offenstehendes Haus ein. Die Bewohner hatten wohl vergessen, die Tür zu verschließen, jedenfalls lag auf dem Tisch ein dickes Bündel Geldscheine. Ich rief und suchte in anderen Zimmern, fand aber außer einer aufgebahrten jungen Frau niemand. Also setzte ich mich, um das Geld zu bewachen. Als die Frau und dann der Mann zurückkam, bedankten sie sich sehr. Das Geld war für die Beerdigung der Tochter. Ja, sie bedankten sich; mir hat es keinen Spaß gemacht mit der Toten und dem Haufen Geld allein im Haus, aber ich hatte keine andere Wahl. Hätte mich jemand aus dem Haus gehen sehen, wäre ich in jedem Fall der Schuldige gewesen, wenn das Geld verschwunden wäre.«²²

Kein anderer als ein Hausierer selbst hätte berichten können, wie sich gesellschaftliche Mißbilligung gegenüber wandernden Gewerbetreibenden in seinem Handlungsbereich manifestiert. Wir erfahren durch Mitteilung dieses Erlebnisses, unter welcher Spannung der Hausierer in seinem Geschäftsgebiet agiert, wie sehr er sich bewußt ist, daß man ihn argwöhnisch beobachtet, daß er keinen Vertrauensvorschuß genießt, sondern gegen alle Vorurteile sich und seine Ware immer neu in ein positives Licht rücken muß. Die Erzählung ist deshalb so wertvoll, weil sie einen neuen Erlebnishorizont eröffnet, indem sie ein verbreitetes Phänomen, das meist nur einseitig bekannt ist, konkret und von einer anderen Perspektive her beleuchtet.

Daß der Wahrheitsgehalt lebensgeschichtlicher Erzählungen jedoch nicht eindeutig offenliegt, muß angemerkt werden. Es gehört zum Charakter von Lebenserinnerungen, daß sie ständiger Veränderung unterliegen. Der einzelne bewertet seine Vergangenheit unter dem Einfluß neuer Ereignisse, der Sichtweise seiner Mitmenschen (Kollektives Gedächtnis)²³ und nicht zuletzt heute auch zunehmend unter dem Einfluß der Medien immer wieder neu. Manches wird gerne erinnert, ausführlich erzählt, Unliebsames lieber verschwiegen, manches unbewußt verdrängt. Auch wenn die erzählten Geschichten von objektiven Fakten, die durch schriftliche Quellen belegt sind, abweichen, schmälert das ihren Wert nicht. Es gibt keine

²¹ Thomae, Biographische Methode S. 91.

²² Ginzler, Musfallskrämer S. 132.

²³ Maurice Halbwachs hat den Bildungsprozeß der Erinnerung als Rekonstruktion aus der Gegenwart unter Einfluß anderer Menschen, sozialer Bedingungen oder kultureller Produkte beschrieben und dafür den Begriff »kollektives Gedächtnis« geprägt. Maurice Halbwachs, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin/Neuwied 1966 (zuerst 1925).

wahren oder unwahren Erzählungen, sondern nur solche, die kaum oder wesentlich der Erklärung bedürfen. Selbst in der erzählerischen Abweichung von der »objektiven Realität« ist eine Information enthalten. Das kann auch für die gesamte mündliche Überlieferung gelten. Als Beleg ziehe ich nochmals die Nerother Untersuchung heran:

Nur die Nerother Schulchronik nannte den Nerother Theodor Kläs als Initiator der Drahtwarenherstellung. Sie berichtete davon, daß Kläs auf diversen Reisen gelernt habe, Drahtartikel herzustellen und diese Kenntnisse an Freunde und Verwandte im Dorf weitergab. Erstaunlich ist, daß andere spätere schriftliche Quellen den Initiator nicht nannten. Vielleicht war ihnen die lokale Größe nicht bekannt oder schien ihnen zu unbedeutend angesichts der Leistungen eines Pfarrers, eines Landrates und des Düsseldorfer Central-Gewerbe-Vereins für die Förderung der Drahtflechtereier.

Erstaunlicher jedoch schien mir, daß auch die befragten Nerother nichts von dem Gewerbeinnovator Kläs wußten. Es hatte also neben der Schulchronik keine mündliche Überlieferung stattgefunden, die die Erinnerung wachhielt, daß es einer der Ihren war, der den wesentlichen ersten Schritt zur wirtschaftlichen Verbesserung des Dorfes gemacht hatte. Die Löschung dieser Erinnerungsdaten im »kollektiven Gedächtnis« findet die Erklärung in der sozioökonomischen Geschichte Neroths.

Kläs hatte mit der häuslichen Drahtwarenherstellung auch eine Absatzform, den Hausierhandel, in Neroth eingeführt. Als das Gewerbe an Umfang zunahm, stieg die Anzahl der Hausierer nicht in dem Maße wie die der Heimarbeiter. Der Hausierhandel ging vielmehr zurück, weil Drahtwarenunternehmen entstanden, die den Vertrieb übernahmen.

Auf diese Form der Gewerbeentwicklung, die die Unterbindung des Hausierhandels ausdrücklich vorsah, hatten der schon genannte Landrat, der Pfarrer und der Düsseldorfer Central-Gewerbe-Verein mit ihrer Wirtschaftsunterstützung hingewirkt. Ihr Einfluß auf den Gewerbeprozeß muß stark gewesen sein. So stark, daß die Bevölkerung den Eindruck gewann, dieses ihr Gewerbe habe seit der Umwandlung erst wirklich zu existieren begonnen.

Verlagert sich der Gewerbeanfang in eine Organisationsphase, in der ein paar Unternehmer vertreiben, was ein seßhafter Heimarbeiterstamm produziert, so treten als Gewerbebegründer die Befürworter dieser Organisationsform auf. Ein Anfang hat sich vor den anderen gedrängt, ein Stück Geschichte hat eine Umdeutung erfahren. Im Sinne objektiver Datenwiedergabe entspricht die Umdeutung einer Fälschung, im Hinblick auf ihre eigenen Entstehungsmechanismen läßt sie sich als »Korrektur« beschreiben.

So vielfältig wie das Leben selbst sind die Probleme, denen sich die biographische Forschung zu stellen hat; das sollte bei der Darstellung nur einiger ihrer Fragestel-

lungen und methodischen Aspekte deutlich geworden sein. Weil die Sozialwissenschaftler die Schwierigkeiten ernst nahmen und diskutierten, während sie weitere Erfahrungen sammelten, gibt es inzwischen jedoch eine Reihe von Vorschlägen, die Erhebung und Interpretation vereinfachen. Zuweilen kann biographische Forschung, die von den Erzählern lernen möchte, auch ermutigende Resultate im Feld selbst erbringen. In Neroth, so kann mit einiger Sicherheit behauptet werden, unterstützte die veröffentlichte Untersuchung (1986) sowie die später fertiggestellte Filmdokumentation »Die Mausefallenmacher« samt Begleitpublikation (1989)²⁴ die Bestrebungen des Heimatvereins Neroth e. V., die wirtschaftliche Vergangenheit des Ortes in einem Museum zu präsentieren.

²⁴ Hildegard Ginzler, Die Mausefallenmacher (Landschaftsverband Rheinland, Amt für Rheinische Landeskunde, Landes- und volkskundliche Filmdokumentation Beiheft 4), Köln 1989.

Die Neugierde auf Lebensgeschichten unbekannter Menschen. Aus der Arbeit der Bonner Geschichtswerkstatt

von Wilfried Busemann, Hans-Christian Dreßel, Dieter Remig

Erfahrungen mit Zeitzeugen

Unvergeßlich bleibt mir ein nicht stattgefundenes Interview. An einem Sonntag im November 1987 klingelt das Telefon. Der Vorsitzende des SPD-Ortsvereins Bonn-Nord sagt mir: »Du, hör mal: Der Rudi hat Krebs, und er weiß, daß er nicht mehr lange zu leben hat. Der Rudi ordnet jetzt seinen Nachlaß, und ich glaube, es wäre ganz gut, wenn Du mal mit ihm sprichst, er will Dir etwas erzählen.« Wir vereinbaren, daß ich zwei Tage später, am Dienstag, ins Krankenhaus fahre, um Rudi zu besuchen.

Zu diesem Zeitpunkt stehe ich am Beginn meiner Forschungen zur Geschichte der SPD in Bonn, und gerade über die Zeit nach 1945 weiß ich noch sehr wenig. Deshalb ist ein Gespräch mit Rudi von Bedeutung; denn er war über 20 Jahre Vorsitzender des Bonner SPD-Unterbezirks, er kennt sich aus wie kein anderer. Doch Rudi war gerade am Ende seiner politischen Arbeit so umstritten, daß er schließlich alle seine Funktionen und Mandate resignierend niederlegte.

Was also erwartet mich? Ein politisches Testament? Eine Abrechnung mit den innenpolitischen Gegnern? Eine nachträgliche persönliche Rechtfertigung? Die Formulierung eines Erbes, das die Befürworter seines politischen Stils und seiner Position fortführen sollen? Deshalb bin ich mir allerdings von vornherein sicher: Einen einfachen ereignisgeschichtlichen Lebenslauf werde ich nicht zu hören bekommen – und deshalb wäre es besser, wenn ich mehr Zeit zur Vorbereitung hätte, um zum Beispiel unbewußte Wertungen oder Nicht-Ausgesprochenes eher erfassen zu können. Doch daß ich nicht genügend vorbereitet bin, ist nicht, was mich in den nächsten Stunden und Tagen umtreibt. Es ist auch nicht die Befürchtung, eine Quelle könne versiegen, bevor ich sie voll ausgeschöpft habe.

Es ist aber zum Teil die Scham, Rudi, den ich nur flüchtig kenne, als Quelle zu instrumentalisieren, auszunutzen für meine Interessen. Geniert denke ich daran, was wir beide wissen, wenn ich an Rudis Krankenbett sitze: Nicht die Anteilnahme am Leid und Leiden stehen bei mir im Vordergrund oder die Absicht, Trost und Mut zu geben. Es geht um schnöde Spurensicherung, ich will Rudi befragen für eine Veröffentlichung.

Trotzdem bleibt gleichzeitig der Gedanke an den baldigen Tod meines Gesprächspartners im Hinterkopf. Mit Scheu und Beklommenheit denke ich daran, einem Sterbenden gegenüberzutreten. Wie werden Rudi und ich diese Begegnung bewältigen? Übernimmt Rudi sich, verlange ich zuviel, überschreite ich die Grenze des Zumutbaren? Wo liegt denn diese Grenze, wer zieht sie? Wird Rudi erkennen, wie unsicher und nervös ich bin? Werde ich ihm meine gemischten Gefühle und mein Unbehagen verständlich machen können? Bleibt dann noch Zeit für ein lebensgeschichtliches Interview?

In der Nacht vor dem Interview schlafe ich sehr schlecht. Konkrete Fragen zur politischen Biographie beschäftigen mich kaum noch, meine Gedanken befassen sich damit, wie ich mich verhalten soll. So tun, als sei nichts, schließt sich von vornherein aus. Alles andere wird sich aus einer Situation heraus ergeben, auf die ich mich am liebsten gar nicht einlassen würde. Die Anspannung wächst.

Um zehn Uhr soll ich da sein. Um acht Uhr klingelt das Telefon: »Du, hör mal, der Rudi ist diese Nacht gestorben!« Erleichtert bin ich ganz und gar nicht. Ich bin überrascht und erschrocken, aber mehr als diese beiden Worte kann ich in diesem Augenblick nicht formulieren. Dieser Tod berührt mich doch nur deshalb so, weil ich das Interview hätte führen sollen, um das ich mir Sorgen machte. Wäre das nicht der Fall gewesen und ich hätte ohne diese Verknüpfung die Todesnachricht erhalten, wäre ich überrascht, doch ansonsten eher ungerührt gewesen.

Jedes Interview ist Beziehung, Beziehung, die gelebt wird, die erlebt wird. Der Grad der Interaktionen zwischen den Partnern ist Variable, abhängig von der persönlichen Betroffenheit, abhängig vom Thema des Interviews.

Das Medium Zeitzeuge ist ein intensives. Es kann ein intensiveres sein als eine noch so gute historische Darstellung, ein Roman oder ein Film.

Ich möchte hier ein einzelnes Beispiel anführen. Im Rahmen einer Vereinsgeschichte habe ich eine jüdische Mitbürgerin, die die Schrecken des Nationalsozialismus in fast seiner ganzen Tragweite erleben mußte, zu Wohnverhältnissen in den sog. »Judenhäusern« befragt. Natürlich mußte ich aus dieser Quelle tiefer schöpfen. Erleichternd für mich, meine Neugierde, kam hinzu, daß Frau W. den Umgang mit Interviewern gewohnt ist; sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, über die Schrecken des Nationalsozialismus anhand ihres Schicksals zu berichten. Ein Entschluß, den sie seit ihrer Deportation nach Theresienstadt gefaßt haben muß; denn sie hat alle Unterlagen, die ihr in die Hände kamen, gesammelt – ein persönliches Museum des Schreckens.

Ich brauchte nicht viele Fragen zu stellen, hätte es auch bei meinem Entsetzen über das Geschilderte nicht gekonnt.

Frau W. berichtete über die zunehmende Judenfeindlichkeit nach der sog. »Machtergreifung«, wie sich allmählich christliche Freunde abwandten, über die Schicksale einzelner, die meist mit der Bemerkung endeten: Der/die ist da oder dort gestorben, umgekommen, umgebracht worden, vergast worden.

Frau W. berichtete von Theresienstadt, zeigte Bilder – die sie nachträglich gemacht hat – von Gebäuden, in denen sie untergebracht waren. Und sie zeigte mir die Mitteilung der Lagerleitung über den Tod ihrer Mutter in Theresienstadt. Es war eine Karte, offensichtlich eine zerschnittene Glückwunschkarte. Auf der einen Seite war zu lesen: »Wir Gratulieren«. Auf der anderen Seite stand mit Bleistift geschrieben, daß Frau W. – natürlich mit Nummer – gestorben sei. Mein hilfloses »das war ein Zufall« wurde mit einem »nein, das haben die absichtlich gemacht« beantwortet.

Solche Schilderungen und andere, von denen ich ähnliche bis dato nur aus Romanen und Filmen kannte, haben mich sprachlos gemacht. Die ganze Brutalität, zu der Menschen im Umgang miteinander fähig sind, ist mir bewußt geworden. Frau W. hat mir die Schrecken des Holocaust durch ihre Schilderung, die sie sichtlich bewegte, näher gebracht, als Zahlen, Darstellungen, Akten, Romane oder Filmberichte es jemals konnten.

Projekte mit Zeitzeugen

Die Bedeutung der mündlichen Zeitzeugenbefragung für unsere eigene Praxis läßt sich am anschaulichsten mit einem Blick auf die zur Zeit laufenden Projekte beantworten.

Eine Arbeitsgruppe beschäftigt sich seit über einem Jahr mit der Geschichte eines Bonner Stadtteils – der Inneren Nordstadt. Während Bonn als Garten-, Universitäts- und Rentnerstadt die städtische Geschichtsschreibung dominiert, ist der eher gewerblich orientierte Norden der Stadt kaum wahrgenommen worden. Er führt in den bisherigen Publikationen ein Schattendasein.

Im Süden der mittelalterlichen Stadt hatten sich Rentiers, Professoren, Industrielle, Hochadlige und wohlhabende Kaufleute angesiedelt. In den neuen Bonner Norden ziehen Handwerker, Händler und Geschäftsleute sowie ArbeiterInnen. Die Mischung von Arbeiten und Wohnen zeichnet diesen neuen Stadtteil aus. Seine Kernbebauung datiert aus den Jahren zwischen 1870 und 1910. Die Innere Nordstadt – vom Krieg weitgehend verschont – blieb als Ensemble erhalten und ist unter Denkmalschutz gestellt.

Heute wohnen in dem Viertel Studenten, Ausländer, Zugezogene neben Alteingesessenen. Die Wohnfunktion hat Vorrang vor der gewerblichen Nutzung. Dennoch finden sich noch eine Reihe von alten Betrieben. Gleichzeitig ist die Nordstadt Sitz zahlreicher Betriebe und Geschäfte aus der alternativen Szene.

Im Mittelpunkt des Projektes steht die Frage, wie die Arbeits- und Lebensbedingungen früher ausgesehen und wie sie sich bis heute verändert haben. Thematisch konzentriert sich die Gruppe auf die Aspekte Arbeit, Wohnen, Kindheit und Politik. Die traditionelle Quellenlage zu den oben umrissenen Themenbereichen ist dünn. Eine erste Motivation, mit Zeitzeugen zusammenzuarbeiten, liegt in dem Interesse begründet, diejenigen zu Wort kommen zu lassen, die in diesem Viertel gewohnt und gearbeitet haben oder immer noch wohnen und arbeiten, die aufgrund ihres eigenen Lebens ganz konkret berichten können, wo sie aufgewachsen sind, was sie gespielt haben, wie sie zur Schule gegangen sind, wo und unter welchen Bedingungen sie gearbeitet haben, ob und wie sie sich politisch betätigt haben. Diese Erfahrungen schlagen sich in traditionellen Quellen nur punktuell nieder. Eine zweite Motivation liegt in unserem Anspruch begründet, nicht über die Köpfe der Betroffenen Geschichte zu schreiben, sondern sie – soweit von ihrer Seite möglich und gewollt – in den Prozeß der Arbeit einzubeziehen.

Für das Nordstadt-Projekt haben wir bisher 23 Interviews durchgeführt, wobei die Suche nach Interviewpartnern nicht so einfach vonstatten geht. Es hat sich gezeigt, daß sich auf unsere Zeitungsaufrufe nur sehr wenige Menschen melden. Das hängt sicher damit zusammen, daß wir keine städtische Institution sind und daher gewisse Berührungängste bestehen, auch daß wir nicht über Anschriften und Namenslisten verfügen, um interessante Zeitzeugen direkt anzusprechen. Bekannte und Freunde helfen mit Tips und Namen aus. Im Schneeballsystem vermitteln uns Interviewpartner weitere Gesprächspartner. Erstes Ergebnis des laufenden Projektes ist ein Stadtteilspaziergang durch das Viertel, der eine Auswahl von Arbeitsergebnissen präsentiert und einmal monatlich stattfindet. Im Oktober/November 1990 erscheint eine eigene Publikation der Bonner Geschichtswerkstatt zur Geschichte dieses Stadtteils.

Ein weiteres Projekt der Bonner Geschichtswerkstatt fußt in einem sehr großen Maße auf Oral History. In Zusammenarbeit mit dem Siebengebirgsmuseum der Stadt Königswinter entsteht eine Ausstellung zur Geschichte des – durch das Bundesgästehaus bekannten – Petersberges, die vom 18. August 1990 bis zum 13. Januar 1991 in den Räumen des Siebengebirgsmuseums gezeigt wird. Die Ausstellung wird durch einen Katalog ergänzt. Die Ausstellung wird die verschiedenen Seiten des Petersberges aufzeigen: Latènezeitliche Spuren menschlicher Besiedlung auf dem Petersberg; im Mittelalter Kloster und Kirchenplatz, später Wallfahrtsort; wirtschaftliche Nutzung durch Landwirtschaft und Steinbrüche; im 19. Jahrhundert touristische Erschließung durch Zahnradbahn und Hotel; im 20. Jahrhundert zunächst exklusives Kurhotel, zwischenzeitlich Berg der Alliierten, dann Staatsherberge. Diese Palette von Themen läßt sich nur bedingt mit herkömmlichen historischen Methoden bearbeiten.

So ist der Blick hinter die Kulissen, hinter Fassade und Glanz des damaligen

Hotelbetriebs auf dem Petersberg ohne ZeitzeugInnen unmöglich. Nur noch der Hausmeister – der von 1929 bis 1979 auf dem Petersberg gearbeitet hat –, das Zimmermädchen – das von 1954 bis zur Hotelschließung 1969 dort beschäftigt war –, und andere können allein noch über die Arbeitsbedingungen des Personals berichten. Dasselbe gilt für die Arbeit der Beschäftigten bei der Petersberger Zahnradbahn. Auch hier lebt nur noch ein ehemaliger Heizer und späterer Lokführer, der über die alltägliche Arbeit bei einer dampfbetriebenen Zahnradbahn, die Schuferei beim Saubermachen der Kessel und Flammrohre und über sein Verhältnis zur Arbeit erzählen kann.

Umgang mit Zeitzeugen

In unserer Arbeit mit ZeitzeugInnen und unserem Umgang mit der Methode der Oral History kristallisieren sich erste Zwischenresultate heraus, ohne daß wir zu abschließenden Wertungen kommen können. Bei der Bewertung des Stellenwertes mündlicher Quellenarbeit gibt es auch innerhalb unserer Gruppe unterschiedliche Standpunkte, die nicht zuletzt beeinflußt sind von der jeweiligen Themenstellung.

Schließlich hat diese Methode viel mit Experimentieren und learning by doing zu tun. Die Methode der Oral History fordert auf jeden Fall mehr Zeit und persönliches Engagement als herkömmliche Herangehensweisen an ein historisches Thema.

Der Begriff des »Interviewpartners« impliziert schon die Problematik der Zeitzeugenbefragung. Es ist eine problematische, ungleiche Partnerschaft, bei der der eine Partner, der Interviewte, primär der Gebende ist. Er gibt aus dem Schatz seiner ganz persönlichen Erfahrungen, stellt sie über den Befrager einer breiteren, für ihn anonymen Öffentlichkeit dar. Der Befragende ist in einer nehmenden Position, er kann kaum etwas geben, außer seiner Zuhörerfunktion. Aber auch diese Funktion ist nicht zu unterschätzen. Viele, besonders Interviewpartner der älteren Generation genießen es, jemanden zu haben, der zuhört. Das Interesse, die Neugierde an der Lebensgeschichte vorher meist unbekannter Menschen ist das wenige, das der Befrager in diese Partnerschaft einbringen kann. Der Gewinn, den der Befrager aus der Partnerschaft zieht, ist neben den Antworten auf seine Fragestellung oft noch ein anderer. Interviews können auch dem Historiker neue Lebenserfahrungen bringen.

Wir tragen beim Interview Verantwortung gegenüber unserem Gesprächspartner, der sich auf uns und unsere Arbeit einläßt. Dazu gehört auch, daß wir Rechenschaft ablegen müssen, wie das Interview ausgewertet und verwendet wird. In bestimmten Interviewsituationen erscheinen noch andere Probleme für den Interviewer. Es ist natürlich kein Zufall, daß diese Probleme eng mit dem Nationalsozialismus und seiner Darstellung durch einige Zeitzeugen entstehen. Wie soll ich reagieren, wenn

ein Zeitzeuge, heute noch seine Zeit als HJ-ler glorifizierend, Einwände mit der Bemerkung vom Tisch fegt, man müsse eben dabei gewesen sein, um sich ein Urteil erlauben zu können? Oder wie, wenn Sekundärtugenden wie Ordnung, Disziplin und Sauberkeit gepriesen werden und ihr Verlust beklagt wird? Wie, wenn Äußerungen das Fortbestehen eines latenten Antisemitismus belegen? Soll ich mir kritische Einwände ersparen, um den eigentlichen Zweck des Interviews nicht zu gefährden? Wäre es nicht besser, in eine Diskussion über diese Äußerungen einzutreten und diesen entschieden zu widersprechen? Fertige Antworten haben wir dazu nicht parat.

Im Prozeß der Arbeit mit dem Interviewmaterial tauchen immer neue Fragen auf, die mit dem Interview keineswegs abgeschlossen sind. Um nur einige zu nennen: Inwieweit transkribieren wir das Interview? Wie machen wir das Interview zugänglich? Transkribieren wir das Gespräch wortwörtlich? Wird der Interviewpartner die Genehmigung zur Veröffentlichung erteilen? Wo kürzen wir, wo geben wir dem Gespräch eine andere Struktur durch inhaltliche Zusammenfassung ähnlicher oder gleichlautender Passagen? Soll der Namen des Interviewten auch dann genannt werden, wenn seine Aussagen ihn radikal bloßstellen und entlarven?

Überprüfung und Interpretation der Interviews werden bisweilen erschwert durch die bewußte Offenhaltung der Gesprächssituation; es wird kein vorbereiteter Fragenkatalog stur abgearbeitet. Assoziationen, unerwartete Wendungen, bislang nicht »angedachte« Reflexionen würden dadurch vielleicht unterdrückt. So weit es geht, sollte der Interviewer schweigen, zuhören. Jedoch geht das nicht immer. Zunächst müssen in einer »Aufwärmphase« Barrieren – falls vorhanden – erkannt und abgebaut werden; zum gegenseitigen Kennenlernen werden die jeweiligen Lebensläufe vorgestellt. Der Interviewpartner ist hier der Verlegenheit enthoben, daß er nicht weiß, was er sagen und berichten soll. Darüber hinaus entsteht eine offener Interviewsituation, die der Befragte mitsteuern kann. Auf diese Weise wird Sprachlosigkeit vorgebeugt, die auf gezielte Fragen nach bestimmten Ereignissen (z. B. was haben sie von dem Ereignis x wahrgenommen?) entstehen kann. Oft kommen die Zeitzeugen in ihrer Darstellung zu den Themen, die dem Interviewer auf dem Herzen liegen. Die konkreten und vertiefenden Fragen nach bestimmten Vorgängen lassen sich später in Nachfragen immer noch klären.

Schwer ist, den Gesprächspartner von seiner Fixierung auf das technische Gerät Tonband – »Haben Sie das aufgenommen?« – abzubringen und gleichzeitig das Tonband zu bedienen. Die aus dem Bewußtsein der Interviewsituation erwachsenden Vorbehalte und Hemmungen blockieren oft den Gesprächsablauf. »Ich weiß nichts zu erzählen, was für Sie interessant sein sollte«, hören wir häufig. Dieser Satz ist für uns aber auch immer Herausforderung. Wir wollen den Interviewten deutlich machen, daß sie eine eigene persönliche Geschichte haben, die ernst genommen werden muß und für die sich andere interessieren.

Inwieweit dann ein lebensgeschichtliches oder thematisches Gespräch zustande kommt, ist abhängig vom Temperament der Zeitzeugen. Die starre Trennung ließ sich weder beim Nordstadt- noch beim Petersberg-Projekt konsequent durchhalten – und ist auch nicht immer wünschenswert.

Gezielte Fragen zu Standardthemen wie »Machtergreifung«, »Reichskristallnacht« oder Kriegsende bringen erfahrungsgemäß nicht viel ein. Entweder können sich die Leute nicht erinnern oder sie geben – unbewußt? – irreführende Antworten. Für den einen hat die Synagoge drei Tage gequalmt, für den anderen gar nicht. Oder die Zeitzeugen »flüchten« in »Vorträge« über allgemeine Deutsche Geschichte. Sicherlich stoßen die Fragenden hier auf interessante Phänomene, wie eigenwillig Zeitzeugen »Geschichtspropaganda« verinnerlichen; allein das ist meist nicht das Ziel der Befragung. Indes besteht die Schwierigkeit darin, Gehörtes, Gelesenes von dem zu trennen, was persönlich erlebt und erfahren wurde. Unter dieser je eigenen Lebenserfahrung verstehen wir, wie jemand mit seiner Vergangenheit umgeht, sie bewältigt, sich damit einrichtet. Nicht was erlebt wurde, ist unbedingt wichtig, sondern wie es erlebt wurde und im nachhinein gesehen wird. Falsch ist aber auch der Umkehrschluß, Fakten seien durch Zeitzeugenbefragung nicht zu ermitteln. Wie bei jeder anderen Quelle müssen die Angaben auf Plausibilität, Perspektivität und Vergleichbarkeit überprüft werden.

Die Nutzbarkeit der Interviews für unsere Arbeit vollzieht sich auf drei Ebenen. Auf der Ebene, wo keine oder kaum schriftliche Quellen vorhanden sind, kommt der Zeitzeugenbefragung elementare Bedeutung zu. Kinderspiele zu Ende der Kaiserzeit schlagen sich nun einmal nicht in den Akten des Stadtarchivs nieder. Indirekt einfließend sind Äußerungen und Hinweise, denen in traditioneller Quellenarbeit nachgegangen werden muß. Dabei entwickeln sich oft interessante neue Blickpunkte. Zu dieser Ebene gehören auch Beurteilungen von engagierten Bürgern und Kommunalpolitikern. Die dritte Ebene der Nutzbarkeit ist die bloße Bestätigung schon gewonnener Erkenntnisse.

Theoretische und praktische Probleme der Oral History im Kontext von Frauenforschung, dargestellt am Beispiel einer Befragung älterer Akademikerinnen

von Petra Clephas-Möcker und Kristina Krallmann

Die »Geschichtslosigkeit« von Frauen, ihre Nicht-Existenz in der offiziellen Geschichtsschreibung, ist in den letzten Jahren besonders von im Kontext der Neuen Frauenbewegung stehenden Historikerinnen kritisiert worden.

So konstatiert beispielsweise Hausen (1983, S. 7): »Im allgemeinen Verständnis von Geschichte wurde bis vor kurzem das historisch Bedeuteude so abgesteckt, daß nur diejenigen Räume und Zeiten des gesellschaftlichen Geschehens einbezogen waren, die für das Handeln und die Interessen von Männern entscheidende Bedeutung hatten oder haben. Zwischen dem Männerbereich des öffentlichen und dem Frauenbereich des Privaten wird eine Trennlinie angenommen, die das vermeintlich Relevante vom Nicht-Relevanten scheidet und Frauen mit ihrer typischen Lebenssituation in Haushalt und Familie aus der Geschichte ausgrenzt. Zur Geschichte zugelassen bleiben dann allenfalls solche Frauen, die ähnlich den Männern als herausragende Persönlichkeiten öffentliches Ansehen erlangten, sich in Parteien, Verbänden und Vereinen organisierten oder außerhäusliche Erwerbsarbeit leisteten. Doch zumeist galt das generell für Frauen übliche historische Vergessen auch diesen Frauen.«

G. Bock (1983, S. 25) kritisiert darüber hinaus, es handele sich bei der Nicht-Berücksichtigung von Frauenleben und Frauenarbeit nicht um einfaches Vergessen, »sondern die weibliche wird als Sonderfall der männlichen Species ›Menschheit‹ verstanden, während Geschichte von Männern als Allgemeingeschichte definiert wird.«

Bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts bezog sich die traditionelle Geschichtsschreibung jedoch auch bei Männern auf die »Herrschenden« und ihre Politik. Erst mit der Entwicklung eines sozialgeschichtlichen Forschungsansatzes erfolgte ein sogenannter »Paradigmenwechsel« auf die »Geschichte von unten«, die Geschichte der »Beherrschten«. Das Augenmerk wurde nun auf diejenigen Menschen gerichtet, die keine Spuren in Form von schriftlichen Quellen oder Zeugnissen hinterlassen hatten. Bei der Erforschung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen stellte sich die Notwendigkeit eines neuen methodischen Zuganges. Für die Bearbeitung der

Geschichte des 20. Jahrhunderts etablierte sich die Oral History, die mündliche Befragung der von der offiziellen Geschichtsschreibung vernachlässigten Zeitzeugen (vgl. z. B. Niethammer 1980 a, S. 7 ff.; 1980 b, S. 236 ff.). So wird in Oral-History-Projekten nach der Subjektivität derer gefragt, die bisher als Objekte der Geschichte gesehen wurden, nach ihren Erfahrungen, ihren Wünschen, ihrer Widerstandskraft und ihren Leiden (vgl. Niethammer 1980 a, S. 9). Dieser Perspektivenwechsel wurde zunächst nicht auf Frauen bezogen, sondern beschränkt »auf den ›kleinen Mann‹ und auf Schichten- und Klassenmodelle, deren herkömmliche Verwendung Frauen unsichtbar hielt« (G. Bock 1983, S. 29). Erst ab Mitte der 70er Jahre begannen Wissenschaftlerinnen, die Oral-History-Methode auf die Erforschung der Alltagsgeschichte von Frauen anzuwenden. Die unterschiedlichen Momente, die zu diesem Zeitpunkt zusammentrafen, waren: »Sozialwissenschaftlerinnen hatten den bisher vergessenen ›weiblichen Lebenszusammenhang‹ (Ulrike Prokop 1976) entdeckt und erkannten bald, daß der von den Soziologen konstruierte typische Lebenslauf (M. Kohli 1978) wenig mit der Normalbiographie von Frauen gemein hat (Erika Adolphy 1982)« (Kuhn 1985, S. 165).

Mit dem Anstieg der Anzahl der Oral-History-Projekte, die sich mit Frauengeschichte befaßten, entwickelte sich ein verstärktes Problembewußtsein. Kuhn (vgl. 1985) weist darauf hin, daß in der Anfangsphase zwischen Oral-History-Bewegung und frauenspezifischen Oral-History-Projekten eine weitgehende Übereinstimmung in Erkenntnisinteressen und -zielen zu herrschen schien. Mit der weiteren Entwicklung wurde die Unmöglichkeit des Ausgehens von einem »quasi geschlechtsneutralen, demokratischen Grundkonsens« jedoch immer deutlicher (1985, S. 168). Denn historische Frauenforschung impliziert stets eine Wissenschaftskritik, die G. Bock (1983, S. 32 f.) folgendermaßen charakterisiert: »Frauengeschichtliche Kritik und Rezeption der Sozialgeschichte vermögen anzudeuten, was sich in den mit ›Betroffenheit‹, ›Parteilichkeit‹, ›Subjektivität‹ umschriebenen

Versuchen ausdrückt, »männliche« Wissenschaft zu problematisieren.¹ Hier geht es nicht nur um den methodischen Anspruch, einer Schein-Objektivität die Subjektivität einer Frauenperspektive entgegenzusetzen, sondern vor allem um den inhaltlichen Anspruch, die Erfahrungen von Frauen zu rekonstruieren. Hier sind (auto-)biographische und mündliche Geschichte von besonderer Bedeutung, und auch dabei kann historische Frauenforschung Anregungen aus anderen sozialgeschichtlichen Bereichen aufgreifen. Solche Ansätze sind für die Erforschung von Unterschicht- und Oberschicht-Frauen gleichermaßen wichtig. Denn erst die Betrachtung »schweigender« wie »sprechender«, »gewöhnlicher« wie »bedeutender« Frauen vermag sie als Geschlecht aus dem Dunkel der Geschichte zu lösen.«

Hagemann (1981, S. 56) nennt als zentrales Motiv für das steigende Interesse an der »Frauengeschichte von unten«: »die Frage nach der Herkunft unserer eigenen Lebensbedingungen, Verhaltensweisen, Deutungsmuster und Handlungsmöglichkeiten bzw. -unmöglichkeiten«. Historisch arbeitende Frauen wollen das Dilemma der fehlenden historischen Wurzeln überwinden, indem sie Beiträge zu einer neuen Geschichtsschreibung leisten, die den Anteil der Frauen an der Geschichte ans Licht holt, denn »Geschichte ist ein Prozeß, eine Rekonstruktion der Vergangenheit aus heutiger Sicht. Der »weibliche Blick« ist dabei wesentlich. Ohne eigene Geschichte ist den Frauen die Möglichkeit einer kollektiven Identität und eines historischen Selbstbewußtseins abgeschnitten« (Grubitzsch 1985, S. 151).

¹ Mies stellte 1978 die sogenannten »Methodischen Postulate zur Frauenforschung« vor. Sie formulierte eine tiefgreifende Wissenschaftskritik, die viele Feministinnen teilten, und führte sie am Beispiel der Kölner Frauenhaus-Initiative vor. Ihre Hauptforderungen beinhalten:

1. »Wertfreiheit (. . .) wird ersetzt durch bewußte Parteilichkeit (. . .), [die] erreicht [wird] durch eine teilweise Identifikation mit den »Forschungsobjekten««,
2. »Die »Sicht von oben« wird ersetzt durch die »Sicht von unten««,
3. »Die kontemplative, uninvolierte »Zuschauerforschung« (. . .) wird ersetzt durch aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen und die Integration von Forschung in diese Aktionen«,
4. »die Veränderung des Status Quo [wird] als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnis angesehen«,
5. »Die Wahl des Forschungsgegenstandes (. . .) [wird] abhängig sein (. . .) von den allgemeinen Zielen und den strategischen und taktischen Erfordernissen der sozialen Bewegung zur Aufhebung von Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen«,
6. »Der Forschungsprozeß wird zu einem Bewußtwerdungsprozeß, sowohl für die bisherigen Forschungs»subjekte« als auch für die bisherigen Forschungsobjekte«. (. . .) Zur kollektiven Bewußtwerdung durch die problemformulierende Methode muß die Aufarbeitung der eigenen individuellen und kollektiven Geschichte treten.«,
7. »Die Aneignung der eigenen Geschichte als Subjekte und als Voraussetzung der Frauenemanzipation bedeutet weiterhin, daß die Entwicklung einer feministischen Gesellschaftstheorie nicht in Forschungsinstituten entstehen kann, sondern in der Teilnahme an den Aktionen und Kämpfen der Bewegung und in der theoretischen Auseinandersetzung über Ziele und Strategien dieser Bewegung« (Mies 1984, S. 12 ff.).

In der Regel beschränken sich frauenspezifische Oral-History-Projekte auf einen bestimmten historischen Zeitraum, wie zum Beispiel Weimarer Republik, Drittes Reich oder Nachkriegszeit (vgl. z. B. Bonner Frauenprojektgruppe 1985; Hagemann 1981; Meyer/Schulze 1985; Nyssen/Metz-Göckel 1984; Tröger 1981; Wikkert 1981). Falls sie mit lebensgeschichtlich orientierten Interviews arbeiten, werden häufig nur die für einen eng umgrenzten historischen Zeitraum relevanten Aussagen herausgefiltert (vgl. z. B. Adolphy 1981). Welchen familialen Hintergrund diese Frauen besaßen, welche Entwicklungslinien sich in ihrem Leben nachzeichnen lassen und wie sie heute leben, erfährt dabei nur sekundäres Interesse.

Unser Interesse richtet sich auf die Erforschung der Lebens- und Arbeitsbedingungen unserer Vorgängerinnen, der Studentinnen und jungen Akademikerinnen während der Zeit der Weimarer Republik bis zur Nachkriegszeit. Mit Hilfe lebensgeschichtlich orientierter Interviews haben wir Aussagen über das Alltagsleben und die Problembewältigungsstrategien einzelner Vertreterinnen der Mütter- und Großmüttergeneration gewonnen.²

Angestrebt ist die Aufarbeitung der Erfahrungen von älteren Akademikerinnen, einer gesellschaftlichen Gruppe, die auf den ersten Blick zwar im Verhältnis zu anderen Frauen durchaus privilegiert erscheint, aber dennoch mit extremen Beschränkungen ihrer Lebensentwürfe aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit und der Geschlechtsrollenzuschreibungen konfrontiert wurde.

Wir suchen Antworten auf Fragen, die nur Zeitzeuginnen geben können, da sie in der Lage sind, das Alltagsleben in den jeweiligen Zeitabschnitten zu beschreiben, und somit die Auswirkungen der historischen Prozesse und Konstellationen auf einzelne verdeutlichen können. Aus historischen Abhandlungen wissen wir vieles über die sozioökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Konstellationen dieses Jahrhunderts und können die »objektiven« Bedingungen auch für ein Akademikerinnenleben nachzeichnen. Dennoch wissen wir wenig darüber, wie Frauen diese Zeit »subjektiv« erlebten, wie sie beispielsweise den Alltag organisierten, mit welchen Schwierigkeiten und Problemen sie konfrontiert wurden und welche Auswirkungen sowohl »objektive« Bedingungen als auch persönliche Erlebnisse auf ihr Leben hatten. Auf diese und ähnliche Fragen gibt die offizielle Geschichtsschreibung keine Antworten. Eine Annäherung an diese Themen kann nur über die Befragung von Zeitzeuginnen erreicht werden, da schriftliche Quellen in Form von (Auto-)Biographien, Tagebüchern, Briefen etc. dieser Frauengruppe, genau wie anderer nicht-prominenter Personen, kaum existieren.

Wir haben daher einige Angehörige dieser Akademikerinnengeneration gebeten, sich in qualitativ-narrativen Interviews zu ihren Erfahrungen und Erlebnissen zu

² Die Ergebnisse der Untersuchung sind bei Clephas-Möcker/Krallmann 1988 nachzulesen.

äußern. Insgesamt haben wir mit 29 Akademikerinnen, die zwischen 1889 und 1923 geboren sind, lebensgeschichtlich orientierte Interviews durchgeführt.³ Aus forschungsökonomischen Gründen mußten wir uns auf 16 Interviews beschränken. Die Geburtsjahrgänge der berücksichtigten Gesprächspartnerinnen differieren von 1909 bis 1923.

Unsere Untersuchungsgruppe setzt sich aus acht Gymnasiallehrerinnen, sechs Ärztinnen und zwei Ärztinnen, die als Lehrerinnen arbeiteten, zusammen. Die beiden Berufsgruppen haben wir ausgewählt, da erstens Medizin- und Lehramtsstudentinnen seit Beginn des Frauenstudiums bis heute einen hohen Anteil an der weiblichen Studentenschaft stellen und zweitens in unserer Untersuchung die größten Gruppen bilden. Eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse erschien uns von daher bei ihnen noch am ehesten möglich.

Die Aufarbeitung der Lebensgeschichten der interviewten Gymnasiallehrerinnen und Ärztinnen eröffnet eine Möglichkeit für jüngere Akademikerinnen und Studentinnen, sich mit ihren Vorgängerinnen auseinanderzusetzen und Ansatzpunkte für eine eigene Standortbestimmung zu finden. Aus statistischen Materialien können zwar Daten beispielsweise über den Frauenanteil an den Universitäten gewonnen werden, die konkreten Erfahrungen der Studentinnen wurden jedoch mit Hilfe von Interviews bisher kaum erforscht. Die Befragung von älteren Frauen bietet zudem eine Chance, den vielfach vernachlässigten oder sogar abgebrochenen Kontakt zur älteren Generation wiederaufzunehmen. Es gibt zwar mehrere Projekte, die sich mit älteren Frauen beschäftigen, zum Teil geben sie jedoch lediglich das komprimierte Interviewmaterial wieder, ohne Interpretationshilfen zu bieten (vgl. z. B. Stolten 1983; Szepansky 1983 und 1986; Weyrather 1985).⁴ Wir gehen im Unterschied dazu davon aus, daß ein angemessener Umgang mit Lebensgeschichten nur über den Einbezug historisch relevanter Ereignisse, über eine Verknüpfung von Individual- und Gesellschaftsgeschichte, möglich ist. Außerdem bieten vorgeführte Interpretationsversuche Anknüpfungspunkte für weitere Interpretationen, die selbstverständlich ebenfalls aus den subjektiven Erfahrungen und persönlichen Einstellungen resultieren.

Unsere Interviewpartnerinnen äußern sich zu politischen Ereignissen und Konstellationen, die in dieser Form in keinem traditionellen Geschichtsbuch zu finden sind

³ Vgl. Brehmer (Projektleitung)/Clephas-Möcker/Krallmann, Lebensgeschichte deutscher Akademikerinnen der Geburtsjahrgänge 1905–1920. Universität Bielefeld, IFF, unveröffentl. Manuskript, 1985; Baacke (Projektleitung)/Clephas-Möcker/Krallmann, Narrative Interviews mit Ärztinnen im Rahmen pädagogischer Biographieforschung. Universität Bielefeld, Fak. Päd., unveröffentl. Manuskript, 1986.

⁴ Kohli (1981, S. 290) kritisiert »die Selbstbeschränkung des Forschers auf die Rolle des Herausgebers« als »Subjektivismus«, obwohl er einräumt, daß bei gesellschaftlichen Gruppen, die sonst nicht »zu Worte kommen«, damit »bereits etwas Wichtiges geleistet wird«.

und die die Auswirkungen der »großen« Politik auf das Leben der »kleinen Leute« dokumentieren. Neben einem Beitrag zur Alltagsgeschichte von Mädchen und Frauen in diesem Jahrhundert soll die sozialhistorische Analyse jedoch auch leisten, über die subjektiven Äußerungen einen Einblick in den damaligen Zeitgeist und die -bedingungen zu bieten.

Das Spektrum der sozialhistorischen Analyse reicht vom Kaiserreich, der Zeit, in der die Eltern unserer Gesprächspartnerinnen erzogen und ausgebildet und die ältesten Akademikerinnen geboren und eingeschult wurden, bis zur Nachkriegszeit, in der auch die jüngsten unserer Interviewpartnerinnen ihr Studium beendeten und erste Berufserfahrungen sammelten.

Aufgrund der Streuung der Geburtsjahrgänge war es möglich, in den Interviews gleiche, aber auch unterschiedliche Themenkomplexe anzusprechen, da zum Beispiel im Dritten Reich die jüngeren Interviewpartnerinnen zur Schule gingen, die älteren studierten und die ältesten ihre Berufstätigkeit begannen. In der Nachkriegszeit ging dagegen keine unserer Gesprächspartnerinnen zur Schule, sondern sie waren entweder schon berufstätig oder beendeten ihr Studium. Entsprechend wird von uns im Punkt »Nachkriegszeit« der Themenbereich Schule nicht mehr bearbeitet.

Als Folge des unterschiedlichen Alters bewerten unsere Gesprächspartnerinnen auch im nachhinein die historischen Gegebenheiten in unterschiedlicher Form. Ausschlaggebend sind jedoch auch die differierenden persönlichen Erfahrungen, der politische und ideologische Standort und die Tatsache, ob sie heute noch berufstätig sind oder bereits im Ruhestand Zeit und Muße fanden, ihren Lebensweg und ihre Erfahrungen zu reflektieren.

Die Kindheit, Jugend und das frühe Erwachsenenalter der Akademikerinnen wurden durch komplexe historische Bedingungen beeinflusst. Unser Ziel ist es, charakteristische Grundzüge der Mädchensozialisation von Akademikerinnen aufzuzeigen und die Interviewzitate an der deskriptiven Analyse der wichtigsten Sozialisationsinstanzen zu spiegeln. Konkret bedeutet dies: Wir haben Interviewzitate zur Schulzeit während des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und des Dritten Reiches ausgewählt und sie den institutionellen Bedingungen von Schule und Unterricht als ein Stück Alltagsbeschreibung gegenübergestellt.

Da im Dritten Reich neben Elternhaus und Schule für Mädchen der BDM als wichtige politische und ideologische Sozialisationsinstanz trat, stellte sich die Notwendigkeit, die Erziehungsziele des BDM und ihre praktische Umsetzung aufzuzeigen.

Den ideologischen Zugriff der Nationalsozialisten auf die älteren Interviewpartnerinnen zeichnen wir nach, indem wir den Einfluß der NS-Frauenorganisationen auf das Leben der Akademikerinnen berücksichtigen.

Als weitere Sozialisationsinstanz können die Universität, das Referendariat der Lehrerinnen bzw. die Assistenzzeit der Ärztinnen angesehen werden. Auch hier versuchen wir, die unterschiedlichen Bedingungen und frauenspezifischen Behinderungen in den verschiedenen historischen Zeiten herauszukristallisieren.

Die Interviewaussagen spiegeln wir an sozialhistorischen Fakten aus der Primär- und Sekundärliteratur. So entsteht ein lebendiger Ausdruck der historischen Bedingungen, und es wird deutlich, wie unsere Interviewpartnerinnen heute diese Zeiten beschreiben und bewerten.

Neben den von unseren Gesprächspartnerinnen eingebrachten Themen und Erfahrungen scheint es uns jedoch notwendig, ein umfassendes Bild der weiblichen Lebensbedingungen zu zeichnen. Durch die Einbeziehung von Gesetzen, Erlassen etc. in die sozialhistorische Analyse werden Fakten und Konstellationen berücksichtigt, die Einfluß auf ein Frauenleben in diesem Jahrhundert hatten, ohne von den befragten Akademikerinnen explizit benannt zu werden, sei es aus Unkenntnis oder da sie sich über deren Auswirkungen auf ihr Leben nicht bewußt sind. Hierdurch ist es möglich, einen Überblick über den Wandel des Frauenbildes in den historischen Zeiten zu geben, indem die Sichtweise der Lehrerinnen und Ärztinnen einbezogen wird.

Eine weitere Differenzierung der Betrachtung von Akademikerinnenbiographien ist durch die Festlegung auf die beiden Berufsgruppen zu erwarten. Der Vergleich zwischen Lehrerinnen und Ärztinnen bezieht sich jeweils auf die Studienmotivation und die Ausbildungs- und Berufsbedingungen im unterschiedlichen Kontext. Einerseits wurden Lehrerinnen und Ärztinnen im Studium und der Berufsanfangsphase mit verschiedenen »objektiven« Bedingungen konfrontiert, andererseits lebten sie als Frauen in den gleichen politischen und historischen Verhältnissen, die ihre Lebensgestaltung beeinflussten.

Mehrere Projekte, die Interviews mit älteren Frauen bearbeiten, untersuchen ganz spezifische Fragestellungen oder beziehen sich auf einen engen regionalen Raum, für den sie die Alltagsbedingungen untersuchen (vgl. z. B. Fernkorn/Förder/Zwaka 1984; Hagemann 1981; Wickert 1981; Woesler de Panafieu/Germain 1982 a und 1982 b). Obwohl diese Arbeiten äußerst wichtige Beiträge zum Verständnis der Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen in verschiedenen historischen Zeiten leisten, gerät jedoch unweigerlich die gesamte Lebensgeschichte der interviewten Frauen aus dem Blickfeld, die jedoch unseres Erachtens für das Verständnis der Bedeutung einzelner Lebensphasen wichtige Ansatzpunkte liefert.

Durchführung unserer Untersuchung

Die Kontaktaufnahme mit den Interviewpartnerinnen erfolgte über den Deutschen Akademikerinnenbund, Ärztinnenbund, Verein katholischer deutscher Lehrerinnen und nach dem Schneeballsystem. Auf Annoncen in überregionalen Zeitungen haben wir bewußt verzichtet, da wir über die Berufsverbände verbindlichere Zusagen erwarteten.

Nachdem unsere Interviewpartnerinnen, die heute im gesamten Bundesgebiet leben, ihre Bereitschaft zur Teilnahme an einem lebensgeschichtlich orientierten Interview schriftlich angekündigt hatten, baten wir sie, uns zur besseren Vorbereitung auf das Interview einen Lebenslauf zu schicken.

Bei diesen zugesandten Lebensläufen zeigte sich das Alltagsverständnis über Daten, die ein Lebenslauf enthalten sollte.⁵ Uns ging es darum, diese Lebensläufe einerseits zur Vorbereitung zu nutzen, indem wir Sozialdaten bestimmten historischen Ereignissen und Zeitbedingungen zuordnen konnten. Andererseits betrachteten wir sie als Leitfaden, der während des Interviews mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen gefüllt werden sollte.

Anhand der Beschäftigung mit historischen Primär- und Sekundärquellen über Familie, Schule, Studium und Berufstätigkeit in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und Frauen-(Auto-)biographien haben wir eine »Checkliste« erstellt, in der stichwortartig die Themen berücksichtigt wurden, die in jedem Interview angesprochen werden sollten. Die Stichworte orientierten sich sowohl an den Lebensphasen als auch an allgemeinen Themen.

Wir haben bewußt keine Fragen vorformuliert, da sie erstens die Gefahr bergen, die Interviewsituation in ihrer Alltagssprache zu sprengen; zweitens befürchteten wir eine zu große Strukturierung des Interviews unsererseits und mangelndes Einfühlungsvermögen in und Eingehen auf das von unseren Interviewpartnerinnen Berichtete.

Hopf (vgl. 1978, S. 101 ff.) warnt explizit vor einer »Leitfadenbürokratie«, die sich im strikten Festhalten an vorformulierten Fragen und einem unangemessenen Vortreiben des Interviews durch diese Fragen äußert. Sie sieht zwar auch in nicht ausformulierten Fragen, also Stichpunkten, diese Gefahr, wir konnten jedoch die Erfahrung machen, daß die meisten geplanten Themen von den Interviewpartnerinnen ohne Nachfragen angesprochen wurden. Daher brauchten wir nicht häufig einen neuen Erzählstimulus zu geben, sondern konnten uns größtenteils auf aufmerksames Zuhören und Nachfragen bei Unklarheiten beschränken.

⁵ Schulze (vgl. 1985, S. 29 ff.) weist darauf hin, daß Lebensläufe stets konzipiert sind auf bestimmte gesellschaftlich erwartete Rollen und Laufbahnen.

Wir haben jedoch kein narratives Interview im Sinne von Schütze durchgeführt. Die von ihm in Zusammenarbeit mit Brühne und Riemann entwickelte Technik des narrativen Interviews führte er erstmalig am Beispiel eines Projektes zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen vor. Er fordert eine strikte Zerteilung des narrativen Interviews zwischen »der Anfangs- bzw. Haupterzählung, und der Phase narrativer Nachfragen« (1977, S. 4). Die zentrale Anfangsthemenstellung durch die Interviewenden soll eine »längere Haupterzählung hervorlocken.« In dieser Phase beschränken sie sich auf das Zuhören mit »erzählungsunterstützenden Signalen (Kopfnicken, »hm, hm, usw.)«. Die Phase des narrativen Nachfragens beginnt, wenn die Interviewten durch »eindeutige Koda« signalisieren, daß die Erzählung beendet sei (1977, S. 4).

Diese von ihm entwickelte Gesprächsführung birgt die Nachteile einer künstlichen Gesprächssituation. Obwohl nach Hopf (vgl. 1978, S. 107) jedes qualitative Interview nicht mit einer alltäglichen Gesprächssituation zu vergleichen ist, da nur selten die Interviewten an die Interviewenden Fragen stellen oder sich die Interviewenden mit eigenen Meinungen und Anschauungen einbringen, erscheint uns eine gänzliche Zurücknahme der interviewenden Personen bis auf sogenannten »minimal response« gerade für Menschen mit geringerer Routine in der öffentlichen Selbstdarstellung, zu denen besonders Frauen gehören, als eher belastend denn befreiend.

Nach linguistischen Forschungsergebnissen ist es für Frauen besonders wichtig, Rückmeldungen auf ihre Äußerungen zu erhalten, die jedoch auch nonverbaler Art sein können. Da Männer diese gesprächsunterstützenden Signale in der Regel weit weniger gebrauchen als Frauen, fällt es vielen Frauen in Kommunikationssituationen mit Männern besonders schwer, sich zu äußern. Dies läßt sich als besonderer Vorteil einer Kommunikation unter Frauen deuten. Die Zuhörende gibt die Reaktionen, die die Sprechende zur gelungenen Ausführung ihrer Gedanken braucht (vgl. Trömel-Plötz 1982, S. 98 ff.; 1983, S. 33 ff.). Auch unter einem anderen Aspekt ist die Gesprächssituation unter Frauen vorteilhaft. So weist zum Beispiel Erbslöh (vgl. 1972, S. 57 ff.) darauf hin, daß Interviews mit gleichgeschlechtlichen Partnern keine Vorurteile geschlechtsspezifischer Art reproduzieren.

Unser Ziel war es, in den Interviews die Interviewpartnerinnen möglichst wenig zu steuern. Sie sollten die Gelegenheit erhalten, ihre Lebensgeschichte in Ruhe zu schildern. Unsere Fragen knüpften nach Möglichkeit an bereits Gesagtes an, ohne den Gesprächsfluß häufig zu unterbrechen. Da wir stets zu zweit die Interviews durchführten, war ein Nachlassen der Konzentration, das bei 2½- bis 3stündigem intensiven Zuhören vielfach auftritt, kaum zu verzeichnen. Das Interesse an einzelnen Äußerungen war bei uns unterschiedlich stark, und daher konnte fast immer davon ausgegangen werden, daß eine von uns ganz konzentriert zuhörte und eventuelle Nachfragen stellen konnte.

Zu der entspannten Atmosphäre während des Interviews haben unsere Interviewpartnerinnen sehr viel beigetragen. Wir wurden, obwohl wir vorher nur brieflichen oder telefonischen Kontakt hatten, von allen Akademikerinnen herzlich aufgenommen. Der Eindruck einer Interviewsituation wich sehr schnell der eines willkommenen Besuches. Es entwickelte sich zunächst ein Gespräch über allgemeine Themen, und unsere Gesprächspartnerinnen erkundigten sich nach unserem Dissertationsvorhaben.

Da mehrere Interviewpartnerinnen in weiter Entfernung von unserem Wohnort leben, war eine Durchführung des Interviews mit An- und Abreise an einem Tag nicht möglich. Diese Akademikerinnen kümmerten sich auch um unsere Verpflegung und Unterbringung.

Unter diesen Vorbedingungen konnte rasch ein persönliches Verhältnis aufgebaut werden. Überrascht und gefreut hat uns die große Gesprächsbereitschaft der Frauen, die uns ohne offensichtliche Vorbehalte begegneten. Einerseits ist dies sicherlich darauf zurückzuführen, daß sie sich selbst auf eine Annonce meldeten und nur in einem Fall von uns angeschrieben wurden, andererseits hatten wir den Eindruck, die Frauen nutzten sehr gerne die Chance, über ihr Leben zu berichten. Mehrere betonten ihre Freude über unsere Aufnahme des Themas, da sie die Ansicht teilten, Frauen und in diesem Falle Akademikerinnen blieben vielfach in wissenschaftlichen und anderen öffentlichen Zusammenhängen unberücksichtigt. Außerdem korrespondiert die große Gesprächsbereitschaft unserer Interviewpartnerinnen mit ihren Berufen als Lehrerin oder Ärztin, in denen sie es gewohnt waren, viel zu kommunizieren und Sozialkontakte zu pflegen. Die als Folge ihrer Ausbildung und Lebensgestaltung verfügbare Kompetenz über sprachliche und intellektuelle Auseinandersetzungsmöglichkeiten ließ zudem bei unseren Gesprächspartnerinnen einen hohen Reflexionsgrad erwarten.

In der konkreten Interviewsituation war jedoch mit Kommunikationsschwierigkeiten zu rechnen, da die Altersdifferenz zwischen ihnen und uns mindestens 33 Jahre beträgt. Der unterschiedliche Gebrauch bestimmter umgangssprachlicher Redewendungen schien dabei noch das kleinere Problem zu sein. Vielmehr bestand in einigen Punkten die Schwierigkeit für unsere Gesprächspartnerinnen, uns den damaligen Zeitgeist und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nahezubringen, die ihr Verhalten im bestimmten Kontext beeinflusst hatten. Damalige Selbstverständlichkeiten konnten uns als Nachgeborenen schwer vermittelt werden, da auch unsere Fragen aus einem anderen politischen, gesellschaftlichen und persönlichen Zusammenhang entstanden sind. Die Chance lag jedoch gerade in der Notwendigkeit der Erklärung. Da die Interviewpartnerinnen nicht von einem gleichen Erfahrungs- und Wissensstand bei uns ausgehen konnten, waren sie gezwungen, ihre Entscheidungen und Handlungen zu kommentieren. So wurden Dinge thematisiert, die unter Gleichaltrigen als

bekannt vorausgesetzt würden, und es konnte ein Dialog zwischen den Generationen entstehen, der für das historische Verständnis von großer Bedeutung ist.

Unsere Bedenken, die Aufnahmegeräte (Kassettenrecorder und Mikrophone) würden als Störfaktoren wirken, zerschlugen sich sehr schnell. Nach kurzer Zeit schienen die ungewohnten Umstände der Gesprächssituation vergessen zu sein. Es war durchaus keine »typische« Interviewsituation, in der die Interviewpartnerinnen »ausgefragt« wurden, vielmehr hatten wir den Eindruck, sie wären sehr interessiert daran, von ihren Erlebnissen und Erfahrungen zu erzählen und uns bei unserem Forschungsvorhaben zu unterstützen.

Bei fast allen Akademikerinnen fiel uns eine Vorbereitung auf das Interview auf. Entweder hatten sie sich in Anbetracht des Interviewtermins oder auch schon früher mit ihrer Lebensgeschichte beschäftigt, sei es nun in gedanklicher oder schriftlicher Form. So hatten sich mehrere Gesprächspartnerinnen im Vorfeld des Interviews stichwortartig wichtige Ereignisse und Erlebnisse aus der Vergangenheit notiert, entlang derer sie ihre Lebensgeschichte erzählen wollten.

Die Interviewerstellung sahen unsere Interviewpartnerinnen als Möglichkeit, ihre Lebensgeschichte für ihre Nachkommen zu dokumentieren, und viele betonten, sie hätten schon mehrfach vorgehabt, sie aufzuschreiben.

Die Interviews dauerten zwischen 1½ und 3½ Stunden, und nach Abschalten des Kassettenrecorders berichteten viele weitere Einzelheiten aus ihrem Leben, die ihnen noch spontan einfielen, befragten uns zu unserer Person oder sprachen über ihre jetzige Lebenssituation.⁶

Nach der Interviewdurchführung haben wir jeweils unsere Eindrücke auf Kassette festgehalten, um bei der Bearbeitung der Interviews die jeweiligen ersten Einschätzungen zu berücksichtigen.

Die Interviews wurden teilweise transkribiert (aus finanziellen und zeitlichen Gründen war dies nicht bei allen möglich). Dabei handelt es sich jedoch nicht um eine Transkription im linguistischen Sinn mit »minimal response« Äußerungen (äh, hm), sondern um die schriftliche Wiedergabe sprachlicher Aussagen einschließlich längerer Pausen und emotionaler Äußerungen wie zum Beispiel Lachen. Um keine Rückschlüsse auf unsere Interviewpartnerinnen ziehen zu können, haben wir ihnen in alphabetischer Reihenfolge Buchstaben zugeordnet, und wir veränderten Personen- und Ortsnamen, wenn daraus auf die Interviewpartnerinnen geschlossen werden könnte und es von ihnen gewünscht wurde.

⁶ Auf die heutige Lebenssituation unserer Interviewpartnerinnen konnten wir aus Platzgründen leider nicht so ausführlich eingehen, wie es wünschenswert wäre. Zur allgemeinen Orientierung über die heutige Lebenssituation älterer Frauen vgl. z. B. Backes/Krüger 1983; Däbler-Gmelin/Müller 1985; Klostermann 1984; Meinhold/Kunsemüller 1984.

Wir haben versucht, eines der wichtigsten Ziele der Frauenforschung zu realisieren: die Beteiligung der Untersuchten am Forschungsprozeß (vgl. z. B. Tröger 1981, S. 39 ff.). In der Praxis stellten sich jedoch zahlreiche Probleme. Aufgrund der teilweise großen räumlichen Entfernung zu unseren Gesprächspartnerinnen war es aus zeitlichen und finanziellen Gründen nicht möglich, sie mehrmals zu besuchen. Der Kontakt konnte nur brieflich und telefonisch aufrechterhalten werden.

Allen Interviewpartnerinnen, deren Interviews transkribiert wurden, schickten wir eine Transkription zur Korrektur ihrer Aussagen. Ihre Korrekturen bezogen sich in erster Linie auf die sprachliche Form. Die direkte Abschrift gesprochener Sprache mutet sehr fremd an, und die Akademikerinnen versuchten, durch Streichung von Wiederholungen und Satzumstellungen die Sprache zu glätten. Einige nutzten die Gelegenheit zu Einschüben und Nachträgen, die wir bei der Analyse berücksichtigt haben, obwohl unter dem Einwand einer methodischen Vergleichbarkeit dieses Vorgehen vielleicht zu kritisieren ist. In Anbetracht der interessanten und verdeutlichenden Nachträge hielten wir dies jedoch für gerechtfertigt. Diejenigen unserer Interviewpartnerinnen, deren Interviews nicht transkribiert werden konnten, erhielten eine Kopie der Kassetten zugeschickt. Auch das Hören regte sie zu weiteren schriftlichen Ergänzungen an.

Mit einzelnen haben wir Teilergebnisse unserer Arbeit diskutiert, von anderen erhielten wir schriftliche Rückmeldungen über veröffentlichte Einzelergebnisse.⁷

Unsere Erfahrungen bei der Zusammenarbeit mit unseren Gesprächspartnerinnen decken sich mit denen Hagemanns (vgl. 1981). Sie befragte sozialdemokratische Frauen (Geburtsjahrgänge 1887–1913) nach ihren Erfahrungen in der Zeit der Weimarer Republik. Das Verhältnis zwischen Interviewerinnen und Interviewpartnerinnen sieht sie nicht unter der Prämisse eines »kollektiven emanzipatorischen Lernprozesses« (1981, S. 59), sondern schätzt die Motivation der älteren Interviewpartnerinnen folgendermaßen ein: »In der Praxis ist wesentliches Motiv für die Zusammenarbeit jedoch nicht das Interesse der Frauen, die eigene Lebensgeschichte aufzuarbeiten. Gerade wenn wir mit älteren Frauen zusammenarbeiten, sollten wir uns darüber bewußt sein, daß sie sich in den letzten Lebensjahren befinden und ihre Lebensgeschichte meist als abgeschlossen betrachten. Viel ausschlaggebender für ihre Bereitschaft, uns ihre Lebensgeschichte und Lebenserfahrungen zu berichten, ist unsere Person, ihr Bemühen, uns bei der Beantwortung unserer Fragen zu helfen« (1981, S. 59).

⁷ Clephas-Möcker/Krallmann, Frauenstudium in der Weimarer Republik und im Dritten Reich (biographische Interviews mit älteren Akademikerinnen), in: Neuere Ergebnisse aus der Frauenforschung, 1986 a, S. 79–109. Dies., »Man muß sich halt durchsetzen können, und man muß Substanz haben« – Biographische Interviews mit älteren Akademikerinnen, in: Clemens u. a. 1986 b, S. 311–326.

Der Kontakt zu unseren Interviewpartnerinnen ist bis heute nicht abgerissen, und sie schickten uns alte Fotos, Briefe und andere autobiographische Materialien.

Da uns teilweise wichtige lebenslaufbezogene Daten einzelner Akademikerinnen fehlten, erstellten wir einen Fragebogen, den wir ihnen zusandten. Bis auf eine Ausnahme schickten uns alle Frauen die ausgefüllten Fragebögen zurück, die teilweise sehr detaillierte Antworten enthielten. Mit Hilfe dieser Angaben und der zugesandten Lebensläufe war es möglich, die zentralen biographischen Daten aufzulisten.

Literatur:

Erika Adolphy, Zur Lebenssituation von Frauen im Deutschland der frühen Nachkriegszeit. Ansätze zu einer soziobiographischen Untersuchung anhand von narrativen Interviews, unveröffentl. Diplomarbeit, Universität Bielefeld, Fak. f. Pädagogik 1981.

Erika Adolphy, Einige Gedanken zu der Frage: Was ist eigentlich eine normale Frauenbiographie? In: Beiträge 7 a. a. O., 1982, S. 8/9.

Dieter Baacke/Theodor Schulze (Hrsg.), Pädagogische Biographieforschung. Orientierungen, Probleme, Beispiele, Weinheim/Basel 1985.

Dieter Baacke/Petra Clephas-Möcker/Kristina Krallmann, Narrative Interviews mit Ärztinnen im Rahmen pädagogischer Biographieforschung, Universität Bielefeld, Fak. f. Pädagogik, unveröffentl. Manuskript 1986.

Gertrud Backes/Dorothea Krüger (Hrsg.), »Ausgedient!?!« Lebensperspektiven älterer Frauen, Bielefeld 1983.

Beiträge 5 zur feministischen theorie und praxis: Frauengeschichte, hrsg. v. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V., München 1981.

Beiträge 7 zur feministischen theorie und praxis: Weibliche Biographien, hrsg. v. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V., München 1982.

Beiträge 11 zur feministischen theorie und praxis: Frauenforschung oder feministische Forschung?, hrsg. v. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V., Köln 1984.

Gisela Bock, Historische Fragen nach Frauen. Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven, in: Hausen, a. a. O., 1983, S. 22–60.

Bonner Frauenprojektgruppe, Erinnerungsarbeit von Frauen – ein Projektbericht, in: Geschichtsdidaktik 10. Jg., H. 2, 1985, S. 187–202.

Ilse Brehmer/Petra Clephas-Möcker/Kristina Krallmann, Lebensgeschichte deutscher Akademikerinnen der Geburtsjahrgänge 1905–1920, Universität Bielefeld, Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung, unveröffentl. Manuskript 1985.

Bärbel Clemens/Sigrid Metz-Göckel/Aylâ Neusel/Barbara Port (Hrsg.), Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung, Frankfurt/New York 1986.

Petra Clephas-Möcker/Kristina Krallmann, Frauenstudium in der Weimarer Republik und im Dritten Reich (biographische Interviews mit älteren Akademikerinnen), in: Neuere Ergebnisse aus der Frauenforschung. Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung, Bielefeld 1986 a, S. 79–109.

Petra Clephas-Möcker/Kristina Krallmann, »Man muß sich halt durchsetzen können, und man muß Substanz haben« – Biographische Interviews mit älteren Akademikerinnen, in: Clemens u. a., a. a. O., 1986 b, S. 311–326.

Petra Clephas-Möcker/Kristina Krallmann, Akademische Bildung – eine Chance zur Selbst-

- verwirklichung für Frauen? Lebensgeschichtlich orientierte Interviews mit Gymnasiallehrerinnen und Ärztinnen der Geburtsjahre 1909 bis 1923, Weinheim 1988.
- Herta Däubler-Gmelin/Marianne Müller, Wir sind auch noch da! Ältere Frauen zwischen Resignation und Selbstbewußtsein, Bonn 1985.
- Gisela Dischner (Hrsg.), Eine stumme Generation berichtet. Frauen der dreißiger und vierziger Jahre, Frankfurt/M. 1982.
- Eberhard Erbslöh, Interview (Techniken der Datensammlung 1), Stuttgart 1972.
- Lisa Fernkorn/Gabi Förder/Petra Zwaka, Frauenalltag im Nationalsozialismus – Formen der Erinnerung und Wege der Rückvermittlung, in: Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung. Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien, 16. bis 19. April 1984, Wien 1984, S. 392–403.
- Anna-Elisabeth Freier/Annette Kuhn (Hrsg.), Frauen in der Geschichte V, Düsseldorf 1984.
- Helga Grubitzsch, Frauen machen Geschichte. Aspekte einer feministischen Geschichtsforschung, in: Heer/Ullrich, a. a. O., 1985, S. 150–164.
- Karen Hagemann, Möglichkeiten und Probleme der »Oral History« für Projekte zur Frauengeschichte am Beispiel meiner Arbeit zur sozialdemokratischen Frauenbewegung Hamburgs in der Weimarer Republik, in: Beiträge 5 a. a. O., 1981, S. 55–61.
- Karin Hausen (Hrsg.), Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1983.
- Hannes Heer, Volker Ullrich (Hrsg.), Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung, Reinbek 1985.
- Christel Hopf, Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie 7, 1978, S. 97–115.
- Helena Klostermann, Alter als Herausforderung. Frauen über sechzig erzählen, Frankfurt/M. 1984.
- Martin Kohli (Hrsg.), Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt/Neuwied 1978.
- Martin Kohli, Wie es zur »biographischen Methode« kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie 10, 1981, S. 273–293.
- Annette Kuhn, Oral history – feministisch, in: Heer/Ullrich, a. a. O., 1985, S. 165–173.
- Marianne Meinhold/Andrea Kunsemüller, Von der Lust am Älterwerden. Frauen nach der midlife crisis, 6. Aufl. Frankfurt/M. 1984.
- Sibylle Meyer/Eva Schulze, Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit, München 1985.
- Maria Mies, Methodische Postulate der Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: Beiträge 1 zur feministischen theorie und praxis, München. Wiederabdruck in: Beiträge 11 a. a. O., 1978, S. 7–25.
- Lutz Niethammer (Hrsg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Zur Praxis der »Oral History«, Frankfurt/M. 1980.
- Lutz Niethammer, Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Geschichtsdidaktik 5, 1980, S. 231–242.
- Elke Nyssen/Sigrid Metz-Göckel, »Ja, die waren ganz einfach tüchtig« – Was Frauen aus der Geschichte lernen können, in: Freier/Kuhn, a. a. O., 1984, S. 312–347.
- Ulrike Prokop, Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt/M. 1976.
- Luise F. Pusch (Hrsg.), Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt/M. 1983.
- Maruta Schmidt/Gaby Dietz (Hrsg.), Frauen unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation, München 1985.
- Fritz Schütze, Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt

- an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Universität Bielefeld, Fak. f. Soziologie, Manuskript, 2. Aufl. 1978.
- Theodor Schulze, Lebenslauf und Lebensgeschichte. Zwei unterschiedliche Sichtweisen und Gestaltungsprinzipien biographischer Prozesse, in: Baacke/ders., a. a. O., 1985, S. 29–63.
- Inge Stolten (Hrsg.), Der Hunger nach Erfahrung. Frauen nach 1945, Frankfurt/M. 1983.
- Gerda Szepansky, Frauen leisten Widerstand. 1933–1945. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten, Frankfurt/M. 1983.
- Gerda Szepansky, »Blitzmädel«, »Heldenmutter«, »Kriegerwitwe«. Frauenleben im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt/M. 1986.
- Annemarie Tröger, »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit . . .«, in: Beiträge 5 a. a. O., 1981, S. 39–50.
- Senta Trömel-Plötz, Frauensprache: Sprache der Veränderung, Frankfurt/M. 1982.
- Senta Trömel-Plötz, Feminismus und Linguistik, in: Pusch, a. a. O., 1983, S. 33–51.
- Irmgard Weyrather, »Ich bin noch aus dem vorigen Jahrhundert«. Frauenleben zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder, Frankfurt/M. 1985.
- Christl Wickert, Biographische Methode und »Oral History« in der Frauengeschichte am Beispiel einer Untersuchung über die führenden SPD-Frauen der Weimarer Republik, in: Beiträge 5 a. a. O., 1981, S. 50–55.
- Christine Woesler de Panafieu/Xiane Germain, Wie Frauen Kriege bewältigen. Gespräche mit der Generation unserer Großmütter, in: Dischner, a. a. O., 1982 a, S. 155–223.
- Christine Woesler de Panafieu/Xiane Germain, Kriegserfahrungen von Frauen ans Licht geholt, in: Beiträge 7 a. a. O., 1982 b, S. 45–53.

»Da müßten Sie den B. fragen!« Möglichkeiten und Grenzen der Oral History bei der Aufarbeitung der Gocher Vertriebenengeschichte

von Marie-Theres Deußen

Im Rahmen einer zweijährigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wird zur Zeit die Geschichte der Vertriebenen in Goch untersucht. Die Stadt Goch, die seit einigen Jahren ihre Geschichte aufarbeiten läßt und diese im Rahmen einer Schriftenreihe publiziert, will damit ein Stück ihrer Nachkriegsgeschichte festhalten, die im Anschluß an die Geschichte Gochs von 1933 bis 1945 erscheinen soll.

Diese Idee wurde unter anderem deshalb aufgegriffen, weil im Jahre 1949 mit der Errichtung zweier neuer Gemeinden zur Ansiedlung von Flüchtlingen und Einheimischen begonnen wurde, der Reichswaldsiedlungen Reichswalde und Nierswalde, die in diesem Jahr ihr vierzigjähriges Bestehen feierten und deren letztere heute zu Goch gehört. Obwohl das Projekt thematisch auf die Geschichte der Vertriebenen in Goch festgelegt worden war, wurde seitens der Stadt spontan an eine Aufarbeitung der Geschichte der »Vertriebensiedlung« Nierswalde gedacht. Und spricht man mit Gocher Bürger/innen über Vertriebene in Goch, so fällt sofort der Name der Reichswaldsiedlung. Daß auch im übrigen Stadtgebiet Vertriebene und deren Nachkommen lebten bzw. leben, ist vielen heutigen Einwohner/innen nicht mehr bewußt, obwohl diese seinerzeit quantitativ gegenüber den Nierswalder/innen überwogen¹ – was ein Zeichen ihrer gelungenen Eingliederung in Goch ist, was aber auch die Notwendigkeit bescheinigt, ein Stück Gocher (Einwanderer-)Geschichte festzuhalten, das dem Vergessen anheimzufallen droht.

Bei der Aufarbeitung der Geschichte der Vertriebenen in Goch steht die Frage nach ihrer Eingliederung in die damaligen Aufnahmegemeinden, die Stadt Goch, die ehemalige Gemeinde Pfalzdorf und das ehemalige Amt Asperden, dem Nierswalde

¹ Beiträge zur Statistik des Landes Nordrhein-Westfalen, hrsg. v. Statistischen Landesamt Nordrhein-Westfalen: Sonderreihe Volkszählung 1961, Heft 3 a: Gemeindestatistik des Landes Nordrhein-Westfalen. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit, Gebäude und Wohnungen, Düsseldorf 1964, S. 65.

später angegliedert wurde, im Vordergrund.² Dabei soll aber nicht nur die wirtschaftliche, soziale und politische Eingliederung der Vertriebenen in Goch untersucht, sondern auch berücksichtigt werden, daß eine kleinstädtisch-ländlich geprägte Aufnahmegesellschaft mit einer Zuwanderergruppe konfrontiert wurde (und umgekehrt),³ die – wenn auch aus dem gleichen Nationalverband – aus kulturell anders geprägten Regionen stammte, was den Eingliederungsprozeß beeinflusste und zu Identitätsproblemen der Fremden führen konnte, die gegebenenfalls einem Anpassungsdruck seitens der Einheimischen ausgesetzt waren bzw. diesen sich selbst schufen⁴ und die schon unter dem Verlust ihrer Heimat, unter materiellen Nöten, eventuell unter beruflicher Degradierung sowie sozialer Deklassierung litten.

- ² Diese Fragestellung ergibt sich heute aus dem Grunde neu, weil in Darstellungen der fünfziger Jahre oft von einer »gelungenen Integration« der Vertriebenen gesprochen wurde, die allerdings allein an der wirtschaftlichen und sozialen Integration festgemacht wurde; Anpassungsschwierigkeiten sowie Ausgrenzungen der Fremden durch die ansässige Bevölkerung wurden beschönigt. (Doris von der Brelie-Lewien, Zur Rolle der Flüchtlinge und Vertriebenen in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte – ein Forschungsbericht, in: dies. u. a. (Hrsg.), Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Forschungsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit, Hildesheim 1987 (i. folg.: Flüchtlinge und Vertriebene), S. 24 ff.; zur Problematik des Integrationsbegriffs: Helga Grebing, Zum Begriff Integration, in: Flüchtlinge und Vertriebene, S. 302 ff.) – Neuere Untersuchungen weisen jedoch darauf hin, daß die Aufnahme und Eingliederung dieser Zuwanderergruppe spätestens seit dem Zeitpunkt, als den Einheimischen bewußt wurde, daß es für die Vertriebenen keine Rückkehr geben werde, durchaus nicht unproblematisch verlaufen ist. (Helga Grebing, Bericht über die Forschung zur Geschichte der Flüchtlinge und ihrer Eingliederung in Niedersachsen nach 1945, in: Flüchtlinge und Vertriebene, S. 271; s. auch: Marion Frantzioch, Die Vertriebenen. Hemmnisse und Wege ihrer Integration in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1987, S. 127 ff.) – Zudem wird neuerdings die »gelungene Integration« der Vertriebenen in Frage gestellt, weil hinsichtlich der sozialen Eingliederung bei den Vertriebenen ein Unterschichtungsprozeß zu konstatieren und eine Benachteiligung der Flüchtlinge und ihrer Kinder im Erwerbsleben bis Anfang der siebziger Jahre nachzuweisen ist. (Brelie-Lewien, a. a. O. S. 34 f.; bes. Paul Lüttinger, Integration der Vertriebenen. Eine empirische Analyse, Frankfurt/New York 1989) – Vernachlässigt wurden in der Forschung bislang »... die Betroffenen und ihr Umfeld... in der – häufig erst nach der ersten Bewältigung materieller Existenzprobleme durchbrechenden – Spannung von Mentalitäts- und Identitätskrise im Wechselbezug von ökonomischer, sozialer und soziokultureller Veränderung in einem sehr komplexen... und in seinen Folgen bis heute nachwirkenden Prozeß.« (Klaus J. Bade, Sozialhistorische Migrationsforschung und »Flüchtlingsintegration«, in: Flüchtlinge und Vertriebene, S. 147).
- ³ Insbesondere v. Plato verweist auf die Notwendigkeit einer Untersuchung der Erfahrungen der Vertriebenen *und* der Einheimischen, die gemeinsam den Integrationsprozeß bestimmten. Alexander v. Plato, Fremde Heimat. Zur Integration von Flüchtlingen und Einheimischen in die Neue Zeit, in: Lutz Niethammer/ders. (Hrsg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 3), Berlin/Bonn 1985 (i. folg.: »Wir kriegen jetzt...«), S. 172.
- ⁴ Diese Tendenz findet sich in den Interviews mit den Zeitzeugen.

Es stellt sich die Frage, ob und/oder inwieweit sich die Gruppe der Zuwanderer vor allem mit zunehmender wirtschaftlicher und sozialer Angleichung an die Einheimischen der Aufnahmegesellschaft anpaßte; ob sie ihre mitgebrachten Traditionen – auch zur Bewahrung ihrer Identität – öffentlich oder innerfamiliär bzw. gruppenintern pflegte;⁵ wie dieser Prozeß in der zweiten (oder dritten) Generation aussah; welcher Stellenwert der – in Goch überdurchschnittlich hohen – Mitgliedschaft im BDV im Eingliederungsprozeß zukommt;⁶ welche Bedeutung Goch innerhalb der Lebensgeschichten der Vertriebenen und ihrer Kinder hat.

Aspekte der unterschiedlichen in Goch aufeinandertreffenden Kulturen sind Sprache, Sitten und Gebräuche (z. B. bei kirchlichen Terminfesten), andere Formen von Religiosität und traditionellen Riten im kultischen Bereich innerhalb der gleichen Konfession.⁷

Das unserer Arbeit zugrundeliegende Erkenntnisinteresse führt uns in Bereiche des Alltagslebens, der individuellen Erfahrungen und Verarbeitungen, die nicht schriftlich überliefert sind. Weil die seinerzeit Betroffenen aber zum Teil noch leben, haben wir uns für das lebensgeschichtliche Interview als ergänzende historische Methode neben den traditionellen Methoden entschieden, wobei der Kreis der Befragten auch die »Vertriebenen« der zweiten und dritten Generation sowie der Einheimischen erfassen soll.

Von der Zeitzeugenbefragung erhoffen wir uns zunächst zweierlei:

– zum einen mit Hilfe einiger Standardfragen einen Satz sozialgeschichtlich relevanter Daten zu erhalten (als Ergänzung zu den mit den üblichen Methoden gewonnenen, aber unvollständigen Daten), die, wenn sie auch nicht repräsentativ sind, weil wir nicht alle Vertriebenen erreichen können, zumindest die Gruppe der Befragten beschreiben lassen – ein Vorgehen, das wir eingedenk aller damit verbundenen Probleme für zulässig halten, weil es sich um eine relativ homogene Gruppe in einem überschaubaren Raum handelt;⁸

⁵ Vgl. dazu: Bade, Sozialhistorische Migrationsforschung S. 153.

⁶ Vgl. dazu die These Kleßmanns von der langfristig integrationsfördernden Wirkung organisierter Separation einer Minorität: Christoph Kleßmann, Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870–1945, Göttingen 1978.

⁷ An dieser Stelle ist beispielsweise das Aufeinandertreffen zweier Richtungen innerhalb der Evangelischen Kirchengemeinde in Goch zu erwähnen, der ansässigen Reformierten und der zugewanderten Lutheraner, was zu erheblichen Konflikten in der Gocher Gemeinde führte. Dieser Aspekt ist wichtig, weil die Kirchen zunächst für viele Zugewanderte als ein aus ihrer Heimat vertrauter Ort in einer fremden Umgebung betrachtet wurden. Der Konflikt führte zu einer Unterordnung der Lutheraner unter die Reformierten.

⁸ Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: »Wir kriegen jetzt . . .«, S. 400.

– zum anderen einen Einblick in die Alltagserfahrungen der Interviewten zu erhalten, nicht nur, um den Alltag der Vertriebenen in Goch grundsätzlich in die Geschichte hereinzuholen, der sich anhand der schriftlichen Quellen nicht rekonstruieren läßt (außer in Extremsituationen und -fällen), sondern auch, um nachzuzeichnen, wie sich in der Bewältigung alltäglicher Lebens- und Arbeitssituationen das Einleben in die Gocher Aufnahme-gesellschaft gestaltet hat.

Da wir es mit einer Gruppe von Zeitzeugen zu tun haben, die gezwungenermaßen ihre Heimat verlassen mußten (ohne eine reale Chance auf Rückkehr) – ein Verlust, den die Erlebnisgeneration trotz ihrer wirtschaftlichen und sozialen Integration in der neuen Heimat bis heute nicht verwunden hat – ist das lebensgeschichtliche Interview für uns vor allem aus dem Grunde interessant, weil mit seiner Hilfe aufgezeigt werden kann, wie die Vertriebenen ihre Erfahrungen in Goch und mit den Einheimischen verarbeitet haben, wie sie sie heute erinnern.

Diese Erfahrungen, kontrastiert mit den Erfahrungen der jüngeren Generation, sollen mit der These konfrontiert werden, daß der Eingliederungsprozeß fremder Bevölkerungsgruppen über zwei, drei Generationen hinweg dauert,⁹ und mit der Hypothese, daß es sich bei der Integration um eine selbst gewünschte oder von der Aufnahme-gesellschaft geforderte Anpassung unter Aufgabe nahezu aller kulturellen Eigenheiten handelt, selbst wenn es sich bei unseren spezifischen Zuwanderergruppen um Angehörige der gleichen Nation wie die der Aufnahme-gesellschaft handelt.

Von vorneherein sind wir uns bei unseren methodischen Vorüberlegungen der Fehlerhaftigkeit des (Langzeit-)Gedächtnisses und der Begrenztheit der Erinnerung bewußt gewesen,¹⁰ auch wenn es verschiedene, von uns zu berücksichtigende Kontrollmöglichkeiten gibt,¹¹ und – wie die Erfahrungen des LUSIR-Projektes gezeigt haben – im Langzeitgedächtnis verarbeitete »Realinformationen über eine Auswahl (eigener – M. T. D.) äußerer Lebenssituationen . . . (bestehen) . . ., die nie erschöpfend, aber selten falsch sind.«¹²

In unsere Überlegungen ist aber auch die Frage eingegangen, inwieweit sich das zum Teil sehr hohe Alter der Befragten auswirken wird – ein Aspekt, der unseres Erachtens in der Methodendiskussion bislang vernachlässigt worden ist. Denn die gewissermaßen zum und als Abschluß ihres Lebens gezogenen Bilanzen mit den in ihnen enthaltenen Reflexionen dienen als Gerüst, an dem sich die Befragten

⁹ Grebing, a. a. O. S. 303.

¹⁰ Vgl. dazu insbes. Niethammer, a. a. O. S. 397.

¹¹ Alexander v. Plato, Wer schoß auf Robert R., oder: Was kann Oral History leisten?, in: Hannes Heer/Volker Ullrich (Hrsg.), Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung, Reinbek 1985, S. 273 f.

¹² Niethammer, a. a. O. S. 404.

während des Interviews orientieren und entlangtasten. Sie werden oftmals unverändert wiederholt und sind für eine/n Interviewer/in schwer zu durchbrechen.

Zudem konnten wir aber auch davon ausgehen, daß die Erzählungen aktiver BDV-Mitglieder orientiert sind an und strukturiert sind durch die politischen Forderungen der Vertriebenenverbände in der Bundesrepublik Deutschland und durch die Politik des Ortsverbandes des BDV in Goch gegenüber Bevölkerung und insbesondere Stadt, deren Repräsentantinnen wir darstellen – eine, wie sich in den ersten Interviews mit den Betroffenen herausstellte, berechtigte Annahme.

Wir rechneten damit, daß wir als Vertreterinnen einer öffentlichen Institution einen leichteren Zugang zu den ansässigen Vertriebenen haben würden, was in der Hinsicht bestätigt wurde, daß sich einige aktive BDV-Mitglieder, vorneweg der Vorsitzende des Ortsverbandes, zu einem Gespräch bereit erklärten. Dennoch wurde uns gegenüber deutlich gemacht, daß einzelne Vertriebene uns aus Mißtrauen das Gespräch verweigerten bzw. uns während eines Gesprächs mit Mißtrauen begegneten. Dies hat eindeutig eine politische Ursache, zumal vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklung in der Debatte um die Oder-Neiße-Grenze, die bei einzelnen Vertriebenen einen Schock auslöste bzw. eine entschiedene Ablehnung hervorrief und in Kombination mit ihrem noch nicht verwundenen Schmerz über den Heimatverlust zu der erwähnten Verweigerung eines Gespräches führte.

Ziel unserer Arbeit ist, wie gesagt, eine Publikation zur Geschichte der Vertriebenen in Goch, die sich allerdings nicht an ein fachwissenschaftliches Publikum richtet, sondern an die Gocher Bürger/innen. In diesem Zusammenhang erscheint es uns wichtig, den über die Interviews in die Geschichte hineingenommenen Alltag als überlieferungswürdigen Bestandteil von Geschichte aufzuzeigen¹³ sowie deutlich zu machen, daß Geschichte – hier: Lokalgeschichte – nicht nur die Geschichte stadtbekannter Persönlichkeiten oder erinnerungswürdiger Vorfälle etc. ist. Als Beispiele seien hier genannt die durchweg übliche Personifizierung der Vertriebenen und des BDV mit dem Vorsitzenden des Ortsverbandes B. oder die seinerzeit überregional bekannt gewordene Gründung der Reichswaldsiedlungen. Soweit wir Zeitzeugen zitieren werden, soll dies nicht allein der Auflockerung unseres Textes dienen – die sprachliche Aufbereitung des Textes muß sich

¹³ Dabei soll nicht vergessen werden, daß es einen Zusammenhang zwischen der »Großen Politik« und dem Alltagsleben gibt, das von ihr beeinflusst wird und in dem auf die Politik reagiert wird. (Peter Borscheid, Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?, in: Sozialgeschichte in Deutschland, hrsg. v. Wolfgang Schieder u. Volker Sellin, Bd. III: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte, Göttingen 1987, S. 89).

grundsätzlich an unserer Zielgruppe orientieren –, sondern soll unsere Absicht unterstützen, den Leser/innen zu zeigen, daß auch die »kleinen Leute« Geschichte machen, indem wir die »kleinen Leute« selbst ihre Geschichte erzählen lassen.

Patientenbefragungen als ein Beitrag zur Erforschung der NS-Psychiatrie. Ein Erfahrungsbericht

von Hendrik Graf

Vorbemerkungen

Seit 1961 bin ich als psychiatrischer Krankenpfleger in verschiedenen Funktionen im Bereich der stationären Psychiatrie tätig. In den fast 30 Jahren meiner beruflichen Arbeit habe ich eine große Zahl von Patienten und in der Psychiatrie Beschäftigten kennengelernt.

Mein historisches Interesse hat mich schon in den 60er Jahren veranlaßt, – unsystematisch und unstrukturiert – z. T. lange Gespräche mit Patienten und Beschäftigten über deren Erfahrungen mit und in der Psychiatrie zu führen. Dabei habe ich erstmals ganz persönliche Informationen über die Zeit der NS-Psychiatrie erhalten. Die Zeit war damals allerdings noch nicht reif dafür, öffentlich auf dieses Thema zuzugehen. Zahlreiche der schon in der NS-Psychiatrie handelnden Personen waren noch immer tätig und nicht daran interessiert, diese psychiatrische Vergangenheit aufzuarbeiten.

In mir blieb das Thema wach. Auch als Lehrer für Krankenpflege und später als Ltd. Krankenpfleger habe ich in Gesprächen, im Unterricht, bei Seminaren und Vorträgen die Zeit der NS-Psychiatrie thematisiert und die Erinnerung an die Zeit des psychiatrischen Holocaust wachzuhalten versucht.

Im Herbst 1979 wurde ich Mitarbeiter in der Abteilung Gesundheitspflege der Zentralverwaltung des Landschaftsverbandes Rheinland. Mein Aufgabengebiet erstreckte sich insbesondere auf die Pflegedienstangelegenheiten der Rheinischen Landeskliniken. Im Rahmen dieser Tätigkeit – die Zeiten hatten sich geändert – erhielt ich in Abstimmung mit dem Landesdirektor und dem zuständigen Landesrat den Auftrag, die in den Rheinischen Landeskliniken noch vorhandenen Unterlagen aus der Zeit des Nationalsozialismus sicherzustellen.

Eine mühevoll Kleinarbeit setzte ein, bei der ich fast alle Kellergewölbe in den sog. »klassischen Kliniken« des Landschaftsverbandes Rheinland kennenlernte. Das Ergebnis – die vorhandene »Flachware« war lokalisiert, registriert und sichergestellt worden – entschädigte für die oft zähe Kleinarbeit.

Im Anschluß an diesen Auftrag begann ich im Frühjahr 1983 damit, Interviews mit Zeitzeugen der NS-Psychiatrie im Rheinland durchzuführen.

Vorgehensweise

Über die EDV-Anlage des Landschaftsverbandes Rheinland ließ ich eine Liste der Patienten und Patientinnen erstellen, die 1945 und früher aufgenommen worden waren und sich noch immer in stationärer Behandlung befanden. Gleichzeitig versuchte ich über Kontaktpersonen in den Rheinischen Landeskliniken mit Zeitzeugen aus der Gruppe der Beschäftigten in Verbindung zu kommen.

Tabelle 1
Zeitzeugen aus den Rheinischen Landeskliniken

	davon			davon					
				Patienten			Mitarbeiter		
	insges.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	insges.	männl.	weibl.	insges.
Zeitzeugen	59	34	25	29	20	49	3	7	10
Interviewpartner	51	30	21	27	20	47	1	3	4
Interviews	45	27	18	24	17	41	1	3	4

Die Interviews waren freiwillig. Schwerpunkte der Gespräche waren:

- der Alltag in der Anstalt;
- die Situation bei der Machtergreifung der Nationalsozialisten;
- die Sterilisationskampagne;
- die persönlichen Erlebnisse im Umfeld der Vorbereitung und Durchführung der Euthanasietransporte;
- das »Miteinanderumgehen« in der Anstalt;
- die Situation nach der Beendigung des Zweiten Weltkrieges.

Vor dem Hintergrund meiner Kenntnisse der Aktenlage (Transportlisten, Patientenkarteeien und – soweit vorhanden – die Generalakten) konnte ich die in den Gesprächen gemachten Angaben überprüfen oder auch ganz gezielt Fragen zu bestimmten Ereignissen stellen. Bei den Gesprächen mit den oft hochbetagten Patienten waren mir die Erfahrungen aus meiner psychiatrischen Arbeit und nicht zuletzt die Kenntnisse der Psychopathologie nützlich.

Die Interviews wurden in der Zeit vom Juli 1983 bis zum August 1985 durchgeführt. Die interviewten Mitarbeiter/innen befanden sich alle bereits im Ruhestand.

Tabelle 2
Lebensalter der Interviewpartner (Patienten)

Lebensalter	männl.	weibl.	insges.
bis 60	1	–	1
61–65	3	1	4
66–70	1	2	3
71–75	7	3	10
76–80	6	4	10
81–85	7	4	11
86–90	2	2	4
90 u. ä.	–	2	2
insgesamt	27	18	45

Bei den Gesprächen mit den Patienten war auch zu berücksichtigen, daß alle durch das Leben »in der Anstalt« geprägt und in ihrem Befinden und Verhalten beeinflusst (hospitalisiert) waren.

Tabelle 3
Verweildauer der Interviewpartner in der Klinik

Verweildauer ¹⁾	männl.	weibl.	insges.
35–40 Jahre	2	3	5
41–45 Jahre	9	5	14
46–50 Jahre	6	4	10
51–55 Jahre	5	2	7
56–60 Jahre	5	1	6
insgesamt	27	15	42

¹⁾ Bei drei Patienten war das Aufnahmejahr nicht zweifelsfrei festzustellen.

Befragungsmodus

Alle Gespräche wurden vorab angemeldet. Die Patienten wurden von den behandelnden Ärzten oder dem Pflegepersonal befragt, ob sie zu einem Gespräch bereit seien.

Soweit mir das möglich war, habe ich mich vor den Gesprächen mit der jeweiligen Aktenlage vertraut gemacht. Die Gespräche selbst wurden in der dem Patienten jeweils vertrauten Umgebung durchgeführt. Sehr oft waren auch die den Patienten vertrauten Pflegekräfte anwesend.

Auf eine Strukturierung des Interviews wurde verzichtet. Ziel war es zunächst, Vertrauen zu schaffen und das Interesse am ganz persönlichen Schicksal des Gesprächspartners diesem zu vermitteln. Fast alle Gesprächspartner/innen haben das Erinnern an eine lebensbedrohliche Vergangenheit als emotional sehr belastend erlebt. Vor allem das Berichten über Transporte und die dabei gehabt Erlebnisse und Empfindungen (Ängste) lösten oft Tränen aus. Einige Interviewpartner konnten sich überhaupt erstmals freisprechen.

Ergebnisse

Die in den 45 Interviews gemachten Aussagen¹ sprechen den Alltag in den damaligen Rheinischen Provinzial-Heil- und Pflegeanstalten an und geben ihn wieder. Sie beschreiben Situationen der Angst und Not, aber auch der Freude und des Erlebens von Nähe und Wärme.

Zusammen mit der Kenntnis der dazugehörenden historischen Fakten ergibt sich ein deutliches und plastisches Bild der jeweiligen Ereignisse aus der Sicht der Betroffenen – was sonst nicht möglich wäre. Es macht einen wesentlichen Unterschied, ob man die Namen auf einer Transportliste liest oder ob durch den Bericht eines Zeitzeugen die Person des Opfers oder des Täters aus der Anonymität herausgerissen und sichtbar wird. Geschichte wird nachvollziehbarer und spürbarer und Handeln einfühlbarer. Das Lernen aus der Geschichte – so schwer es auch ist – fällt leichter. Und auch für die Erforschung der NS-Psychiatrie und der »Euthanasie« können die Erinnerungen von Betroffenen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag leisten. Mit dem Tod der Betroffenen aber ist diese Quelle dahin.²

¹ Sog. »Sammlung Graf« in: Archiv des Landschaftsverbandes Rheinland Nr. 14368.

² Vgl. Hendrik Graf, Die Situation der Patienten und des Pflegepersonals der Rheinischen Provinzial-Heil- und Pflegeanstalten in der Zeit des Nationalsozialismus., in: M. Leipert/R. Styrnal/W. Schwarzer, Verlegt nach unbekannt. Sterilisation und Euthanasie in Galkhausen 1933–1945 (Rheinprovinz. Dokumente u. Darstellungen z. Gesch. d. Rhein. Provinzialverwaltung u. d. Landschaftsverbandes Rheinland 1), Köln 1987, S. 39–52; vgl. ebd. die weiteren Aufsätze zum Thema der NS-Psychiatrie und Euthanasie im Rheinland.

Lebensgeschichtliche Interviews mit Juden aus Essen. Ein Erfahrungsbericht

von Michael Zimmermann

Am 25. September 1913 wurde die heutige ALTE SYNAGOGE als »Neue Synagoge« der Essener jüdischen Gemeinde eingeweiht. Während des Novemberpogroms 1938 im Inneren zerstört, hatte das Gebäude nach dem Zweiten Weltkrieg eine wechselvolle Geschichte, die weitenteils eher von der Verdrängung des NS-Völkermordes an den Juden als von dessen Aufarbeitung gekennzeichnet war. Als ALTE SYNAGOGE ist die frühere Synagoge der jüdischen Gemeinde jedoch seit dem 9. November 1980 Gedenkstätte sowie historisch-politisches Dokumentationsforum der Stadt.

Seit 1981 führt die Stadt Essen jährliche, von der ALTEN SYNAGOGE betreute Besuchsprogramme für Juden durch, die während der NS-Zeit aus Essen flüchteten und emigrierten und seither im Ausland leben. In diesem Rahmen, aber auch bei Einzelbesuchen jüdischer Familien in Essen bemühen sich die Mitarbeiter der Gedenkstätte, mit diesen Gästen lebensgeschichtliche Interviews zu führen. Bisher liegen etwa 230 solcher Gespräche vor. Sie unterscheiden sich in ihrem Duktus und in der Qualität der Interviewführung ebenso wie in der Länge, die zwischen einer und vier Stunden variiert. Die meisten Gespräche sind zwischen anderthalb und zwei Stunden lang.

Der Bereitschaft der jüdischen Gesprächspartner zu einem lebensgeschichtlichen Interview gegenüber Personen, zu denen sie keine oder zumindest keine engere Bindung haben, liegen sehr komplexe Motive zugrunde. Im Zentrum stehen dabei die Erinnerungen, die durch den Ort des Gespräches, die ALTE SYNAGOGE, evoziert werden, sowie die Hoffnung, durch die biographische Erzählung mitzubewirken, daß es in (der Bundesrepublik) Deutschland nie wieder zu einer Verfolgung der Juden kommen möge. Diese Hoffnung wiederum knüpft sich daran, daß die Interviewenden meist jüngeren Alters sind. Als Jüngere können sie nicht Täter oder passive Zuschauer der NS-Verbrechen gewesen sein; zugleich repräsentieren sie in den Augen der jüdischen Gesprächspartner die Zukunft, auf die Einfluß zu nehmen wichtig ist.

Inhalte

Neben dem Bemühen, biographische Daten und Weichenstellungen in der individuellen Geschichte festzustellen, steht dabei ein Aspekt im Vordergrund, den man »Erfahrungsgeschichte« nennen könnte. Die Interviews erschließen einem nicht eine Lebensgeschichte »als solche«, sondern in ihrer Einbindung in eine bilanzierende Interpretation und Wertung. Darüber hinaus werden die Gesprächspartner gebeten, über die ihnen nahestehenden Toten und damit über die unter dem NS-Regime Ermordeten zu sprechen. Die Interviews besitzen auch eine lokal- und eine sozialhistorische Dimension: Sie tragen zur Rekonstruktion des jüdischen Lebens in Essen und – damit nicht völlig identisch – des Lebens von Juden in Essen bei. Sie besitzen insofern auch Relevanz für die Sozialgeschichte der Juden in Deutschland insgesamt. Schließlich geht es bei den Interviews darum, Namen in Erfahrung zu bringen. Dies dient neben der Eruiierung sozialer Netze auch der Identifikation von Personen, beispielsweise auf Photos, und dem Knüpfen neuer Kontakte.

Bei der Interviewführung lassen sich *idealtypisch* – die Praxis sieht oft anders aus – drei Phasen unterscheiden. Anfangs werden die Gesprächspartner, meist stimuliert durch einige grundlegende Einleitungsfragen, gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Der Interviewer hält sich in dieser Phase möglichst zurück, damit der Interviewte die Chance hat, all jene Episoden und Wertungen mitzuteilen, die ihm bedenkens- und erwähnenswert erscheinen. Im Anschluß daran (oder darein verwoben) werden solche Lebensabschnitte und Problembereiche abgefragt, die dem Interviewer als besonders bemerkenswert, interessant, fremd oder diskussionswürdig gelten. In einer dritten Phase versucht der Interviewer, ausgehend von einem grob strukturierten Frageleitfaden, sicherzustellen, daß möglichst alle wichtigen Sozialisationsbereiche und Lebensphasen der Interviewten dokumentiert werden. Dieser Frageleitfaden umfaßt die folgenden Bereiche: Elternhaus, Schule, beruflicher Werdegang, religiöses und sonstiges jüdisches Gemeindeleben, jüdisches und nichtjüdisches Vereinsleben, sonstiges Freizeitverhalten, besondere zeithistorische Ereignisse, Diskriminierungserfahrungen und Verfolgungsschicksal, Auswanderung und Leben in einer neuen Heimat, Einschätzungen allgemeiner Art.

Probleme

Insgesamt hat sich die offene Interviewführung in drei Phasen als sinnvoll bewährt. Weder wird die Vergleichbarkeit des Gesprächs auf Kosten der individuellen Erinnerung erkauft, wie dies beim Abfragen eines standardisierten Fragebogens der Fall wäre, noch schließt umgekehrt die individuelle Erinnerung ein systematisches Nachfragen aus. Vom Interviewer wird also eine Verbindung von mitmenschlicher Anteilnahme und wahrnehmender Distanz, von dem Willen, die »Umwege« eines Gesprächs mitzugehen, und der Fähigkeit zur strukturierten Fragestellung verlangt.

Gleichwohl erscheint es wichtig, auf einige Problemzonen der Interviewführung aufmerksam zu machen, die Qualität und Resultat des Gespräches entscheidend beeinflussen können. Zunächst sollte man sich bemühen, die Lebensgeschichte eines Interviewpartners möglichst umfassend in Erfahrung zu bringen und sich mit seinen Fragen nicht lediglich auf diejenige Lebensphase der Interviewten zu beschränken, die sich in Essen bzw. in Deutschland abspielte. Denn ein lebensgeschichtliches Interview bietet die große Chance, ein Bild von einer Gesamtpersönlichkeit zu gewinnen.

Darüber hinaus ist ein Eindruck von der gesamten Lebensgeschichte auch für die Interpretation von deren Einzelaspekten bedeutsam. So sind etwa Art und Inhalt der Erzählung über das Leben in Essen und in Deutschland nicht zuletzt von denjenigen Erfahrungen abhängig, die der einzelne bzw. seine Familie und seine Freunde in der Folgezeit gemacht haben. Wenn wir etwas von diesen Erfahrungen wissen, können wir Struktur und Episoden des Gesamttextes besser deuten.

Dicht erzählte Episoden bilden den eigentlichen Schatz der Oral History. Sie überzeugen durch ihre Anschaulichkeit und Plastizität. Sie sind überdies für die Interpretation eines Interviewtextes von besonderer Relevanz, da die Deutungen, die dort zum Vorschein kommen, nicht notwendig mit den sonst eingenommenen Interpretationen des eigenen Lebens durch die Interviewten selbst übereinstimmen müssen. Gerade in den Episoden können latente, einer anderen Zeitschicht als der Gegenwart zurechenbare Deutungsmuster – oder Erinnerungen, die sich einer Deutung entziehen – zum Tragen kommen. Dabei kann es etwa geschehen, daß eine Person, die sich im Gesamtrückblick auf ihr Leben als durchweg von zionistischen Anschauungen geprägt sieht, im Widerspruch dazu in einzelnen Episoden deutlich macht, wie widersprüchlich, verschlungen und schmerzlich diese Entwicklung doch war.

Es ist eine der Eigenheiten der Oral History, daß Interviews anders als historische Dokumente, Photos oder Gegenstände von den Historikern mitproduziert werden. Deshalb ist die selbstkritische Reflexion des Interviewers über seine Rolle und über seine Fragestellungen ein unverzichtbarer Bestandteil der Quellenkritik. Dabei ergibt sich in bezug auf ehemals deutsche Juden vor allem die Gefahr, daß die Interviewer trotz aller Vorbereitung auf die einzelnen Gespräche in eine Falle tappen, die sich aus dem Reiz des Unbekannten ergibt: Man neigt leicht dazu, die Gesprächspartner lediglich nach der spezifisch jüdischen und zu wenig nach der *deutsch*-jüdischen Komponente ihrer Lebensgeschichte zu befragen, da uns die letztere eher selbstverständlich und weniger interessant erscheint. Bei einer derartig einseitigen Fragehaltung bleiben uns jedoch wesentliche Facetten der einzelnen Persönlichkeit sowie der jüdischen Sozialgeschichte in Deutsch-

land verschlossen. Eine weitere Gefahr liegt darin, die Gesprächspartner auf ihre Rolle als Opfer zu reduzieren und sie nicht auch als handelnde, um Selbstbehauptung bemühte Individuen zu sehen. Wichtig ist überdies, daß sich die Interviewer ihrer vorgeprägten Sympathien oder Antipathien bewußt werden und sich bei der Gesprächsführung und Interpretation um Verständnis und Erklärung gerade solchen Verhaltens bemühen, dem sie zunächst skeptisch gegenüberstehen.

Sollte sich für den Interviewer im Laufe eines Gespräches ein Konflikt zwischen mitmenschlicher Anteilnahme und systematischer Fragehaltung auftun, so darf ein solcher Konflikt nur in dem Sinne gelöst werden, daß die Intimsphäre des Gesprächspartners respektiert wird. Auf Abwehr- und Blockadeversuche der Interviewten darf man nicht mit weiterbohrenden Fragen reagieren. Ist ein Gesprächspartner jedoch im Laufe eines Interviews von sich aus bereit und willens, tabubehaftete oder traumatisch besetzte Erinnerungen preiszugeben, so sollte ihn der Interviewer nicht davon abhalten.

Bearbeitungszustand

Die Interviews liegen im Original und in einer Arbeitskopie vor. Soweit die Gesprächspartner eine Einverständniserklärung gegeben haben – und meist haben sie das –, stehen die Interviews einer wissenschaftlichen Bearbeitung offen. Sie werden allerdings nicht verliehen, sondern müssen in der ALTEN SYNAGOGE selbst gehört und ausgewertet werden. Gesprächstranskripte existieren nur in Einzelfällen; stichwortartige Mitschriften liegen für etwa 20 Prozent der Gespräche vor. Zu nahezu allen Gesprächspartnern existieren Mappen, die eine Kurzbiographie, Korrespondenzen mit der ALTEN SYNAGOGE sowie gegebenenfalls Photos und Dokumente enthalten.

In der ALTEN SYNAGOGE selbst werden die Interviews nicht nur für erste wissenschaftliche Projekte – etwa zur Sozialgeschichte jüdischer Frauen – verwandt, sondern auch in die Ausstellungen integriert. So enthält die Dauerausstellung »Stationen jüdischen Lebens – Von der Emanzipation bis zur Gegenwart« kurze, in sich geschlossene Geschichten aus dem Interviewbestand, die als Tonspuren die einzelnen Ausstellungabschnitte begleiten und beispielsweise die soziale Zusammensetzung der jüdischen Gemeinde, die bedrückende Lebenssituation während der NS-Zeit, die Auswanderungsvorbereitungen oder die traumatische Erfah-

zung des Novemberpogroms schildern. Die Ausstellungsbesucher können diese Kurzberichte individuell über Tonempfänger abrufen.¹

¹ Stationen jüdischen Lebens. Von der Emanzipation bis zur Gegenwart. Texte zur Ausstellung. Hrsg. v. d. Alten Synagoge Essen, o. J.; Gestern Synagoge – »Alte Synagoge« heute. Geschichte im Spiegel von 75 Jahren Bau-Geschichte. Bearb. v. Edna Brocke u. Michael Zimmermann, hrsg. v. d. Alten Synagoge Essen, Essen 1988 (2. Aufl. 1989); Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945. Dokumentation zur Ausstellung. Bearb. v. Angela Genger, hrsg. v. d. Alten Synagoge Essen, Essen (1981); Widerstand und Verfolgung in Essen. Informationsblätter zur Ausstellung. Bearb. v. Angela Genger, hrsg. v. d. Alten Synagoge Essen, Essen 1982; vgl. auch Hermann Schröter, Geschichte und Schicksal der Essener Juden. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Essen. Hrsg. v. d. Stadt Essen, Essen 1980 (3. Aufl. 1984).

Zeitzeugen und jüdische Geschichte. Erfahrungsbericht zum Projekt »Juden in Brühl«

von Barbara Becker-Jäckli

Im folgenden wird nicht versucht, das Problem von Zeitzeugenaussagen grundsätzlich zu diskutieren. Die Schwierigkeiten der Sammlung, Wertung und Auswertung von Zeitzeugenberichten sind durch ausführliche Analysen in einem inzwischen breiten Literaturangebot dargestellt. Jedem mit Zeitzeugen arbeitenden Historiker ist daher die Problematik von Fragen nach Beobachtetem und Erlebtem, das Jahrzehnte zurückliegt und durch spätere Ereignisse, Erkenntnisse und Verdrängungen beeinflusst wurde, deutlich. Statt dessen ist die Schilderung eines konkreten Projektes beabsichtigt, das in weiten Teilen die Befragung von Zeitzeugen sowohl im Bereich der Rekonstruktion von historischen Abläufen – als Ergänzung schriftlicher Quellen – wie auch in besonderem Maße zur Erstellung lebensgeschichtlicher Berichte nutzt. Das Projekt »Juden in Brühl« war im übrigen eine der zahlreichen Untersuchungen, die seit einigen Jahren gerade auf begrenzter, lokaler Ebene zur Geschichte der Juden in Deutschland durchgeführt werden. Es dürfte in vielem typisch für die Rahmenbedingungen und Schwierigkeiten solcher Arbeiten sein, so daß ein Einblick in einige der im Laufe der Untersuchung aufgetauchten Probleme und der jeweiligen Lösungsversuche hilfreich sein könnte für zukünftige Projekte im gleichen Feld.

Das Projekt

Als sich der Stadtrat Brühls – einer Stadt von ca. 50 000 Einwohnern – im Herbst 1986 entschloß, eine Untersuchung zur Geschichte der Juden in Brühl in die Wege zu leiten, waren Umfang, Schwerpunkte und Gestaltung dieser Arbeit noch weitgehend unbestimmt. Außer der Vorgabe, besonders das Schicksal der Brühler Juden während des Nationalsozialismus in den Blick zu nehmen, waren beim Auftraggeber keine näheren Vorstellungen zur Bearbeitung des Themas vorhanden.

Nachdem die Stadt mich mit der Entwicklung eines Konzeptes zur geplanten Untersuchung beauftragt hatte, versuchte ich in einer einmonatigen Vorstudie einen notgedrungen kurzen, sehr provisorischen Einblick in die Quellenlage, um in etwa abschätzen zu können, welche Möglichkeiten der Dokumentation und Darstellung durch das in den Archiven vorhandene Material gegeben waren. Resultat der Vorstudie war zum einen ein sehr vorläufiger Überblick über die in Frage kommen-

den schriftlichen Quellen, zum andern ein grobes Konzept für die Zielsetzung des Projektes.

Danach bot sich eine Darstellung an, die nach einer Zusammenfassung der Geschichte der Juden in Brühl seit ihrer Ansiedlung im Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts detailliert und ausführlich die Zeit des 19. Jahrhunderts bis zur Vertreibung und Ermordung der jüdischen Einwohner während des NS-Regimes behandeln sollte.

Es war bereits bei der Entwicklung des Konzeptes erkennbar, daß die Untersuchung sich nicht nur auf die Auswertung der verschiedenen schriftlichen Quellen beschränken konnte, sondern daß der Befragung von Zeitzeugen für die Jahre der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus eine wesentliche Rolle zukommen mußte. Interviews mit nichtjüdischen Brühlern – Zeitgenossen, Beobachtern, Beteiligten – waren daher vorgesehen. Vor allem aber mußten Kontakte zu Juden, die einmal in Brühl gelebt hatten, geknüpft und diese um Mithilfe bei der Dokumentation der jüdischen Geschichte in Brühl und der Dokumentation ihrer persönlichen Geschichte gebeten werden.

1986 entschied der Brühler Stadtrat, mich ab Januar 1987 auf der Grundlage meines vorgelegten Konzeptes mit dem Projekt »Geschichte der Juden in Brühl« zu beauftragen. Die Dauer der Forschung, von mir (bei Halbzeitbeschäftigung) auf zehn Monate veranschlagt, weitete sich schließlich auf eineinhalb Jahre aus.

Interviews mit nichtjüdischen Zeitzeugen

Als ich das Projekt übernahm, war mir Brühl – bis auf einige touristische Besuche des Brühler Schlosses und die kurze Phase der Voruntersuchung – unbekannt. Ich war nicht in Brühl ansässig, sondern kam für meine Untersuchung jeweils von Köln, d. h. von außerhalb. Damit war nicht nur mir die Stadt und ihre Bevölkerung fremd, auch ich war niemandem in der Stadt bekannt. Diese Ausgangssituation schätze ich im nachhinein als günstig ein: Für mögliche Zeitzeugen war ich mit keiner eingesessenen Familie, keiner Gruppierung oder Partei in Beziehung zu setzen, so daß ich nicht in die engen Verflechtungen und Verbindungen der Menschen untereinander, wie sie in einer kleineren Stadt in besonderem Maße gegeben sind, einzuordnen war.

Daß diese Verflechtungen eng waren und gerade in Interviews zu einem Untersuchungsthema, das sich mit dem Zusammenleben von Gruppen in einer Kleinstadt befaßte, deutlich zu Tage traten, ergibt sich von selbst: Meine nichtjüdischen Gesprächspartnerinnen und -partner, fast alle noch heutige Einwohner Brühls, wurden in Brühl geboren und gehörten den gleichen Generationen an; sie waren meist während der 20er und 30er Jahre aufgewachsen, und ihre Familien kannten sich oft seit der Zeit der Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern.

Das Bild, das diese alteingesessenen Brühler von ihrer sozialen Umwelt, der Weimarer Zeit und der des »Dritten Reiches« wie auch – in Nebenbemerkungen oder Abschweifungen vom eigentlichen Fragenkomplex des Interviews – von der heutigen Gesellschaft zeichneten, zeigt sich daher durch jahrzehntealte, innerhalb der Gemeinschaft entstandene Kategorisierungen, Annäherungen, Übereinstimmungen oder Distanzierungen geprägt, die sich deutlich in der Schilderung des städtischen Zusammenlebens, in der Bewertung der eigenen Stellung und der unmittelbaren Umwelt widerspiegeln.

Daß ich nicht in dieses Spektrum des Bekannten gehörte, hat meinen Zugang zu den Fragen: »Wie haben Sie mit den Juden in Brühl gelebt? Was haben Sie gesehen? Was haben Sie getan?« sicher erleichtert.

Dies ist aus der Retrospektive geurteilt. Zunächst machte es mir durchaus Schwierigkeiten, fremd in der Stadt zu sein, die sozialen Strukturen nicht zu kennen und Namen, Familien nicht zuordnen zu können. Vor allem aber stand ich vor dem Problem, in möglichst kurzer Zeit interessante, ergiebige Gesprächspartner zu finden. Zu Beginn des Projektes plante ich Interviews mit mindestens 25 nichtjüdischen Brühlern der Jahrgänge bis ca. 1930. Tatsächlich hatte ich am Ende der Untersuchung 50 Brühler interviewt, und zwar Frauen und Männer der Jahrgänge von 1900 bis 1929.

Gesprächspartner suchte ich auf zwei Wegen. Einige Wochen nach Beginn meiner Arbeit wurde in Altersheimen, Kirchengemeinden und öffentlichen Einrichtungen ein Aufruf mit einer Vorstellung des Projektes und der Bitte um Unterstützung ausgelegt. Die lokale Presse berichtete mehrfach über die Untersuchung und bat um Beiträge von Zeitzeugen, und auch das Fernsehen hatte – noch vor Projektbeginn – einen kurzen Bericht über die Planung gesendet. Da damit eine sehr breite Information der Einwohner von Brühl und Umgebung erreicht war, hoffte ich, allein durch diese Berichte und Aufrufe eine ausreichende Zahl von Zeitzeugen zum Gespräch motiviert zu haben. Während ich – sozusagen passiv – auf Anrufe oder Briefe von gesprächsbereiten Bürgern wartete, begann ich gleichzeitig – aktiv – damit, einzelne Personen, die mir z. B. vonseiten des Stadtarchivs als möglicherweise interessant genannt wurden, anzusprechen und sie um ein erstes Gespräch zu ihrer Erinnerung an ehemalige Brühler Juden zu bitten. Entgegen meinen Erwartungen brachten die allgemeinen Aufrufe nur relativ wenig direkte Kontakte. Nur bei wenigen Personen (10) hatten die Berichte über das Projekt soviel Interesse erregt, daß sie sich von sich aus zu einem Gespräch bereit erklärten. Erfolgreicher war der Weg des direkten Ansprechens, wobei sich durch erste Kontakte leichter weitere Gesprächspartner finden ließen; denn die Interviewten wiesen häufig auf Bekannte oder Freunde hin, die »auch etwas sagen könnten«. Mit einer solchen Empfehlung war dann die Suche neuer Zeitzeugen nicht mehr ganz so schwierig. Insgesamt blieb diese Suche jedoch problematisch, da sich die Aussagewilligkeit

zum Thema des Projektes generell als begrenzt zeigte. Es spricht sich offenbar noch immer nicht leicht über die Zeit des Nationalsozialismus und die Frage nach Antisemitismus und Judenverfolgung in dem sozialen Feld, zu dem man selbst gehört, berührt eindeutig Tabus, so daß die Haltung der möglichen Zeitzeugen, derjenigen, die als Berichtende in Frage kamen, generell durch Vorsicht, Distanz und Ablehnung geprägt war. Die Schwelle dieser Einstellung war nicht einfach zu überwinden, und vielfach erfuhr ich bei Versuchen, Personen für ein Gespräch zu gewinnen, eine scharfe Abweisung.

Kam es zu einem Gespräch, so wurde zunächst meist versucht, meine Person näher einzuschätzen, um einordnen zu können, was das hieß, wenn ich mich als Historikerin vorstellte, die für die Stadt Brühl arbeitete. Ich wurde gefragt, was ich vorher gemacht hatte, warum ich gerade dieses Thema untersuchte und – nicht selten – ob ich selbst jüdisch sei. Damit klärte der Gesprächspartner das Terrain, auf das er sich begab, und schuf sich eine gewisse Sicherheit. Mir selbst gab dieses Gesprächsstadium die Möglichkeit, die Situation, Aussagefähigkeit und Einstellung meines Gegenübers zu beurteilen.

Fast alle Interviewten waren mit der Aufnahme der Gespräche, die fast ausschließlich in der Wohnung der Berichtenden stattfanden, auf Tonband einverstanden. Allerdings wurde ich während der Gespräche häufig gebeten, das Gerät kurz auszustellen, dann, wenn man mir etwas »vertraulich« sagen wollte. Nicht selten waren diese nicht aufgenommenen Passagen besonders interessant, sind aber eben nicht dokumentiert.

Nicht wenige meiner Gesprächspartner baten um völlige Anonymität ihrer Person. Es zeigten sich in dieser Bitte massive Ängste davor, von Mitbürgern identifiziert werden zu können und damit in der Gemeinschaft als »Nestbeschmutzer« zu gelten. Ich entschloß mich aufgrund dieser immer wieder geäußerten Befürchtungen dazu, grundsätzlich alle Aussagen von nichtjüdischen Zeitzeugen, auch wenn es nicht verlangt worden war, zu anonymisieren und statt der tatsächlichen Namen fingierte Kürzel zu verwenden. Die Angaben zur Person der Zeitzeugen beschränkten sich auf Geschlecht und Jahrgang; Angaben zu Ausbildung und Beruf mußten unterbleiben, um die Identifikation der Berichtenden zu erschweren. Trotz dieser Maßnahmen blieb die Angst, erkannt zu werden, bei einigen Gesprächspartnern bestehen.

Die Gespräche selbst wurden als offene Interviews geführt, so daß die Berichtenden möglichst frei erzählen konnten. Die Interviews waren somit nicht standardisiert, aber sie waren in bestimmte Fragenkomplexe strukturiert. Ich hatte nach einigen Vorgesprächen ein Fragenraster entwickelt, das mir half, allen Gesprächspartnern in etwa die gleichen Fragen zu stellen und jeweils die gleichen Bereiche anzusprechen. Den Erzählenden wurde dann aber Raum gegeben, auf diese Fragen in ihren eigenen Assoziationen und in ihrem eigenen Sprachduktus zu antworten. Ansätzen, mich in

den Bericht einzubeziehen, mich zur Bestätigung oder Ablehnung des Erzählten zu bewegen, versuchte ich so weit als möglich auszuweichen. Allerdings war ich doch manchmal zu eigenen Aussagen gezwungen, um nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, als verweigerte ich meinerseits ein Gespräch.

Meist begann ich die Interviews mit der Frage nach jüdischen Bekannten, Nachbarn, Mitschülern, Freunden vor 1933. Ich erhielt dadurch Hinweise auf Namen und andere Personendaten jüdischer Einwohner Brühls, konnte die mündlichen Angaben mit schriftlichen Quellen vergleichen und dabei auch die Zuverlässigkeit der berichteten Erinnerungen ansatzweise überprüfen. Darüber hinaus bildeten diese Eingangsfragen einen relativ einfachen Einstieg in den weiterführenden Fragenkomplex nach den Beziehungen der Befragten vor 1933 zu Juden. Meist wurden schon in Zusammenhang der ersten Fragen Aussagen zum damaligen Zusammenleben mit den jüdischen Einwohnern gemacht, Wertschätzungen zu »den Juden« abgegeben, eigene Positionen und Einstellungen der Gruppe, zu der man sich zählte, geschildert.

Diesen Aussagen wurde in einer zweiten Phase des Gesprächs durch Fragen wie etwa: »Was waren Juden für Sie damals – vor 1933? Was für ein Bild von Juden hatten Sie? Was für eine Einstellung hatten Sie zu Juden?« weiter nachgegangen. Überraschenderweise waren gerade die Antworten und Assoziationen zu diesen Fragen sofort fast immer sehr ausführlich und anschaulich. Dabei zeigten sich zwei Arten von Antworthaltungen: zum einen eine stärker bewußt reflektierte, bei der der Berichtende ausdrücklich die Ebene des heutigen erzählenden Ichs einbezog, das sich während des Berichtens über die damaligen Vorstellungen Gedanken machte und diese versuchte zu analysieren und zu begründen. Der Erzählende erklärte z. B. während des Gesprächs, sein damaliges Bild von Juden – oft von einer heutigen Sichtweise unterschieden – hätte eine bestimmte, ihm heute klar erkennbare Herkunft, die er dann auch näher zu beschreiben versuchte. Eine zweite Erzählhaltung war dagegen weit unreflektierter: Der Erzählende identifizierte sich offenbar stärker mit dem Erlebenden der damaligen Zeit und schien daher »naiver« zu berichten. Er fragte sich selbst nicht, warum er dieses oder jenes damals gedacht hatte, er nahm es als selbstverständlich hin und gab es auch im Interview als selbstverständlich weiter: »Mein Bild von Juden war eben so, unser Zusammenleben mit Juden war eben so.« Warum und wodurch es so war, auch ob es richtig war oder heute vielleicht anders, war offenbar nie bedacht und für bedenkenswert gehalten worden.

Es ist deutlich, daß sich in diesen hier grob kategorisierten zwei Haltungen zwei Arten von Realitäts- und Eigenwahrnehmung darstellen, die natürlich im gesamten Interview sehr unterschiedliche Reaktionsmuster zeitigten.

Für meine Zielsetzung mußten in der Auswertung der Berichte diese verschiedenen

Einstellungsarten, die auch, aber nicht nur, mit Ausbildung und Schichtzugehörigkeit zusammenhängen, zwar berücksichtigt, nicht jedoch jeweils ausdrücklich angemerkt werden. Statt theoretischer Analyse von Haltungen und Einstellungen sollten die Aussagen – durch eine kurze Deutung verbunden – für sich sprechen. Ein Kapitel des Buches mit dem Titel »Kleinstädtische Idylle vor 1933?« versucht daher, ausführliche und sehr bildhafte Schilderungen von Brühlern zu Stereotypen hinsichtlich der Juden und zum Zusammenleben mit Juden vor 1933 gegenüberzustellen und dabei sowohl – aufgrund der berichteten Erinnerungen – ein Bild von damals vorhandenen Einstellungen zu Juden und Vorstellungen von den Juden zu geben wie gleichzeitig auch die verschiedenen Formen der Haltung zum eigenen Erleben und Denken durchscheinen zu lassen. Es sollte sich dabei auch die Vielzahl der möglichen Einstellungen und Bilder und die Vielzahl dessen zeigen, was als gesellschaftliche Wirklichkeit erlebt wurde. Aussagen von ehemaligen Brühler Juden – auch sie durchaus heterogen – versuchen den Blick vom Winkel der Betroffenen aus wiederzugeben.

Wesentliches Ergebnis dieses partiellen Fragenkomplexes der Untersuchung war, daß Juden von fast allen – nichtjüdischen – Zeitzeugen als zumindest »irgendwie anders« eingeordnet wurden. Man hatte sie als zu einer anderen Gruppe zugehörig erlebt, wobei die Art des empfundenen Andersseins oft nicht ausgedrückt werden konnte, aber vielfach auch – aus Vorsicht – nicht gesagt werden wollte. Trotz einer deutlich spürbaren Zurückhaltung und Ängstlichkeit bei den meisten Interviewten in Hinblick auf ihre Aussagen zu dem gesamten Fragenkomplex war eine negative Wertung der Juden sehr häufig. Es waren oft nur beiläufig gemachte Bemerkungen, in denen dies, manchmal von unsicherem Lachen oder der Formulierung: »Ganz unter uns gesagt« begleitet, ausgedrückt wurde. In der Mehrzahl der Gespräche traten zum wenigsten einige, in manchen so gut wie alle der üblichen, seit Jahrhunderten tradierten antijüdischen, antisemitischen Stereotypen auf, und zwar nicht nur in Vergangenheitsform geäußert, sondern als zur Zeit des Interviews vorhandene Überzeugung. Im übrigen wurde in einzelnen Gesprächen auch eine Reihe philosemitischer Klischees mit Überzeugung und Nachdruck vorgebracht. Um so interessanter ist, daß keiner derjenigen, die diese Klischees wiedergaben, die antisemitische Dimension der Vorstellungen wahrnahm. Im Gegenteil, fast alle der Interviewten – also auch die mit negativen Klischeevorstellungen – verstanden sich als judenfreundlich und grenzten sich entschieden gegen jede Judenfeindlichkeit und vor allem gegen den Antisemitismus der Nationalsozialisten ab. Darüber hinaus wurde auch – mit wenigen Ausnahmen – die Existenz eines Antisemitismus – bei anderen – in Brühl vor 1933 verneint.

Nach Vorstellung der meisten Zeitzeugen hat es somit Antisemitismus bei ihnen selbst wie allgemein in Brühl vor der Zeit des Nationalsozialismus nicht gegeben, so wie es ihn gemäß dieser Sicht auch nach 1945 nicht mehr gibt. Die Ereignisse und

Entwicklungen des Zeitraumes dazwischen erhalten dadurch eine singuläre und unerklärliche, weil nicht in größere Zusammenhänge eingeordnete Dimension.

Wie sich bereits aus dem bisher Dargestellten ergibt, hatten sich keine heute noch überzeugten, bewußten Antisemiten zum Interview bereit gefunden.

Ebensowenig fanden sich – mit einer Ausnahme – Personen, die zumindest ihre frühere antisemitische Einstellung bewußt und offen dargestellt hätten, oder Personen mit erklärter früherer nationalsozialistischer Überzeugung zum Gespräch bereit. Zwar gab es Ansätze aus einem offenbar heute in Brühl noch existierenden Kreis alter Nationalsozialisten, mit mir Kontakt aufzunehmen, um mir zu berichten, »wie es wirklich gewesen ist«, jedoch wurden die Kontaktversuche rasch abgebrochen.

Die einzige Ausnahme bildete ein Gesprächspartner, der in den 30er Jahren ein lokaler Führer der HJ gewesen war und ausführlich über seine Prägung durch das nationalsozialistische Weltbild, seine Einbindung in die NS-Jugendorganisation und auch seine damalige antisemitische Einstellung berichtete. Nur bei diesem Zeitzeugen waren somit direkte Fragen nach Entstehung und nach Details seines antisemitischen Bildes möglich.

Im Anschluß an die Fragen zum Zusammenleben mit Juden in Brühl vor 1933 versuchte ich einzelne, vom Zeitzeugen nach der »Machtergreifung« wahrgenommene, selbst erlebte Veränderungen in diesem Zusammenleben greifbar zu machen. Meist lauteten meine Fragen in etwa: »Haben Sie selbst Veränderungen im Zusammenleben mit Juden nach 1933 gespürt? Wann und in welchen Zusammenhängen haben Sie antijüdische Vorkommnisse erlebt? Wie haben Sie selbst reagiert?«

Es ging mir in diesem Teil der Gespräche um Berichte, mit deren Hilfe die in den schriftlichen Quellen dokumentierte Entwicklung der antisemitischen Maßnahmen in Brühl durch persönliche Erfahrungen, persönlich Erlebtes der Zeitzeugen – jüdischer wie nichtjüdischer – ergänzt werden konnte. Es versteht sich von selbst, daß hierbei nicht allein die antijüdische Dimension der nationalsozialistischen Zeit zur Sprache kam, sondern immer auch die eigene Einstellung zum Nationalsozialismus allgemein sowie eine Vielzahl verschiedener persönlicher Erfahrungen während der NS-Zeit in Brühl und anderswo. So waren die Antworten auf meine Fragen nach der Situation der jüdischen Einwohner so gut wie immer eingebettet in Erzählungen vom eigenen Leben in dieser Zeit, von eigenen Problemen, Schwierigkeiten und Leiden.

Das inhaltliche Spektrum dessen, was von den Interviewten im Hinblick auf die Lebensbedingungen der jüdischen Mitbürger wahrgenommen bzw. gerade nicht wahrgenommen worden war, war sehr breit. Es gab eine Anzahl von Zeitzeugen, die zunächst in einer ersten Antwort erklärten: es habe bis zum Novemberpogrom

1938 keine antijüdischen Maßnahmen in Brühl gegeben. Man habe nichts Antijüdisches gesehen und erfahren und sei überhaupt zu beschäftigt mit eigenen Angelegenheiten gewesen. Im übrigen könne man sich gar nicht vorstellen, daß in Brühl von Brühlern etwas gegen Juden unternommen worden wäre. Man sei doch immer gut mit den Juden ausgekommen. Dies war die spontane Abwehr von Fragen nach einer offenbar selbst als unerklärlich empfundenen und verdrängten Erfahrung – denn daß vieles bloß verdrängt war, zeigten die Reaktionen auf hartnäckiges Nachfragen. Bei konkreten Nachfragen – etwa: »Haben Sie Boykottaktionen gesehen? Hat sich in der Schule die Stimmung gegen jüdische Schüler verändert?« oder noch direkter gefragt: »Bis wann haben Sie oder Ihre Eltern bei Juden eingekauft? Bis wann haben Sie sich mit jüdischen Bekannten getroffen?« – ergaben sich bei fast allen Gesprächspartnern wesentlich differenziertere Aussagen. Nun erinnerte man sich an einzelne Vorkommnisse, die damals betroffen gemacht und auch Auswirkungen auf das persönliche Verhalten gehabt hatten – so ungern man sich dazu auch äußerte. Die Interviewten schilderten nun häufig ein vages Unbehagen, das man bei dieser ganzen »Judensache« gehabt habe. Man war doch nie gegen Juden gewesen und sollte nun plötzlich nicht mehr bei Juden kaufen. Eigentlich habe man das alles nicht verstanden. Aber alle hätten sich eben gefürchtet und außerdem habe jeder mit seinen eigenen Schwierigkeiten kämpfen müssen. Die Schwierigkeiten der anderen – der Juden – waren somit schon damals verdrängt worden. Anders die Aussagen derjenigen, die genauer hingesehen hatten, die zumindest versuchten, nicht wegzusehen, und den Blick offen hielten für die Leiden anderer. Sie konnten präzisere Angaben machen zu dem, was sich auch in Brühl an Repressalien und Diskriminierungen gegen Juden entwickelte.

Besonders eindringlich und genau waren aber die Berichte der Personen, die in irgendeiner Weise versucht hatten, Juden zu helfen, die mit Juden trotz allen äußeren Drucks in Kontakt blieben und sich nicht in Distanz und Abwehr flüchteten. Diese Personen waren nicht nur Beobachter gewesen, sie hatten sich solidariert und gerade deshalb genauer beobachtet.

Keiner der Befragten allerdings war umhine gekommen, die Ereignisse der »Reichskristallnacht« in Brühl zur Kenntnis zu nehmen, so daß Fragen nach dem Novemberpogrom immer mit aufgeregten, zum Teil sehr detaillierten und beeindruckenden Schilderungen der Beobachtungen dieses Tages beantwortet wurden.

Bei der Auswertung der Interviews legte die Vielfalt dieser Schilderungen den Gedanken nahe, eine Anzahl der Berichte nichtjüdischer wie jüdischer Zeitzeugen – ergänzt durch die wenigen zeitgenössischen Berichte – ohne jeweiligen Kommentar hintereinander zu montieren. Es sollte dabei zum einen die Grundlinie des Ablaufs und der Durchführung des Pogroms erkennbar werden, zum anderen aber durch die Subjektivität und Unmittelbarkeit der Darstellungen ein Bild von den

unterschiedlichen Arten der Wahrnehmung und den unterschiedlichen Standpunkten der Erfahrung entstehen. Insbesondere sollte die immense Kluft spürbar werden, die sich zwischen dem Erleben der bloßen Beobachter der Gewalt und dem ihrer Opfer auftrat.

Die Monate und Jahre nach der »Kristallnacht« mit dem Zwangsverkauf der Häuser, der Abwanderung, der Gettoisierung der verbliebenen Juden sowie vor allem den Deportationen von Brühl aus rückten bei vielen Zeitzeugen wieder ins Dunkel. Es scheint, als ob allein der Synagogenbrand, die Verwüstung der Häuser und die Mißhandlungen der Menschen am 10. November 1938 unübersehbar und nicht verdrängbar gewesen seien. Diese Ereignisse waren zu spektakulär und zu öffentlich – alles andere konnte, wenn man wollte, übersehen werden, weil es schleichend und allmählich vor sich ging. Wer davon nicht unmittelbar betroffen war, dem war das Ignorieren des Geschehens möglich.

So konnte sich auch unter vielen Zeitgenossen der Deportationen die Überzeugung, ja geradezu der Mythos herausbilden: Alle Brühler Juden sind rechtzeitig ausgewandert; denen ist allen nichts passiert. Den meisten ist es im Ausland sogar besser gegangen als uns hier.

Auf diese überraschenden Ansichten stieß ich bei einer ganzen Reihe von Gesprächspartnern, sobald ich das mögliche Schicksal der jüdischen Einwohner Brühls erwähnte. Um so irritierter war man, wenn ich von den Deportationen aus Brühl und der Ermordung vieler Brühler Juden berichtete. Erste Reaktion war zwar dann z. B. der Ausruf »Das ist doch nicht möglich«, aber meine Angaben wurden sofort akzeptiert – man wußte sehr wohl, daß es möglich war.

Die Befragung jüdischer Zeitzeugen

Lag bei der Gewinnung von nichtjüdischen Gesprächspartnern die Schwierigkeit in der Motivierung dieses Personenkreises zum Gespräch, so bestand in Hinblick auf jüdische Zeitzeugen zunächst das Problem, überhaupt Überlebende der Vertreibung und Verfolgung zu finden, d. h. ihren heutigen Wohnsitz zu ermitteln.

Zu Beginn der Untersuchung gab es kaum Beziehungen zwischen ehemaligen Brühlern, die den Nationalsozialismus überlebt hatten, und ihrer Heimatstadt. Gelegentliche Besuche früherer Brühler waren von Stadt und Einwohnerschaft weitgehend unbemerkt verlaufen. Aufrufe in jüdischen Zeitungen sowie Hinweise auf Adressen im Ausland ergaben Anknüpfungspunkte und führten schließlich zu ersten Kontakten. Einige der Angeschriebenen antworteten nicht und lehnten damit eine Kontaktaufnahme gänzlich ab, andere schrieben kurz und mit unmißverständlicher Distanz.

In dem entstandenen Buch¹ wird auf die Problematik der Befragung jüdischer Zeitzeugen nach ihren Erinnerungen und ihrem Schicksal eingegangen. Hier soll nur kurz darauf hingewiesen werden, daß es für jeden jüdischen Überlebenden der Verfolgungszeit eine schwere seelische Belastung darstellt, sich Fragen nach der Vergangenheit auszusetzen. Die Konfrontation mit der Vergangenheit ist für alle sehr schmerzlich. Das Erinnern, die mündliche oder schriftliche Darstellung dieser durch Demütigungen und Todesangst geprägten Jahre, die Frage nach den ermordeten Verwandten und Freunden, bringt das Erlebte ins Gedächtnis zurück und reißt die Wunden, die durch eine langwierige Entwicklung vernarbt oder auch nur verdeckt sind, wieder auf. Die Vergangenheit mit ihren Schrecken wird lebendig und muß erneut erlebt werden. Oft genug fragt man sich daher, ob die Zielsetzung der Forschung die Belastung für die Betroffenen wirklich rechtfertigt, und kann nur hoffen, daß die Ergebnisse der Untersuchung diese Belastung schließlich doch sinnvoll erscheinen lassen.

Die meisten der angeschriebenen ehemaligen Brühler jüdischer Herkunft, die heute verstreut vor allem in Israel, Nord- und Südamerika und Australien leben, waren bereit, zumindest kurz auf Fragen nach ihrem Leben in Brühl, nach ihrem Lebensweg und dem Schicksal ihrer Familien zu antworten und das Forschungsprojekt zu unterstützen.

Anders als bei der Befragung der nichtjüdischen Brühler, die mündlich durchgeführt werden konnte, mußten fast alle jüdischen Zeitzeugen schriftlich befragt werden. Nur mit einer Person konnte ein Interview geführt werden; eine weitere Person schickte eine Tonbandaufnahme.

Da somit die vielfältigen Möglichkeiten eines Gesprächs – Fragen, Nachfragen, Bitten um Präzisierung und Erläuterung – nur im Ausnahmefall gegeben waren, mußte versucht werden, die Briefpartner zu präzisieren, komprimierten Äußerungen anzuleiten. Ich erarbeitete daher einen Katalog von Fragen, den ich zum Teil bereits dem ersten Brief an einen neuen Adressaten beilegte – ein wenig rücksichtsvolles Verfahren, zu dem ich mich nur entschloß, weil die Zeit für das Projekt sehr knapp bemessen war; eine allmählichere Annäherung mit einer ersten Vorstellung des Projektes und vorsichtiger Bitte um Unterstützung der Arbeit und erst später bei erklärter Auskunftsbereitschaft folgenden Fragen hätte zu viel Zeit in Anspruch genommen.

Der Fragenkatalog war als Leitfaden für einen umfassenden Lebensbericht gedacht, berücksichtigte aber in besonderer Weise die Erfahrungen in Brühl während des Nationalsozialismus. Die Zielsetzung in der Auswertung dieser Schilderungen war

¹ Barbara Becker-Jákli, Juden in Brühl (Schriftenreihe zur Brühler Geschichte Bd. 14), hrsg. v. d. Stadt Brühl, Brühl 1988, hier S. 264 ff. und S. 294 ff.

eine doppelte: Erstens sollte die Dokumentation der Entwicklung in Brühl während Weimarer Zeit und NS-Regime durch die Berichte von jüdischen Betroffenen präzisiert und die Ereignisse gerade durch die Sicht der Verfolgten beleuchtet werden; zweitens war eine Darstellung der jeweiligen Einzelschicksale in Form von ausführlichen Lebensberichten beabsichtigt.

In der Folgezeit entwickelte sich mit einigen der ehemaligen Brühler ein reger Briefwechsel, in dem versucht wurde, diesen Zielen näher zu kommen. Wie zu erwarten gewesen war, ergaben die ersten Antworten nur jeweils Bruchstücke zu einer Lebensgeschichte. Vieles wurde nur angedeutet, vieles blieb unklar, und oft war der Zusammenhang nicht ganz verständlich. Es mußte nachgefragt und um Ergänzungen gebeten werden. So entstanden schrittweise in einer Art Montage der verschiedenen Briefe zusammenhängende Darstellungen. Ähnlich wurde mit der Schilderung der Tonbandaufnahme sowie mit den Aussagen des einzigen – sehr umfangreichen – Interviews verfahren. Die so erstellten Entwürfe zu umfassenden Lebensgeschichten wurden den Zeitzeugen zugeschickt, von ihnen nochmals ergänzt oder berichtigt und schließlich autorisiert. Ergebnis dieser Vorgehensweise sind konzentrierte, sehr eindringliche lebensgeschichtliche Darstellungen, die dem Leser einen, wenn auch nur ansatzweisen Einblick in verschiedene, durch die Verfolgung unter nationalsozialistischem Regime entscheidend bestimmte Lebenswege Brühler Juden geben.

Nachbemerkung

Im Verlauf des letzten Drittels meiner Forschung entstand ein 45minütiger Film des WDR über die Geschichte der Juden in Brühl während des NS-Regimes, der im November 1988 zum 50jährigen Gedenktage des Novemberpogroms ausgestrahlt wurde (Titel: Das Vergangene ist nicht tot; Regisseur: Heribert Blondiau; Sendetermin: 8. 11. 1988 WDR 3). Aus dieser Überschneidung der Projekte ergibt sich für Leser (des Buches) und Zuschauer (des Filmes) die Möglichkeit, die sehr unterschiedliche Verwendung und Wirkung von Zeitzeugenaussagen in einer Buchdokumentation mit der einer Filmdokumentation zum selben Thema mit zum Teil identischen Zeitzeugen zu vergleichen.

Forschungsprojekt »Unbesungene Helden« – ›Helden‹ besingen?

von Hans-Joachim Henke

Galilei: Nein. Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.
(Brecht, Leben des Galilei, 13. Szene)

Die Erfahrungen, auf die ich im folgenden zurückgreife, konnte ich während meiner Mitarbeit in einem Projekt sammeln, das sich mit Hilfeleistungen beschäftigt, die in den Jahren nationalsozialistischer Diktatur Verfolgten auf dem Gebiet des heutigen Landes Nordrhein-Westfalen zuteil wurden. Das Projekt, dessen genaue Bezeichnung ›Forschungsprojekt »Unbesungene Helden«‹ sich an den Titel eines Buches zum selben Thema aus dem Jahre 1957 anlehnt, arbeitet seit dem Spätherbst 1988.¹ Es steht im Kontext einer – im wesentlichen in den USA beheimateten – Forschung, die sich seit dem Beginn der sechziger Jahre darum bemüht, Antworten auf die Frage zu finden, was Menschen veranlaßt hat, jüdische Opfer bei deren Versuchen, sich ihren Verfolgern zu entziehen, aktiv zu unterstützen. Nachdem vor allem in den späten fünfziger Jahren Veröffentlichungen im Vordergrund standen, welche Hilfeleistungen dieser Art beschrieben, führte verstärkt interdisziplinäre Forschung von Geschichtswissenschaft, Psychologie und Soziologie zu Arbeiten, die sich mit den Ursachen und Gründen für solche Hilfen und den bei ihrem Zustandekommen vorhandenen Bedingungen befaßten.

Für das Projekt formulierte der Publizist Günther B. Ginzel, der das Projekt initiierte und leitet, drei Ziele: (1) die »Erfassung aller Personen, die während der Zeit des Dritten Reiches aus rassistischen, religiösen und politischen Gründen verfolgten Personen aktiv geholfen haben – unter besonderer Berücksichtigung der Rettungsbemühungen zugunsten jüdischer Menschen«, (2) die »Beschreibung der Hilfeleistung«, und (3) die »Erforschung der Einstellungen (in politischer, konfessioneller, humanitärer, sozialer Hinsicht) und der konkreten Beweggründe, die die Betroffenen zur Hilfeleistung motivierten.«²

¹ Kurt R. Grossmann, Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen, Berlin 1957 (mehrfach verändert neu aufgelegt).

² Die bei der Arbeit entstehenden Materialien (Tondbandmitschnitte der Gespräche, Verschriftungen) und anfallenden Dokumente (Photographien, Originalunterlagen aus der damaligen Zeit) sollen archiviert und gegebenenfalls der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Als erstes Ergebnis der Arbeiten soll in Kürze im Rheinland-Verlag Brauweiler ein Band mit Gesprächsausügen und Dokumenten erscheinen.

Die in Betracht kommenden Hilfeleistungen wurden wie folgt eingegrenzt: (1) die Gewährung, Bereitstellung oder Vermittlung eines Versteckes bzw. sicheren Quartiers, (2) die Versorgung mit den für ein »illegales Leben«, d. h. ein Leben auf der Flucht vor den NS-Verfolgungsbehörden, deren Handlangern und Helfershelfern in der Bevölkerung, notwendigen Dingen des täglichen persönlichen Bedarfs (z. B. Lebensmittel, Geld, Kleidung) sowie gefälschten oder verfälschten Papieren, und (3) die Vermittlung und Gewährung von Hilfe bei der Flucht aus dem deutschen Machtbereich. Im Gegensatz zu anderen Forschungseinrichtungen, Dokumentationsstellen bzw. Behörden, die sich mit dem Thema Hilfe für NS-Verfolgte in der Vergangenheit beschäftigt haben, wird an die Dokumentation von Hilfeleistungen im Forschungsprojekt »Unbesungene Helden« nicht die Vorbedingung geknüpft, daß sie ausnahmslos aus uneigennütigen Gründen zustande gekommen sind. Daher werden auch solche Hilfeleistungen berücksichtigt, für die der Verfolgte Gegenleistungen entrichten mußte.

Zur Umsetzung der genannten Vorgaben galt es (1) Hinweise auf Fälle von Hilfeleistungen im oben beschriebenen Sinne zu finden, (2) beteiligte Personen – sofern sie nicht bereits im Hinweis genannt werden – zu ermitteln, (3) zu überprüfen, wer von diesen Beteiligten heute noch lebt, (4) Kontakt zu ihnen aufzunehmen, und (5) sie zur Hilfeleistung selbst und zu ihrer Person zu befragen. Bis jetzt konnte ich rund sechzig solcher Interviews führen; auf sie beziehe ich mich im folgenden.³

Als ich Anfang Juni 1988 erfuhr, daß man mich als Mitarbeiter im Projekt einstellen wollte, war Oral History für mich ein bekannt-unbekanntes Terrain. Während meines Studiums hatte sie praktisch überhaupt keine Rolle gespielt. Seminare und Übungen mit zeitgeschichtlicher Thematik verlangten die Beschäftigung mit schriftlichen Quellen. Zeitzeugenbefragungen waren nicht vorgesehen. In diesem Zusammenhang machte auch das polemische Schlagwort von den »Barfußhistorikern« die Runde, mit dem abfällig solche Historiker belegt wurden, die sich mit den Methoden der Oral History der Alltagsgeschichte der »kleinen Leute« widmeten. Und nun sollte ich – ohne eigentliche Erfahrungen mit Oral History – selbst als »Barfußhistoriker« arbeiten!

Bereits im Verlauf meines ersten Zeitzeugeninterviews begegnete mir die ganze Bandbreite praktischer Schwierigkeiten, die Oral History mit sich bringen kann. Mein Gegenüber war ein 1917 geborener Priester, der durch Bekannte auf das Forschungsprojekt aufmerksam gemacht worden war. Erschrieb an uns, daß er über zwei Fälle von Hilfeleistungen berichten könne, an denen er selbst aktiv beteiligt gewesen sei.

³ Die Dauer der Interviews lag zwischen fünfzig Minuten und sieben Stunden; zu neunzig Prozent waren es Vier-Augen-Gespräche. Aufgezeichnet wurden die Gespräche auf Rekorderkassetten mit SONY TCM 25.

Diese – salopp gesagt – »Selbstanpreisungen« mögen auf den ersten Blick etwas befremdlich wirken. Um in der Begriffswelt des Projektstitels zu bleiben, könnte gesagt werden: »Hier möchte jemand wohl besungen werden!« Dem ist jedoch zu entgegnen: »Was solls, solange die Melodie dieses Liedes nicht vom Interviewten vorgeschrieben wird . . .«⁴

Solche Hinweise aus der Bevölkerung oder unmittelbar von Personen, die mit Hilfe für Verfolgte etwas zu tun gehabt hatten, entwickelten sich – so stellte sich heraus – zu einem sehr wichtigen Hilfsmittel für unsere Arbeit. Ausschlaggebend hierfür war und ist (1) das fast vollständige Fehlen zugänglicher schriftlicher Quellen über Hilfeleistungen und (2) die zum Teil äußerst mangelhafte inhaltliche Qualität vieler anderer Hinweise auf Hilfeleistungen.

Diese offensichtliche »Dokumentationslücke« liegt zunächst darin begründet, daß die Hilfe zum Zeitpunkt ihrer Gewährung geheimgehalten werden mußte, weshalb Tagebuchaufzeichnungen oder Briefe, deren Inhalt Bezug auf die Hilfe nimmt, fehlen. Als diese Geheimhaltung nicht mehr erforderlich war – also nach der Befreiung –, hatte niemand ein Interesse daran, Beteiligte an solchen Hilfeleistungen über ihre Erlebnisse zu befragen oder berichten zu lassen. Die Akteure fühlten sich aber auch häufig selbst nicht bemüßigt, über ihr hilfreiches Tun beschreibende Texte abzufassen. Die Vorgänge gerieten im wahrsten Sinne des Wortes in Vergessenheit, bewahrt in den allermeisten Fällen höchstens im Thesaurus nicht nach außen getragener privater Familiengeschichte.⁵

Ein weiterer Grund für das Fehlen schriftlicher Quellen liegt darin, daß eine (unbekannte) Zahl von Helfern und Hilfeempfängern über diese Ereignisse nicht berichten wollte und will, sondern bewußt schweigt. So sprach sich eine Reihe von Zeitzeugen, die von mir mit der Bitte um ein Interview angesprochen bzw. angeschrieben worden waren, mit Nachdruck gegen ein Treffen aus. Dies geschah zwar mitunter auch mit dem Hinweis, man befürchte unliebsame Reaktionen ewiggestriger Rechtsradikaler, wenn über diese Dinge etwas bekannt würde. Weitaus häufiger begegnete ich aber der Ablehnung meiner Bitte im Zusammenhang mit dem Gedankengang, daß es sich bei der geleisteten Hilfe um etwas handle, was aus-

⁴ Solche »Selbstanpreisungen« sind daher keineswegs schlechter als auf anderem Wege erlangte Hinweise.

⁵ Deshalb konnte auch in den Fällen, in denen unmittelbar beteiligte Personen nicht mehr lebten, eine Befragung von Verwandten wichtig sein. Bei der Bewertung der auf diesem Wege erlangten Informationen ist natürlich zu berücksichtigen, daß es sich um Berichte aus zweiter Hand handelt.

schließlich die unmittelbar Beteiligten angehe, weshalb die Vorgänge auch nicht geeignet seien, an die Öffentlichkeit zu gelangen.⁶

Hauptquelle für Hinweise auf Hilfeleistungen waren regional- und lokalgeschichtliche Darstellungen zum Thema Nationalsozialismus. Dabei wurden die obengenannten Arbeitsschritte (2) bis (4) durch eine Reihe von Dingen erschwert. So waren die in der Literatur vorgefundenen Angaben über Beteiligte mitunter so ungenau und beruhten nicht selten auf Berichten Unbeteiligter (›Ondit‹), daß eine Präzisierung, die Vorbedingung, um die in die Hilfeleistung verwickelten Personen ausfindig machen zu können, von vornherein unmöglich war. Zusätzlich behindert wurde die Suche nach potentiellen Gesprächspartnern dadurch, daß in den unruhigen und von hoher Mobilität geprägten Kriegsjahren und ersten Nachkriegsjahren viele Spuren verwischt wurden. Daneben erwies sich die letzte Hürde vor der eigentlichen Kontaktaufnahme mit den in Frage kommenden Personen häufig als unüberwindbar, da die Zeitzeugen nicht mehr am Leben waren.⁷

Auf Grund der im Forschungsprojekt vorgenommenen Arbeitsteilung hatte ich es in der Vergangenheit im wesentlichen mit der Gewährung oder Vermittlung von Unterschlupf und der Versorgung von Verfolgten mit notwendigen Gebrauchsgütern zu tun. Diese Hilfeleistungen hatten sich in den Fällen der von mir befragten Personen als relativ unkomplizierte Vorgänge gestaltet – zumindest vermittelten die Aussagen der Befragten diesen Eindruck. So hieß es sinngemäß immer wieder: ›Der oder die kam, wohnte bei mir und ging wieder weg‹. Mein Nachfragen nach weiteren Details wurde dagegen meist mit bedauerndem Achselzucken und einem ›So genau kann ich Ihnen das auch nicht mehr sagen!‹ beantwortet.

Zusätzliche Informationen z. B. über den genauen Zeitpunkt von Beginn und Ende der Hilfe, über die Ausstattung des Quartiers, das Verhalten der beherbergten Personen (›Hielt sich die Person bei Ihnen permanent verborgen?‹), die Art und

⁶ Hier kollidiert der Wunsch, neue Informationen über Hilfeleistungen zu erlangen, mit dem selbstverständlichen Recht des Einzelnen, mit seiner persönlichen Geschichte umzugehen, wie er es für richtig hält. Die Verärgerung mancher mit Oral History arbeitender Kollegen über solche fehlende Gesprächsbereitschaft und die Art, wie sie versuchen, zu ›ihrem‹ Gespräch zu kommen, nimmt zum Teil solche Formen an, daß der Eindruck entsteht, sie gingen von einer Art Zeugnispflicht von Zeitzeugen aus. Das Gegenteil ist jedoch der Fall: es besteht eine Art Zeugnisverweigerungsrecht.

⁷ Nur in Ausnahmefällen stieß ich bei der Suche nach Hinweisen auf Hilfeleistungen in Memoiren oder Biographien auf umfängliche Beschreibungen von geleisteter Hilfe. Wichtige Fundorte für Hinweise sind erhaltene Unterlagen der NS-Behörden über enttarnte Hilfeleistungen, Akten aus Wiedergutmachungsverfahren sowie von privater oder behördlicher Seite nach 1945 zusammengetragene Materialsammlungen zur NS-Geschichte. Eine systematische Auswertung – nicht zuletzt auch wegen bestehender Zugangsbeschränkungen – solcher Bestände konnte im Rahmen des Projektes bisher noch nicht in Angriff genommen werden.

Weise, wie die Frage der Lebensmittelversorgung für den neuen Mitbewohner gelöst wurde, oder ob es spezielle Sicherheitsvorkehrungen im Wohnbereich gab, um die Enttarnung der Hilfe zu vermeiden, bis hin zu der Frage, wieviele Personen eigentlich beherbergt wurden und was ihr Verfolgtsein ausmachte (»Das war ein Jude!«), waren häufig nur in sehr rudimentärer Qualität zu gewinnen. Viele Einzelheiten waren den Befragten nicht mehr erinnerlich. Die Rekonstruktion des damaligen Geschehens ist daher auch nur bedingt möglich.

Dieses Defizit ist sicher kein typisches Defizit der Oral History. Im Grunde genommen ist der größte Teil der Quellen, mit denen der Historiker vorlieb nehmen muß, ungeeignet, eine 1:1 Rekonstruktion vergangenen Geschehens möglich zu machen. Dadurch jedoch, daß in Bezug auf einen historischen Vorgang oder ein Ereignis nicht selten mehrere unabhängige Überlieferungsstränge existieren, eine kritische Gegenüberstellung von Quellenaussagen also möglich ist, kann dieses Defizit in einem gewissen Maße neutralisiert werden. Nicht so beim Gegenstand meiner Befragungen. Hier galt in den weitaus meisten Fällen: ein Vorgang, ein greifbarer Zeitzeuge, eine Quelle.

Ein Oral-History-Interview ist keine unter Eid gemachte Aussage, der Interviewer ist kein Staatsanwalt, und doch wünscht er sich im Verlaufe der Befragung, zu einer zuverlässigen Quelle zu gelangen. Wesentlicher Maßstab für die Glaubwürdigkeit der Zeitzeugenaussagen konnte angesichts der vorherrschenden Quellenlage nur der Grad der Plausibilität und der Wahrscheinlichkeit der Angaben sein sowie der Gesamteindruck, den der Interviewte bei mir hinterließ. Wollte Herr X sich »groß tun« mit Dingen, die ganz anders abgelaufen waren, als er sie beschrieb? Versuchte Frau Y das Gespräch mit mir als Vehikel ihrer Profilierungssucht zu mißbrauchen? Tischte mir Herr Z faustdicke Lügen auf? Welche Fragen sich hinsichtlich der Plausibilität konkret einstellen konnten, mögen die folgenden Beispiele aus meiner Praxis illustrieren.

Erschüttert z. B. die Angabe, eine später durch Hilfe unterstützte Person habe 1938 den »Judenstern« auf ihrer Kleidung getragen, grundsätzlich alle weiteren Angaben des Interviewpartners, die eben nicht so genau zu verifizieren sind resp. wie in diesem Punkt zu widerlegen sind?

Verlangt das erhebliche Abweichen zweier Angaben über den Zeitraum, den eine Person bei einer anderen Person versteckt war, schon allein das Verwerfen einer Geschichte?

Bedeutet es, einer Lüge auf die Spur gekommen zu sein, wenn der schriftliche Erinnerungsbericht des verstorbenen Vaters einen ganz anderen Ort als Ausgangspunkt einer Flucht nennt, als der heute noch lebende Sohn in den Gesprächspassagen, die sich mit seiner Flucht beschäftigen, angibt? Und was bedeutet diese

Abweichung für den Wert des Erinnerungsberichtes des Vaters, was für den des Sohnes?

Verwechslungen und Verdrehungen, ganz allgemein gesagt, Erinnerungstrübungen sind, nachdem nun mehr als ein halbes Jahrhundert seit den Ereignissen vergangen ist, unvermeidbar. Niemand ist vor ihnen sicher. Deshalb kann hinter aufgedeckten Irrtümern nicht von vornherein eine böse Absicht vermutet werden. Nichtsdestotrotz ist eine gesunde Portion Skepsis angebracht. Indes: ein Zuviel an Mißtrauen wird einem sensiblen Gesprächspartner nicht verborgen bleiben. Und ein solches Klima des gegenseitigen Mißtrauens belastet die »kommunikative Situation« und ist wenig geeignet, das für ein offenes und ehrliches Interview notwendige Vertrauensverhältnis herzustellen. Als Interviewer vollzieht man eine Art Gratwanderung: Einerseits muß der Gesprächspartner bei Laune gehalten werden, damit er überhaupt willens ist, zu berichten, andererseits muß der Befragter jede kumpelhafte Anbiederung vermeiden.

Tauchten im Gespräch Verdrehungen und Irrtümer auf, so konnte ich durch Nachfragen zur Klärung solcher Punkte beitragen. Möglich war dies aber natürlich nur dort, wo die Verdrehungen und Irrtümer derart offensichtlich waren (»Judenstern« 1938; s. o.), daß sie mir auffielen. Die Chancen hierzu stiegen, je stärker die beschriebenen Dinge unmittelbar in Bezug zu mir bekannten Fakten der nationalsozialistischen Zeit standen; sie fielen, je privater und individueller die Berichte ausfielen. Eine Binsenwahrheit ist, daß die Sachkompetenz des Befragers eine wesentliche Voraussetzung für solche Interviews ist. Aber: sie bewahrt den Befragter nicht in allen Fällen davor, unbeabsichtigten Irrtümern oder beabsichtigten Lügen aufzusitzen.

Gesprächsinterne Absicherung erhaltener Aussagen entpuppte sich von ihrer Wirkung her – so meine Erfahrung – als mitunter eher heikel und vom Ergebnis als eher mager, ganz abgesehen davon, daß in so einem Fall die Herstellung einer Quelle mit ihrer Überprüfung vermengt wird. Heikel, weil solches Vorgehen mitunter zu einer nachhaltigen Verunsicherung des Interviewpartners führte mit der Folge, daß dieser sich in seiner Bereitschaft, zu berichten, erheblich zurücknahm, die Quelle also gewissermaßen versiegte. Mager, weil mancher Interviewte einlenkte und – wenig überzeugend – sagte: »Das kann schon sein, daß ich mich da vertue; wissen Sie, es ist solange her!«. Gewonnen war damit im Grunde nichts. Die Antworten des Befragten mochten zwar danach in sich schlüssig sein, aber ob sie in ihrer Gesamtheit damit auch ›wahrer‹ wurden, mußte dahingestellt bleiben.

Auf mich persönlich wirkten solche Situationen eher demotivierend, stellte ich mir doch insgeheim die Frage, bei welchen anderen Aussagen mein Gegenüber seine

Erinnerung trog, wo ich es gar nicht gemerkt hatte.⁸ Die erfolgreiche Absicherung und Überprüfung einzelner Aussagen bleibt wegen der Thematik dieses Oral-History-Projektes immer wie »ein Tropfen Wahrheit auf den heißen Stein der Unsicherheit«.

Die doppelte Fragestellung des Projektes – Wer hat wem wann wie geholfen? Was waren Anlaß und Beweggründe für diese Hilfe? – machte es notwendig, die Zeitzeugen nicht nur nach Vorgängen und Ereignissen, sondern auch nach ihren Einstellungen und Empfindungen zum Zeitpunkt ihrer Hilfeleistung zu befragen.

In vielen meiner Gespräche lieferten mir die Befragten die Beweggründe für ihr Tun gewissermaßen »frei Haus«. Im wesentlichen bekam ich drei Standardaussagen zu hören:

- . . . weil ich das als meine Christenpflicht empfand!
- . . . weil ich gegen die Nazis war!
- . . . weil diese armen Leute doch keinem was getan hatten!⁹

Bat ich um eine Erläuterung solcher Aussagen, die im übrigen oft schon zu Beginn eines jeden Gespräches gemacht wurden (»Soll ich Ihnen mal sagen, wieso ich das gemacht habe?«), waren viele der Befragten zunächst um eine Antwort verlegen. Nach einer kurzen Denkpause führten sie häufig zwei, drei Vorgänge an, die ihrer Meinung nach besonders plastisch die Motivation ihres Handelns vor dem Hintergrund religiös geprägter Ethik, politischer Gegnerschaft zum Nationalsozialismus oder klaren Unterscheidungsvermögens zwischen Unrecht und Recht erkennen ließen. Solche Selbstbeschreibungen ihrer Beweggründe hielten die meisten Befragten wie Visitenkarten hin, die Aufschluß geben sollten, wes Geistes Kind sie seien oder – und da liegt das Problem – gewesen seien.

Einmal ganz davon abgesehen, ob solche monokausalen Erklärungsmuster in der Tat geeignet sind, zu fassen, weshalb jemand einem hilfsbedürftigen Menschen zur Seite gestanden hat,¹⁰ bleibt die grundsätzliche Frage – eine Art Gretchenfrage – der Oral History: Geben solche Antworten wieder, was der Befragte vor über einem halben Jahrhundert empfand und dachte, oder sind es nicht »nur« aktuelle

⁸ Ich spreche hier ausdrücklich von trügen, nicht von betrügen. Ausschlaggebend ist dafür, daß mir ein Moment bewußter »Wahrheitsbeugung« während der bisher geführten Gespräche meinem Empfinden nach nicht begegnet ist. Diese Einschätzung mag man für blauäugig halten, aber so war nun mal mein Eindruck.

⁹ Ein erklärtermaßen kommerziell tätiger Helfer befand sich unter meinen Interviewpartnern nicht.

¹⁰ Die Ergebnisse der oben erwähnten Forschungen in den USA lassen eher das Gegenteil vermuten. Für den, der sich in das Thema einlesen möchte, sei an dieser Stelle auf das Literaturverzeichnis in Samuel P. u. Pearl Oliner, *The altruistic personality project. Rescuers of jews in nazi-Europe*, London/New York 1988 hingewiesen.

– vor allem auch aktualisierte – Einschätzungen vergangener Empfindungen und Einstellungen, die sich erst im Laufe der Jahre nach der Hilfe so gebildet haben und deren Ausbildungsprozeß vielfältigsten Einflüssen ausgesetzt war, die nachzuvollziehen unmöglich ist?

Der Aspekt des Erinnerns und Vergessens, des Erinnern-Könnens und des Vergessen-Wollens ist von kaum zu unterschätzender Bedeutung. Die Antworten auf Fragen nach Einstellungen, Gefühlen, Empfindungen – so glaube ich – sagen mehr darüber aus, wie die Person, die Persönlichkeit des Befragten heute ist, als darüber, wie sie zum Zeitpunkt der Hilfeleistung (oder davor) war.

Es wäre fraglos wünschenswert, zu den damaligen Einstellungen und Einschätzungen vorzudringen. Eine Psychotherapeutin, mit der ich über diesen Punkt sprach, meinte, daß ihre Wissenschaftsdisziplin bzw. die Psychoanalyse zu einem solchen ›Vordringen‹ in der Lage sei – vorausgesetzt die betreffende Person sei bereit, daran mitzuarbeiten. Die ›Couch‹ des Therapeuten als Handwerkszeug des ›Oral Historian‹? Oder das tiefenpsychologische Gutachten als Anlage zum verschrifteten Text des Oral-History-Gesprächs?

Hier gilt wohl: Schuster bleib bei deinen Leisten! Der nicht geschulte Interviewer – und geschult meint, geschult auf dem Gebiet der Psychologie – würde zwangsläufig wohl in eine Art ›Küchenpsychologie‹ abrutschen, die dem Wesen und der Persönlichkeit eines Befragten nicht gerecht würde. Während der von mir geführten Gespräche kam ich immer wieder an Punkte, an denen ich – angeregt durch bestimmte Aussagen meines Gegenübers – glaubte, nun das ›wahre‹ Wesen des Befragten zumindest in Ansätzen erkannt zu haben und erklären zu können, wieso er sich so verhalten hat, wie er sich verhalten hat. Und das meist nach einer, anderthalb oder vielleicht zwei Stunden! Wollte man als ›Oral Historian‹ solche groben Ansätze vertiefen, so würde nicht zuletzt der (zeitliche) Rahmen der Oral History gesprengt; verletzt würden auch die gewissermaßen ungeschriebenen ›allgemeinen Geschäftsbedingungen der Oral History‹. Im Gegensatz zu einem Termin mit dem Therapeuten liegt – so meine Erfahrung – dem Gesprächstermin eines Zeitzeugen mit einem Interviewer nämlich von Seiten des Zeitzeugen eine ganz andere Einstellung zugrunde: Sucht jemand das Gespräch mit dem Psychologen, so will er etwas über sich erfahren, möglicherweise um mit seinem Leben besser zurecht zu kommen. Dieses Motiv ›Erkenne Dich selbst‹ fehlt aber fast durchweg bei den Zeitzeugeninterviews; hier geht es den Befragten darum, Geschichte und Geschichten aus ihrem Leben zu erzählen, gerade so, wie man jemandem ein Photoalbum zeigt, in dem Aufnahmen aller Art verwahrt sind: Schnappschüsse, verwackelte oder unterbelichtete Bilder, die nicht weggeworfen werden wegen ihres Erinnerungswertes, grotesk surrealistische Photographien sich während der Aufnahme in Bewegung befindlicher Motive, mit Selbstauslöser geschossene Bilder, auf

denen sich der Photograph in Pose gesetzt hat, Aufnahmen, deren Zweck und Bedeutung sich dem heutigen Betrachter nicht erschließen, gestellte Bilder von ›Anlässen‹, retuschierte Glanzaufnahmen. Aber eben auch Bilder mit frappierender Tiefenschärfe voll pointierter Ausdruckskraft, die Vergangenheit und Vergangenes wieder lebendig werden lassen!¹¹

¹¹ Kontaktadresse: Forschungsprojekt »Unbesungene Helden«, Abtei Brauweiler, Postfach 2140, 5024 Pulheim 2, Ruf (02234) 805354, Telefax (02234) 82503.

Chancen und Probleme von Zeitzeugengesprächen mit ehemaligen Zwangsarbeitern

von Andreas Kussmann

Zur Bedeutung von Zeitzeugenbefragungen ehemaliger Zwangsarbeiter für die sachthematische Forschung

Was den recht populären Anspruch an die Methode der Oral History anbetrifft, nämlich eine wichtige Primärquelle für die Rekonstruktion einer Faktizität neben oder gar gegen konventionelle Quellen sein zu wollen,¹ so ist diese ihre Verlässlichkeit anfangs lange Zeit überschätzt worden und eine spezifische Quellenkritik zu kurz gekommen.² Bei der Erforschung der Geschichte der Zwangsarbeit bleibt man aber in besonderem Maß auf die Befragung von Zeitzeugen als oft wichtigster Quelle angewiesen. Dies gilt insbesondere, wenn man sich auf die Lebensumstände der Zivilarbeiter, Kriegsgefangenen, Ostarbeiter und -arbeiterinnen und der KZ-Häftlinge konzentriert und ganz besonders bei der Erforschung konkreter Situationen »vor Ort«, also bei Lokalstudien.

Bei beiden Projekten, aus denen meine Erfahrungen stammen,³ zeigte sich, daß ohne Zeitzeugenbefragung der Kenntnisstand äußerst rudimentär geblieben wäre. Im Fall des Düsseldorfer Projekts über ein Außenkommando des Konzentrationsla-

¹ Bei so erfolgreichen Vorhaben wie dem Projekt »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet zwischen 1930 und 1960« von Lutz Niethammer, Alexander v. Plato u. a. an den Universitäten Essen und Hagen liegen die Dinge m. E. anders. Hier geht es nicht um die Erkundung »objektiver Tatbestände«, sondern um die Erforschung der subjektiven Einschätzung solcher schon bekannter Fakten durch die Zeitzeugen, wie diese sie in lebensgeschichtlichen Interviews darstellen – ein fundamentaler Unterschied zwischen mentalitätsgeschichtlicher und faktengeschichtlicher Zeitzeugenbefragung.

² Zur kritischen Auseinandersetzung beispielsweise: Lutz Niethammer, Fragen–Antworten–Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: ders./Alexander v. Plato (Hrsg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 3), Berlin/Bonn 1985, S. 392–445.

³ Die Ergebnisse für Düsseldorf in meiner Publikation: Ein KZ-Außenlager in Düsseldorf-Stoffeln (Einzelschicksale und Erlebnisse Bd. 3), hrsg. v. d. Landeshauptstadt Düsseldorf, Düsseldorf 1988. – In Köln beschäftige ich mich im Rahmen meiner Arbeit im NS-Dokumentationszentrum im Historischen Archiv der Stadt Köln in Zusammenarbeit mit der Projektgruppe Messelager im EL-DE-Haus-Verein mit dem vielgestaltigen Lagerkomplex auf dem Deutzer Messegelände, wo zwischen 1940 und 1945 Deportationssammelstellen, Ostarbeiter- und Kriegsgefangenenlager, KL-Außenkommandos und Gestapo-Sonderlager eingerichtet waren.

gers Sachsenhausen wäre ohne die entscheidenden Hinweise von Zeitzeugen vielleicht weiterhin die Mitteilung der Stadtverwaltung gültig gewesen: »Ein Konzentrations- oder Zwangsarbeitslager bestand nicht.«⁴ Und ohne die schon umfangreichen, aber noch nicht abgeschlossenen Zeitzeugenbefragungen durch die private »Projektgruppe Messelager« würde die Bedeutung des Deutzer Messelagers weiterhin so unterschätzt wie in dem Standardwerk »Köln im Dritten Reich«, in dem Adolf Klein diesem Lagerkomplex nicht einmal zehn Zeilen widmet.⁵

Der mangelnden Kenntnis über diesen Themenkomplex liegt nicht nur eine jahrzehntelange Verdrängung zugrunde, sondern auch die außerordentlich schwierige Quellensituation erschwert die Forschung. Zwar liegt seit 1985 – vierzig Jahre nach Kriegsende – mit Ulrich Herberts Dissertation »Fremdarbeiter«⁶ endlich ein grundlegendes Standardwerk vor, und mit den gut zugänglichen Materialien im Bundesarchiv Koblenz⁷ läßt sich ein allgemeingültiger Rahmen für entsprechende Lokalstudien konstruieren. Aber vor Ort wird man in den Archiven entweder auf Leere oder auf verschlossene Türen stoßen. Konkret ortsbezogene Dokumente in den öffentlichen Archiven sind deshalb mangelhaft vorhanden, weil 1945 vielerorts solche Materialien systematisch vom zusammenbrechenden NS-Regime vernichtet worden sind. Die vermutlich sehr aussagekräftigen Materialien in den Werksarchiven der Unternehmen, die Zwangsarbeiter beschäftigt hatten, bleiben, soweit noch vorhanden, bis auf ganz wenige Ausnahmen versperrt, weil Forschungen hierüber nur ein unerwünscht schlechtes Licht auf die Firmengeschichte werfen würden, wenn nicht überhaupt befürchtet wird, daß aus solchen Veröffentlichungen dann später noch von ehemaligen Zwangsarbeitern Entschädigungsansprüche erhoben werden könnten.

⁴ Oberstadtdirektor Düsseldorf an Central Historical Commission of the Central Committee of Liberated Jews in the American Zone of Occupation in Germany, 10. 4. 1947, als Antwort auf ein Rundschreiben mit der Frage nach Zwangsarbeiterlagern: Stadtarchiv Düsseldorf, Mikrofilm o. Nr. (Dokumente aus Yad Vashem Jerusalem).

⁵ Adolf Klein, Köln im Dritten Reich. Stadtgeschichte der Jahre 1933–1945 (Aus der Kölner Stadtgeschichte), Köln 1983, S. 259.

⁶ Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des »Ausländer-Einsatzes« in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985.

⁷ Insbesondere sind folgende Bestände zu nennen: R 3 (Reichsministerium für Bewaffnung und Munition bzw. Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion), R 12 (Reichsgruppen der Wirtschaft), R 13 (Wirtschaftsgruppen der Industrie), R 14 (Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft), R 36 (Deutscher Gemeindetag), R 41 (Reichsministerium für Arbeit, Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz), R 43 (Reichskanzlei), R 55 (Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda), R 58 (Reichssicherheitshauptamt der SS).

Allgemeine Probleme bei Zeitzeugenbefragungen ehemaliger Zwangsarbeiter

Auf die allgemeinen Probleme bei Zeitzeugenbefragungen von ehemaligen Zwangsarbeitern, soweit sie sich nicht von denen bei Befragungen anderer Zeitzeugengruppen unterscheiden, soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Daß bei einem Abstand von über vierzig Jahren das Erinnerungsvermögen beeinträchtigt ist, daß Fremdeinflüsse verschiedener Art wirksam werden, daß vielleicht nicht selbst erlebte Fakten, sondern später Gehörtes oder Gelesenes mit einfließen, daß eigene Interpretationen den Faktenbericht überlagern können, daß der subjektive Sichtwinkel die realen Proportionen unter Umständen verschiebt, auch daß bewußt gefiltert und persönlich Unangenehmes verschwiegen wird – all das ist sicherlich bekannt und wird bei der spezifischen Kritik dieser Quellengattung gewiß berücksichtigt. Zeitzeugenbefragungen erfolgen eben nicht völlig rein auf der Basis der historischen Vergangenheit, sondern im Kontext der Gegenwart, die von aktuellen individuellen und kollektiven Meinungen beeinflusst ist.

Anders aber als bei vielen anderen Zeitzeugen fällt bei ehemaligen Zwangsarbeitern die oft erstaunlich präzise Erinnerung auf. Vermutlich liegt der Grund für dieses Phänomen darin, daß diese Zeitzeugen sich an Extremsituationen erinnern müssen.

Vergleichbar ist dies mit »normalen« Zeitzeugen, die sich – um mal ein ganz anderes Beispiel zu wählen – sehr genau daran erinnern, wie sie das Endspiel der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 erlebten, aber bei der Frage nach »alltäglichen« Situationen in den Fünfziger Jahren – etwa: Atmosphäre des Kalten Krieges, Übernahme des American Way of Life, Einführung des Fernsehens, Kämpfe um Arbeitszeitverkürzung, Generationenkonflikte – kaum mehr als Allgemeinplätze zu sagen wissen. Punktuelle Erlebnisse, die sich gänzlich aus dem übrigen Erlebnisalltag herausheben, werden als abgeschlossenes Faktum deutlich im Gedächtnis behalten. Alltagssituationen hingegen wiederholen sich ständig und verändern sich nur allmählich; der »damalige« Alltag wächst ohne markante Brüche in den »heutigen« Alltag hinüber. Im Alltäglichen gibt es nur selten Anfangs- und Endmarken, die das Erlebte eindeutig abgrenzen und als eine solche abgeschlossene »Einheit« im Gedächtnis abspeichern lassen.

Die Lebenssituation von Zwangsarbeitern, auch wenn jahrelange Gefangenschaft zum »Alltag« wurde, war nicht alltäglich, sie blieb eine Extremerfahrung. Und diese Zeit hatte deutliche Anfangs- und Endmarken, um zu einer abgeschlossenen Erinnerungseinheit zu werden.

Spezifische Probleme bei Zeitzeugenbefragungen ehemaliger Zwangsarbeiter

Die Erlebnisse ehemaliger Zwangsarbeiter sind fast ausschließlich Extremerfahrungen. Dieser Umstand erfordert eine besondere Rücksichtnahme auf die psychische Konditionierung der Zeitzeugen und auf die Interviewsituation.

Das Wiedererinnern, das Erzählen und Berichten von vergangenen Erlebnissen bedeutet immer ein mehr oder intensives geistiges Wiederdurchleben dieser Vergangenheit. Es beinhaltet also unter Umständen auch das geistige Wiederdurchleben schrecklicher Ereignisse, das Wiedererleben schwerer, vor allem seelischer Verletzungen. Diese mögliche Retraumatisierung durch Zeitzeugengespräche, die als wichtiger Faktor auch bei Interviews mit anderen Opfern erzwungener Extremsituationen wie etwa bei Überlebenden des Holocaust berücksichtigt werden muß, macht den wesentlichen Unterschied zwischen den Gesprächen mit ehemaligen Zwangsarbeitern und Interviews mit Zeitzeugen eines mehr oder weniger »normalen« Alltags aus.

Der Kölner Psychologe Dr. Jörg Weidenhammer, der seine Erfahrungen als Gutachter in sogenannten Wiedergutmachungsverfahren gesammelt hat, beschreibt das Problem so: »Was so besonders war und was so besonders weh tat in der Vergangenheit und das Leben in seiner Existenz bedrohte – wenn das in einem Gespräch berührt wird, muß davon ausgegangen werden, daß sich der betroffene Mensch wieder in einer Situation befindet, in der er jene Angst erlebt, die er damals hatte. Es kommt also besonders darauf an, wie die Angstbewältigung für ein Individuum gelungen ist, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, inwieweit eine Retraumatisierung möglich sein wird. Aber auch dies ist nur ein vager und unsicherer Faktor, aber immerhin einer, der dem Interviewer einen Anhalt dafür liefert, wie gefährdet sein Interviewpartner sein mag.«⁸

Weidenhammer berichtet von seinen Eindrücken, die von vielen Seiten bestätigt werden,⁹ daß Zeitzeugen, die mit Sicherheit noch gute Erinnerungen haben müßten, von ihren Erlebnissen nur sehr ungern berichten und namentlich über besonders schreckliche Momente nicht sprechen wollen. Sie tun dies zum einen ganz bewußt, zum anderen weil sie diese Erlebnisse mehr oder weniger verdrängt, »vergessen« haben. Beides geschieht aus dem Bestreben, den vergangenen Schmerz durch

⁸ Jörg Weidenhammer, Die Retraumatisierung. Ethische Fragen in der Interviewtechnik, in: D. Bar-On, F. Beiner, M. Brusten (Hrsg.), Der Holocaust. Familiäre und gesellschaftliche Folgen – Aufarbeitung in Wissenschaft und Erziehung?, Wuppertal 1988, S. 74–78.

⁹ Als jüngstes Beispiel: Die Bedeutung von Zeitzeugenberichten für die Erforschung und die Vermittlung der Geschichte der Konzentrationslager. Dokumentation und Protokoll der Tagung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme am 24. u. 25. November 1989 im Museum für Hamburgische Geschichte, zusammengestellt v. Herbert Diercks, hrsg. v. d. KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Hamburg 1990.

erneutes aktives Erinnern nicht wiederaufleben zu lassen. Dieses Schutzverhalten läßt sich aber nicht immer steuern. Oft kommt dann die Retraumatisierung – nicht nur für den Interviewer – völlig überraschend und unvermittelt.

Es versteht sich von selbst, daß eine herbeigeführte Retraumatisierung nicht Zweck einer Zeitzeugenbefragung sein darf. Man sollte feinfühlig genug sein, Situationen zu vermeiden, in denen alte Traumata neu erlebt werden könnten. Das heißt zum einen, daß traumatische Erlebnisse nicht in den Mittelpunkt des Gesprächs gestellt werden sollen, so »interessant« und vielleicht auch so wichtig sie für ein detailliertes Erkenntnisinteresse sein mögen (dieser Hinweis ist besonders bei Vorträgen von Zwangsarbeiter-Zeitzeugen vor Schulklassen zu beherzigen). Das kann zum anderen aber auch heißen, auf ein Interview ganz zu verzichten – eine Situation, in die man durchaus kommen kann, auch wenn man ehemalige Zwangsarbeiter sogar aus dem Ausland eingeladen hat.

Dem gegenüber steht aber die – von mir – weit häufiger gemachte Erfahrung, daß Zeitzeugen geradezu danach streben, solche traumatischen Erinnerungen zu reaktivieren. Es bedeutet für sie eine Erleichterung, sich mitgeteilt zu haben¹⁰ oder dem Ort ihrer Leiden, oft nach Jahrzehnten, wiederbegegnet zu sein.¹¹ Beides – die Verdrängung, das Abblocken von vornherein wie die aktive Auseinandersetzung mit sich selbst, das Sich-immer-wieder-Erinnern – sind Strategien der Bewältigung der eigenen Vergangenheit. Beide Verhaltensweisen balancieren nah an der Gefahr entlang, von reaktivierten Traumata überfallen zu werden. Dessen sollte sich der Interviewer bewußt bleiben.

Wie kann man sich darauf einstellen? Wie sollte man darauf reagieren? Eigentlich können hierbei dieselben Hinweise wie für Gespräche mit allen anderen Zeitzeugen auch gelten. Bei ehemals verfolgten und gefangenen Zeitzeugen sollte man sich vielleicht noch mehr bemühen, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen. Dazu gehören ein allmähliches Sichkennenlernen und Gespräche vorweg, was nicht nur zweckgebunden als unumgängliches Vorgeplänkel verstanden werden darf; schließlich dringt man nicht unerheblich in die Intimsphäre seines Gegenübers ein. Mit allem sollte man sich Zeit lassen: mit dem Sichkennenlernen wie mit dem Zeitzeugengespräch selbst. Die Befragung sollte nicht wie ein Interview erfolgen, sondern wie ein freies Gespräch, in dem der Zeitzeuge zum freien Erzählen ermuntert wird und beim Erzählen nur behutsam gelenkt wird. Ein Fragenkatalog, den man im

¹⁰ Ein sowjetischer KZ-Zwangsarbeiter sagte mir nach einem Zeitzeugengespräch, daß er »über vierzig Jahre darauf gewartet habe, seine Erinnerungen der deutschen Jugend mitteilen« zu können.

¹¹ Bei den bisher zweimaligen Besuchen ehemaliger ausländischer Zwangsarbeiter in Köln wurde der Vorschlag, einen Rundgang über das Deutzer Messengelände, ihr ehemaliges Lagergelände, zu unternehmen, stets positiv aufgenommen. Die dort unmittelbar am Ort geführten Gespräche waren immer sehr aufschlußreich.

Kopf oder als Notizzettel vor sich hat, ist dafür hilfreich, wenn es kein Fragebogen zum schematischen Abfragen ist. Mit Fragen, die offengeblieben sind oder die sich erst im Verlauf des Gesprächs stellen, sollte man warten können, um den Erzählstrang nicht zu unterbrechen. Denn ein häufiges Unterbrechen, um den Zeitzeugen auf den »Roten Faden« zurückzuzwingen, oder ein Insistieren auf bestimmten Fragen beeinträchtigt das Vertrauensverhältnis; schon gar nicht sollte die Befragung den Charakter eines Verhörs mit bohrenden Fragen bekommen, die auf Selbstrechtfertigung zielen.

Selbstverständlich sollte der Interviewer mit der zur Diskussion stehenden Materie gut vertraut sein – zum einen um überhaupt kompetent ein Gespräch führen zu können und um den Wert der gegebenen Aussagen einschätzen und durch Nachfragen steigern zu können, zum anderen um bei seinem Gesprächspartner nicht das Gefühl aufkommen zu lassen, seine Erinnerungen »unter Wert verkauft« zu haben (diese Gefahr wird bei Vorträgen vor Schülern allerdings bestehenbleiben).

Bei den Gesprächen mit ausländischen Zeitzeugen wird in den allermeisten Fällen die Sprache ein ernsthaftes Problem sein. Viele Kolleginnen und Kollegen mögen in der Lage sein, ein Interview in Englisch oder Französisch zu führen – Kenntnisse slawischer Sprachen, das Idiom der meisten Zwangsarbeiter, sind eher selten. Obgleich erstaunlich viele sowjetische, polnische oder tschechoslowakische Zeitzeugen noch deutsch können, empfiehlt es sich, die Befragungen nicht in unserer Sprache durchzuführen: weil Deutsch oft doch noch als die Sprache der Peiniger empfunden wird, und weil sich die Zeitzeugen besser nur auf ihre Erinnerungen konzentrieren und sich (und das Gespräch) nicht noch mit Ausdrucksschwierigkeiten in der Fremdsprache belasten sollten. Die dann erforderlichen Dolmetscher – übrigens ein nicht geringer Kostenfaktor¹² – sollten wenn möglich eine gewisse sachliche Kompetenz haben, um beim Übersetzen Spezifika richtig zu verstehen und wiederzugeben. Es genügt meist eine gekürzte sinngemäße Übersetzung; denn eine ausführliche wortwörtliche Übersetzung läßt zu lange Gesprächspausen entstehen. Auch die Dolmetscher sollten ein gewisses Gespür für die psychologischen Probleme haben, die sie ja dann eher wahrnehmen würden als die Interviewer.¹³

In der Regel möchte man die Gespräche mit Tonband aufzeichnen. Selbstverständlich muß erst ein Vertrauensverhältnis geschaffen sein, um die Zustimmung zu erlangen, ein solches Gerät benutzen zu dürfen. Erfahrungsgemäß hat man sich

¹² Bei der Inanspruchnahme professioneller Dolmetscher durch ein Übersetzungsbüro sind mit Kosten von mindestens 60 DM pro Stunde oder 350 DM pro Tag plus Spesen zu rechnen.

¹³ In Köln haben wir gute Erfahrungen mit muttersprachlichen (Geschichts- oder Slawistik-) Studenten und Journalisten als Dolmetscher gemacht, die sowohl Interesse, inhaltliche Kompetenz als auch Einfühlungsvermögen mitbrachten.

recht bald an die Mikrofone gewöhnt, wenn die Anlage nicht allzu auffällig installiert ist (bei Videoaufzeichnungen wird sich ein die Stimmung beeinträchtigender technischer Aufwand nicht vermeiden lassen). – Bei der anschließenden Transkription sollte bei zweisprachig geführten Interviews ein Dolmetscher zu Rate gezogen werden, der nachprüft, ob alle wesentlichen Aussagen vollständig und richtig übersetzt und abgeschrieben worden sind. Das erfordert eine Kompetenz, die zwischen wichtig und unwichtig unterscheiden kann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich bei den Gesprächen mit ehemaligen ausländischen Zwangsarbeitern Vertreter der ehemaligen Feindstaaten gegenüber sitzen, genauer: ein Nachgeborener aus dem Staat des Unterdrückers und ein verfolgter Angehöriger des damals unterdrückten Volkes. Wenn es denn zu einem Gespräch kommt, wird Haß keine, zumindest nicht die beherrschende Rolle spielen. Eher wird das Gegenteil der Fall sein. Und das kann zur Folge haben, daß der Zeitzuge sich verpflichtet fühlt, seinem deutschen Gesprächspartner nichts Schlechtes sagen zu dürfen. Dieser Effekt wird um so stärker sein, wenn die ausländischen Zeitzuge zu einem Besuch nach Deutschland eingeladen sind und sich von daher ihren Gastgebern verpflichtet fühlen.¹⁴ Die Tendenz zur Beschönigung stellt nicht nur insofern eine Gefahr dar, als daß die Informationen verzerrt werden. Aus »Dankbarkeit« könnten sich die Zeitzuge in ihrer Gastrolle verpflichtet fühlen, Dinge preiszugeben, über die sie lieber geschwiegen hätten – somit könnten alte Wunden, nie verheilt, aber doch vernarbt, wieder aufgerissen werden. Im Interesse der Wahrheitsfindung, der die Zeitzugebefragung ja dienen soll, und im Interesse der Zeitzuge selbst ist es also notwendig, ein vertrauliches Verhältnis zu schaffen, damit die ehemaligen Zwangsarbeiter im Gespräch zwischen ihrer »Dankbarkeit« als Gast und einer möglichst objektiven Erinnerung keinen Gegensatz sehen.¹⁵

In einem ersten Gespräch haben sich die Zeitzuge oft nur erst vorsichtig geöffnet – das zweite Gespräch kann dann intensiver und erschöpfender sein. Diese Gelegenheit zu schaffen und wahrzunehmen, ist wiederum eine Frage des Vertrauens und der Zeit, die man sich nimmt.

¹⁴ Bei Gesprächen in Köln betonten ehemalige Zwangsarbeiter aus Polen immer wieder, daß ihnen die Lebensmittel, die ihnen gelegentlich von deutschen Zivilisten heimlich zugesteckt worden waren, das Leben gerettet hätten. Einer schlug sogar vor, eine Anzeige in die Zeitung zu setzen, in der sie sich bei den Kölnern für diese Hilfe bedanken wollten.

¹⁵ Nachdem ich mit dem in Anm. 14 erwähnten Zeitzuge ein persönliches Verhältnis hatte aufbauen können, erzählte er, daß beim Tag seiner Befreiung im KL Buchenwald sein einziger Wunsch gewesen wäre: sich noch einmal sattzuessen und dann in Frieden zu sterben. Eine Aussage, die glaubhaft die tiefe Ermattung bis zum Lebensüberdruß widerspiegelt – und die im Gegensatz zu der zuvor geäußerten, eigenartigen Dankbarkeit gegenüber den Deutschen steht.

Man sollte sich bemühen, den persönlichen Kontakt mit den Zeitzeugen über den Gesprächstermin aufrechtzuerhalten. Nachdem sie das Gespräch noch einmal selbst in Ruhe überdacht und reflektiert haben, fallen ihnen oft noch weitere bedeutsame Informationen und mitteilungswürdige Aspekte ein.

Daß die Zeitzeugen über die »Verwertung« ihrer Erinnerungen – ein wertvoller Schatz – informiert werden, nämlich daß ihnen die Abschriften oder Protokolle der Gespräche zum Gegenlesen, Berichtigten und Ergänzen, und später gegebenenfalls die daraus entstandenen Publikationen, zugeschickt werden – das sollte selbstverständlich sein.

Wege, um Kontakte zu ehemaligen Zwangsarbeitern zu knüpfen

Gewissermaßen der »Königsweg«, um mit ehemaligen Zwangsarbeitern für Befragungen in Verbindung zu treten, um sie zu befragen, ist eine Anfrage bei den Deportiertenorganisationen der jeweiligen Länder.¹⁶ An sie müßte man mit der Frage herantreten, ob sie aus ihren Karteien Adressen vermitteln oder über ihre Verbandspresse Aufrufe, sich zu melden, verbreiten könnten.

Ein anderer Weg, der Erfolg haben könnte, vor allem in Osteuropa, ist es, in der dortigen Presse entsprechende Aufrufe drucken zu lassen.

Vorab-Informationen über die Lager-Biographie der jeweiligen Zeitzeugen kann man, mit deren ausdrücklichem Einverständnis, über den Internationalen Suchdienst des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (International Tracing Service) in Arolsen¹⁷ zu erlangen versuchen. Der ITS stellt Formularauskünfte zur Person der ehemaligen Zwangsarbeiter, ihrer Lageraufenthalte und der vorhandenen Personaldokumente aus. Allerdings hat sich diese Einrichtung gegenüber der Forschung bislang außerordentlich abweisend verhalten.

Zeitzeugenmaterial enthalten auch die Ermittlungsakten von Staatsanwaltschaften, sofern sie wegen etwaiger Verbrechen in dem jeweiligen Lager Untersuchungen angestellt haben. Die staatsanwaltlichen Protokolle enthalten oft umfangreiche Aussagenprotokolle von ehemaligen Zwangsarbeitern und – sonst eigentlich unmöglich zu bekommen – Vernehmungsniederschriften von damaligen Wachmannschaften. Das Material wird archiviert in der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg¹⁸ und ist bei hinreichend begründeter Antragstellung in den meisten Fällen zugänglich.

¹⁶ Die Adressen im Anhang sind eine Auswahl der wichtigsten Organisationen.

¹⁷ Internationaler Suchdienst des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (International Tracing Service), Große Allee 7, 3548 Arolsen.

¹⁸ Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen, Schorndorfer Straße 58, 7140 Ludwigsburg.

Anhang

Belgien

Comité d'Auschwitz
c/o Maurice Goldstein
15, rue Treille
B – 1050 Bruxelles

Comité International de Dachau
65, rue Haerne
B – 1050 Bruxelles

Confédération Nationale de Prisonniers Politiques et Ayants-Droits
Nationale Confederatie der Politieke Gevangenen en Rechthebbende
– Secrétaire National / Nationaal Secretaris –
c/o George Michotte
36, rue des Eldiers
B – 1160 Bruxelles

Front des Prisonniers Politiques
63, rue des Champs Elysées
B – 1050 Bruxelles

Nationaal Verbond der Weggevoerden en Werkweigeraars
Kunstlaan 50 – B 12
B – 1040 Bruxelles

Bundesrepublik Deutschland

Interessengemeinschaft ehemaliger Zwangsarbeiter unter dem NS-Regime
c/o Alfred Hausser
Schloßstraße 79
D – 7000 Stuttgart 1

c/o Hermann Müller
Hauptstraße 1
D – 8802 Oberdachstetten

Bundesrepublik Deutschland (Ost)

Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der DDR
Unter den Linden 12
O – 1086 Berlin

Frankreich

Amicale Internationale de Neuengamme
c/o René Aubry
37, rue Rousselet
F – 75 007 Paris

Fédération Nationale des Déportés, Internés, Résistants – Patriotes (F.N.D.I.R.P.)
c/o Charles Joineau
10, rue Leroux
F – 75 116 Paris

Fédération Nationale des Victimes et Rescapés de Camps Nazi du Travail Forcé
6, rue St. Marc
F – 75 002 Paris

Union Nationale des Amicales des Camps
c/o Marcel Simoneau
46, rue des Londres
F – 75 008 Paris

Comité International de Buchenwald-Dora
c/o Pierre Durand
2, rue Maurice Ravel
F – 92 300 Levallois-Perret

Israel

Israeli Association of Anti-Fascist Fighters and Victims of Nazism (I.L.A.F.)
c/o Hans Lebrecht
P.O.B. 26219
Tel Aviv

Italien

Associazione Nazionale degli Ex-Deportati nei Campi Nazisti (A.N.E.D.)
12, via Bagutta
I – 21 121 Milano

Associazione Nazionale degli Ex-Internati (A.N.E.I.)
27 b, via XX. Settembre
I – 00 187 Roma

Niederlande

Nederlandse Vereniging van Ex-Politieke Gevangenen uit de Bezettingstijd
– Redactie-Secretariaat –
Van-Vollenhovenlaan 147
NL – 3527 JC Utrecht

Vereniging der Dwangsarbeiders uit Nederland en Tweede Wereldoorlog
c/o A. Pontier/Anton Parla
Jasmijnlaan 71
NL – 7101 ZG Winterswijk

c/o Peter Versteyne
Chevallerau straat 5
NL – 7731 EE Ommen

c/o Derk Jan Prins
Munsterheerd 1122
NL – 9736 GM Groningen

Hoevebrink 39
NL – 8034 PX Zwolle

Österreich

Comité International des Camps
c/o Hermann Langbein
Wiegandhof 5
A – 1100 Wien 5

Fédération International de Résistance (F.I.R.)
Alliiertenstraße 2
A – 1021 Wien

Polen

Główna Komisja Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce/Instytut Pamięci Narodowej
Aleje Ujazdowskie 11
PL – 00 950 Warszawa

Związek Bojowników o Wolność i Demokrację (ZoWID)
Aleje Ujazdowskie 6a
PL – 00 461 Warszawa

Sowjetunion

Sowetskij Komitet Weteranow Wojny
Gogolewskij bulwar 4
SU – 119 885 Moskwa G 19

Tschechoslowakei

Svaz Protisfašistických Sojarníků (C.S.S.P.B.)
Lidových Milíci 22
CS – 12 049 Praha

Ungarn

Magyar Antifasiszták és Ellenalak Szövetsége
Szabadság tér 16
Budapest V kez

Zwangsarbeiter in Neukirchen-Vluyn während der NS-Zeit – ein Erfahrungsbericht

von Peter Pechmann

»DIE ZWEITE SCHULD – Vom Elend der Zwangsarbeiter in Neukirchen-Vluyn in der NS-Zeit zeugen nur noch 38 Gräber. Statt deren Hintergrund aufzuarbeiten, vergißt sie die Stadt.«¹

Dieser Titel und der dazugehörige aggressiv-provokante dreiseitige Artikel in der Zeitschrift »MOCCA – MOerser Cultur CAlander« vom Januar 1988 wirkte wie ein Rundumschlag. Ob Stadtdirektor, Bürgermeister, die Zeche oder die Landwirtschaft, niemand blieb verschont. Eines jedoch hatte der Artikel erreicht: die Diskussion war in Gang gesetzt, und die längst fällige Aufarbeitung dieses unrühmlichen Stückes Geschichte war zum Tagesordnungspunkt geworden.

Auf Empfehlung des Kulturausschusses beschloß der Museumsverein während seiner Mitgliederversammlung am 1. 9. 1988, eine Arbeitsgemeinschaft (im weiteren AG abgekürzt) zur Erarbeitung von Dokumentationen zur Stadtgeschichte zu bilden, die von dem Beirat des Museumsvereins betreut werden sollte. Als Leiter der AG konnte Studienrat Ulrich Kemper vom ortsansässigen Julius-Stursberg-Gymnasium gewonnen werden. Schnell stellten sich auch die übrigen Mitglieder der AG ein: Oberstudienrat Hans-Jürgen Dörth, ebenfalls vom Julius-Stursberg-Gymnasium, Ina Koch, Lehrerin an der Theodor-Heuss-Realschule, Holger Heith, Student der Geschichte an der Universität Duisburg, und Peter Pechmann, Archivar der Stadt Neukirchen-Vluyn.

Während der ersten Arbeitssitzung der AG wurden alle bis dahin vorhandenen Daten und Fakten zusammengetragen und das weitere Vorgehen bei der Erschließung der Quellen festgelegt. Da von den mehr als 2000 ausländischen Arbeitern – Männer, Frauen und Jugendliche –, die in den Kriegsjahren 1939–1945 in Neukirchen-Vluyn zum Arbeitseinsatz zwangsverpflichtet waren, die Mehrzahl auf der Schachanlage Niederberg eingesetzt war, galt das Archiv der Schachanlage als vorrangig zu erschließende Quelle. Es erwies sich jedoch auch als unzugänglichste Quelle. Die Hoffnung, problemlos offizielle Einsicht ins Archiv der Zeche zu bekommen, zumal die Schachanlage Niederberg im Vorstand des Museumsvereines vertreten ist, erwies sich als Trugschluß. Erst intensive Verhandlungen mit der

¹ Rafał Pilszczyk, »Die Zweite Schuld«, in: MOCCA 1/1988.

Werksleitung und eine vertraglich geregelte Archivbenutzung öffneten der AG den Zugang zu den Werksunterlagen. Eine Fülle von Informationen führten zu detaillierten Erkenntnissen über die Anzahl der beschäftigten Zwangsarbeiter, über ihre meist äußerst primitiven und menschenunwürdigen Lebens- und Arbeitsbedingungen, über die Unterkünfte und dergleichen mehr. Die zeitweise bis zu 50% der Gesamtbelegschaft ausmachenden Zwangsarbeiter waren auf sechs Lager verteilt. Das von Stacheldraht umzäunte und von der Wehrmacht überwachte Hauptlager »Holtmannstraße«, in dem bis zu 600 Personen untergebracht waren, bestand aus zwei umgebauten Koloniehäusern und fünf Barackenbauten vom Typ »Pferdestall«.

Zum Thema »Unterbringung der Zwangsarbeiter« erwies sich das Stadtarchiv als ergiebige Quelle. Außer Verträgen zwischen der Zeche und der Stadt über die Anmietung von Schulgebäuden zur Unterbringung von Fremdarbeitern fanden sich die kompletten Bauunterlagen des Hauptlagers »Holtmannstraße«. Ebenso konnten von einem Lager »Industriestraße«, von dem zunächst nur ganz spärliche Informationen über Lage und Größe vorhanden waren, ausführliche Bauunterlagen gefunden werden. Inzwischen liegen sogar Fotos von diesem Lager vor, die durch Zufall in die Hände des Archivars gelangten. Ein ehemaliger Bürger der Stadt Neukirchen-Vluyn brachte eines Tages einige Negative ins Archiv. Beim Betrachten der Abzüge stellte sich heraus, daß er beim Fotografieren eines Leichenzuges den größten Teil des Lagers »Industriestraße« mit aufgenommen hatte.

Außer den genannten Bauakten konnte vom Stadtarchiv noch folgendes Aktenmaterial zur Verfügung gestellt werden: Nachweisung der in der Gemeinde Neukirchen/Kreis Moers verstorbenen russischen Staatsangehörigen; Kopien der Sterberegister der Zwangsarbeiter; Geburtsurkunden von in Neukirchen geborenen Kindern von Zwangsarbeiterinnen; Meldungen über Diebstähle, Überfälle etc.; Kleidersammlung für ehemalige Fremdarbeiter.

Die Frage nach der Anforderung, Registrierung und Verteilung der Zwangsarbeiter auf die einzelnen Arbeitsstellen ließ sich bis heute noch nicht befriedigend beantworten. Die Suche nach Eintragungen über Zwangsarbeiter in der Meldekartei sowie Recherchen beim zuständigen Arbeitsamt und beim Bergamt (Unfallmeldungen etc.) blieben wenig erfolgreich.

Eine weitere Möglichkeit, Informationen zu erhalten, erhoffte sich die AG durch die Auswertung der Zeitungsbestände im Stadtarchiv Moers. Das Stadtarchiv Neukirchen-Vluyn hat keine Zeitungsbestände aus dieser Zeit. Eine Fülle von Berichten über Vergehen unterschiedlichster Art der Zwangsarbeiter war das Ergebnis dieser Nachforschungen.

Nicht nur im Bergbau, sondern auch in nahezu allen landwirtschaftlichen und vielen gewerblichen Betrieben kamen Zwangsarbeiter zum Arbeitseinsatz. Die Informa-

tionen zu diesem Bereich erhielt die AG fast ausschließlich durch die Befragung von Zeitzeugen. Dies war zwar die arbeits- und zeitintensivste, aber für die Mitglieder der AG wohl eindrucksvollste Quellenerschließung. Bevor es aber zu den Befragungen kam, wurde ein Fragenkatalog zusammengestellt, der als »Gesprächsleitfaden« zwar den Gesprächsablauf und -inhalt vorzeichnete, dem Interviewer in der Formulierung der Fragen jedoch freie Hand ließ und am Ende die Ergebnisse der Befragungen auswertbar machte.

Die ersten Interviewpartner fanden sich im Verwandten- und Bekanntenkreis. Bei einigen Landwirten konnte teilweise an Befragungen angeknüpft werden, die 1985 von Schülern des Julius-Stursberg-Gymnasiums zum Thema »Fremdarbeiter in Neukirchen-Vluyn« durchgeführt worden waren. Die damaligen Interviewpartner wurden nochmals aufgesucht und die Interviews mit den neuen Fragestellungen ergänzt. Fanden sich bei den Gesprächen mit den Zeitzeugen Hinweise auf andere Personen, die mit Zwangsarbeitern zu tun hatten, wurden die betreffenden Personen ebenfalls befragt, so daß auf diese Art und Weise der Kreis der Interviewpartner ständig zunahm.

Die bis dahin Befragten kamen ausschließlich aus den Reihen der damaligen »Arbeitgeber«, der »Bewacher«, der »Mitarbeiter«. Als einige Interviewpartner erwähnten, daß sie heute noch Kontakt zu ihren ehemaligen Arbeitern hätten, versuchte die AG mit diesen ehemaligen Zwangsarbeitern in Verbindung zu treten, um auch die »andere Seite« zu hören. So entstanden Briefkontakte nach Holland, Polen, in die Sowjetunion und nach Venezuela.

Der Briefkontakt in die Sowjetunion war von besonderer Bedeutung. Nicht nur, daß er aus purem Zufall zustande kam, brachte er doch das Schicksal eines Zwangsarbeiters aus Neukirchen-Vluyn ans Tageslicht, der zunächst auf der Zeche eingesetzt worden war, nach einer Krankheit jedoch nicht mehr zur Zeche zurückging, sondern drei Jahre lang unter falschem Namen auf einem Bauernhof in Neukirchen gearbeitet hatte.

Ein Problem der Zeitzeugenbefragung, mit dem auch die AG in Neukirchen-Vluyn konfrontiert wurde, bestand darin, daß während der Interviewphase einige der vorgesehenen Interviewpartner verstarben. Darunter waren so wichtige Personen wie der Lagerleiter des Hauptlagers »Holtmannstraße« und der damalige Ortsbauernführer von Neukirchen.

Nachdem nun die Befragung der Zeitzeugen weitestgehend abgeschlossen ist, steht mit ca. 30 Interviews, dem Archivmaterial der Schachanlage Niederberg und des Stadtarchivs, den Briefen und Fotos, die teilweise von Bürgern zur Verfügung gestellt wurden, den Zeitungsartikeln und der entsprechenden Literatur eine Fülle von Material zur Verfügung, so daß sich nun die Arbeit auf die Auswertung und die

Darstellung der Forschungsergebnisse konzentriert, insbesondere auf die Erstellung des Manuskripts mit folgender, vorgesehener Grobgliederung:

1. Allgemeine Einführung in die Problematik »Fremdarbeiter« anhand der »Erlasse«
2. Fremdarbeiter in Neukirchen-Vluyn während der Kriegsjahre – ein Überblick
 - 2.1 Fremdarbeiter in der Landwirtschaft
 - 2.2 Fremdarbeiter im Bergbau
 - 2.3 Kontakte und Umgang der Neukirchen-Vluyner Bevölkerung mit Fremdarbeitern
 - 2.4 Vom Fremdarbeiter zur »Displaced Person«
3. Zusammenfassende Betrachtung
 - Anmerkungsverzeichnis
 - Quellennachweis
 - Literaturverzeichnis

Die AG geht davon aus, daß im Herbst 1991 ein druckreifes Manuskript vorliegen wird, so daß Ende 1991/Anfang 1992 die Veröffentlichung als erste einer neuen Reihe des Museumsvereins erscheinen kann.

Methodische Erfahrungen im Projekt »Soziokulturelle Auswirkungen von Dorfum-siedlungen im rheinischen Braunkohlerevier«

von Adelheid Schrutka-Rechtenstamm

Feldforschung ist sicherlich eine der wichtigsten und spannendsten Möglichkeiten, zu volkskundlichen Forschungsergebnissen zu gelangen, aber gleichzeitig auf Grund verschiedener Unsicherheitsfaktoren auch eine der schwierigsten. Sie bedeutet den unmittelbaren Kontakt mit dem »Forschungsgegenstand« anhand von Beobachtung und Befragung. Am Beispiel des Verlaufes eines Projektes am Volkskundlichen Seminar der Universität Bonn¹ und den dabei entstandenen Erfahrungen mit qualitativen Methoden möchte ich nun versuchen, wichtige Aspekte volkskundlicher Feldforschung vorzustellen.

Als ich im Jahre 1987 von Studenten gefragt wurde, ob es nicht möglich wäre, sich von volkskundlicher Seite mit Dorfum-siedlungen im rheinischen Braunkohlerevier zu befassen, entschloß ich mich, nach einem ersten Einstieg in das Thema, ein projektähnliches Seminar über mehrere Semester zu versuchen. Da zur Ausbildung von Volkskundlern auch das Erlernen empirischer Theorie und nach Möglichkeit auch Praxis gehört, bot sich dadurch die Möglichkeit, Feldforschungserfahrungen anhand eines konkreten Projektes zu machen. Das Gelingen einer derartigen Lehrveranstaltung ist selbstverständlich von der aktiven Mitarbeit aller Beteiligten bestimmt. Viel mehr als die Beschäftigung mit Sekundärliteratur und die Arbeit im Archiv erfordert das Hinausgehen aus dem universitären Terrain in das »wirkliche« Leben persönlichen Einsatz, Verantwortung im Umgang mit fremden Menschen und Engagement.

Den Einstieg in die Materie bildete ein Überblick über den Forschungsstand zu Umsiedlungen bzw. Migration und über wirtschafts- und sozialpolitische Hintergründe anhand von Sekundärliteratur, Filmmaterial und anderen Quellen. Nachdem wir uns so mit dem Thema vertraut gemacht hatten, entwickelten wir gemeinsam zentrale Themenstellungen für unser Projekt.

Die Schwerpunkte, anhand derer wir soziokulturellen Auswirkungen der Umsiedlungen auf die Spur kommen wollten, waren: 1. der Verlauf der Umsiedlung im

¹ Vgl. erste Ergebnisse des Projektes: Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, »Alles verliert seine – man kann sagen – Ordnung«. Leben mit der Umsiedlung im rheinischen Braunkohlerevier am Beispiel Garzweiler, in: Volkskultur an Rhein und Maas 8. Jg., 2/1989, S. 12–20.

Erleben einzelner Betroffener; 2. Auswirkungen auf Familienleben, Alltag und Beruf; 3. Wohnumwelt, Nachbarschaftsbeziehungen und Versorgung vor, während und nach der Umsiedlung; 4. die Stellung zum dorfföffentlichen Leben (Vereine, Kirche, Feste und lokale Autoritäten).

Unter diesen vier Kategorien sollten äußere, »objektive« Faktoren der Veränderungen und ihre inneren Komponenten wie Heimatbezug, Auswirkungen auf den Lebensplan der einzelnen und konkrete und abstrakte Erinnerungen erfaßt werden. Schließlich waren Überlegungen notwendig, welche methodischen Schritte zur Beantwortung unserer Fragestellungen möglich sind. Die einzelnen Quellen, die wir sammelten, gaben zwar einen guten Überblick über die äußeren Bedingungen, die Planungskonzeption des neuen Dorfes u. ä., aber Wesentliches blieb offen.

Viele der für uns wichtigen Fragen konnten wir nur beantworten, wenn wir mit den Bewohnern dieser Region in Kontakt traten und diese selbst zu Wort kommen ließen: Welche Erfahrungen und Erlebnisse hatte jeder einzelne, jede einzelne Familie – trotz öffentlicher Hilfen in den Entscheidungen auf sich gestellt – gemacht? Welche Probleme haben sich für sie ergeben? Wie sind sie mit dem Verlust von Haus und Dorf – ihrer regionalen Identität – zurechtgekommen? Welchen Stellenwert hatten diese Ereignisse und welchen Einfluß übten sie auf Lebensplanung und Lebenslauf aus? Welche Traditionen, Gegenstände oder besonderen Erinnerungsstücke werden mitgenommen und was bedeuten sie in der neuen Wohnumgebung?

Ein zweiter theoretischer Vorbereitungsschritt umfaßte das Studium von Sekundärliteratur zu Feldforschungsmethoden. In der Geschichte der Volkskunde kam der Befragung von Gewährspersonen und Beobachtungen »im Feld« schon seit Wilhelm Heinrich Riehl eine große Bedeutung zu.² Das diesbezügliche methodentheoretische Defizit versuchte man allerdings erst in den 70er Jahren mit der verstärkten Einführung quantifizierbarer und statistischer Arbeitsweisen³ abzudecken. Erst in den 80er Jahren setzte sich die »Rückgewinnung der ethnographischen Dimension« durch, »weil neue Tendenzen im Rahmen unserer Kultur gezeigt haben, daß diese Mittelwertbestimmungen häufig Einzelwerte und Gruppenfragen als irrelevant verflüchtigen. Bestimmte Minderheiten [. . .] und bestimmte neue Forschungsansätze, die von der Unterschiedlichkeit einzelner Weltbilder ausgehen [. . .], zeigen, daß die Relevanzfrage nicht durch Zahlen auszudrücken ist und daß weder die Gefährdungen noch der Reichtum unserer Kultur [. . .] in Durchschnitten festzuhalten ist.«⁴

² Vgl. Utz Jeggle, Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde, in: ders. (Hrsg.), Feldforschung, Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 62), Tübingen 1984, S. 11–46.

³ Vgl. z. B. Horst Neißer, Statistik, eine Methode der Volkskunde, in: Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970, S. 105–123.

⁴ Jeggle, a. a. O. S. 13.

Qualitative Methoden haben sich auch im Zusammenhang mit Forschungen zu Lebenslauf und Lebenszusammenhang⁵ als bedeutend herausgestellt, mit Hilfe derer man zu Ergebnissen kommen kann, die Wirklichkeit am besten abbilden und die Feinheiten alltagskultureller Erscheinungen am dichtesten erfassen kann.⁶

Die Lösung für unsere Aufgabenstellung lag nicht in einem vorprogrammierten Frage- und Antwortspiel ohne die Möglichkeit des individuellen Abweichens von den vorgegebenen Fragen. Unser Fragebogen – soweit man von Fragebogen hier überhaupt noch sprechen kann – war eine Zusammenstellung von Themen, die in dem Gespräch vorkommen sollten. Die Vorbereitung lag auch darin, sich dieses Konzept einzuprägen, um im Interview immer wieder auf wichtige Fragen zurückkommen zu können.

Die Kontaktaufnahme als nächster wichtiger Schritt verlief einmal über die Gemeinde und den Bürgermeister und einmal über persönliche Kontakte einer Mitarbeiterin zu Bewohnern des Dorfes. Diese zwei Zugänge, die gewählt wurden, sollten eine möglichst breite Palette an verschiedenen Meinungen und Erfahrungen erbringen.

Zur Vorbereitung auf die Interviews gehörten auch Überlegungen zur Aufbereitung für die spätere Analyse. Es sollte versucht werden, möglichst wirklichkeitsgetreu das ganze Geschehen einzufangen. Dies beinhaltet nicht nur die Aufnahme des Gesprächs mit Tonband. Aus den Aspekten, die nach Dietmar Sauer⁷ zur Transparenz des dialogischen Charakters notwendig sind, erachteten wir vorerst die folgenden als relevant: Die wörtliche Aufzeichnung des Gesprächs, das Protokoll des Wissenschaftlers über seine eigenen Erlebnisse und Gefühle bei diesem Gespräch sowie eine Analyse der Kommunikationsstruktur, in die der Wissenschaftler bei diesem Gespräch eingespannt ist.

Eine letzte Vorbereitung bezog sich auf einen Aufsatz von Rolf Lindner,⁸ in dem er die Angst des Forschers vor dem Feld thematisierte und den Einstieg ins Feld, die Kontaktnahme mit dem Gesprächspartner ansprach. Er erklärt diese Ängste, die sich u. a. in Unruhe, psychosomatischen Störungen oder durch das Verschieben von Terminen äußern, durch die »Symmetrie der Beziehung zwischen Beobachter

⁵ Vgl. Rolf W. Brednich u. a. (Hrsg.), Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung (Vorträge der Arbeitstagung der DGV), Freiburg 1982.

⁶ Vgl. Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1983.

⁷ Dietmar Sauer, Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen, in: Brednich, Lebenslauf und Lebenszusammenhang S. 145–153, hier S. 151 f.

⁸ Rolf Lindner, Die Angst des Forschers vor dem Feld, in: Zeitschrift für Volkskunde 77, 1981, S. 51–66.

und Beobachtetem als wechselseitige Beobachtung.⁹ Diese zweifache Verhaltensanforderung, die wissenschaftliche und soziale Rolle, wird deutlich, wenn man sich vor Augen hält, daß nicht nur der Forscher, sondern auch sein »Objekt« die Situation reflektiert und das Selbstbild des Wissenschaftlers problematisiert.

Die Interviewsituation, die die Mitarbeiter des Projektes erwartete, war nun eine ganz besondere: Während es für die meisten Studenten um erste Erfahrungen mit Interviews ging, waren die Gesprächspartner in vielen Fällen bereits »Opfer« von Journalisten, Wissenschaftlern oder anderen Neugierigen geworden. Während normalerweise der Wissenschaftler der Routinier im Gespräch ist, waren diesmal die Vorzeichen umgekehrt.

Nach den Erfahrungen der ersten Interviewer – ihre Berichte und Gedächtnisprotokolle wurden mit Spannung erwartet – ergaben sich neue Überlegungen, die eine Überarbeitung des Konzeptes notwendig machten: Einige Themenstellungen hatten sich als undurchführbar erwiesen, während andere wider Erwarten neue Aspekte hervorbrachten und ausgebaut werden mußten. Neben diesen inhaltlichen Fortschritten sollten in den Seminarstunden auch methodische Erfahrungen diskutiert werden.

In einigen Interviewprotokollen wird angemerkt, daß es erst nach einer längeren Phase von stereotypen Aussagen und knappen Antworten gelang, eine individuellere und offene Atmosphäre zu erzeugen. Eine der Hauptschwierigkeiten von qualitativer Befragung besteht darin, auf die Antworten des Gegenübers durch Nachfragen einzugehen, den Gesprächsfluß fortzuführen und gleichzeitig dabei den Konzeptfaden nicht zu verlieren. Daß es nicht immer leicht und auch nicht immer möglich war, auf angebotene Themen spontan durch Nachfragen zu reagieren, wurde beim Abhören der Bänder deutlich. Dabei wurde die Durchführung der Interviews zu zweit von den Studenten positiv angemerkt, da sie sich im Fragenstellen abwechseln konnten.

Als schriftlichen Beitrag reichte jeder Teilnehmer die Tonbandabschrift ein, in der, ähnlich Regieanweisungen in Theaterstücken, die Anwesenden und Sprechenden nicht nur genannt wurden, sondern auch Pausen, besondere Phasen des Gesprächs (laute-leise Stimme, schnelles-langsameres Sprechen oder Emotionen), Zwischenfälle und Unterbrechungen (z. B. das Läuten des Telefons) vermerkt wurden. Auch Handlungen während des Gesprächs (Bewirten, das Zeigen von Bildern u. ä.) müssen berücksichtigt werden, um für die Analyse ein möglichst vollständiges Bild der Gesprächssituation zu garantieren.

Diese Aufzeichnungen wurden durch ein Gedächtnisprotokoll ergänzt, in dem

⁹ Ebd. S. 54.

folgende Themen rund um das Interview Erwähnung fanden: die erste Kontaktaufnahme, die Anreise (Schilderungen der Fahrt zu den Ortschaften am Rande des Tagebaus), Beschreibung der Umgebung des Dorfes und insbesondere des Hauses, in dem das Interview stattfindet, der Empfang durch den Interviewpartner (dazu gehört auch das Reflektieren der eigenen Stimmung), Beschreibung der Wohnsituation und schließlich Erfahrungen aus dem Gespräch und Überlegungen zu einer methodischen Verbesserung. Ein interessantes Phänomen, das auch in diesem Protokoll Erwähnung fand, bezog sich auf den Abschluß des Interviews. Sobald das Tonband ausgeschaltet war, kam es des öfteren zu sehr persönlichen Ergänzungen der gerade gemachten Aussagen durch die Befragten, so als wollten sie eine Trennung zwischen der Interviewsituation und der Beziehung zu ihrem Gesprächspartner herstellen, dem sie dann noch mehr anvertrauten, auch wenn vorher versichert wurde, daß die Anonymität des Gespräches gewahrt bleibt und das Band nur eine Dokumentationshilfe – statt des schnellen Mitschreibens – darstellt. Alle diese begleitenden Beobachtungen wurden bei der qualitativen Analyse der Texte und der späteren Interpretation unserer Ergebnisse aus der Feldforschung mit berücksichtigt.

Zeitzeugenbefragung im Vorfeld der Umsiedlung – Ein Projekt des Geschichtsvereins der Gemeinde Inden

von Renate Xhonneux und Helmut Scheuer

Die Situation

Seit der Erschließung des Braunkohlentagebaues Inden im Jahre 1956 liegt über den Dörfern Altdorf, Inden und Pier das Trauma der Abaggerung. Über 30 Jahre lähmten die Umsiedlungsüberlegungen viele Aktivitäten und Investitionen in diesen Orten, nachdem gerade die fast 75prozentige Kriegszerstörung baulich behoben war. Hinzu kommt die Tatsache, daß die Gemeinde Inden in ihrer heutigen Form erst 1972 aus Teilen der Altkreise Jülich und Düren willkürlich gebildet wurde.

Nach nunmehr 18 Jahren ihres Bestehens zeichnet sich allmählich ein Gefühl der Gemeinschaft zwischen den sieben, ehemals selbständigen Ortschaften ab. Dieses langsam zusammenwachsende gesellschaftliche Gefüge wird nun durch die einsetzende Umsiedlung auf das schwerste bedroht: Von etwa 7500 Einwohnern müssen 5000 innerhalb der kommenden 15 Jahre eine neue Heimat aufbauen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg bauten die einzelnen Dorfgemeinschaften ihren zerstörten Lebensraum unter Einsatz aller Mittel und Kräfte wieder auf. Straßen, Plätze, Menschen, Nachbarschaften, wie auch die gesamte Umgebung waren noch vorhanden; was fehlte, waren meist allein die Mittel. Bei der bevorstehenden Umsiedlung jedoch wird die Vernichtung »gründlicher« sein, als je ein Krieg dies vermocht hatte: Nachbarschaften, die Keimzellen der Dorfgemeinschaft, drohen zu zersplittern; kaum etwas bleibt erhalten, an das man sich erinnern könnte; Straßen und Plätze werden nach städteplanerisch durchdachten Konzepten auf dem Reißbrett entwickelt; ein neuer Ort mit Vorstadtcharakter wird entstehen. Natürlich werden sich auch dort neue Gemeinschaften bilden. Die Chance für einen gemeinsamen Neuanfang ist gegeben, doch wird es sich erweisen, wie weit sie genutzt werden kann. Es ist nicht abzusehen, welche Folgen die unwiederbringliche Vernichtung des gesamten heimatlichen Umlandes, der Wege, Felder und Flurformen, der gewachsenen Strukturen und auch der sich über viele Generationen entwickelten sozialen Beziehungen auf die Menschen haben werden.

Für die Zeitspanne einer ganzen Generation lebten die Einwohner von Altdorf, Inden und Pier mit den widersprüchlichsten Aussagen über ihre Zukunft, geprägt

von Hoffnung, Unglauben, Resignation und Trauer – Ungewißheit lähmt und behinderte alle Planungen.

Der Landwirtschaft, ursprünglich 105 Vollerwerbsbetriebe, verbleiben nur wenige Nebenerwerbsstellen. Ein ganzer Berufszweig ist gezwungen, abzuwandern. In den zunächst betroffenen Ortschaften Altdorf und Inden sind bereits 37 Prozent der Häuser an Rheinbraun verkauft, die Um- bzw. Fortsiedlung ist in Bewegung geraten. Erst mit der kürzlich erfolgten Verbindlichkeitserklärung durch den Regierungspräsidenten tritt die Umsiedlung in das projektierte Neubaugebiet in Kraft.

Das Projekt

Der 1977 gegründete Geschichtsverein der Gemeinde Inden e.V. hat es sich zur Aufgabe gestellt, eine Zukunft für die Vergangenheit zu schaffen, altes Kulturgut zu sichern, die Geschichte, besonders die der untergehenden Dörfer zu sammeln und darzustellen. In der Gemeinde sind inzwischen vier Prozent der Gesamtbevölkerung Mitglied des Vereins geworden. Die Mitgliederzahl in den zur Abbaggerung anstehenden Orten überwiegt, neben der großen Zahl derer, die ihrer Heimat »zwangsweise« schon den Rücken gekehrt haben.

Der Geschichtsverein hat bisher das Leben in der Gemeinde wie folgt dokumentiert:

Erschienen sind bereits zwölf unterschiedlich thematisierte Veröffentlichungen. Mehrere Super-8-Filme mit zusammen zehnstündiger Spieldauer, eine Fotosammlung von ca. 2000 historischen Fotos; mit Unterstützung der Gemeinde seit drei Jahren Videoaufnahmen über das tägliche Leben, Feste, örtliche Ereignisse, Vereinswesen, Gemeinderatssitzungen usw. Ein Teil der Videofilme sind für einzelne Ortschaften, Feuerwehren, Schützengesellschaften auf Kassetten überspielt und käuflich zu erwerben. Die Nachfrage war und ist über alle Maßen groß. Eine Bestandsaufnahme in Schwarzweißfotos für jedes einzelne Haus ist bereits für Altdorf und Inden erstellt.

Was Foto, Film und Video als gängige Medien nur unzureichend ausdrücken und vermitteln können, sind die Gespräche über die eigenen Gefühle, Ängste und das Hoffen auf eine neue Zukunft, die die Umsiedler bewegen. Im Augenblick ist die Stimmung in der Bevölkerung übersensibel, und man muß als »Darüberstehender« sehr viel Fingerspitzengefühl entwickeln. Vom Land beauftragte Institute untersuchen die »Sozialverträglichkeit« der Umsiedlung. Die Umsiedler fühlen sich allein gelassen, von Parteien und der gesamten Umwelt. Wer nicht selber betroffen ist, kann sich kaum in diese Situation hineinversetzen. Die z. T. weltfremden Vorstellungen der Soziologen behandeln die Umsiedler wie ein interessantes Versuchsobjekt. In diese Atmosphäre hinein müssen wir unsere Befragung plazieren.

Es geht uns nicht darum, eine repräsentative Erhebung durchzuführen, sondern wir wollen wesentliche Muster von Verhaltens- und Denkweisen herausfinden. Eine Bestandsaufnahme der heutigen Situation des Dorflebens soll anhand von Erinnerungen und Erfahrungen gemacht werden. Wir wollen auch keine spezielle wissenschaftliche Disziplin praktizieren und exemplifizieren, sondern uns mit der menschlichen Kultur unseres Dorfes in ihren verschiedensten gesellschaftlichen Bezügen befassen. Das Interesse an der Lebensweise aller im Dorf vertretenen Schichten, Alltag und Lebensraum von Handwerk, Gewerbe und Landwirtschaft, aber auch lebensgeschichtliche Inhalte von einzelnen und Familien sollen nach Möglichkeit festgehalten werden. Zum Niedergang der Infrastruktur, zum Verfall der dörflichen Gemeinschaft wie auch zur raschen Überfremdung der Orte durch den frühzeitigen Fortzug vieler Einwohner sollen ebenso Fragen erarbeitet werden wie zu Brauchtum und Tradition. Wir sind dabei, thematische Leitfragen zu entwickeln, doch dauern die Vorbereitungen noch an. Besonders geeignet erscheint uns für unsere Erhebungen die Methode des Leitfadeninterviews, das es uns ermöglicht, bestimmte Fragen und Themen im Verlaufe der Befragung anzusprechen. Die Aufnahme wird mit dem Tonband erfolgen, da dies gewährleistet, daß auch nicht ein Wort verloren geht; es konserviert ebenso die Stimmungslage des Befragten wie auch seine Sprache und deren Tonfall. Hierdurch sichern wir uns auch Zeugnisse eines langsam aussterbenden Dialekts.

Wichtig sind uns ebenfalls Erzählungen über Brauchtum und Traditionen, da wir heute noch nicht absehen können, was sich davon in den neuen Lebensraum »Umsiedlungsstandort« hinüberretten wird.

Es ist uns allerdings auch klar, daß unsere Befragung noch nicht unbedingt einem Bedürfnis größerer Bevölkerungskreise entspricht. Jedoch wird die unweigerliche Besinnung auf die eigene Identität in absehbarer Zeit unsere Aktivitäten bejahen.

Wir gehen nicht völlig unvorbereitet an diese Aufgabe heran. Zwei Vorstandsmitglieder haben sich schon in der Vergangenheit intensiv mit Zeitzeugenbefragung beschäftigt: 1984, anlässlich des 40. Jahrestags der vollständigen Zerstörung der Stadt Jülich, hat Helmut Scheuer etwa 90 Besucher der begleitenden Ausstellung (insgesamt 12 000 Besucher) zu ihren Erinnerungen befragt. Gerade zu den Themen des vernichtenden Fliegerangriffs, zur Evakuierung und der Zeit der ersten Nachkriegsjahre standen nur sehr wenige deutsche Quellen zur Verfügung, so daß eine intensive Befragung der Zeitzeugen hier als ergänzende Quelle herangezogen werden mußte. Eine 40 Jahre zurückliegende Zeit objektiv darzustellen, ist auch bei einer Zeitzeugenbefragung unter Anwendung strengster Maßstäbe, soweit die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen des Befragers mitspielen, in der Regel subjektiv. Nur durch Vergleich vieler Aussagen kann man dem Wahrheitsgehalt in etwa näher

kommen. Der Niederschlag dieser Befragung ist eine Veröffentlichung, von der 1500 Exemplare in zwei Auflagen verkauft werden konnten.¹

1985 begann Renate Xhonneux mit der Suche nach Spuren der jüdischen Familien in den Ortschaften der Gemeinde Inden. Erster Ansatzpunkt für diese Suche waren die noch lebenden Zeitgenossen, die in den meisten Fällen erst nach langen Gesprächen bereit waren, Auskünfte zu geben. In einem Falle dauerte es zwei volle Jahre, bis der Betreffende sich entschloß, seine Erinnerung preiszugeben. In der Regel wurden diese Recherchen mit Hilfe des Tonbandes durchgeführt, doch waren nicht alle Befragten bereit, dies zu akzeptieren, und fast die Hälfte der gemachten Aussagen konnte nicht verwertet werden, da die Zustimmung zu einer Veröffentlichung verweigert wurde. Die Ergebnisse dieser Befragung liegen ebenfalls in einer Publikation vor, von der 650 Exemplare der ersten Auflage schon rasch vergriffen waren.²

Für die beiden zuvor kurz geschilderten Arbeiten galt: Alle Tonbandprotokolle, die gerade bei älteren Menschen sehr lang und weitschweifig sein können, wurden in Kurzfassung auf den wesentlich erfragten Aussagepunkt schriftlich fixiert und vor der Veröffentlichung noch einmal den Befragten zur Korrektur und Übereinstimmung vorgelegt. Die ehrliche Zusage, nichts ohne die ausdrückliche Zustimmung des Gesprächspartners zu veröffentlichen, ist ein wesentlicher Bestandteil der Aussagebereitschaft. Das Vertrauensverhältnis zur Person des Fragenden ist von ausschlaggebender Bedeutung.

Bereits bei diesen, schon mehrere Jahre zurückliegenden Projekten hat sich deutlich gezeigt, daß vertiefte Kenntnisse des historischen Umfelds, der Geschichte und Entwicklung des Lebensraumes der Befragten vorhanden sein müssen. Bei der jetzt anstehenden Aufgabe sind diese Voraussetzungen bereits erfüllt, da alle daran Arbeitenden hier beheimatet und ebenso betroffen sind. Ein starkes persönliches Interesse ist somit gleichfalls vorhanden. Daraus ergibt sich für uns ein Vertrauensbonus, den ein Außenstehender erst erwerben mußte. Die Glaubwürdigkeit des Geschichtsvereins wie auch der eigenen Person bringt den Vorteil einer vertrauensvollen Beziehung, die für die Durchführung des Projektes von unschätzbarem Nutzen sein wird.

¹ Helmut Scheuer, *Wie war das damals? Jülich 1944–1948* (Veröffentlichungen des Jülicher Geschichtsvereins 5), Jülich 1985.

² Renate Xhonneux, »Denn tot sind nur die Vergessenen«. *Materialien zur Geschichte jüdischen Lebens in der Gemeinde Inden ab dem 18. Jahrhundert* (Jahrbuch des Geschichtsvereins der Gemeinde Inden e.V. 1989/90), Inden 1989.

Vorläufiger Rahmen der Befragung

- Persönliche Umwelt:
 - persönliche Daten
 - familiäre Umgebung
 - Schulbildung, Ausbildung, Beruf
 - Bindung an Vereine, Verbände, Parteien, Institutionen (aktiv, passiv).
- Tradition und Brauchtum:
 - möglichst freies Erzählen.
- Direkte Fragen nach Veränderungen (heute gegenüber 1955, 1970, 1980):
 - Infrastruktur (Einkaufsmöglichkeiten, Fahrgelegenheiten, Dienstleistungen)
 - Nachbarschaft
 - Integration von Neubürgern
 - Umwelt (Belästigungen durch Lärm und Staub)
 - Arbeitsmöglichkeiten im Ort.
- Welche Erwartungen werden an den neuen Umsiedlungsort gestellt?

Diese möglichen Fragen sind natürlich erst ein grober vorläufiger Rahmen, da wir gerade erst mit der genauen Planung beginnen.³ Das Ausmaß der Befragung sowie unsere Auswertungen werden erst dann ersichtlich, wenn die Umsiedlung abgeschlossen ist und wieder »Ruhe« eingeleitet sein wird. Geplant ist es, die angestrebte Aufnahme in Abständen zu wiederholen, um den Veränderungsprozeß deutlich und vergleichbar machen zu können. Da uns bisher kein ähnlich durchgeführtes Projekt bekannt ist, würden wir es sehr begrüßen, wenn man uns Erfahrungsaustausch und Verbesserungsvorschläge vermitteln könnte.

³ Die Ausführungen geben den Stand vom Juli 1990 wieder.

Checkliste zur Übernahme und Generierung mündlicher Überlieferungen

von Peter K. Weber

Nachfolgende Empfehlungen sind als ein allgemeiner Orientierungsrahmen zu verstehen, der im Interesse sorgsamem Umgang mit mündlichen Überlieferungen notwendig erscheint. Video- und Filmaufzeichnungen bleiben unberücksichtigt. Die Angaben zu den technischen Voraussetzungen und zur Sicherung mündlicher Überlieferungen (II. und IV.) entsprechen einer für viele Archive nur schwerlich einzulösenden Idealvorstellung, einzelne Werte sind gemittelt, da keine international einheitlichen Normen bestehen. Die Unterschiede sind freilich gering. Die Bemerkungen zu VII. 5 sind keine Handlungsanweisungen im Sinne verstehender Interpretation, sondern rufen Textsorten in Erinnerung, die in biographischen Interviews häufig vorkommen, dort für das Verständnis eines Textes von grundlegender Bedeutung und daher für die archivische Verzeichnung und Erschließung (V. u. VI.) zu nutzen sind. Sie wie alle übrigen Empfehlungen basieren im wesentlichen auf der im Anhang zitierten Literatur.

I. Funktionsmöglichkeiten des Archivs

1. Übernahme mündlicher Überlieferungen, die ohne Mitwirkung des Archivs entstanden sind.
2. Übernahme mündlicher Überlieferungen, die auf Anregung und mit Unterstützung des Archivs entstanden sind.
3. Durchführung mündlicher Befragungen in eigener Verantwortung.
4. Bewertung, Sicherung, Verzeichnung und Erschließung des nach 1–3 entstandenen Überlieferungsgutes.

II. Technische Voraussetzungen

1. Technisches Gerät und Material sollten dem Ziel optimaler Wiedergabe und Haltbarkeit entsprechen. Es empfiehlt sich, deshalb starke Magnetbänder (0,63 cm breit und 0,038 mm stark) und eine Laufgeschwindigkeit von wenigstens 9,5 cm/sek. zu verwenden. C 90 (45 min)- oder C 60 (30 min)-Cassetten (0,5 cm/0,013 mm u. 9,5 bzw. 4,75 cm/sec.) sind i. a. ausreichend (C 120-Cassetten sind zu dünn und zu wenig strapazierfähig!). Noch teuer, aber das

Aufzeichnungsmedium der Zukunft bilden digitale Tonträger, die bei regelmäßiger Überspielung eine gleichbleibende Tonqualität garantieren. Je nach Dokumentationszweck sind Mikrophone unterschiedlicher elektrisch-akustischer Eigenschaften zweckmäßig.

2. Archivfachlich geeignete Räumlichkeiten zur Lagerung erfordern ein Raumklima von 18° C Wärme und 45% relativer Luftfeuchte. Das Magazin sollte keinen elektromagnetischen Spannungsfeldern der Umgebung (unter 800 A/m ließen sich bislang keine Schäden nachweisen!) ausgesetzt sein. Leichter Überdruck im Magazin und regelmäßiges Staubwischen sind ebenso notwendig wie die Aufbewahrung des Bandmaterials in nichtsäurehaltigen Behältnissen (Plastikbehältern) und die Verwendung von Regalen aus nicht ferromagnetischem Material.

III. Bewertung

Sie richtet sich vornehmlich nach:

1. der Bedeutung des Inhalts und der interviewten Person, dem historischen Informationsgehalt, dem Beweiswert für Verwaltungen,
2. dem technischen Zustand,
3. den Verwertungsrechten (Urheberrechte, Benutzungsaufgaben u. ä.).

IV. Sicherung

1. Dokumentation aller für die Aufbewahrung und technische Bearbeitung notwendigen Informationen der Tonträger.
2. Das Ausgangsmaterial (Tonbänder, Cassetten) ist erst durch Überspielen auf ein Mutterband dauerhaft gesichert. Von diesem werden für Benutzungs- und Erschließungszwecke Kopien hergestellt. Der Überspielungsvorgang ist zu dokumentieren. Konservatorische Maßnahmen beinhalten auch die regelmäßige (ca. alle fünf Jahre) Umspulung der Tonträger sowie eine regelmäßige Pflege der Aufzeichnungsgeräte. S. auch II. 1.
3. Tonträger sind mit der Ordnungsnummer, der Angabe von Aufzeichnungsdauer, Spurbreite und Bandgeschwindigkeit zu signieren. Originale (Mutterbänder) sind getrennt von den Arbeits- bzw. Benutzungs-Kopien aufzubewahren.

V. Verzeichnung

1. Bestand, lfd. Nummer, Zeitraum der Befragung(en), Übernahmedatum.
2. Name der befragten Person(en) mit Angabe von Geburtsdatum, Beruf, Geburtsort, Wohnort(e), Konfession.
3. Titel, aus dem der thematische Schwerpunkt der Befragung hervorgeht, mit Angabe von Ereignissen, Orten, Personen und Schlagworten (u. U. mit Angabe der Zählwerkszahl).
4. Laufzeit des aufgezeichneten (Haupt-)Inhalts.
5. Name des Interviewers, Beruf, Alter.
6. Charakterisierung des Interviews mit Arbeitsprotokoll über Verlauf und Wertung der Befragung. Beschreibung der dem Interviewer wichtig erscheinenden inhaltlichen und formalen Aspekte der Befragung und ihrer äußeren Umstände.
7. Hinweise auf andere Dokumente, die im Zusammenhang mit dem Interview und seinem Inhalt stehen.
8. Nutzungs- und Verwertungsaufgaben.
9. Technische Daten: Bandmaterial, Bandlänge, Laufgeschwindigkeit, Interviewdauer, Bandart (Original, Kopie), Aufnahmequalität, Schäden, Sicherungsmaßnahmen.

VI. Erschließung

1. durch herkömmliche Findmittel mit thematischer Untergliederung,
2. durch einen Index der Namen, Ereignisse und Sachen,
3. wenn lohnend und möglich, zusätzlich durch Transkriptionen;
4. unter Beachtung von Verwertungsrechten und Schutzfristen, gegebenenfalls mit Anonymisierungsvorgaben; Sperrfristen gelten i. a. nicht für solche Unterlagen, die bereits bei ihrer Entstehung zur Veröffentlichung bestimmt waren.
5. durch die Bereitstellung von Abspielgeräten und Benutzerkopien.

VII. Archiveigene mündliche Befragungen

1. Dokumentationszweck: Er umfaßt den Ersatz bzw. die Ergänzung nicht oder unzureichend dokumentierter Bereiche der archivischen Überlieferung sowohl zu bestimmten Ereignissen oder Zuständen und darin involvierten Einzelperso-

nen oder Gruppen als auch zur Lokal- und Alltagsgeschichte. Befragungen und Ablaufdokumentationen sind verwendbar in Bereichen wie Schule, Medien, Forschung u. ä.

2. Planungsphase: Sie erfordert die Einarbeitung in die Materie durch Überprüfung der schriftlichen und sonstigen Überlieferung zur Person, zum Thema. Es bietet sich an, Interviews im Zusammenhang mit der Bearbeitung eines auf das Thema bezogenen Bestandes zu führen. Ob eine thematisch-dialogische oder biographisch-narrative Befragung oder ihre Kombination in Form des Leitfaden-Interviews gewählt wird, richtet sich nach dem jeweiligen Erkenntnisinteresse. Wichtig sind dann die Bestimmung der technischen Mittel, die Klärung von Personaleinsatz und Kosten sowie die richtige Auswahl der Interviewpartner. Nach der ersten Kontaktaufnahme dienen Vorgespräche zur umfassenden Darlegung des Vorhabens, zur Erkundung des »Feldes« und zur Absprache der Modalitäten (Urheberrecht, Benutzungsauflagen).
3. Das Interview: Es ist in einer für die befragte Person vertrauten Umgebung und einer angstfreien Atmosphäre zu führen, der technische Aufwand auf das notwendigste zu beschränken. Behutsame Interviewführung bedeutet, die eigene Meinung zurückzuhalten, nie den Erzählfluß des Interviewpartners zu unterbrechen und möglichst frei unter Verwendung angemessener Impulse zu beginnen. In der ersten Phase sollten die Befragten, so ausführlich sie wollen, ihre Lebensgeschichte erzählen (Stimulus: »Könnten Sie mir/uns Ihre Lebensgeschichte erzählen?«). Dieser Einstieg ist auch dann wichtig, wenn Zeitzeugen nur zu einem bestimmten Ereignis gefragt werden sollen. Erst später sollte der Leitfaden, der u. a. auch der besseren Vergleichbarkeit von Interviews dient, hinzugezogen und die Erinnerung mit Fotos, Zeitungsausschnitten u. ä. stimuliert werden. Erst danach kann gezielt nachgefragt (dialogische Struktur) und in Ausnahmefällen am Ende der Befragung bewußt provoziert werden.
4. Die Nachbereitung: Das Arbeitsprotokoll (das u. a. eine Beschreibung der Beziehungsentwicklung zwischen Frager und Befragtem, dessen aktuelle Lebenssituation sowie die äußeren Interviewumstände enthält) ist möglichst im Anschluß an das Interview anzufertigen. Wenn Transkriptionen angefertigt werden, können die darin inhaltlich irrelevanten sprachlichen Unebenheiten stillschweigend beseitigt und in dieser Form gegebenenfalls dem Interviewpartner auf Wunsch zur Genehmigung vorgelegt werden. Dann Schritte IV.–VI.
5. Auswertung und Interpretation: Entscheidend sind in biographisch-narrativen Befragungen die Stegreiferzählungen, die Episoden oder symptomatischen Geschichten eines Interviews, die Rückschlüsse auf das bieten, was Menschen in einer Epoche prägte und was für sie bedeutsam war. Der erste Schritt erfordert die Segmentierung des Interviews nach diesen Geschichten, von denen jede

einzelne eine interpretierbare Sinneinheit bildet, und die Ordnung ihrer Inhalte. Geschichten enthalten Schlüsselerlebnisse, legitimatorische Elemente, Werthaltungen und Deutungsmuster, die mittels hermeneutischer Verfahren zu entschlüsseln sind. Auch nicht-narrative Elemente (erkennbar an fehlenden Hinweisen auf konkrete Personen-, Raum- und Zeitbezüge, am Ausweichen in allgemeine Betrachtungen oder am Einlegen größerer Sprechpausen) sind aufschlußreich für die Interpretation, ebenso für die Analyse der Sprache, die Auskünfte über Nähe und Distanz des Erzählers zu Personen und Ereignissen der Vergangenheit bieten kann; erkennbare Auslassungen können für die Deutung eines Textes genauso wichtig sein wie explizite Erklärungen und Interpretationen der Befragten. Der Vergleich mit anderen Quellen sowie die Überprüfung der Fakten des Kontextes (ist das Erzählte überhaupt so möglich gewesen?) sind für die Textinterpretation selbstverständlich.

Anhang: Literatur- und Projekteverzeichnis

von Albert Eßer und Dieter Kastner

Anhang I: Literatur zur Methode und zu archivischen Aspekten der Oral History

Methodische und theoretische Literatur:

Willa K. Baum, *Transcribing and Editing Oral History*, Nashville 1977

Gerhard Botz / Josef Weidenholzer (Hrsg.), *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte »geschichtsloser« Sozialgruppen* (Materialien zur Historischen Sozialwissenschaft 2), Wien / Köln 1984

Franz-Josef Brüggemeier, *Traue keinem über sechzig? Entwicklungen und Möglichkeiten der Oral History in Deutschland*, in: *Geschichtsdidaktik* 9, 1984, S. 199–210

Franz-Josef Brüggemeier / Dorothee Wierling, *Einführung in die Oral History. Alltag und Erinnerung*, Kurs der Fernuniversität Hagen, Hagen 1986

Franz-Josef Brüggemeier, *Aneignung vergangener Wirklichkeit. Der Beitrag der Oral History*, in: W. Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen 1987, S. 145–170

Hubert Ch. Ehalt (Hrsg.), *Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags*, Wien / Köln / Graz 1984

Werner Fuchs, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen 1984

Karen Hagemann, *Möglichkeiten und Probleme der »Oral History« für Projekte zur Frauengeschichte*, in: *beiträge 5 zur feministischen theorie und praxis*, München 1981, S. 55–61

Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Berlin / Neuwied 1966

Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart 1967 (zuerst frz. 1950)

Hannes Heer / Volker Ullrich (Hrsg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*, Reinbek 1985

Stephen Humphries, *The Handbook of Oral History. Recording Life Stories*, London 1984

Martin Kohli (Hrsg.), *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt / Neuwied 1978

Alf Lüdtke (Hrsg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a. M. / New York 1989

Lutz Niethammer, *Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 18, 1978, S. 457–501

Lutz Niethammer unter Mitarbeit v. Werner Trapp (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«*, Frankfurt a. M. 1980 (Taschenbuch Frankfurt a. M. 1985)

Lutz Niethammer, *Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History*, in: ders. / Alexander v. Plato (Hrsg.), *»Wir kriegen jetzt andere Zeiten«*. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 3), Berlin/Bonn 1985, S. 392–445

Fritz Schütze, *Das narrative Interview*. Kurs der Fernuniversität Hagen, Hagen 1986

Lothar Steinbach, *Sozialgeschichte, Arbeitergeschichte, erinnerte Geschichte. Anmerkungen zu Erträgen neuerer Oral-History-Forschungen in der deutschsprachigen Historiographie*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 28, 1988, S. 541–600

Paul Thompson, *The Voice of the Past. Oral History*, Oxford / New York 1978 (2. Aufl. 1988)

- Jürgen v. Ungern-Sternberg / Hansjörg Reinau (Hrsg.), *Vergangenheit in mündlicher Überlieferung* (Colloquium Rauricum 1), Stuttgart 1988
- Jan Vansina, *Oral Tradition as History*, London 1985 (zuerst als: *De la Tradition Orale. Essai de Méthode Historique*, Tervuren 1961; *Oral Tradition. A Study in Historical Methodology*, 1965)
- Herwart Vorländer (Hrsg.), *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990
- Peter M. Wiedemann, *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*, Weinheim 1986

Exemplarische Literatur außerrheinischer Oral-History-Projekte:

- Ingrid Bauer, »Tschikweiber haum's uns g'nennt . . .« *Frauenleben und Frauenarbeit an der Peripherie: Die Halleiner Zigarrenfabriksarbeiterinnen 1869–1940. Eine historische Fallstudie auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews*, Wien 1988
- Bodo v. Borries, *Deutsche Geschichte. Spuren suchen vor Ort im Schülerwettbewerb um den Preis des Bundespräsidenten*, Frankfurt a. M. 1990
- Marianne Claudi / Reinhard Claudi (Bearb.), *Die wir verloren haben. Lebensgeschichten Emdrer Juden*, Aurich 1988
- Gisela Daschner (Hrsg.), *Eine stumme Generation berichtet. Frauen der dreißiger und vierziger Jahre*, Frankfurt 1982
- Alfred G. Frei (Hrsg.), *Habermus und Suppenwürze. Singens Weg vom Bauerndorf zur Industriestadt*, Konstanz 1987
- Werner Fuchs, *Arbeiterleben nach 1945. Lebensgeschichten in der Geschichte der Arbeiterschaft in Offenbach am Main seit dem Zweiten Weltkrieg*, Marburg 1979
- Karen Hagemann, *Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik. Untersucht am Beispiel des sozialdemokratischen Milieus in Hamburg*, Bonn 1990
- Hochlarmarker Lesebuch. »Kohle war nicht alles«. *100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte*, Oberhausen 1981
- Maria Jahoda / Paul Lazarsfeld / Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*, Frankfurt a. M. 1975 (1. Aufl. Leipzig 1933)
- »Jahre, die wir nicht vergessen«, 1945–1950. *Recklinghäuser Bergbau-Gewerkschaftler erinnern sich*, Red.: Michael Zimmermann, Recklinghausen 1980
- Marita Metz-Becker, »Hab aber auch gar nichts gehabt auf der Welt«. *Zur Lebenssituation von Frauen in einem Westerwälder Dorf. Eine soziokulturelle Untersuchung anhand von narrativen Interviews* (Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosozioologie 14), Bonn 1987
- Sybille Meyer / Eva Schulze, »Wie wir das alles geschafft haben«. *Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945*, München 1985
- Lutz Niethammer, *Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR*, in: *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung u. Oral History* 1, 1988, S. 19–66
- Lutz Niethammer / Alexander v. Plato / Dorothee Wierling, *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*, Berlin 1991
- Lutz Niethammer, s. Anh. II
- Alexander v. Plato, s. Anh. II
- Gerhard Riemann, *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*, München 1987
- Hans-Peter Schwarz (Hrsg.), *Die Legende von der verpaßten Gelegenheit. Die Stalin-Note*

- vom 10. März 1952 (Rhöndorfer Gespräche 5), Stuttgart / Zürich 1982 (Die Reihe dokumentiert Gespräche zwischen Historikern und politischen Zeitzeugen über die Adenauer-Ära)
- Anke Schiller-Mertens, Frauen vor Ort. Lebenserfahrungen von Bergarbeiterfrauen. Bilder und Texte aus der Kolonie Zeche Westfalen in Ahlen, Essen 1990
- Lothar Steinbach, Ein Volk, ein Reich, ein Glaube? Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich, Berlin / Bonn 1983 (betr. Mannheim)
- Gerda Szepansky, »Blitzmädel«, »Heldenmütter«, »Kriegerwitwen«. Frauenleben im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt 1986
- Albert Wucher (Hrsg.), Wie kam es zur Bundesrepublik? Politische Gespräche mit Männern der ersten Stunde, Freiburg 1968
- Gert Zang u. a., Mündliche Geschichte – ein neues Instrument zur Annäherung an die historische Wirklichkeit? Lebensgeschichten aus der Bodenseeregion, in: Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees u. seiner Umgebung 103, Friedrichshafen 1985, S. 165–209
- Gert Zang (Hrsg.), Industrialisierung in der Provinz. Arbeiterschaft zwischen Fabrikschornstein und Kirchturm. Singen 1895–1945, Konstanz / Singen 1988
- Florian Znaniecki / William J. Thomas, The Polish Peasant in Europe and America, 2 Bde., New York 1958 (1. Aufl. 5 Bde. 1918–1920; 2. Aufl. 1928)

Literatur zu archivischen Aspekten der Oral History:

- Thomas L. Charlton, Videotaped Oral Histories. Problems and Perspectives, in: American Archivist 47, 1987, S. 228–236
- Michael Cock / Margaret Procter, A Manual of Archival Description, (Aldershot) 1989 (2. Aufl.) (bes. S. 223 ff.)
- Frank Dufour / Gilbert Taieb, Techniques de l'enregistrement et problèmes de conservation des bandes magnétiques, in: Les nouvelles archives. Formation et collectes. Actes du 28e Congrès national des archivistes français, Paris 1988, S. 203–207
- James E. Fogerty, Filling the Gap. Oral History in the Archives, in: American Archivist 46, 1983, S. 148–157
- Ronald Grele, Oral History and Archives, in: phonographic bulletin 37, Nov. 1983, S. 12–15
- Richard Lochead, Oral History, The Role of the Archivist, in: phonographic bulletin 37, Nov. 1983, S. 3–7
- Saliou MBaye, Les archives orales, in: Archivum 35, 1988, S. 95–106
- William W. Moss / Peter C. Mazikana, Archives, Oral History and Oral Tradition, Paris 1986
- William W. Moss, Oral History, in: Managing Archives and Archival Institutions, London 1989
- Rolf Schuurmsma, Oral History. The Role of the Archivist, in: phonographic bulletin 37, Nov. 1983, S. 7–12
- Ann Pederson (Ed.), Keeping Archives, Sydney 1987 (bes. S. 289 ff.)
- Lily Tan, An Expansion of Archival Functions. The Handling of Oral Sources, in: Archivum 32, 1988, S. 88–96
- Hugh A. Taylor, The Arrangement and Description of Archival Materials (International Council on Archives ICA Handbooks 2); München / New York / London / Paris 1980
- Thomas Trumpp, Zur Ordnung, Verzeichnung, Erhaltung und Restaurierung von Tonaufzeichnungen in Archiven, in: Der Archivar 40, 1987, Sp. 225–244
- Feodor M. Vaganov, La conservation de nouvelles archives, in: Archivum 35, 1988, S. 135–152

Anhang II: Unter Benutzung von Zeitzeugenbefragungen entstandene Veröffentlichungen zur rheinischen Geschichte

- Vorbemerkung: In Zweifelsfällen wurden auch solche Titel aufgenommen, in denen schriftliche Zeitzeugenbefragungen verwendet wurden. Die Liste beansprucht keine Vollständigkeit.
- 800 Jahre Dornick. Beiträge zur Ortsgeschichte (Jahresbd. d. Emmericher Geschichtsver. 1988), Emmerich 1988
- Als die Zinkhütte noch lebte. Bergeborbeck – Zur Sozialgeschichte eines Stadtteils. Hrsg. v. d. Alten Synagoge, Essen 1982
- Josef Amberg, »Es kamen die schlimmsten Tage unseres Lebens«. Der Raum Würselen im Zweiten Weltkrieg, Würselen 1986
- Arbeit und Freizeit in der Weimarer Republik 1918–1933, Wegberg 1988 (betr. Wegberg)
- H.-Dieter Arntz, Judaica. Juden in der Voreifel, 3. Aufl. Euskirchen 1987 (1. Aufl. 1983)
- H.-Dieter Arntz, Kriegsende 1944/45 zwischen Ardennen und Rhein, 2. Aufl. Euskirchen 1985 (1. Aufl. 1984)
- H.-Dieter Arntz, Judenverfolgung und Fluchthilfe im deutsch-belgisches Grenzgebiet (Kreisgebiet Schleiden-Euskirchen-Monschau-Aachen-Eupen / Malmédy), Euskirchen 1990
- Ernst Bartholome / Eva Müller-Dieck (Hrsg.), Opa erzählt seinen Enkeln und Enkelinnen seine Erlebnisse als Soldat, 1984 (betr. Mönchengladbach)
- Ulrich Bauckhage, Zum Beispiel: Wülfrath 1919–1949. Der Weg einer Kleinstadt durch den Nationalsozialismus, Essen 1988
- Bernd Baumgart / Klaus Heitkamp, Die Geschichte der jüdischen Gemeinde Wesel von 1933 bis 1945, in: Auf den Spuren der Juden in Wesel. Aufsätze zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Wesel seit dem Mittelalter (Studien u. Quellen zur Geschichte v. Wesel 11), Wesel 1988, S. 125–173
- Barbara Becker-Jäckli, Juden in Brühl (Schriftenreihe zur Brühler Geschichte 14), Brühl 1988
- Heidi Behrens-Cobet unter Mitarb. v. Frank Bajohr (Hrsg.), Rote Jugend im schwarzen Revier. Bilder aus der Geschichte der Essener Arbeiterjugendbewegung (Essener Beiträge zur Geschichte d. Sozialdemokratie u. d. Arbeiterbewegung 4), Essen 1989
- Herbert Bernhard, 1945 – Die Entscheidungsschlacht am Niederrhein, Wesel 1976 (zuerst: H. B., . . . und dann brach die Hölle los. Kriegstagebuch des Niederrheins, Wesel 1955)
- Bilder aus vergangenen Tagen – Wegberg wie es war, 1990
- Reinhold Billstein (Hrsg.), Das andere Köln. Demokratische Traditionen seit der Französischen Revolution, Köln 1979 (darin die Beiträge v. Wilfried Viebahn / Walter Kuchta, Reinhold Billstein, Ulrich Lamsfuß u. Guido Grünewald)
- Reinhold Billstein, Das entscheidende Jahr. Sozialdemokratie und kommunistische Partei in Köln 1945/46 (Kölner Schriften zu Geschichte u. Kultur 14), Köln 1988
- Karl Boland / Dagmar Kowollik, Heillose Zeiten. Zur lokalen Sozial- und Gesundheitspolitik in Mönchengladbach und Rheydt von der Zeit der Wirtschaftskrise 1928 bis in die ersten Jahre der NS-Herrschaft. Hrsg. v. d. Initiative Soziale Sicherheit e.V. Mönchengladbach, Mönchengladbach 1991
- Bonn im Bombenkrieg. Zeitgenössische Aufzeichnungen und Erinnerungsberichte von Augenzeugen. Bearb. u. hrsg. v. Helmut Vogt unter Mitarb. v. Anneliese Barbara Baum (Veröff. des Stadtarchivs Bonn 42), Bonn 1989
- Ulrich Borsdorf / Mathilde Jamin (Hrsg.), Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939–1945, Reinbek 1989 (betr. Ruhrgebiet)
- Heinz Bosch, Der Zweite Weltkrieg zwischen Maas und Rhein, Geldern 1970 (4. erw. Aufl. 1971)
- Heinz Bosch, Gelderns Entwicklung vom Zusammenbruch 1945 bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949, Geldern 1990

- Otto Brand / Herbert Lenz / Hermann Menn, Erinnerungen an Kleinwiedenes, Bergneustadt 1982 (Geschichte des Bergneustädter Ortsteils Kleinwiedenes, mit Familienchroniken)
- Franz-Josef Brandenburg, Die Juden von Nideggen, Ms.-Druck Nideggen [1989]
- Brück. Menschen, Häuser, Straßen. Hrsg. v. d. Werkstatt für Ortsgeschichte, Köln 1990 (betr. Köln-Brück)
- Jutta Buschmann, Geschichte der Gocher Tabakindustrie (Schriftenreihe d. Stadt Goch 3), Goch 1990
- Dankwart Danckwerts (Hrsg.), Der Duisburger Hafen als Arbeitsplatz und Lebensraum (Duisburger Materialien zu den Sozialwissenschaften 10), Duisburg 1983
- Otto Dann (Hrsg.), Köln nach dem Nationalsozialismus. Der Beginn des gesellschaftlichen und politischen Lebens in den Jahren 1945/46, Wuppertal 1981 (darin die Beiträge v. Dietrich Hirschberg, Otto Dann u. Reinhold Billstein)
- Otto Dann, Hürth erinnert sich. Eine Industriegemeinde auf dem Weg zu ihrer Geschichte, in: Hürther Heimat 65/66, 1990, S. 91–95
- Dinslaken in der NS-Zeit. Vergessene Geschichte 1933–1945. Hrsg. v. Stadtarchiv Dinslaken, Kleve 1983 (darin bes. der Beitrag v. Jürgen Grafen)
- Peter Dohms, Die Entstehung der Stadt Meerbusch, in: Meerbuscher Geschichtshilfe 6, 1989, S. 30–62
- Peter Diesler, »Bis die letzte Fessel der Arbeit zerbricht . . .« 100 Jahre sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Neuss, Neuss 1989
- Doris u. Michael Doetsch u. a. (Hrsg.), 1933 bis 1945 Widerstand und Verfolgung in Mülheim an der Ruhr, Duisburg 1987
- Dülken 1939–1945. Alltag im Zweiten Weltkrieg, Viersen 1983
- Ehemalige Krefelder Juden im Gespräch mit Krefelder Schülern 1987, Krefeld 1988 (Gesprächsdokumentation)
- Christoph Ehmann, Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Wesseling (Blätter zur Wesseling Heimatkunde 1), Wesseling 1980
- Richard Ehrenberg, Krupp-Studien, in: Thünen – Archiv 2, 1907, H.2, S. 203–227, und 3, 1909, H.1
- Richard Ehrenberg / Hugo Racine, Krupp'sche Arbeiterfamilien: Entwicklung und Entwicklungsfaktoren von drei Generationen deutscher Arbeiter, Jena 1912
- Klaus van Eickels, Das Collegium Augustinianum Gaesdonck in der NS-Zeit 1933 bis 1942. Anpassung und Widerstand im Schulalltag des Dritten Reiches (Schriftenreihe d. Kreises Kleve 3), Kleve 1982
- Günther Elbin, Ein Dorf an der Front. Marienbaum erinnert sich (Niederrhein erleben), Duisburg 1989
- Paul Emunds, Rauchfahnen – Streikfahnen – Staubfahnen auf Rothe Erde, über Eilendorf, Forst und Nirm. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte einer Arbeiterwohnge-
meinde (Heimatverein Eilendorf, Schriftenreihe 2), Aachen-Eilendorf 1989
- Erleben – Erinnern. Alte Menschen erzählen. Ein Lesebuch, Düren 1990
- Josef Ersfeld, Eitorfer Kriegschronik, Eitorf 1950 (Gemeinde Eitorf 1939–1945, frühes
Beispiel von systematischen Zeitzeugenbefragungen direkt nach dem Krieg)
- Essen unter Bomben. Märztage 1943. Hrsg. v. d. Alten Synagoge, Essen 1984
- Heinz Evers (Bearb.), Emmerich im Zweiten Weltkrieg. Augenzeugen berichten, Emmerich 1989
- Michael H. Faber u. a., Kirmestreiben. Ein Rhein-Landfest, Köln 1990 (darin die Beiträge v. Michael H. Faber über Schaustellerfamilien und über Nettersheim)
- Johannes Fach, Beiträge zur Geschichte des Kirchenkampfes 1933–1945 im Kirchenkreis an der Agger, Bd. IV, Gummersbach 1986
- Ludger Fittkau / Angelika Schlüter (Hrsg.), Ruhrkampf 1920. Die Vergessene Revolution. Ein politischer Reiseführer, Essen 1990

- Barbara Flenker, Anpassung oder Widerstand? Wuppertaler Bürger erleben den Nationalsozialismus, in: Freiheit und Recht. Die Stimme der Widerstandskämpfer für ein freies Europa 29, 1983, Nr. 3/4, S. 15–17
- Norbert Flörken, Troisdorf unter dem Hakenkreuz. Eine rheinische Kleinstadt und die Nationalsozialisten, Aachen 1986
- Flüchtlinge und Aussiedler bei uns in Dülken, Viersen 1989
- Manfred Franke, Mordverläufe 9./10. XI. 1938. Ein Protokoll von der Angst, von Mißhandlung und Tod, vom Auffinden der Spuren und deren Wiederentdeckung (Fischer Tb. 5993), Frankfurt a. M. 1986 (Roman; betr. Hilden)
- Gegen den braunen Strom. Kölner WiderstandskämpferInnen heute in Portraits der Arbeiterfotografie Köln (Ausst.-Kat.), Köln 1991
- Geschichte(n) der Bogenstraße, Oberhausen 1987 (betr. Oberhausen-Styrum)
- Otto Geudtner / Hans Hengsbach / Sibille Westerkamp, »Ich bin katholisch getauft und Arier«. Aus der Geschichte eines Kölner Gymnasiums, Köln 1985 (betr. Apostelgymnasium Köln im Dritten Reich)
- Klaus Goebel (Hrsg.), Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus, Wuppertal 1984 (darin bes. die Beiträge v. Klaus Goebel, Ulrich Föhse, Norbert Krüger u. Ruth Meyer-Kahrweg)
- Klaus Goebel (Hrsg.), Über allem die Partei. Schule, Kunst, Musik in Wuppertal 1933–1945, Oberhausen 1987 (darin bes. der Beitrag v. Klaus Goebel)
- Klaus Goebel (Hrsg.), Unter Hakenkreuz und Bombenhagel. Die Irreführung einer Generation in Beispielen und Augenzeugenberichten aus Wuppertal, Wuppertal 1989
- Hans-Peter Görgen, Im »Dritten Reich« 1935–1945. Quellensammlung (Dokumente zur Geschichte d. Stadt Düsseldorf Bd. 4 Hrsg. v. Pädagogischen Institut d. Landeshauptstadt Düsseldorf), Düsseldorf 1983 (darin Nachdrucke aus einer von der Bezirksverwaltungsstelle Billk herausgegebenen Interviewsammlung)
- Peter Grafe u. a. (Hrsg.), Mülheim an der Ruhr. Eine eigenwillige Stadt, Essen 1990
- Johann Grohnke, Geschichten aus dem Dunkelschlag, Oberhausen 1987 (Leben in einer Kleinsiedlung)
- Janne Günter, Mündliche Geschichtsschreibung: Alte Menschen im Ruhrgebiet erzählen erlebte Geschichte, Mülheim a. d. Ruhr 1982
- Walter Hanf, Chronik von Hollerath, Hellenthal 1990
- Hans Peter Hansen / Margot Schumachers, Ehemalige Krefelder Juden berichten über ihre Erlebnisse in der sogenannten Reichskristallnacht, Krefeld 1988 (Dokumentation von Briefwechseln)
- Kurt Hausmann / Lydia Zöller, Gartenstadt / Elfrath – ein neuer Krefelder Stadtteil, in: Die Heimat (Krefeld) 61, 1990, S. 93–115
- Hildegard Heimig (Bearb.), Juden in Bornheim. Ausstellung in der Bürgerhalle des Rathauses in Bornheim vom 9. Juni bis 31. August 1989, Bornheim 1989
- Hans Hoffmann, Aachen in Trümmern. Die alte Kaiserstadt im Bombenhagel und danach, Düsseldorf 1984
- Hans Hoffmann, Aachens Doms im Feuersturm. Die tausend Kriegsnächte der Mädchen und Jungen der Domwache 1941–1945, Düsseldorf 1984
- Alfons Houben, Düsseldorf Stunde Null. 1945/46 – Ende und Anfang, Düsseldorf 1985
- Peter Hüttenberger, Nordrhein-Westfalen und die Entstehung seiner parlamentarischen Demokratie, Siegburg 1973
- 100 Jahre St. Hubertus Köln-Brück. Festschrift zum Jubiläum 1989. Bilder, Dokumente, Berichte. Hrsg. v. d. Kath. Kirchengemeinde Köln-Brück, (Köln 1989)
- Rita Hupp-Schneider, Mit genagelten Schuhen . . . Kindheit auf dem Lande. Eine Bild- und Textdokumentation aus der Gemeinde Nettersheim mit den Orten Boudersath, Buir,

- Engelgau, Frohngau, Holzmülheim, Marmagen, Nettersheim, Pesch, Roderath, Tondorf, Zingsheim 1850–1950, Düren 1989 (Mundartaussagen in Lautschrift)
- Juden im Kreis Mettmann. Bibliographie. Zeitzeugen zur Geschichte, Mettmann 1990
- Juden in Stommeln. Geschichte einer jüdischen Gemeinde im Kölner Umland, Teil 1 u. 2 (Pulheimer Beitr. z. Gesch. u. Heimatkunde, Sonderveröff. 2 u. 3), Pulheim 1983 u. 1987 (darin bes. in Teil 2 die Beiträge v. Josef Wißkirchen, Manfred Backhausen u. Hermann Daners)
- Jüdisches Schicksal in Köln 1918–1945. Ausstellung des Historischen Archivs der Stadt Köln / NS-Dokumentationszentrum, Red.: Horst Matzerath, Köln 1988
- Uwe Kaminsky, Fremdarbeiter in Ratingen während des Zweiten Weltkrieges, in: Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte 1, 1989, S. 90–212
- Susanna Kauffels, Die nationalsozialistische Zeit (1933–1945) in Neuss. Zeitzeugenberichte (Dokumentationen des Stadtarchivs Neuss 2), Neuss 1988
- Karl Keller, Nachbarschaften im Gelderland (Veröff. d. Histor. Verf. f. Geldern u. Umgegend 79), Geldern 1979
- Kindheit zwischen Kohle, Kühen und Kosaken. Ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger erzählen, Oberhausen 1990 (betr. Oberhausen)
- Klasse 10 b der Gemeinschaftshauptschule Schwalmatal, Geachtet und Geächtet. Das Schicksal der Waldnieler Familien Cahn und Levy im Dritten Reich, Schwalmatal 1981 (gekürzt auch in: Heimatbuch des Kreises Viersen 35, 1984, S. 113–120)
- Uwe Kleinert, Flüchtlinge und Wirtschaft in Nordrhein-Westfalen 1945–1961, Düsseldorf 1988
- Heinrich Köller, Über die Juden in Gey im 20. Jahrhundert, in: Dürener Geschichtsblätter 75, 1986, S. 65–70
- Inge Kreuzenbeck / Annemarie Stern, Wir »Hoch- und Landesverräter«. Antifaschistischer Widerstand in Oberhausen. Ein Lesebuch, Oberhausen 1983
- Peter Kürner, Die Siedlung Kaldenberg. Ein Mettmanner Bilder- und Lesebuch, Mettmann 1987
- Rudolf Lehnen, Das obere Dörspetal in der Alt-Gemeinde Wiedenest in Vergangenheit und Gegenwart, Gummersbach 1986
- Reinhold Lengkeit / Gisela Meyer / Hartmut Pietsch, Duisburger im Dritten Reich. Augenzeugen berichten. Hrsg. v. Progressiver Eltern- und Erzieherverband NRW e.V., Duisburg 1983
- Juliane Lepsius-Trendelenburg (Hrsg.), Ratinger Erinnerungen. Eine Generation erzählt aus ihrem Leben, Ratingen 1984
- Juliane Lepsius-Trendelenburg, Zusammenbruch und Neubeginn. Krefelder Frauen zwischen Krieg und Wirtschaftswunder, Willich 1988
- Heinrich Linn u. a., Juden an Rhein und Sieg (Ausst.-Kat.), Siegburg 1983
- Reinhard Mann, Protest und Kontrolle im Dritten Reich. Nationalsozialistische Herrschaft im Alltag einer rheinischen Großstadt (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 6), Frankfurt / New York 1987 (betr. Düsseldorf)
- Horst Matzerath unter Mitarbeit v. Brigitte Holzhauser, »... vergessen kann man die Zeit nicht, das ist nicht möglich...«. Kölner erinnern sich an die Jahre 1929–1945. Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes, hrsg. v. d. Stadt Köln, bearb. im Histor. Archiv, Köln 1985
- Karl Hermann Menn / Erfried Schneider, 50 Jahre Buchdruckerei Herm. Menn, Bergneustadt. Eine Chronik der alten Nachbarschaft an der Chaussee, Bergneustadt 1981 (Familienchroniken, Köln-Olper-Straße in Bergneustadt)
- Manfred Müller, Neuss unterm Hakenkreuz. Die NSDAP und ihre Gegner in einer katholischen Stadt des Rheinlandes, Essen 1988
- Regina Müller, Um Heimat und Leben gebracht. Zur Geschichte der Juden im alten Landkreis Düren 1830–1945. Hrsg. v. d. Dürener Geschichtswerkstatt, Düren 1989
- Willi Müller (Hrsg.), Demokratie vor Ort. Ein Lesebuch zur Geschichte der Sozialdemokrati-

- schen Partei Deutschlands in Mülheim an der Ruhr, Mülheim a. d. Ruhr 1979 (bes. Kap. 9 »Sozialdemokraten erinnern sich«)
- Adolf Nekum, Honnefs Kinder Israels. Spuren und Zeugnisse jüdischen Lebens in und um Honnef. Eine familien-, gesellschafts-, sozial- und religionsgeschichtliche Dokumentation (Studien zur Heimatgeschichte d. Stadt Bad Honnef am Rhein 7), Bad Honnef 1988
- Ariane Neuhaus-Koch (Hrsg.), Der eigene Blick. Frauen-Geschichte und -Kultur in Düsseldorf, Neuss 1989
- Lutz Niethammer u. a. (Hrsg.), »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst«. Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW, Berlin / Bonn 1984 (darin bes. die Beiträge v. Annette Kuhn, Ulla Lachauer u. Alexander v. Plato)
- Lutz Niethammer (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 1), Berlin / Bonn 1983 (2. Aufl. 1986) (Ruhrgebiet insgesamt; bes. die Beiträge v. Ulrich Herbert, Lutz Niethammer, Bernd Parisius, Alexander v. Plato, Margot Schmidt u. Michael Zimmermann)
- Lutz Niethammer (Hrsg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 2), Berlin / Bonn 1983 (Ruhrgebiet insgesamt; bes. die Beiträge v. Ulrich Herbert, Lutz Niethammer, Bernd Parisius, Alexander v. Plato u. Margot Schmidt)
- Lutz Niethammer / Alexander von Plato (Hrsg.), »Wir kiegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Bd. 3), Berlin / Bonn 1985 (bes. die Beiträge v. Ulrich Herbert, Nori Möding u. Alexander v. Plato)
- Gudrun Nositschka, Die Hoffnung zog mit. Von Ostpreußen ins Ruhrgebiet. Eine Familiengeschichte, Essen 1990
- Nur wenige kamen zurück. Sinti und Roma im Nationalsozialismus, Köln 1990 (betr. Köln)
- Bäbel Otten, Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Rheinberg, Ms.-Druck Rheinberg o. J. (urspr. Diplomarbeit 1986)
- Andrea Pacovsky, Historische Pumpennachbarschaften in Rheinberg (Schriften d. Stadt Rheinberg zur Geschichte u. Heimatkunde 4), Rheinberg 1990
- Bernhard Parisius, Lebenswege im Revier. Erlebnisse und Erfahrungen zwischen Jahrhundertwende und Kohlenkrise, 2. Aufl. Essen 1985 (1. Aufl. 1984; erzählt von Frauen und Männern aus Borbeck)
- Johann Paul, Vom Volksrat zum Volkssturm. Bergisch Gladbach und Bensberg 1918–1945 (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Bergisch Gladbach 1), Bergisch Gladbach 1988
- Hilla Peetz (Bearb.), »Nicht ohne uns!« Arbeiterbriefe, Berichte und Dokumente zur chemischen Industrialisierung von 1760 bis heute (Ullstein Tb. 35095), Frankfurt a. M. / Berlin / Wien 1981 (betr. Leverkusen, Bayer-Werke)
- Detlev Peukert, Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Arbeiterwiderstand im Ruhrgebiet 1933–1945, Frankfurt a. M. 1976
- Detlev Peukert, Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933 bis 1945 (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte u. zur Geschichte Nordrhein-Westfalens 2), Wuppertal 1980
- Detlev Peukert (Hrsg.), Die Edelweißspiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich, Köln 1980 (u. a. westl. Ruhrgebiet)
- Alexander v. Plato, »Der Verlierer geht nicht leer aus«. Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn 1984 (betr. bes. Essen)
- Jochen Putsch, Vom Ende qualifizierter Heimarbeit. Entwicklung und Strukturwandel der Solinger Schneidwarenindustrie von 1914 bis 1960, Köln 1989

- Manfred van Rey, Leben und Sterben unserer jüdischen Mitbürger in Königswinter. Ein Buch des Gedenkens (Königswinter in Geschichte u. Gegenwart 1), Königswinter 1985
- Stefan Rohrbacher, Juden in Neuss, Neuss 1986
- Martin Rüther, Widerstand im Betrieb? Die Kölner Industriearbeiterschaft im Nationalsozialismus, in: Geschichte in Köln 22, 1987, S. 115–135
- Martin Rüther, Zur Sozialpolitik bei Klöckner-Humboldt-Deutz während des Nationalsozialismus: »Die Masse der Arbeiterschaft muß aufgespalten werden«, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 33, 1988, S. 81–117
- Martin Rüther, Die Einheitsgewerkschaft in Köln im Jahr 1945. Rahmenbedingungen – Initiativen – Gründung, in: Geschichte in Köln 25, 1989, S. 73–110
- Martin Rüther, Arbeiterschaft in Köln 1928–1945 (Kölner Schriften zu Geschichte u. Kultur 16), Köln 1990
- Bernd-A. Rusinek, Gesellschaft in der Katastrophe. Terror, Illegalität, Widerstand. Köln 1944/45 (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte u. zur Geschichte Nordrhein-Westfalens 24), Essen 1989
- Karl Schabrod, Gegen Flick und Florian. Düsseldorfer Antifaschisten über ihren Widerstand 1933–1945, Frankfurt 1978
- Helmut Scheuer, Wie war das damals? Jülich 1944–1948 (Veröff. d. Jülicher Geschichtsver. 5), Jülich 1985
- Ernst Schmidt, Lichter in der Finsternis. Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, Frankfurt 1979
- Peter Schmitter, Geschichte der Alpener Juden. Dokumente vom Alpener Beginn bis zum Leidensweg in der NS-Zeit, Alpen 1986
- Erfried Schneider / Hermann Menn, Ohl und Schafsbrücke. Zwei Bergneustädter Stadtteile im Wandel der Zeiten, Bergneustadt 1986
- Wolfgang Schroeder, Gewerkschaftspolitik zwischen DGB, Katholizismus und CDU 1945 bis 1960. Katholische Arbeiterführer als Zeitzeugen in Interviews, Köln 1990
- Hermann Schröter, Geschichte und Schicksal der Essener Juden. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Essen, Essen 1980 (3. Aufl. 1984)
- Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, »Alles verliert seine – man kann sagen – Ordnung«. Leben mit der Umsiedlung im rheinischen Braunkohlegebiet am Beispiel Garzweiler, in: Volkskultur an Rhein und Maas 8, 1989, H.2, S. 12–20
- Gerd Selbach, . . . aber die Jahre waren bestimmt nicht einfach. Remscheider Zeitzeugen berichten aus Kindheit und Jugend, Remscheid 1985
- Herbert Somplatzki, Erinnern und nach vorne sehen. Zwölf Portraits der Arbeiterwohlfahrt Essen, Essen 1990
- De Spulmädchen auf'm Kothen songen am Schönsten . . . Eine Ausstellung von Bürgern des Kothens im Evangelischen Gemeindehaus, Meckelstraße 52, 5600 Wuppertal 2 (Barmen) vom 10.–25. Januar 1981. Hrsg. v. Historischen Zentrum d. Stadt Wuppertal, Wuppertal 1980
- Stationen jüdischen Lebens. Von der Emanzipation bis zur Gegenwart. Das Buch zur Ausstellung, Bonn 1990 (Ausstellung in der Alten Synagoge Essen)
- Barbara Suchy (Bearb.), Düsseldorf, Donnerstag, den 10. November 1938. Texte, Berichte, Dokumente, hrsg. v. d. Stadt Düsseldorf, Düsseldorf 1989
- Rudolf Tappe / Manfred Tietz (Hrsg.), Tatort Duisburg 1933–1945. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus, Essen 1989
- Eric Taylor, 1000 Bomber auf Köln. Operation Millenium 1942, Düsseldorf 1979
- Ludger Tewes, Jugend im Krieg. Von Luftwaffenhelfern und Soldaten, Essen 1989 (Ruhrgebiet)
- Harald Thelen, Maibrauch in Bardenberg, in: Bardenberger Heimathefte 5, 1989, S. 17–20
- Wilhelm Thieke, Bis zur Stunde Null, Gummersbach 1985 (Oberbergisches Land im Zweiten Weltkrieg)

- Wilhelm Thieke, Nach der Stunde Null, Gummersbach 1987 (Not- und Hungerjahre im Oberbergischen 1945–1949)
- Heinz Thüer, Von der Einheitsgewerkschaft Deutsche Arbeitnehmer Groß-Duisburg zum Deutschen Gewerkschaftsbund Ortsausschuß Duisburg. Der gewerkschaftliche Wiederaufbau in Duisburg von 1945–1947, Duisburg 1985
- Kurt Tohermes / Jürgen Grafen, Leben und Untergang der Synagogengemeinde Dinslaken (Dinslakener Beitr. z. Gesch. u. Heimatkunde 17), Dinslaken 1988
- Trutz Trommer, Lehren aus dem Studium der Arbeiterbewegung in Solingen, in: Rolf Ebbighausen / Friedrich Tiemann (Hrsg.), Das Ende der Arbeiterbewegung in Deutschland? Ein Diskussionsband zum sechzigsten Geburtstag v. Theo Pirker, Opladen 1984, S. 551–574
- Karl Heinz Türk, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter des Zweiten Weltkrieges in der Gemeinde Nörvenich, in: Dürener Geschichtsblätter/Mitteilungen d. Dürener Geschichtsvereins 79, 1990, S. 39–95
- Verfolgung und Widerstand in Düsseldorf 1933–1945, Red.: Angela Genger, Düsseldorf 1990
- 40 Jahre neue Heimat im Reichswald Goch-Nierswalde (Schriftenreihe der Stadt Goch 2), Goch 1990 (betr. Vertriebenensiedlung)
- Hans Vogt, Krefeld im Luftkrieg 1939–1945 (Krefelder Studien 3), Bonn 1986
- Vom Ringwall zur Staatsherberge. Der Petersberg. Ausstellung des Siebengebirgsmuseums der Stadt Königswinter in Zusammenarbeit mit der Bonner Geschichtswerkstatt, Königswinter (1990)
- Änne Wagner, Gegen den Strom?, 3 Bde., Solingen 1988–1989 (Lebensgeschichte einer oppositionellen Kommunistin in Solingen)
- Hildegard Welfens, Die Rheingemeinden unter dem Hakenkreuz. Alltag in Monheim, Baumberg und Hitdorf 1933–1945, 2. Aufl. Monheim 1987
- Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945. Dokumentation zur Ausstellung. Bearb. v. Angela Genger, hrsg. v. d. Alten Synagoge Essen, Essen 1988 (2. Aufl. 1989)
- Käthe Wille, Nachhall über den Hügel, Bergneustadt 1990 (Familien- u. Stadtgeschichte Bergneustadts)
- Jürgen Woelke, Kapital war nötig. Gründerjahre in Gummersbach und Oberberg, Gummersbach 1985 (Erinnerungsberichte zu Firmen bis in die 20er Jahre)
- Jürgen Woelke, Auf der Höhe der Zeit. Gummersbach und Oberberg im Kaiserreich, Gummersbach 1990 (bearbeitete Interviews zum Alltag)
- Eva Wolff, Nationalsozialismus in Leverkusen (Veröff. d. Stadtarchiv Leverkusen 1), Leverkusen 1988
- Das Wülfrather Stadtbuch, hrsg. v. d. Volkshochschule Mettmann-Wülfrath, Wülfrath 1990
- Renate Xhonneux, »Denn tot sind nur die Vergessenen«. Materialien zur Geschichte jüdischen Lebens in der Gemeinde Inden ab dem 18. Jh., Inden 1989
- Zierlich und zerbrechlich. Zur Geschichte der Frauenarbeit am Beispiel Düsseldorf. Hrsg. v. Frauenkommunikation e.V., Köln 1988
- Michael Zimmermann, Gegen den Nationalsozialismus. Sozialdemokraten und Gewerkschafter in Oberhausen 1933–1945, Essen 1982
- Michael Zimmermann, Schachtanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880–1980, Essen 1989
- Zwischen Alternative und Protest. Zu Sport- und Jugendbewegungen in Essen 1900–1933. Hrsg. v. d. Alten Synagoge, Essen 1983

Anhang III: Oral-History-Bestände und -Projekte im Rheinland

Vorbemerkung: Dieses Verzeichnis enthält sowohl laufende wie auch abgeschlossene Dokumentations- und Forschungsprojekte, in deren Verlauf Interviews mit Zeitzeugen geführt

worden sind oder noch geführt werden. Es soll nicht nur einen Überblick über die bisher mit Hilfe von Zeitzeugenbefragungen behandelten Themen der rheinischen Geschichte geben, sondern unter archivischem Gesichtspunkt vor allem auch dokumentieren, wo die bei solchen Befragungen entstandenen Tonträger heute aufbewahrt werden. Von daher wurden in diesem Verzeichnis grundsätzlich nur solche abgeschlossenen Befragungen und Projekte aufgenommen, bei denen die gewonnenen Tonbänder, Transkriptionen o. ä. in einem Archiv, einer Institution oder in anderer Form öffentlich gesichert aufbewahrt werden.

Das Projektverzeichnis beruht auf einer Fragebogenaktion, die sich zunächst an kommunale und andere Archive, dann auch an andere Institutionen und Projektträger richtete. Trotz Rückfragen und wegen z. T. mangelnder Mitarbeit einzelner Archive kann es nicht vollständig sein. Sprachwissenschaftliche, volkskundliche oder soziologische Befragungsprojekte sowie Projekte der Rundfunkanstalten sind nur in Ausnahmefällen aufgenommen.

Die Projektbeschreibungen sind nach folgendem Schema aufgebaut:

- a) Projektträger
- b) Projekttitle
- c) Durchführungszeitraum
- d) Inhaltliche und methodische Schwerpunkte
- e) Auswertung
- f) Verbleib der Quellen

Gespräche mit Zeitzeugen sind auch im Rahmen des Schülerwettbewerbs Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten von zahlreichen Schülergruppen im Rheinland geführt und dokumentiert worden. Diese Arbeiten und Materialien sind im Archiv der Körber-Stiftung, Kampchaussee 10, 2050 Hamburg 80, archiviert; sie können dort eingesehen, aber auch zur Benutzung in den Lesesälen über alle Bibliotheken und Archive in der Bundesrepublik Deutschland entliehen werden. Die Schülerarbeiten sind in folgenden Katalogen aufgelistet:

Schülerwettbewerb zum Verständnis deutscher Freiheitsbewegungen um den Gustav-Heinemann-Preis. Katalog der eingesandten Arbeiten

- Bd. 1, Wettbewerb 1974. Deutsche Revolution 1848/49, Koblenz 1978
- Bd. 2, Wettbewerb 1975. Vom Kaiserreich zur Republik 1918/19, Koblenz 1978

Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten. Katalog der preisgekrönten Arbeiten

- Bd. 1, Wettbewerb 1977. Arbeitswelt und Technik im Wandel. Zur Sozialgeschichte des Alltags, Hamburg 1980
- Bd. 2, Wettbewerb 1978. Wohnen im Wandel. Zur Sozialgeschichte des Alltags, Hamburg 1980
- Bd. 3, Wettbewerb 1979. Feierabend und Freizeit im Wandel. Zur Sozialgeschichte des Alltags, Hamburg 1982
- Bd. 4, Wettbewerb 1980/81. Alltag im Nationalsozialismus. Vom Ende der Weimarer Republik bis zum Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1983
- Bd. 5, Wettbewerb 1982/83. Alltag im Nationalsozialismus. Die Kriegsjahre in Deutschland, Hamburg 1985
- Bd. 6, Wettbewerb 1984/85. Vom Zusammenbruch zum Wiederaufbau. Alltag im Nachkriegsdeutschland, Hamburg 1987
- Bd. 7, Wettbewerb 1986/87. Umwelt hat Geschichte, Hamburg 1988
- Bd. 8, Wettbewerb 1988/89. Unser Ort – Heimat für Fremde?, Hamburg 1990

Überregionale Projekte

a) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf; Peter Hüttenberger. – b) Neuaufbau von Politik und Verwaltung nach 1945 in Nordrhein-Westfalen. – c) 1967–1970. – d) Erinnerungsberichte und Aufzeichnungen von Gesprächen mit führenden Politikern und Beamten. – e) S. den Beitrag Hüttenberger in diesem Band; s. Anh. II, P. Hüttenberger. – f) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Mauerstr. 55, 4000 Düsseldorf 30.

a) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf; Uwe Kleinert, Manfred Pricha. – b) Geschichte der Arbeitsverwaltung und Arbeitsmarktpolitik in Nordrhein-Westfalen 1895–1969. – c) 1987–1991. – d) Erinnerungsinterviews mit leitenden Beamten. – e) Buch. – f) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf

a) Landschaftsverband Rheinland; Hendrik Graf. – b) Befragungen von Patienten psychiatrischer Kliniken. – c) 1983–1985. – e) S. den Beitrag Graf in diesem Band. – f) Archiv des Landschaftsverbands Rheinland, Abtei Brauweiler, 5024 Pulheim 2.

a) Landschaftsverband Rheinland, Archiv des LVR. – b) Psychiatriegeschichte im Rheinland. – c) 1991–1996. – f) Träger

a) Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum s. unter Bergisch Gladbach, Engelskirchen, Euskirchen, Oberhausen. An weiteren Standorten des Rheinischen Industriemuseums (Eisenheim, Oberhausen; Scherenschleiferei, Solingen; Gesenkschmiede, Solingen; Cromford, Ratingen) werden außerdem Befragungen zur jeweiligen Arbeitsplatz- und Wohnortsituation durchgeführt.

a) Forschungsprojekt »Unbesungene Helden«, Leiter: G. B. Ginzel, c/o Rheinland-Verlag, Abtei Brauweiler, Postfach 2140, 5024 Pulheim 2. – b) Seit 1988. – d) Erfassung, Beschreibung und Analyse von Hilfeleistungen für Verfolgte während der nationalsozialistischen Zeit. – e) Buch; s. den Beitrag Henke in diesem Band.

a) Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten, Landesvorstand NRW; Karl Schabrod. – b) Antifaschistischer Widerstand. – d) Archivalsammlung, darunter Gesprächs- und Gedächtnisprotokolle zum Widerstand und zu Inhaftierungen. – e) S. Anh. II, K. Schabrod. – f) VVN-BdA, Landesverband NRW, Volmerswerther Str. 79, 4000 Düsseldorf.

a) Universität Duisburg GHS, Fb 1/SAE, Postfach 101503, 4100 Duisburg 1; Prof. Dr. J. Zimmer / Institut und Studienarchiv Arbeiterkultur und Ökologie. – b) Projekte zur Geschichte des Natur-, Umwelt- und Heimatschutzes im Rheinland und in Westfalen seit 1890/1900. – c) Zwei Projekte 1989–1990 und 1991–1992. – f) Institut und Studienarchiv Arbeiterkultur und Ökologie, Grüner Weg 31 a, 3507 Baunatal-Großenritte.

Projekte in einzelnen Kreisen, Städten und Gemeinden

Aachen

a) Volkshochschule der Stadt Aachen, Peterstr. 21–25, 5100 Aachen, Projektleiter Winfried Casteel. – b) Aachener erzählen Geschichte(n). – c) 1979–1983. – d) Lebensgeschichten bzw. erlebte Geschichte ca. 1910–1960. – e) Ausstellung »Aachen 1933« (1983); für 1991/92 Buchveröffentlichung geplant. – f) Träger.

Aachen

a) Stadtarchiv, Fischmarkt 3, 5100 Aachen. – b) Aachener Kommunalpolitik 1933–1950. – c) 1973/74. – d) Befragung von Persönlichkeiten des öffentl. Lebens. – f) Träger (der Öffentlichkeit nicht zugänglich).

Aachen

a) Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Friedrich-Wilhelm-Platz 5/6, 5100 Aachen. – b) Erforschung der Spuren früheren jüdischen Lebens in Aachen. – c) 1990–1992. – d) Institutionen der Jüdischen Kultusgemeinde Aachen von 1850 bis 1938. – f) Träger.

Bergisch Gladbach

a) Rheinisches Industriemuseum, Standort Bergisch Gladbach; Bearb.: E. Höhnen. – b) Arbeit in der Papierindustrie. – c) 1990. – e) Dokumentation. – f) Rheinisches Industriemuseum, Standort Bergisch Gladbach, Alte Dombach Kürtener Str., 5060 Bergisch Gladbach 2

Bergisch Gladbach

a) Kreisarchiv, Am Rübezahlwald 7, 5060 Bergisch Gladbach 2. – b) Bergisch Gladbachs Vergangenheit aus der Sicht von Zeitzeugen. – c) 1987–1990. – d) Lebensgeschichten, insbes. die Zeit von 1933 bis 1945. – f) Träger.

Bonn

a) Stadtarchiv Bonn und Bonner Heimat- und Geschichtsverein. – b) Zwei Projekte: Bonn im Bombenkrieg, Bonn 1945 bis zur Währungsreform. – c) 1985–1988; 1989–1990. – e) S. den Beitrag Vogt in diesem Band sowie Anh. II, Bonn im Bombenkrieg. – f) Stadtarchiv Bonn, Berliner Platz 2, 5300 Bonn 1.

Bonn

a) Verein an der Synagoge, Plittersdorfer Str. 50–52, 5300 Bonn 2. – b) Bonn in der NS-Zeit. – c) Seit 1984. – d) Verfolgung und Widerstand. – e) Ausstellung »Bonn in der NS-Zeit«; »Bonner Gedenkbuch«. – f) Träger.

Bonn

a) Bonner Geschichtswerkstatt, Kölnstr. 198, 5300 Bonn 1. – b) Geschichte der Bonner Inneren Nordstadt; der Petersberg (s. Königswinter). – c) Ab 1989. – d) Arbeits- und Lebensverhältnisse. – e) Publikationen; s. den Beitrag Busemann u. a. in diesem Band. – f) Träger.

Bornheim

a) Stadt Bornheim unter Mitarbeit des Archivs des Rhein-Sieg-Kreises. – b) Juden in Bornheim. – c) 1989. – d) Geschichte der Juden am Vorgebirge unter besonderer Berücksichtigung Überlebender und ihrer Schicksale. – e) Ausstellung; Katalog s. Anh. II, H. Heimig. – f) Stadtarchiv Bornheim, Rathausstr. 2, 5303 Bornheim 1.

Brühl

a) Stadt Brühl, Marlies Fey. – b) NS-Zeit 1935–1945 in Brühl. – c) Seit 1983. – f) Stadtarchiv Brühl, Steinweg 1, 5040 Brühl (nicht zur Benutzung frei).

Brühl

a) Barbara Becker-Jákli im Auftrag der Stadt Brühl. – b) Juden in Brühl. – c) 1986–1988. – e) S. den Beitrag Becker-Jákli in diesem Band sowie Anh. II, B. Becker-Jákli. – f) Stadtarchiv Brühl (nicht zur Benutzung frei).

Dormagen

a) Stadtarchiv Dormagen, Gabrielstr. 6, 4047 Dormagen. – b) Lebensgeschichtliche Erinnerungen; Oral-History-Sammlung. – c) 1984–1986; 1983 laufend. – d) Biographien, bes.

NS-Zeit; bes. Kultur, Schule, Berufe. – e) S. die Beiträge Messmann und Pankalla in diesem Band. – f) Träger.

Dormagen

a) Stadtarchiv Dormagen und Kreisarchiv Neuss, Schloßstr. 1, 4047 Dormagen 5 (Zons). – b) Frauengeschichte im Kreis Neuss. – c) Ab 1989. – d) Lebensgeschichten. – f) Beteiligte Archive.

Düren

a) Dürener Geschichtswerkstatt e.V., Cyriakusstr. 33, 5160 Düren. – b) Die Rückkriem-Stelen. Zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus in Düren. – c) 1990/91. – e) Broschüre. – f) Träger.

Düsseldorf

a) Stadtarchiv Düsseldorf, Heinrich-Ehrhardt-Str. 61, 4000 Düsseldorf 1; Bearb.: Ruth Wil-ligalla. – b) Arbeiter und ihre Familien in Düsseldorf in der Zeit von 1933 bis 1950. – c) 1990–1992. – e) Geplant: Dokumentation. – f) Träger.

Düsseldorf

a) Stadt Düsseldorf, Bezirksverwaltungsstelle 3 (Bilk), Brinckmannstr. 5, 4000 Düsseldorf. – b) Drei Projekte: 1933–1945. Einzelschicksale und Erlebnisse von Bürgern, die im Bereich des heutigen Stadtbezirks 3 wohnten; Moritz Sommer; Ein KZ-Außenlager in Düsseldorf-Stoffeln. – c) 1979–1983; 1984–1986; 1986–1988. – d) Alltagsleben 1933–1945. – e) Drei Broschüren: Einzelschicksale und Erlebnisse, Bde. I bis III. – f) Träger.

Düsseldorf

a) Stadt Düsseldorf, Bezirksverwaltungsstelle 7. – b) Dokumentation Gerresheim 1933–1945. – c) 1988–1990. – e) Broschüre, Film. – f) Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Mühlenstr. 29, 4000 Düsseldorf 1.

Düsseldorf

a) Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Angela Genger, Mühlenstr. 29, 4000 Düsseldorf 1. – b) Widerstand und Verfolgung in Düsseldorf 1933–1945; Alltag im Krieg; Sinti und Roma. – c) Seit 1990. – e) Ausstellung, Dokumentation, Videofilme; Katalog s. Anh. II, Verfolgung und Widerstand in Düsseldorf. – f) Träger.

Düsseldorf

a) Reinhard Mann. – b) Nationalsozialismus in Düsseldorf. – c) 1980. – d) Interviews mit Düsseldorf-Widerstandskämpfern. – e) S. den Beitrag Mann in diesem Band sowie Anh. II, R. Mann. – f) Zentrum für Historische Sozialforschung, Universitätsstr. 20, 5000 Köln 41.

Düsseldorf

a) Frauen–Bücher–Zimmer, Becherstr. 2, 4000 Düsseldorf 30; Bearb.: Ursula Bender, Marion Hohmut, Ellen Goers, Florence Hervè. – b) Mehrere Projekte zur Geschichte der Düsseldorf-Frauen, der Frauenvereine und der Frauenbewegung. – c) 1990 laufend. – e) Ausstellungen, Bücher; s. Anh. II, Zierlich und zerbrechlich. – f) Träger.

Duisburg

a) Universität Duisburg GHS, Fb. 1/SAE, Lotharstr. 63, 4100 Duisburg 1; Jochen Zimmer, Dieter Oelschlägel, Dankwart Danckwerts. – b) Mehrere Projekte: Leben und Arbeiten im Duisburger Hafen; Geschichte der Gemeinwesenarbeit in Duisburg seit 1945; Arbeitersportvereine in Duisburg nach 1945. – e) Zum Thema Duisburger Hafen s. Anh. II, D. Danckwerts. – f) Institut und Studienarchiv Arbeiterkultur und Ökologie, Grüner Weg 31 a, 3507 Baunatal-Großenritte.

Emmerich

a) Emmericher Geschichtsverein e.V. – b) Bombenkrieg und Zerstörung im Zweiten Weltkrieg; Evakuierung Emmericher Bürger 1945. – c) 1987–1989; 1990–1991. – e) S. Anh. II, H. Evers. – f) Stadtarchiv Emmerich (Geschäftsstelle des Trägers), Martinikirchgang 2, 4240 Emmerich.

Engelskirchen

a) Rheinisches Industriemuseum Engelskirchen, Engelsplatz 2, 5250 Engelskirchen. – b) Frauen- und Männerarbeit bei Ermen & Engels in den 30er und 50er Jahren. – c) Geplant für 1991–1992. – e) Geplant: Dokumentation, Ausstellung. – f) Geplant: Träger

Erftkreis

a) Sozialamt des Erftkreises. – b) Erlebte Vergangenheit. – c) Beginn 1986. – d) Erinnerungsberichte über alle Lebensbereiche – e) Veröffentlichungen; bisher vier Bände erschienen. – f) Träger, später Kreisarchiv, Postfach 1129, 5010 Bergheim.

Essen

a) Fried. Krupp AG. – b) Geschichte der Fa. Krupp; Soziale Verhältnisse der Krupp-Arbeiter. – c) 1907–1911. – d) Befragung älterer bzw. pensionierter Werksangehöriger. – e) S. Anh. II, R. Ehrenberg. – f) Fried. Krupp GmbH, Historisches Archiv, Villa Hügel, Postfach 102252, 4300 Essen 1.

Essen

a) Dr. Ernst Schmidt, Niehusmannskamp 4, 4300 Essen 12. – b) Geschichte der Arbeiterbewegung, des Nationalsozialismus und der Zeit nach 1945 in Essen und Umgebung. – c) Seit 1945. – d) Schwerpunkt: Sozialistische Arbeiterbewegung und Gewerkschaften. – f) Ruhrlandmuseum, Archiv Ernst Schmidt, Museumszentrum, Goethestr. 41, 4300 Essen 1.

Essen

a) Alte Synagoge, Steeler Str. 29, 4300 Essen 1. – b) Geschichte der Essener Juden; Arbeiterbewegung in Essen. – c) Seit 1981; 1982–1984. – d) Einzelbiographien, jüdische Institutionen, jüdische Jugendbewegung, Judentum und Nationalsozialismus, Emigration; Sport, Jugendbewegung; Arbeiterschaft; Krieg, Bombenkrieg. – e) Ausstellungen und Dokumentationen, s. den Beitrag Zimmermann in diesem Band und Anh. II, Als die Zinkhütte noch lebte, Essen unter Bomben, H. Schröter, Stationen jüdischen Lebens, Widerstand und Verfolgung in Essen, Zwischen Alternative und Protest. – f) Träger.

Euskirchen

a) Verein der Geschichts- und Heimatfreunde des Kreises Euskirchen, Postfach 1145, Jülicher Ring, 5350 Euskirchen. – b) Krisenjahre der Weimarer Republik in Stadt und Kreis Euskirchen; Nachkriegsgeschichte (1945–1949). – c) Beginn 1990 bzw. geplant. – e) Bücher. – f) Träger.

Euskirchen

a) Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Euskirchen, Obere Burg, 5350 Euskirchen-Kuchenheim; Bearb.: Heinz Nierendorf, Dörte Janzen, Jürgen Klack, Elke Gemkow. – b) Geschichte der Euskirchener Textilindustrie, insbes. der Tuchfabrik Koenen; Bau der Steinbachtalsperre. – c) 1989. – d) Alltag, Arbeitsverhältnisse, Betriebsabläufe. – e) Aufsätze, Diplom-Arbeit, Vorarbeiten zur Dauerausstellung des Trägers. – f) Geplant: Archiv des Rheinischen Industriemuseums, 1990 noch in der Außenstelle Euskirchen.

Euskirchen

a) Deutsches Bergbaumuseum Bochum im Auftrag des Rheinischen Industriemuseums, Außenstelle Euskirchen, Obere Burg, 5350 Euskirchen-Kuchenheim. – b) Geschichte der

Tuchfabrik Müller, Euskirchen-Kuchenheim. – c) 1989–1993. – e) Arbeitsberichte, Publikationen, Grundlagen für die Konzeption einer Dauerausstellung; s. den Beitrag Lambert u. a. in diesem Band. – f) Geplant: Archiv des Rheinischen Industriemuseums, ggf. Deutsches Bergbaumuseum, 1990 noch in der Außenstelle Euskirchen.

Geldern

a) Stadtarchiv Geldern, Issumer Tor 36, 4170 Geldern 1; Bearb.: Stefan Frankewitz. – b) Die Entwicklung der Stadt Geldern von 1945 bis um 1980. – c) 1990–1991. – d) Städtebauliche Entwicklungsschwerpunkte und ggf. vorgeschaltete politische Entscheidungen. – e) Geplant: Fotoausstellung, Katalog. – f) Träger.

Goch

a) Stadt Goch; M.-T. Deußen. – b) Geschichte der Vertriebenen in Goch; Gründung des Dorfes Nierswalde 1949/50. – c) 1990–1991. – e) S. den Beitrag Deußen in diesem Band sowie Anh. II, 40 Jahre neue Heimat. – f) Stadtarchiv Goch, Postfach 6, 4180 Goch 1.

Hellenthal

a) WDR / Filmproduktion Dietrich Schubert, Köln. – b) Kriegsjahre in der Eifel 1933–1949; Menschenmuggel über die belgische Grenze 1933–1945. – c) 1987–1989/90. – d) Lebensgeschichten und Ereignisse im Grenzraum Rescheid/Udenbreth; Schilderungen von Juden und Schmugglern. – e) Dokumentarfilme. – f) Träger.

Hürtgenwald

a) Geschichtsverein Hürtgenwald, Heinz Sieben (Geschäftsführer), Monschauer Str. 9, 5165 Hürtgenwald. – b) Zwei Projekte: Schieferabbau in der Gemeinde Hürtgenwald; Aus den Tagen unserer Kindheit und Jugend (Seniorenbefragung in Vossenack). – c) 1981; 1990 laufend. – f) Träger.

Hürth

a) Stadtarchiv Hürth, Friedrich-Ebert-Str. 40, 5030 Hürth. – b) Erinnerungsberichte zur Hürther Geschichte 1920–1955. – c) Gesprächsrunden 1982–1987, Projekt 1989–1991. – e) S. den Beitrag Faust/Stang in diesem Band sowie Anh. II, O. Dann (Hürth). – f) Träger.

Inden

a) Geschichtsverein der Gemeinde Inden e.V., Helmut Scheuer, Victor-Gollancz-Str. 1, 5170 Jülich, und Renate Xhonneux, Am alten Graben 48, 5176 Inden. – b) Juden in der Gemeinde Inden (Frenz, Pier); Leben in den Dörfern der Gemeinde Inden. – c) 1987–1988; seit 1989. – e) S. den Beitrag Xhonneux/Scheuer in diesem Band sowie Anh. II, R. Xhonneux. – f) Träger.

Jüchen

a) Volkskundliches Seminar der Universität Bonn, Am Hofgarten 22 III, 5300 Bonn 1; A. Schrutka-Rechtenstamm. – b) Soziokulturelle Auswirkungen von Dorfum siedlungen im rheinischen Braunkohlerevier (Garzweiler). – c) Seit 1987. – e) S. den Beitrag Schrutka-Rechtenstamm in diesem Band sowie Anh. II, A. Schrutka-Rechtenstamm. – f) Träger.

Jülich

a) Jülicher Geschichtsverein e.V., W. Dovern, Kommstr. 11, 5170 Jülich 1. – b) Jülich 1944–1948. Kriegereignisse und vollständige Zerstörung der Stadt Jülich. – c) 1984. – e) Ausstellung zum »40. Jahrestag der vollständigen Zerstörung der Stadt Jülich« 1984; s. Anh. II, H. Scheuer. – f) Träger.

Kamp-Lintfort

a) Stadt Kamp-Lintfort. – b) Industrialisierung und Bevölkerungsentwicklung in Kamp-

Lintfort ab 1900. – c) 1989–1991. – e) Buch. – f) Stadtarchiv Kamp-Lintfort, Am Rathaus 2, 4132 Kamp-Lintfort.

Kamp-Lintfort

a) Archivkreis des Vereins Linker Niederrhein; A. Spitzner-Jahn. – b) Der 21. November 1944. Ein »schwarzer Dienstag« für Kamp-Lintfort. – c) 1988. – e) Ausstellung und Dokumentation. – f) Archiv des Vereins Linker Niederrhein, Friedrich-Heinrich-Allee 24, 4132 Kamp-Lintfort.

Kamp-Lintfort

a) Archivkreis des Vereins Linker Niederrhein; VHS Kamp-Lintfort. – b) Vom Leben der Menschen in der Altsiedlung. – c) 1986–1987, Auswertung dauert 1990 noch an. – d) Leben der Menschen in der »Kolonie« vom Baubeginn bis zur Währungsreform. – c) Dokumentation geplant. – f) Archiv des Vereins Linker Niederrhein.

Kempen

a) Kreisarchiv Kempen-Krefeld. – b) Der Kreis Kempen-Krefeld 1933–1945. – c) 1970–1972. – d) Verwaltungsgeschichte; Widerstand und Verfolgung. – f) Kreisarchiv Viersen, Thomasstr. 20 (Burg), 4152 Kempen (Slg. Böttges).

Köln

a) Historisches Archiv der Stadt Köln / NS-Dokumentationszentrum, Appellhofplatz 23–25, 5000 Köln 1. – b) Köln 1933–1945. – c) Seit 1983. – d) U. a. jüdisches Schicksal in Köln, Zwangsarbeiter in Köln. – e) Ausstellungen, Publikationen, s. die Beiträge Matzerath und Kussmann in diesem Band sowie Anh. II, H. Matzerath, Jüdisches Schicksal in Köln, Gegen den braunen Strom. – f) Träger.

Köln

a) Historisches Archiv der Stadt Köln, Severinstr. 222–228, 5000 Köln 1. – b) Dokumentation des Kölner Kulturlebens 1945–1959/60. – c) 1990–1995. – d) Erfassung und Erschließung archivischer und privater Materialien, ergänzende Befragung von Zeitzeugen. – e) 1990 Publikation u. Ausstellung über die photokina-Bilderschauen 1950–1980; 1991 gepl. Publ. zu den Kölner Mittwochsgesprächen 1950–1956. – f) Träger.

Köln

a) Historisches Archiv, Außenstelle Porz, Friedrich-Ebert-Ufer 64–70, 5000 Köln 91. – b) Porz und das rechtsrheinische Köln 1933–1945. – c) Seit 1982. – d) U. a. Befragungen von ehem. Luftwaffenhelfern. – f) Träger.

Köln

a) Industrie- und Handelskammer Köln. – b) Wirtschaftliche Situation Kölns während des Zweiten Weltkriegs und nach 1945. – c) 1959–1962. – d) Befragung Kölner Unternehmer. – f) Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv, Unter Sachsenhausen 29–31, 5000 Köln 1.

Köln

a) Köln-Archiv e.V., Glasstr. 80, 5000 Köln 30; Bearb.: Irene Franken, Christiane Kling-Mathey. – b) Politische, soziale und kulturelle Oppositionsbewegungen im Köln der fünfziger Jahre. – c) 1989–1991. – e) Buch. – f) Träger.

Köln

a) Geschichtswerkstatt Ehrenfeld, Eichendorffstr. 4, 5000 Köln 30. – b) Ehrenfeld in der »Stunde Null« 1945. – c) Geplant für 1991. – d) Lebensgeschichten, Wohn- und Arbeitsverhältnisse.

Köln

a) Geschichtswerkstatt Agnesviertel – b) Alltagsgeschichte im Agnesviertel. – c) Seit 1986. – e) Drei Broschüren: Die Entstehung des Agnesviertels – Eine Kindheit im Agnesviertel; Erinnerungen an das Ende der Weimarer Republik und den Beginn des Nationalsozialismus; Die Kriegszeit 1939–1945. – f) Stadtteilarchiv im Bürgerzentrum Alte Feuerwache, Melchiorstr. 3, 5000 Köln 1.

Köln

a) Stadtteilarchiv Köln-Nippes, Bülowstr. 32, 5000 Köln 60. – b) Nationalsozialismus in Köln-Nippes. – c) Fertigstellung ca. 1991/92. – d) Lebensgeschichten, Alltag, Zwangsarbeiter, Kirchengeschichte, kriegsbedingte Veränderungen. – e) Buch, Ausstellung, Videodokumentation. – f) Träger.

Köln

a) Rom e. V. Köln, Bobstr. 6–8, 5000 Köln 1; Karola Fings, Frank Sparing. – b) Geschichte von Sinti und Roma in Köln. – c) 1988–1992. – d) Bes. Verfolgung in der NS-Zeit. – e) Aufsätze, Ausstellung, s. Anh. II, Nur wenige kamen zurück. – f) Träger.

Königswinter

a) Stadt Königswinter; WDR; Bearbeiter: Manfred van Rey, Ralph Giordano. – b) Juden in Königswinter. – c) 1985, 1987. – e) S. Anh. II, M. v. Rey; Film: Ralph Giordano, Die Juden von Königswinter. Geschichte eines Untergangs. – f) Film: WDR.

Königswinter

a) Siebengebirgsmuseum Königswinter / Bonner Geschichtswerkstatt. – b) Geschichte des Petersbergs. – c) 1990. – d) U. a. Lebens- und Arbeitsverhältnisse des Dienstpersonals. – e) Ausstellung; Katalog s. Anh. II, Vom Ringwall; s. den Beitrag Busemann u. a. in diesem Band. – f) Siebengebirgsmuseum Königswinter, Klotzstr. 11, 5330 Königswinter.

Korschenbroich

a) Ev. Kirchengemeinde Korschenbroich und Ev. Jugendakademie Radevormwald; Bearb.: Ute-Helene Becker, Peter Oedinger, Wolfgang Saulheimer. – b) Von der Stadtteilanalyse zur Gemeindekonzeption. Alt- und Neubürger. – c) 1989–1991. – d) Veränderung von Lebenswelt durch den Zuzug von Flüchtlingen / Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg und städtischer Mittelschicht seit 1960. – e) Dokumentation geplant. – f) Ev. Kirchengemeinde, Freiheitsstr. 13, 4052 Korschenbroich 1.

Krefeld

a) Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 4150 Krefeld. – b) Erlebnisse und Stimmungsberichte aus den Kampftagen 1945. – c) 1945–1947. – f) Träger (Best. 70).

Krefeld

a) Stadtarchiv; H. P. Hansen; zus. mit Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit (Renate Storck), Dürerstr. 83, 4150 Krefeld. – b) Krefelder Juden 1933–1945. – c) 1987. – e) S. Anh. II, H. P. Hansen/M. Schumachers. – f) Stadtarchiv Krefeld.

Krefeld

a) Stadtarchiv Krefeld. – b) Euthanasie in Krefeld in der NS-Zeit; Flüchtlinge und Vertriebene 1945–1955. – c) 1989–1991. – f) Träger.

Krefeld

a) Geschichtswerkstatt Krefeld e. V. (Edgar Lüdke), Postfach 1818, 4150 Krefeld. – b) Fremdarbeiter in Krefeld u. a. Projekte. – c) Ab 1986. – b) Ausstellung. – f) Träger.

Mönchengladbach

a) Stadtarchiv Mönchengladbach, Aachener Str. 2, 4050 Mönchengladbach 1. – b) Jüdische Zeitzeugen aus Mönchengladbach erinnern sich. – c) 1989. – e) Videoaufzeichnung. – f) Träger.

Mönchengladbach

a) Stadtarchiv Mönchengladbach und Gleichstellungsstelle der Stadt Mönchengladbach. – b) Frauen in Mönchengladbach von 1945 bis in die fünfziger Jahre. – c) Geplant für 1991/92. – d) Alltag. – e) Geplant: Ausstellung, Dokumentation. – f) Stadtarchiv Mönchengladbach.

Mönchengladbach

a) Erlebnisse des Mönchengladbacher Wilhelm Dieck als Soldat. – e) S. Anh. II, E. Bartholome/E. Müller-Dieck. – f) Stadtarchiv Mönchengladbach.

Mönchengladbach

a) Volkshochschule Mönchengladbach. – b) Nationalsozialismus im Raume Mönchengladbach. – c) 1981–1982. – c) Korrespondenz mit Mönchengladbacher Juden. – f) Stadtarchiv Mönchengladbach.

Mönchengladbach

a) Initiative soziale Sicherheit, Hugo-Preuß-Str. 49, 4050 Mönchengladbach 2; Karl Boland. – b) Lokale Gesundheits- und Sozialpolitik in Mönchengladbach und Rheydt 1929 bis 1936. – c) 1989–1991. – e) Ausstellung, Dokumentation, Katalog s. Anh. II, K. Boland/D. Kowollik. – f) Träger.

Mönchengladbach

a) Schülergruppe des Gymnasiums Neuwerk. – b) Gedenke, daß du ein Deutscher bist!. – c) 1988. – d) Erlebnisse eines Katholiken, einer Protestantin und einer Jüdin in der Zeit des Nationalsozialismus. – e) Broschüre. – f) Stadtarchiv Mönchengladbach.

Mönchengladbach

a) Schülergruppe des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und des Neusprachlichen Gymnasiums. – b) Auf den Spuren der Vergangenheit. – c) 1989. – d) Korrespondenz mit ehemaligen Mönchengladbacher Juden. – e) Broschüre. – f) Stadtarchiv Mönchengladbach.

Moers

a) Stadtarchiv Moers, Altes Rathaus, 4130 Moers 1, in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Moers. – b) Zur Geschichte der Moerser Juden nach 1933. – c) 1989–1991. – f) Archiv der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Moers.

Nettersheim

a) Gemeinde Nettersheim, Kraustr. 2, 5376 Nettersheim. – b) Alltagsgeschichte Nettersheims. – c) 1987–1989. – d) Alltagskultur, bes. Kinderspiele, Brauchtum. – e) S. Anh. II, R. Hupp-Schneider. – f) Träger.

Nettetal

a) Verkehrs- und Verschönerungsverein Hinsbeck. – b) Hinsbeck in der Weimarer Republik und im 3. Reich. – c) 1989. – f) Verkehrs- und Verschönerungsverein Hinsbeck / Kreisarchiv Viersen, Thomasstr. 20, 4152 Kempen 1.

Neukirchen-Vluyn

a) Schüler-AG des Julius-Stursberg-Gymnasiums Neukirchen-Vluyn. – b) Höfe in Neukirchen-Vluyn. – c) In den sechziger Jahren. – f) Julius-Stursberg-Gymnasium, Bruchstr. 12, 4133 Neukirchen-Vluyn.

Neukirchen-Vluyn

a) Revierarbeitsgemeinschaft für kulturelle Bergmannsbetreuung, Essen. – b) Gesprächskreis Bergarbeiterfrauen erinnern sich. – c) Seit 1989. – e) Buch und Ausstellung geplant. – f) Archiv des Museumsvereins / Stadtarchiv Neukirchen-Vluyn, Hans-Böckler-Str. 26, 4133 Neukirchen-Vluyn.

Neukirchen-Vluyn

a) Museumsverein Neukirchen-Vluyn. – b) Postgeschichte Neukirchen-Vluyn. – c) Seit Mitte der fünfziger Jahre bis 1990. – e) Buch und Ausstellung 1991. – f) Archiv des Museumsvereins / Stadtarchiv Neukirchen-Vluyn.

Neukirchen-Vluyn

a) Museumsverein Neukirchen-Vluyn. – b) Fremdarbeiter in Neukirchen-Vluyn 1939–1945. – c) 1988–1991. – e) Buch und Ausstellung 1991, s. Beitrag Pechmann in diesem Band. – f) Stadtarchiv Neukirchen-Vluyn bzw. Archiv des Museumsvereins.

Neuss

a) Kreisarchiv Neuss, Schloßstr. 1, 4047 Dormagen 5 (Zons); s. auch Dormagen Stadtarchiv. – b) Kreis Neuss 1945–1975 (ein Kreis im Umbruch). – c) Ab 1990. – d) Politik und Verwaltung, sozio-ökonomische Rahmenbedingungen. – e) Monographie. – f) Träger.

Neuss

a) Stadtarchiv Neuss, Oberstr. 15, 4040 Neuss 1. – b) Alltagsgeschichte der NS-Zeit in Neuss. – c) 1985–1988. – e) S. den Beitrag Kauffels in diesem Band sowie Anh. II, S. Kauffels. – f) Träger.

Oberbergischer Kreis

a) Museum des Oberbergischen Kreises, Schloß Homburg, 5223 Nümbrecht. – b) Frauenleben in Oberberg. – c) 1989–1991. – d) Heimarbeiterinnen, Textilarbeiterinnen, Hebammen, Landfrauen, Schulwesen, Unternehmerinnen, Adelsfrauen, Malerinnen. – e) Ausstellung und Katalog. – f) Träger.

Oberhausen

a) Stadt Oberhausen, Amt 41, Projekt Sozialgeschichte. – b) Erinnerungen Oberhausener Widerstandskämpfer. – c) 1979–1982. – d) Gewerkschafter im Zweiten Weltkrieg und nach 1945. – e) Broschüre: Oberhausener Widerstandskämpfer erinnern sich an den Wiederaufbau. – f) Träger.

Oberhausen

a) Stadt Oberhausen, Amt 41, Projekt Sozialgeschichte, und VHS Oberhausen. – b) Antifaschistischer Widerstand in Oberhausen. – c) 1985. – e) S. Anh. II, I. Kreuzenbeck u. a. – f) Asso-Verlag Oberhausen und Projekt Sozialgeschichte.

Oberhausen

a) Gedenkhalle der Stadt Oberhausen; Ingrid Burke. – b) Als der Krieg ausbrach – Erinnerungen und persönliche Einschätzungen zum Kriegsbeginn. – c) 1989. – e) Ausstellung »1. 9. 1980 – 50 Jahre danach«, Dokumentation zum 1. 9. 1939. – f) Träger und Stadtarchiv, Schloß, 4200 Oberhausen.

Oberhausen

a) Rheinisches Industriemuseum, Hansastr. 18, 4200 Oberhausen; C. Bruch. – b) Arbeit in der Zinkfabrik Altenberg. – c) 1989–1990. – e) Ausstellung. – f) Träger.

Oberhausen

a) SPD-Unterbezirk Oberhausen und VHS Oberhausen. – b) Politischer Widerstand in

Oberhausen. – c) 1980–1982. – e) S. Anh. II, M. Zimmermann, Gegen den Nationalsozialismus. – f) SPD-Unterbezirk, Friedensplatz, 4200 Oberhausen.

Ratingen

a) Stadtarchiv Ratingen, Mülheimer Str. 47, 4030 Ratingen. – b) Frauengeschichte in Ratingen. – c) 1989–1990. – e) Buch. – f) Träger.

Remscheid

a) Freie Jugendarbeit Remscheid Mitte e.V., Honsberger Str. 2, 5630 Remscheid, und Stadtarchiv Remscheid. – b) Wie alles anfang. Jüdisches Leben in Remscheid. – c) Beginn 1990. – e) Videofilm. – f) Stadtarchiv Remscheid, Honsberger Str. 4, 5630 Remscheid 1.

Remscheid

a) DGB-Ortskartell Remscheid in Verbindung mit dem Stadtarchiv und der Volkshochschule Remscheid. – b) Stammtisch der Erinnerung. – c) Seit 1988. – d) Lebensberichte von Gewerkschaftlern, insbes. von ehem. Remscheider Betriebsratsvorsitzenden aus der Zeit von etwa 1930–1960. – e) Videofilm, Ausstellung, histor. Kalender. – f) Archiv des DGB-Ortskartells Remscheid; Übernahme durch das Stadtarchiv Remscheid geplant.

Remscheid

a) Deutsches Werkzeugmuseum, Cleffstr. 2–6, 5630 Remscheid. – b) Senioren im Museum. – c) Seit 1986. – d) Alltag in Remscheid. – f) Träger.

Rheinberg

a) Stadtarchiv Rheinberg; Heinz Janssen. – b) Geschichte, Geschichten und Geschichtchen aus Orsoy. – c) 1985. – d) Begebenheiten in und um Orsoy. – e) Veröffentlichung anlässlich der Siebenhundertjahrfeier Orsoys. – f) Stadtarchiv Rheinberg, Kirchplatz 10, 4134 Rheinberg 1.

Rheinberg

a) Stadtarchiv Rheinberg; Heinz Janssen und Hans-Theo Mennicken. – b) Vom Rhinberkerse Fasteloowend. – c) Bis 1990. – d) Bräuche im Rheinberger Karneval. – e) Buch: Schriften d. Stadt Rheinberg zur Geschichte u. Heimatkunde Bd. 3. – f) Stadtarchiv Rheinberg.

Rheinberg

a) Stadtarchiv Rheinberg; Heinz Janssen. – b) Die jüdischen Familien in Rheinberg und Orsoy und ihr Schicksal im Dritten Reich; Erinnerung an eine Schreckenszeit. Rheinberg 1933–1945–1948. – c) 1982; 1987–1988. – e) Dokumentation; Buch: Schriften d. Stadt Rheinberg zur Geschichte u. Heimatkunde Bd. 1. – f) Stadtarchiv Rheinberg.

Rheurdt

a) Gemeinde Rheurdt; Theo Mäschtig. – b) Die Rheurdter Juden. – c) 1987–1988. – e) Buch. – f) Gemeindearchiv Rheurdt, Rathausstr. 35, 4137 Rheurdt.

Solingen

a) Stadtarchiv Solingen, Gasstr. 22 b, 5650 Solingen. – b) Änne Wagner. – c) 1983–1984. – d) Lebensgeschichte einer oppositionellen Kommunistin 1925–1935 (1945). – e) S. Anh. II, Ä. Wagner. – f) Träger.

Solingen

a) Stadtarchiv Solingen. – b) Solingen im Krieg 1939–1945. – c) 1989. – e) Ausstellung. – f) Träger.

Solingen

a) Presse- und Informationsamt der Stadt Solingen. – b) Solinger Lieferfrauen. – c) 1987–1988. – d) Alltag und Feste der Lieferfrauen, die Stahlwaren vom Fabrikanten zum Handwerker

und zurück transportierten. – e) Ausstellung, Dokumentation, Film. – f) Stadtarchiv Solingen; Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Solingen (Film).

Solingen

a) Stadtarchiv Solingen; Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Solingen. – b) Fa. Kieserling & Albrecht. – c) 1987. – d) Arbeitererfahrungen. – e) Publikation. – f) Stadtarchiv Solingen.

Solingen

a) Stadtarchiv Solingen; Manfred Krause. – b) Lebensberichte von Menschen aus der Arbeiterbewegung des bergischen Landes. – c) 1978–1981. – f) Stadtarchiv Solingen.

Solingen

a) Presse- und Informationsamt der Stadt Solingen. – b) Geschichte der Solinger Hofschafoten. – c) 1989–1991. – d) Lebensgeschichten. – e) Ausstellung, Dokumentation. – f) Stadtarchiv Solingen.

Solingen

a) Hilmar Kaiser. – b) Interviews mit nationalsozialistischen Aktivisten / Funktionären über die Zeit des Nationalsozialismus. – f) Stadtarchiv Solingen.

Solingen

a) Freie Universität Berlin, Institut für Soziologie. – b) Lebenslauf und Regionalgeschichte. – c) 1980–1981. – d) Arbeitsplatzsicherung in Solingen. – e) Ausstellung, Dokumentation. – f) Stadtarchiv Solingen.

Solingen

a) Jochen Putsch. – b) Arbeitsbedingungen in der Schneidwarenindustrie 1930–1960. – c) 1986. – e) S. Anh. II, J. Putsch. – f) Stadtarchiv Solingen.

Solingen

a) Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Solingen, Merscheider Str. 289–297, 5650 Solingen-Merscheid; Karin Weingartz-Perschel. – b) Weibliche Beschäftigte in der Schneidwarenindustrie. – c) Ab 1990. – f) Träger.

Viersen

a) Gunnar Schirrmacher, Richard-Wagner-Str. 8, 4057 Brüggen 1 / Gymnasium Dülken. – b) Alltag im Zweiten Weltkrieg in Dülken; Flüchtlinge in Dülken; Fremdarbeiter in Dülken. – c) 1982/83; 1988/89; ab 1991. – e) Publikationen s. Dülken, s. Flüchtlinge. – f) Träger.

Wegberg

a) Stadtarchiv Wegberg; Archivberatungsstelle Rheinland. – b) Arbeit und Freizeit in der Weimarer Republik; Beeckbach und Schwalm – damals und heute. – c) 1988–1989. – e) Zwei Ausstellungen; Publikationen s. Anh. II, Arbeit und Freizeit, Bilder aus vergangenen Tagen. – f) Stadtarchiv Wegberg, Bahnhofstr. 3, 5144 Wegberg.

Wesel

a) Stadtarchiv Wesel, Klever-Tor-Platz 1, 4230 Wesel; Jutta Prieur-Pohl. – b) Margarethe Brandenstein-Zandy. – c) Seit 1989. – d) Lebensgeschichte. – f) Träger.

Wesel

a) B. Baumgart; K. Heitkamp, Wesel. – b) Juden in der NS-Zeit in Wesel. – c) 1986. – e) S. Anh. II, B. Baumgart / K. Heitkamp. – f) Zum Teil im Stadtarchiv Wesel.

Wesseling

- a) Stadtarchiv Wesseling, Rathausplatz, 5047 Wesseling. – b) Interviews zur Ortsgeschichte. – c) 1986–1988. – d) Ersatzüberlieferung, überwiegend zu den Jahren 1900–1949; Lebensgeschichten. – e) S. den Beitrag Böcker in diesem Band. – f) Träger.

Windeck

- a) Archiv des Rhein-Sieg-Kreises, Kaiser-Wilhelm-Platz 1, 5200 Siegburg (federführend). – b) Gedenkstätte »Landjuden an der Sieg« in Windeck-Rosbach. – c) Seit 1989. – d) Erarbeitung einer Dauerausstellung in einem ehem. jüdischen Anwesen unter starker Beteiligung der Stifterin und weiterer Ortsbewohner.

Wuppertal

- a) Medienzentrum Wuppertal, Obergrünewalder Str. 25, 5600 Wuppertal 1, Hans-Werner Robke. – b) Zeitzeugen, Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus. – c) 1984–1986. – e) Ausleihbare Videofilme. – f) Träger.

Wuppertal

- a) Bernhard Wengerek, Höhenstr. 8 a, 5600 Wuppertal, im Auftrag der Landesarbeitsgemeinschaft »Arbeit und Leben« DGB / VHS, Mintropstr. 20, 4000 Düsseldorf 1. – b) Der Widerstand aus der Arbeiterbewegung gegen den Hitlerfaschismus und die Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse 1935–1936. – c) 1988–1990. – e) Ausstellung und Medienpaket.

Wuppertal

- a) Bergische Universität GHS Wuppertal, Gaußstr. 20, 5600 Wuppertal 1; Prof. Dr. G. van Norden. – b) Anpassung oder Widerstand in Wuppertal. – c) 1980. – d) Sozialdemokraten, Kommunisten und Juden unter dem NS-Regime. – e) S. Anh. II, B. Flenker. – f) Träger.

Wuppertal

- a) Universität Dortmund, Historisches Institut, Emil-Figge-Str. 50, 4600 Dortmund 50; Prof. Dr. Klaus Goebel. – b) Einzelinterviews, u. a. zur Geschichte Wuppertals. – c) Seit 1962. – e) S. Anh. II, K. Goebel. – f) Träger.

Xanten

- a) Heimat- und Bürgerverein Marienbaum, Milchstr. 24, 4232 Xanten-Marienbaum. – b) Ein Dorf an der Front. Marienbaum erinnert sich. – c) 1986–1989. – d) Kriegsergebnisse in und um Marienbaum vom Herbst 1944 bis zum Frühjahr 1945. – e) S. den Bericht Lehmann in diesem Band sowie Anh. II, G. Elbin. – f) Träger.

Xanten

- a) Stiftsgymnasium; Roman Stay. – b) Juden in Xanten. – c) 1990. – e) Geplant: Aufsatz. – f) Stadtarchiv Xanten, Rathaus, 4232 Xanten.

Verzeichnis der MitarbeiterInnen:

- Dr. Barbara Becker-Jákli, Meerfeldstr. 28, 5000 Köln 60
Winfried Böcker, Liblarer Str. 70, 5040 Brühl
Wilfried Busemann, Hans-Christian Dreßel, Dieter Remig, Bonner Geschichtswerkstatt, Kölnstr. 198, 5300 Bonn 1
Dr. Petra Clephas-Möcker, Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik (Frauenforschung), Postfach 8640, 4800 Bielefeld 1 / Zur Alm 22, 4901 Hiddenhausen
Marie-Theres Deußen, Stadtarchiv Goch, Postfach 6, 4180 Goch 1
Dr. Peter Dohms, Am Kamberg 9, 4005 Meerbusch 3
Dr. Albert Eßer, Archivberatungsstelle Rheinland, Abtei Brauweiler, 5024 Pulheim 2
Dr. Manfred Faust, Stadtarchiv Hürth, Weierstr. 4, 5030 Hürth
Hildegard Ginzler M. A., Amt für Rheinische Landeskunde, An der Elisabethkirche 25, 5300 Bonn 1
Hendrik Graf, Rheinische Landeslinik Düren, Meckerstr. 15, 5160 Düren
Hans-Joachim Henke M. A., c/o Rheinland-Verlag, Abtei Brauweiler, 5024 Pulheim 2
Prof. Dr. Peter Hüttenberger, Universität Düsseldorf, Historisches Seminar Abt. Neuere Landesgeschichte, Universitätsstr. 1 (Geb. 23.31), 4000 Düsseldorf 1
Dr. Dieter Kastner, Archivberatungsstelle Rheinland, Abtei Brauweiler, 5024 Pulheim 2
Susanna Kauffels M. A., Stadtarchiv Neuss, Oberstr. 15, 4040 Neuss 1
Dr. Uwe Kleinert, NRW Hauptstaatsarchiv, Schloß Kalkum, 4000 Düsseldorf 31
Dr. Kristina Krallmann, Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik (Frauenforschung), Postfach 8640, 4800 Bielefeld 1 / Uhlandstr. 6, 4905 Spenge
Andreas Kussmann M.A., Scheurenstr. 18, 4000 Düsseldorf 1
Norbert Lambert, Bettina Bouresh, Martina Wirtz, Rheinisches Industriemuseum Außenstelle Euskirchen, Obere Burg, 5350 Euskirchen-Kuchenheim
Michael Lehmann, Heimat- und Bürgerverein Marienbaum, Uedemerfelder Weg 45, 4182 Uedem
Reinhard Mann (†)
Dr. Horst Matzerath, NS-Dokumentationszentrum EL-DE-Haus, Appellhofplatz 24–25, 5000 Köln 1
Michael Messmann, Stadtarchiv Korschenbroich, Arndtstr. 27, 4052 Korschenbroich 1
Dr. Arie Nabrings, Stadtarchiv Viersen, Wilhelmstr. 12, 4060 Viersen 1
Heinz A. Pankalla M. A., Stadtarchiv Dormagen, Postfach 100120, 4047 Dormagen 1

Dr. Alexander v. Plato, FernUniversität Hagen, Fachbereich Erziehungs-, Geistes-
u. Sozialwissenschaften, Postfach 940, 5800 Hagen

Peter Pechmann, Stadtarchiv Neukirchen-Vluyn, Hans-Böckler-Str. 26, 4133 Neu-
kirchen-Vluyn

Manfred Pricha M. A., NRW Hauptstaatsarchiv, Schloß Kalkum, 4000 Düssel-
dorf 31

Dr. Martin Rüter, Limburger Str. 22, 5000 Köln 1

Dr. Bernd-A. Rusinek, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Historisches
Seminar Abt. Neuere Landesgeschichte, Universitätsstr. 1 (Geb. 23.31), 4000
Düsseldorf 1

Helmut Scheuer, Geschichtsverein der Gemeinde Inden, Victor-Gollancz-Str. 1,
5170 Jülich

Dr. Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, Volkskundliches Seminar der Universität
Bonn, Am Hofgarten 22 III, 5300 Bonn 1

Erhard Stang, Stadtarchiv Hürth, Weierstr. 4, 5030 Hürth

Dr. Helmut Vogt, Nonnenpfad 57, 5300 Bonn 3

Dr. Peter K. Weber, Archivberatungsstelle Rheinland, Abtei Brauweiler, 5024
Pulheim 2

Dr. Wolfgang Franz Werner, Archivberatungsstelle Rheinland, Abtei Brauweiler,
5024 Pulheim 2

Renate Xhonneux, Am Alten Graben 48, 5176 Inden

Dr. Michael Zimmermann, Alte Synagoge Essen, Steeler Str. 29, 4300 Essen 1

